This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

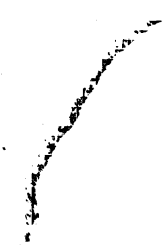
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07496662 7



Fried. v. Schlegel's

sämmtliche Werke.

Zweite Original-Ausgabe.

3

Dritter Band.

Wien.
Im Verlage bei Ignaz Klang.
1846.

NFG.
46,8 C

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Studien
des
classischen Alterthums.

Erster Theil.

Vorwort.

Als ich mit dieſer Geſchichte der griechiſchen Dichtkunſt auftrat, wovon ich die vollendete Bearbeitung nur bis in das lyriſche Zeitalter habe fortführen können, war eben damahls und zu gleicher Zeit mit jenem Unternehmen die ſkeptiſche Anſicht über die dichteriſche Sage und älteſte Poeſie mit der ſiegreichen Klarheit des gelehrteſten kritiſchen Scharfſinns aufgeſtellt worden. Wie wäre es möglich geweſen, ſo überwiegenden Gründen kein Gehör zu geben? Gleichwohl war in jener Kritik der homeriſchen Geſänge von den neuen Chorizonten nur Eine Seite des Gegenſtandes berührt und durchgeführt; und wie unbefriedigend dieſe einſeitige Erforſchung noch für das Ganze bleibe, mußte mir beſonders auf dem künſtleriſchen Standpunkte ſehr deutlich einleuchten, den ich nach dem Vorbilde Winkelmanns, in ſeiner Geſchichte der bildenden Kunſt, obwohl auf anderm und eignem Wege, für meine Betrachtung in dieſem Werke mir zum Ziele geſetzt hatte. Für das Ganze der Alterthumskunde kann eben nur durch die Wiſſenſchaft der Mythologie ein vollſtändiges Licht, und eine befriedigende Grundlage gefunden werden, *ſo wie Creuzer dieſelbe* ſeitdem, ſoll ich ſagen, neu be-

gründet, oder richtiger ausgedrückt, mit umfassendem Geiste in ihre alte Würde wieder hergestellt hat. Daran fehlte es damahls, als ich mit diesem Werke auftrat, noch ganz. Auf der einen Seite wurden alle mythologische Ueberlieferungen und Meinungen, mit gelehrtem Sammler-Fleiß, aber ohne hinreichende Kritik, und auch ohne alles Verständniß der tiefern symbolischen Bedeutung in unzulänglichen Handbüchern und den üblichen Commentaren ausgeschüttet. Diesem unkritischen Gewohnheitsvortrage der Mythologie, wie er aus der bloßen Tradition der ältern Zeit und Schule herstammte, mit einigen Grundsätzen der neuen Exegese verwebt, stellte sich nun von der andern Seite eine ganz verneinende und bloß verwerfende Ansicht entgegen, die eben darum nicht einmal skeptisch genannt zu werden verdient, und um so weniger kritisch genügend sein konnte, da sie ohne alle Kenntniß und Einsicht in das Wesen der symbolischen Dichtung und Sprache, ja ohne allen Sinn dafür, mithin ganz ohne Sachkenntniß unternommen war.

So standen die Sachen in der Alterthumswissenschaft, als der Anfang dieses unvollendet gebliebenen Werks erschien. So sehr ich nun damahls geneigt war, auch alle Gegenstände der Mythologie mit der gleichen kritischen Strenge und mit einem skeptischen Mißtrauen zu betrachten; so wird der Leser doch leicht bemerken, wie sehr ich es empfunden, und an manchen Orten hervorgehoben, wo sich eine Hindeutung auf das tiefere symbolische Verständniß irgend auf meinem Wege von selbst darbot.

Und wenn diese Arbeit, ihrer vielen Mängel ungeachtet, die bei solchem Gegenstande, und in diesem Alter kaum ver*meidlich waren*, dennoch von den Ersten und bedeutendsten

Gelehrten in dieser Wissenschaft der Alterthumskunde günstig aufgenommen worden ist; so verdankt sie dieß wohl dem Umstande, daß sie ganz nach dem Einen rein künstlerischen Standpunkte entworfen, und daß dieser so streng darin durchgeführt worden. Dieser künstlerische Standpunkt aber, der in der griechischen Alterthumswissenschaft gewiß am rechten Orte ist, und als solcher sich immer behaupten wird, tritt hier als ein für sich bestehender hervor, ganz unabhängig von jener kritischen Forschung, welche damahls alles skeptisch erschütterte, und auch geschieden von dieser symbolischen Wissenschaft, welche Deutscher Geist und Tiefsinn seitdem neu wieder aufgestellt hat; obwohl er jene vielfältig berührt, und zum richtigeren Verständniß derselben führt, zu dieser aber überall leicht den Uebergang gewährt.

Und so mag das Werk auch noch jetzt, zwischen beiden Ansichten, zwischen der ältern und der neuen Zeit und Schule, in der Mitte stehend, da es nur auf der künstlerischen Erkenntniß des Alterthums beruht, wohl bei denen einige Liebe und eine günstige Aufnahme finden, welche sich der gleichen Grundlage des innern Sinns, im lebendigen Gefühl für die ewigen Urbilder des Schönen, erfreuen.

I.

Geſchichte

der

epiſchen Dichtkunſt der Griechen.

I.

Geſchichte

der

epiſchen Dichtkunſt der Griechen.

Dunkel umhüllt nicht bloß die früheſten Anfänge der helleniſchen Poeſie, deren Erfolg in allen Künſten erſt in den reiferen Erzeugniſſen ſichtbar wird, die durch ihre feſte Geſtalt ſchon dauern können. Selbſt die älteſten Geſänge der Hellenen, welche ſich Kraft ihrer Vortrefflichkeit wirklich erhalten haben, treten nur wie einzelne helle Geſtalten aus der Nacht des Alterthums hervor.

Unſer Wiſſen iſt nichts, wir horchen allein dem Gerüchte.

Ihre Herkunft iſt uns verborgen; und die ſonſt ſo vieles erzählende Sage pflegt nur über die Geſchichte ihrer eignen Entſtehung und Verbreitung zu ſchweigen. Aber auch die Schriften geben keine Antwort, wie ſchon Platon klagt. Man fragt ſie oft vergeblich grade nach dem Wiſſenswürdigſten von den Verhältniſſen der Kunſt in den vergleichungsweiſe bekannteſten Zeitaltern. Die höchſten Urbilder ſtehen nicht ſelten da, wie Bruchſtücke einer untergegangenen Welt.

Länger als wir zu glauben pflegen, vertrat mündliche Ueberlieferung bei den Hellenen die Stelle ſchriftlicher Urkunden; und mehr als wir uns denken können, fehlte es den Alten, ſelbſt während der Reife ihrer Alterthumskunde, an Hülfsmitteln, Antrieben und Einſichten, ihre eignen Sagen ſo zu ſichten und zu prüfen,

wie es geschehen sollte. „Denn die Menschen," sagt Thukydides [1]), der unter allen hellenischen Geschichtskünstlern am schärfsten zweifelt und urtheilt, „nehmen die Sagen der Vorfahren, auch einheimische, ohne Prüfung an. Die Meisten scheuen die Mühe des Untersuchens so sehr, daß sie lieber zu dem Nächsten greifen. Was die Dichter besangen, haben sie verschönert; und die Darstellung der Redekünstler war mehr auf den Beifall, als nach der Wahrheit eingerichtet. Vieles gilt, was mit der Zeit unglaublich ins Wunderbare angewachsen ist."

Nur eine unerschütterliche Wahrheitsliebe kann den Alterthumsforscher durch dieses Labyrinth so verschiedner Sagen, Ansichten und Meinungen zum Ziel führen. Er muß es, wie Sokrates, schon für einen Gewinn achten, zu wissen, daß er nichts wisse. Strenge gegen sich selbst, soll er immer bereit sein, der Wahrheit auch die liebste und eigenste Meinung aufzuopfern. Er soll, wie Pindaros fordert, „auf grabem Wege wandeln mit Kraft und Geschick." Dieser Weg ist eine schmale Mittelstraße:

Willst du Charybdis meiden, so fasset dich Scylla.

In der Alterthumskunde sind abschneidende Verdammungsurtheile, wie eines Richters, so gefährlich wie unbedingter Glauben an die Ueberlieferung. Die Wahrheiten der Kunstgeschichte lassen sich nicht entscheiden, wie ein Rechtshandel; noch die Gründe so baar aufzählen, wie in der Größenlehre. Alles beruht auf unzähligen Kleinigkeiten. Nichts ist unwichtig, denn nichts ist einzeln. Hier gilt es recht eigentlich, was der treuherzige Hesiodos lehrt:

Denn, wenn noch so Geringes zu noch so Geringem du legest,
Und dieß häufiger thust, bald wird ein Großes auch hieraus.

Ja oft ist eben das Wichtigste ein Etwas, was sich dem leisesten Gefühl beinah entzieht.

Darum muß der Alterthumsfreund auch das Bruchstück eines Bruchstücks heilig halten, und auch bei der fast verloschnen Spur mit Andacht verweilen. „Liebe lehrt" nicht bloß, wie Sappho singt, „die Kunst" selbst; sondern muß auch den Geschichtsforscher

[1]) *Thuc. I. 20. 21.*

derselben beseelen. Nicht Vorliebe für dieses und jenes, sondern Liebe zur Kunst, zum Urbildlichen selbst, zum gesammten Alterthum; das ist das Erste, und den Geist des Ganzen zu fassen, ist das Höchste. Nur durch die stete Rücksicht auf den vollständigen Zusammenhang unterscheidet sich die Vermuthung von der willkührlichen Erdichtung. Zur allgemeinen Uebersicht ist aber umfassende und genaue Gelehrsamkeit noch nicht hinreichend. „Durch Vielwisserei lernt man, wie Herakleitos sagt, noch keine Vernunft.“ Und die Vernunft fordert hier nichts leichtes; die Wahrnehmungen des künstlerischen Gefühls nähmlich streng zu bestimmen und begriffsmäßig zu ordnen, und auch in dem Gange des menschlichen Geistes und in der Entwicklung der menschlichen Künste die nothwendigen Naturgesetze aufzufinden. Vornähmlich aber muß jeder, der die alte Poesie ganz kennen und verstehen will, mit allen urbildlichen Schriften des Alterthums jeder Art und jeder Zeit so innigst vertraut sein, wie die großen Alexandrinischen Kunstrichter es waren; sie immer von neuem durchforschen, und gleichsam mit ihnen leben. Das ist die Grundlage dieser Wissenschaft.

Erſtes Kapitel.

Von den Orgien und Myſterien der orphiſchen Vorzeit, und den verſchiedenen Meinungen der Alten darüber.

Alle gottesdienſtlichen Handlungen der Hellenen wurden mit feſtlicher Freude verrichtet, einige mit, andre ohne Muſik, theils myſtiſch, theils nicht [2]). Tanz und Geſang war die Seele der helleniſchen Feſte; wo Gebräuche ſind, ſind auch Sagen, und Sagen wurden bei dieſem Volke zu Gedichten. Daher gab es unter den Hellenen eine eigne, der Sage und angenommenen Meinung nach uralte, myſtiſche Poeſie, als deren Haupt eine allgemeine Sage den Orpheus nennt, den Vater der Poeſie [3]), den Stifter der Myſterien [4]). Platon unterſcheidet [5]) die Geheimlehren und Weiſſagungen des Orpheus und Muſäus ſehr beſtimmt von der ſpätern Dichtart des Homeros und Heſiodos. Eben ſo Horatius in einer Schilderung der älteſten Dichterweisheit:

> Heilig und gottgeſandt, trieb Orpheus hinweg von der ſchnöden
> Lebensweiſe, vom Mord die wälderdurchirrenden Menſchen.
> Darum hieß es, er zähme die wüthenden Löwen und Tiger;
> Hieß vom Amphion auch, der die Burg von Thebä gegründet,
> Steine hab' er bewegt mit dem Klange der Zither, und ſchmeichelnd
> Hin ſie geführt, wo er wollte; das war die älteſte Weisheit. —
> So ward Ruhm und Nahme den göttlichen Sehern und ihren
> Liedern zu Theil 6).

Orgiasmus, feſtliche Raſerei in geſetzlichen Gebräuchen, die einen geheimen heiligen Sinn umhüllt, war ein weſentlicher Be-

---

[2]) Strab. libr. X. 716. ed. Cas. 1707. [3]) Pind. Pyth. IV. 314. [4]) *Aristoph.* Ran. 1032. [5]) Protag. III. p. 99. ed. Bip. [6]) Ep. *ad Pis. 391. seq.* Ueberſetzt von Aug. Wilhelm Schlegel.

standtheil des mystischen Götterdienstes. So ward Zeus und Dionysos zu Kreta verehrt [7]). So beschreibt Strabo die enthusiastischen und bacchischen Priester uralter Vorzeit, die unter kriegerischem Tanz, durch Geräusch und Getöse, mit Trommeln, Cymbeln, Waffen, Trompeten und mit wildem Geschrei während der heiligen Handlung alles mit Schrecken erfüllten [8]). Wir müssen uns diese Musik, welche die mystischen Tänze, Gesänge und Gebräuche begleitete, beinahe nur als ein rhythmisches Getöse denken, welches durch trunkne Begeisterung Wohllaut und gesetzmäßige Schönheit zu ersetzen suchte. Aristoteles sagt, es sei allgemein anerkannt, daß die Melodien des Olympos die Gemüther mit Enthusiasmus anfüllen [9]); der Charakter der phrygischen Harmonie sei orgiastisch und leidenschaftlich [10]). Die Melodien des Phrygiers Olympos hätten sich, heißt es beim Platon [11]), durch ihre begeisternde Göttlichkeit bis auf die damahlige Zeit erhalten.

Das Gemählde des Lucretius [12]) von dem Dienst der Cybele ist so kräftig, daß dieß Eine Beispiel die Eigenheit der ganzen Gattung hinreichend darstellen und zugleich lehren kann, wie man mystische Gebräuche zu deuten pflegte.

Darum heißt sie zugleich die große Mutter der Götter,
Unsres Leibes Erzeugerin auch, und Mutter des Wildes.
Weislich sangen von ihr die alten Dichter aus Hellas,
Frei in den Höhen führe, mit Löwen bespannt, sie den Wagen, —
Thiere des Raubes gesellten sie ihr, weil Pflege der Eltern
Jegliche Brut, wie wild sie auch sei, doch siegend besänftigt.
Und sie umgaben ihr Haupt mit einer Krone von Mauern,
Weil sie Städte trägt, an erhabnen Orten befestigt.
Also mit Schmucke begabt, wird durch die geräumigen Lande
Schauerbringend geführt das Bild der göttlichen Mutter.
Pauken donnern von Schlägen der Hand, da rauschen die hohlen
Cymbeln darein, und es droht das Getön rauhstimmiger Hörner,
Und die Gemüther stachelt in Phrygischen Weisen die Pfeife.

---

[7]) Strab. X. 716—726. loc. class. [8]) ib. 718. Cfr. Heyne de sacris cum furore peractis. [9]) Polit. VIII. 5. [10]) Polit. VIII. 7. [11]) Min. tom. VI. 134. [12]) Lucr. II. 598—643. Uebersetzt von *Aug. Wilh. Schlegel.*

Waffen auch schwingen sie an, die Zeichen verheerenden Grimmes,
Welch' undankbare Seelen, die frevelnden Herzen des Pöbels,
Stürzen können in Graun vor dem Wink der mächtigen Göttin.
Wenn sie daher zuerst in prangende Städte hineinfährt,
Schweigend mit stillem Gruß die Menschensöhne beglückend,
Streuen sie Silber und Erz auf alle Pfade des Weges,
Mit bereichernder Gabe sie ehrend; beschnein mit der Rose
Blumen sie, schatten die Mutter und ihre begleitenden Haufen.
Dann die bewaffnete Schaar, der Hellene nennt sie Kureten,
Aus dem Phrygierland, sie spielen verschlungene Reihen,
Hüpfen des Blutes froh, in gemeßnen Sprüngen, und schütteln
Rasch mit dem Schwunge des Hauptes die furchtbaren Büsch' auf den Helmen.
Jenen Diktäer-Kureten nun gleichen sie, welche das Wimmern
Jupiters einst, wie die Sag' erzählt, auf Kreta verbargen,
Als um den Knaben rings in dem hurtigen Tanze die Knaben,
Schön bewehrt, nach dem Maaß die Erze schlugen an Erze:
Daß Saturnus ihn nicht mit gierigen Zähnen zermalmte,
Und unheilbare Wunden senkt' in den Busen der Mutter. —

Eben so ausschweifend in wilder Begeisterung wie dieser Götterdienst selbst, war auch die mystische Poesie, in der Kühnheit ihrer sinnlichen Bildersprache. Orpheus, sagt Isocrates [13]), der vorzüglich den Göttern Unsittlichkeiten angedichtet habe, sei zur Strafe dafür zerrissen worden. Diogenes [14]) zweifelt, ob man den Orpheus, welcher das schändlichste, was nur selten den Mund der Menschen befleckt, den Göttern ohne Maaß andichte, einen Philosophen nennen könne. Noch sinnlicher als selbst Homeros und Hesiodos mahlte Musaeos das Glück der Seligen in der Unterwelt, indem er eine ewige Trunkenheit als den schönsten Lohn der Tugend darstellte [15]). Platon [16]) erwähnt unter den geheimen Gesängen zwei auf den Eros, deren einer sehr unzüchtig sei.

Der Sohn der Natur denkt sich alles belebt, und der Hellene übertrug ja noch auf der größten Höhe der Wissenschaft, welche er erreicht hat, die Gesetze und die Eigenschaften der le-

[13]) Busir. p. 171. ed. Batt. [14]) Prooem. 3. [15]) Plat. Resp. VI. 918. [16]) Phaedr. X. 333.

benden Natur auf die leblose und sogar auf die denkende; eine allgemeine und in dem Wesen seiner lebendigen Bildung selbst gegründete Verwechslung, die viele Paradoxien der alten Denkart und Bildung erklärt. Die Wirksamkeit der Kräfte erschien seiner Einbildung als eine thierische Zeugung; ihre Wechselwirkung als ein Kampf. Da es nun, wie Herodotos [17]) bemerkt, den Hellenen eigen war, die Götter menschlich gestaltet zu glauben; so mußte ihr Geist auf die unsittlichsten und ausschweifendsten Dichtungen verfallen, indem er sich die Veränderungen der Natur als Handlungen der Götter darstellte. Auch ist es natürlich, daß die erste Ahnung des Unendlichen den plötzlich erwachten Geist nicht so sehr mit froher Verwunderung als mit grauenvollem Erstaunen und Entsetzen erfüllt. Erschrocken schaudert er von der feindlichen Kraft zurück, deren Anstoß ihn zum Bewußtsein weckt und deren Wiederhall er in der eignen Brust nachtönend mitempfindet, so lange ihm das Gotteslicht versagt oder unbekannt ist, welches allein den Abgrund der Natur mit seinem milderen Scheine sanfter zu erhellen vermag. Das lebendige Bild unbegreiflicher Allmacht mußte den noch rohen Menschen wie betäubt niederwerfen, oder nur zu einer Raserei, die durch ihre Beziehung heilig schien, erheben. Es ist nicht befremdend, daß, zumahl unter einem heißen Himmel, die Begeisterung eines geheimnißvollen Gottesdienstes so oft in selbstzerfleischende Wuth ausartete. Die höchste Leidenschaft verletzt gern sich selbst, um nur zu wirken, und sich der überflüßigen Kraft zu entledigen. Durch ein eben so natürliches Mißverständniß hielt die kindliche Vernunft, ihre Ahnungen des Unbegreiflichen für Geheimnisse, die nur dem Gereinigten und Geweihten offenbart werden dürften, dem gemeinen Haufen aber verborgen bleiben müßten, von welchem es den Eingeweihten, sich in priesterlichen Stolz streng abzusondern, schon frühzeitig gefiel. Es blieb fortan ein Charakterzug der hellenischen Bildung, neben der dichterischen Sage und sinnlichen Dichtung, die fürs Volk galt, die wahre Lehre als ein Geheimniß für die auserlesene Zahl der Eingeweihten zurück zu halten. Selbst bei den helleni-

[17]) Lib. I. *cap. 131.*

schen Weisen bemerkt man diesen vorwaltenden Hang zum Geheimniß auch in der Wissenschaft, nach Art der Mysterien, und es war nicht immer nothwendige Verstellung allein, was die Trennung der esoterischen und exoterischen Philosophie veranlaßt.

Schon in dieser Orphischen Vorzeit der hellenischen Poesie findet sich also vielleicht der erste Keim jener allgemeinen, von spätern Dichtern, Priestern und Denkern so vielfach ausgebildeten und geschmückten Meinung der Hellenen: die Poesie komme von den Göttern, die Begeisterung des heiligen Poeten sei eine eigentliche Besessenheit und höhere Eingebung. Daher so manche schöne Anspielungen und Gleichnisse der Dichter selbst, von sich und ihrer Kunst, auch der durch Gesellschaft und Weisheit gebildetsten. „Der Chor des Aristophanes [18]) gebietet denen" zu schweigen, und ihm auszuweichen, die unkundig solcher Reden, oder nicht reines Herzens seien, oder „wer der echten Musen Orgien nie gesehen noch gefeiert habe." Horatius [19]) haßt, als Priester der Musen, den ungeweihten Haufen, und entfernt ihn von seinem heiligen Liede. Als erster römischer Priester der Elegie betritt Propertius [20]) „den heiligen Hain des Kallimachos und Philetas, um in hellenischen Chören italische Orgien zu feiern."

Es war nach Platon eine alte Sage [21]): „daß der Dichter, wenn er auf dem Dreifuße der Musen sitze, nicht bei Sinnen sei, sondern wie eine Quelle alles Zuströmende willig von seinen Lippen fließen lasse." Die größten Weisen schloßen sich an diese Sage an, welche ihnen die bedeutendsten Bilder für ihre tiefen Ahnungen, und treffenden Bemerkungen über das Wesen der künstlerischen Hervorbringung darboten. Demokritos wird von den Spätern genannt [22]), als sei er der Erfinder dieser Lehre von der Begeisterung gewesen. Horatius [23]) sagt in einer Stelle gegen die Verächter der Feile, welche jene Lehre als ein Zeugniß für sich mißbrauchten:

---

[18]) Ran. 354. [19]) Od. III. 1. init. [20]) Eleg. III. 1. init. [21]) Plat. leg. tom. VIII. p. 191. [22]) Dio. Or. de Hom. in. Cic. de Div. *I. 37. de Orat. II.* 26. [23]) Ep. ad Pis. 295. seq.

Angeborner Geiſt ſei glücklicher, meint Democritus,
Als armſelige Kunſt, und verbannt die beſonnenen Dichter
Von dem Parnaß.

„Die dritte Art der Beſeſſenheit und Raſerei, ſagt der Platoniſche Sokrates im Phaedros [24]), iſt die von den Muſen. Sie ergreift zarte und reine Seelen, treibt ſie, ihre heilige Trunkenheit in Geſänge aller Art zu ergießen, und bildet die Nachwelt, indem ſie die zahlloſen Großthaten der Vorwelt ſchmückt. Wer ſich aber ohne die Raſerei der Muſen den Pforten der Poeſie nähert, in der Meinung, die Kunſt allein könne ihn ſchon zum Dichter machen, der bleibt unvollendet, und gelangt nicht in's Heiligthum; er und die Poeſie des Nüchternen ſind nichts gegen die Poeſie der Raſenden." Auch im Jon [25]) lehrt er, daß die Poeten nicht durch Kunſt und mit Beſonnenheit, ſondern aus göttlicher Eingebung ihre ſchönen Gedichte hervorbringen. Es iſt zwar jener oft erwähnten alten Feindſchaft der Poeſie und Philoſophie und der Platoniſchen Eiferſucht ſehr angemeſſen, daß Sokrates auch in dieſem Geſpräch mit einem gutmüthig ſchwärmenden Rhapſoden die Selbſtbeſtimmung des Weiſen nach gedachten Gründen über die unwillkührlichen Ergießungen des Dichters, deſſen Werth nicht eignes Verdienſt, ſondern Gunſt der Natur iſt, leiſe zu erheben ſucht; welches auch eine andere Stelle beſtätigt und beweiſt [26]). Nur muß man die zarte Stimmung dieſes ſchönen Geſprächs nicht ſo grob nehmen, wie gewöhnlich; und wer es weiß, wie die Sokratiſche Ironie das Heiligſte mit dem Fröhlichen und mit dem heiterſten geiſtigen Scherz zu verweben pflegt, wer mit der Platoniſchen Denkart vertraut iſt, wird nicht verkennen, wie ſehr es ihm mit dieſer Lehre Ernſt war. Vergleicht er doch ſelbſt die ſittliche Begeiſterung des Sokrates mit dem Enthuſiasmus der Korybanten [27]). Und iſt nicht der ganze Phaedros voll myſtiſcher Anſpielungen, wo er über die heilige Trunkenheit der echten Liebenden mit Attiſchem Geiſt ſo lieblich philoſophirt, und mit jener Sokratiſchen Miſchung von Scherz und Ernſt, welche für

[24]) Vol. X. 317. [25]) Vol. IV. 186. [26]) Apol. I. 51. cfr. Men. IV. 388. [27]) Cr it. I. 126.

Viele geheimer und dunkler ist, als alle Mysterien? Die hellenischen Denker, welche gern um der öffentlichen Duldung willen Künstler scheinen wollten, folgten auch hierin den Dichtern; und die schon durch ihre Erhabenheit anlockende Vorstellung ward auch durch die Macht der Gewohnheit bestätigt. Selbst der Priesterhassende Lucretius [28]) nennt die Erfindungen großer Naturforscher „Götterspräche wie aus des Geistes Allerheiligstem, heiliger und weit wahrhafter, als was die Pythia vom Dreifuß und aus dem Lorbeer weissagt." — Nach Theophrastos [29]) ist der Enthusiasmus eine der drei Quellen der Musik. Zur Zeit des Cicero [30]) war es eine gewöhnliche Meinung, daß niemand ein guter Dichter sein könne, ohne eine Entflammung der Lebensgeister und einen gewissen Anhauch von Raserei.

Viele jener Stifter hellenischer Geheimlehren nennt die Sage Thrakier. Am kalten Haemus war's,

Wo der Bergwald kam zu dem lauten Orpheus;
Der mit geerbter
Kunst, die Flucht aufhielt der gestürzten Ströme,
So die Eil des Windes, und lockend mit der
Zauberfait' aufhorchende Eichen führte.

und nach der Meinung des Strabo [31]) deuten noch einige andre Spuren auf den Thrakischen Ursprung der uralten mystischen Poesie. Die den Musen geweihten Berge und Gegenden wurden in grauer Vorzeit vom Thrakischen Stamme bewohnt, und die Phrygier, bei denen der Orgiasmus vorzüglich herrschend war, sollen Abkömmlinge der Thrakier gewesen sein.

Nach dem Grundsatz, viel zu suchen, um etwas zu finden, läßt sich die Voraussetzung, daß jede allgemeine Sage Spuren wahrer Begebenheiten enthalten müsse, vollkommen rechtfertigen. Nur für die Zeitbestimmung können Sagen und Schriftsteller, welche sie auf Glauben annehmen, nicht das mindeste Gewicht haben; da bei den Hellenen ohnehin so oft auf das ältere Zeitalter übertragen ward, was dem spätern angehörte.

---

[28]) I. 738. [29]) Plut. Symp. I. Reisk. tom. VIII p. 464. [30]) Cic. de Or. II. 46. [31]) X. 721.

Alle geheimen Gesellschaften sind geneigt, sich für so alt als möglich auszugeben, und sind leicht auch selbst von diesem Glauben eingenommen. Die Eifersucht der leichtgläubigen hellenischen Völker, die Eitelkeit und selbst der Brodneid der erfinderischen Priester, mußten dabei mitwirken. Die wahrhaften Kreter [32]) gaben vor, sie hätten die Eleusinischen und Thrakischen Mysterien gestiftet [33]); und bald mochte sich jede mystische Brüderschaft in Hellas für die älteste, und für den reinsten Urquell geweihter Dichtung und räthselhaft sinnbildlicher Gebräuche halten. Die heidnischen Priester waren es, welche die angeblich uralten mystischen Gedichte aufbewahrten und verbreiteten; und nicht immer können wir sie von dem Verdacht oder Vorwurf einer frommen Verfälschung freisprechen. Wie viele Verfälschungen heiliger Gesänge mögen wohl unbemerkt geblieben sein, ehe einmahl die des Onomakritos [34]) vielleicht nur durch die Künstlereifersucht des Lasos entdeckt, und vielleicht nur wegen einer politischen Nebenabsicht vom Hipparchos bestraft ward. Ueberdem durfte es niemand wagen, was in den Mysterien gelehrt und von den Vorstehern derselben vorgegeben wurde, öffentlich zu prüfen. Aeschylos und Alkibiades erfuhren es, wie gefährlich der bloße Verdacht sei, die Mysterien entweiht, und jene herrschende Priesterzunft beleidigt zu haben. Wer dem Aberglauben offenbaren Krieg ankündigte, und den Haß der Priester auf sich zog, wie Diagoras [35]); den fand ihre Rachsucht leicht Gelegenheit der blinden Volks-Wuth Preis zu geben. Selbst in dem rechten Athen konnte der milde Perikles anrathen, die angeblichen Verbrecher der beleidigten Gottheit nicht bloß nach geschriebenen Gesetzen, sondern auch nach den ungeschriebenen, über welche die Eumolpiden rechtliche Gutachten ausstellten, d. h. nach der Willkühr mächtiger Priester, zu richten [36]); und ein blutdürstiger Hierophant, mit dem einfachen Tode eines Unglücklichen nicht zufrieden, forderte eine festliche und öffentliche Hinrichtung, um allgemeineres Schrecken zu verbreiten [37]).

---

[32]) Die Kreter sind Lügner immerdar. Call. in Jov. 8. [33]) Diod. Wessel. V. 393. [34]) Herod. Polyb. 6. [35]) Anachars. V. 149. 150. [36]) Lys. contr. Andoc. pag. 204. ed. Reisk. [37]) Ibid. 238.

Wenn daher zur Zeit des Platon unter dem Nahmen des Orpheus und Musaeos haufenweise Bücher vorgezeigt wurden, welche Vorschriften zu Opfern und Reinigungen enthielten [38]; so versteht es sich von selbst, daß dieses Vorgeben ohne weitere Beglaubigung gar wenig gelten kann. Aristoteles nennt jene Werke die „sogenannten orphischen Lieder," die „sogenannten Gedichte des Musaeos [39]." Schon Herodotos nennt orphische und pythagorische Mysterien zusammen [40]; und eine allgemeine Meinung, sagt Cicero [41], hielt den Pythagoräer Kekrops für den Verfasser des orphischen Gedichts. Der prüfende Aristoteles behauptet sogar, daß es nie einen Dichter Orpheus gegeben habe [42]; eine Stelle, deren Stärke durch die gewöhnliche mildernde Auslegung nicht entkräftet wird. Sextos nennt den Onomakritos, der wie Epimenides auf seine Seherkunst reiste [43], und zu Kreta außer der Gymnastik wahrscheinlich auch kretisiren [44] lernte, geradezu als Verfasser der orphischen Lieder [45].

Die homerische Poesie ist die älteste Urkunde der hellenischen Geschichte, und was man auch von der Aechtheit, der Anordnung und einzelnen Stellen der Iliade und Odyssee denken mag: so hat sie doch im Ganzen genommen und besonders im Vergleich mit den Priestermährchen über Orpheus, die gültigsten Ansprüche auf Glaubwürdigkeit, und muß Grundlage und Leitfaden aller Untersuchungen über das hellenische Alterthum sein. Schon Herodotos, der sonst jede Sage nachsagt, hält die Dichter, welche für älter ausgegeben wurden, wie Homeros und Hesiodos, für jünger [46]; und nach Pindarion bei Sextos [47] war es ausgemacht, daß kein älteres Werk auf die damahlige Zeit gekommen sei, als die homerische Poesie. So urtheilten mehrere, und grade die nüchternsten hellenischen Alterthumsforscher.

Homeros kennt mehrentheils und einzelne Ausnahmen und verlorne Anspielungen abgerechnet, weder mystische Sagen noch

---

[38]) Rep. 1. VI. pag. 221. [39]) Hist. an. VI. 6. [40]) Ent. 81. [41]) De nat. deor. I. 38. [42]) Ibid. [43]) Aristot. Polit. II. 12. [44]) Kretisiren hieß lügen. Suid. [45]) Orph. Gessn. pag. 385. [46]) Euterp. 53. [47]) Adv. Math. I. 203.

mystische Gebräuche; wenn man nähmlich nicht alles Bedeutende so benennt, sondern darunter nur sinnbildliche Geheimlehren über das unbegreifliche Wesen der Natur versteht, und Gebräuche, die sich auf solche Lehren beziehen. Die homerische Poesie kennt weder Orgien noch Enthusiasmus in dem Sinne der spätern Priester, Dichter und Denker. Zwar lehrt und lenkt auch den homerischen Sänger, wie den Helden, eine schützende Gottheit. Bei allem Geschlecht der Sterblichen, sagt Odysseus [49]), werden die Sänger,

Werth der Nahrung geschätzt und Ehrfurcht; weil ja die Muse
Selbst den Gesang sie gelehrt, und huldreich waltet der Sänger;

und Telemachos [50]) spricht zu seiner Mutter:

— was tadelst du doch, daß der liebliche Sänger
Uns erfreut, wie das Herz ihm entbrannt wird? Nicht ja die Sänger
Sind's, nur allein ist Zeus zu beschuldigen, welcher es eingiebt
Allen erfindsamen Menschen, nach Willkühr jeden begeisternd.

Auch hier liegt überall der Gedanke der Eingebung der Muse, oder des Gottes zum Grunde. Der homerische Sänger aber ist nicht leidenschaftlich besessen und voll von seinem Gott, wie bei jenen Spätern. Sein Charakter ist vielmehr eine stille Besonnenheit, und nicht jene heilige Trunkenheit der orphischen und andern bacchischen Lieder.

„Aber," könnte man einwenden, „hat nicht vielleicht Homeros die mystische Theogonie des Orpheus nur epitirt?" Die homerische Poesie und der orphische Geist waren so durchaus verschiedener Art, daß es uns nicht befremden darf, in jener gar keine Erinnerung an ältere Mystik zu finden. Hätten wir noch die sämmtlichen sapphischen Gedichte: vielleicht würden wir nirgends an Homer erinnert. Die Bemerkung des Pindaros [51]): „daß jeder große Laut unsterblich wandle, wie sich der unverlöschliche Strahl schöner Thaten über die allbefruchtende Erde und über das Meer ewig verbreite;" ist für die ganze Geschichte der hellenischen Poesie so wahr, daß sich oft auch in der spätesten Nachbildung Spuren des Ursprünglichen finden. Dürfte man also nicht vermuthen, daß ein entfernter Nachhall des echten verlornen Lautes sogar in den

[49]) *Odyss. VIII. 479.* [50]) Od. I. 46. [51]) Isthm. IV, 88.

noch vorhandnen sogenannten orphischen Hymnen übrig sei? Sind nicht einige der darin vorgetragenen Lehren vorhomerisch? Ist nicht die Weise einer alten nachgebildet? Es ist doch wenigstens wahrscheinlich, daß die ersten heiligen Gesänge nichts enthielten, als solche unzusammenhängende, abgerissene Anrufungen, und an einander gehäufte geheimnißvolle Beinahmen."

Eine solche Umbildung der orphischen Götterlehre in die homerische, bis auf die Vertilgung jeder Spur von älteren Geheimlehren über die Natur und ihre Kräfte, wäre in der ganzen Geschichte des Alterthums das einzige Beispiel seiner Art. In jeder Umbildung müssen sich wenigstens die ursprünglichen Bestandtheile wieder erkennen lassen. Ueberdem ist die homerische Poesie zwar keine systematische Encyklopädie, aber doch eine sehr umfassende und reichhaltige Ansicht der hellenischen Welt jener Zeit. Das bloße Stillschweigen kann also gegen das vorhomerische Alter der mystischen Sage und Lehre schon einigen Verdacht erregen.

Wichtiger aber und entscheidend ist es, daß Homeros sich nirgends zum Begriff oder zum Gefühl des Unendlichen erhebt, auf welches sich alle mystischen Handlungen und Lehren so sichtbar durchgängig beziehen. Selbst in denjenigen homerischen Stellen, wo die Deutung auf einen Gedanken in bildlicher Hülle am nächsten zu liegen scheint, findet sich nirgends auch nur die entfernteste Hindeutung auf eine alles erzeugende und alles erhaltende Urkraft. Viele derselben, die als dichterische Bilder angesehen, sehr ausschweifend erscheinen, waren den großen Kennern des kritischen Zeitalters allerdings auch verdächtig [51]); und haben in der That ganz hesiodische Farbe, wie die Stelle vom Briareus [52]) und die Strafe der Here [53]). Sogar die Vorstellung einer unbedingten Naturnothwendigkeit, das Schicksal, wie es die Tragödie darstellt, ist dem Homeros unbekannt. Das Vermögen des Unendlichen schlummert noch in ihm, wie in der Seele des Knaben, ehe die Knospe sich bis zur Blüthe jugendlicher Begeisterung entfaltet hat. Wohl faßt er die unendliche Fülle des Lebens mit offnem Sinn auf

[51]) Schol. Ven. Wolfii Prol. [52]) Il. I. 394—406. [53]) Il. XV. 18—33.

und gibt sie wie ein heller Spiegel klar zurück; aber ein Gedanke, ein Begriff von dem Unendlichen dieser Fülle ist nicht dabei sichtbar, und nie stellt er das Unbedingte dar, weder das der Naturnothwendigkeit, noch das der Freiheit oder der Gesinnung. Er, den an Größe und Macht kein alter Dichter übertrifft, ist daher auch, streng genommen, nicht eigentlich erhaben; wenn man, wie billig, nur die lebendige Erscheinung des Unendlichen so nennt [54]). Oder will man es ja sagen, so ist es doch nur die Natur, welche erhaben in ihm ist, nicht der Dichter selbst, welchem dieser Vorzug nur unbewußt beiwohnt, und der von einer sittlichen Erhabenheit, im Kampf der eignen oder der dargestellten Gesinnung, nichts weiß. Die Heldenkraft des Achilles ist bloß naturgewaltig; die Selbstständigkeit des Prometheus, die Aufopferung der Antigone erhebt sich über alle Schranken der Natur, und ist sittlich erhaben.

Mag die Ahnung des Unbedingten noch so dunkel, mag der Ausdruck des Geahneten noch so sinnlich sein; es ist der erste Schritt in eine ganz andere Welt, der Anfang einer neuen Bildungsstufe. Die Tänzer, welche um das Bildniß der Artemis zu Ephesos enthusiastische Waffentänze feierten, deren Stiftung man den Amazonen andichtete [55]); der Priester, welcher die Artemis zur Natur umdeutete; der Künstler, welcher sie auf die bekannte Weise allegorisch bildete; der Dichter, welcher sie als solche besang; Herakleitos, der seine Schrift von der Natur im Heiligthume der großen Göttin niederlegte: sie alle so verschieden auch die Art ihrer Mittheilung, und die Deutlichkeit ihrer Be-

---

[54]) Erhaben ist auch der weiche und ruhige Pindaros durch das Großartige seiner allgemeinen Stimmung; der leichte und klare Herodotos durch eine stete Beziehung auf das allgewaltige Schicksal; selbst der üppige Aristophanes durch lebendige Erscheinung unendlicher Fülle; und der vollendete Sophokles durch lebendige Erscheinung unendlicher Harmonie. In erhabenem Style sind aber unter den alten Poeten und darstellenden Autoren nur Aeschylos und Thukydides. Das heißt, das Erhabene ist herrschend in ihnen; sie sind auch da nur erhaben, wo sie schön und reizend sein sollten. [55]) Call. III. 237. seq.

griffe sein mochte, waren von einem und demselben Gegenstande begeistert. Sie waren voll von der lebendigen Vorstellung einer unbegreiflichen Unendlichkeit. Ist nun diese Vorstellung Anfang und Ende aller Philosophie; und äußert sich die erste Ahnung derselben in bacchischen Tänzen und Gesängen, in enthusiastischen Gebräuchen und Festen, in allegorischen Bildern und Dichtungen; so waren Orgien und Mysterien die ersten Anfänge der hellenischen Philosophie, und es war kein glücklicher Gedanke, die Geschichte derselben mit dem Thales anzufangen, und sie plötzlich wie aus Nichts entstehen zu lassen. Wir sollten die hellenischen Orgien und Mysterien überhaupt nicht als einen fremdartigen Auswuchs und eine zufällige Verirrung, sondern als einen wesentlichen Bestandtheil der alten Bildung, als eine nothwendige Stufe der allmähligen Entwicklung des hellenischen Geistes mit Ehrfurcht betrachten.

Der große Ruhm des Epimenides und Onomakritos deutet an, daß sie ihre Vorgänger weit übertrafen, daß die Ausbildung und Verbreitung der mystischen Poesie durch sie und in ihrem Zeitalter einen gewissen Gipfel erreichte. Die werdende Philosophie mußte eine wirksame Triebfeder für die Anhänger und Vorsteher der Mysterien sein, mit ihrer vernunftmäßig umgedeuteten Götterlehre in vielen Gedichten unter eignem und falschem Nahmen ans Licht zu treten, um die höher gestiegenen Ansprüche aller Gebildeten zu befriedigen, und mit der öffentlichen Meinung Schritt zu halten; wozu sie vielleicht die Erfindungen der Denker selbst benutzten. Indessen mußte doch schon ein großer Vorrath mystischer Sagen vorhanden sein, als der fruchtbare Epimenides eine so große Fülle von Gedichten dieser Art verfertigen konnte. Die Weissagungen des Bakis, deren Herodotos so oft erwähnt, und die angeblichen des Musaeos, welche Onomakritos verfälschte, müssen um ein beträchtliches älter gewesen sein. Desgleichen die Hymnen des Olen, welche Pausanias, der doch für einen hellenischen Sagenschreiber schon ein Zweifler ist, die ältesten nennt, und noch vor Pamphos und Orpheus setzt [*]); ungeachtet die

[*]) *IX. 27. 3.*

Hyperboräer darin erwähnt waren [51]), von denen Olen selbst, der Sage nach, gekommen war [52]). Der allgemeine Glaube, welchen die Priesterdichtungen von der göttlichen Stiftung mystischer Gesellschaften und Gebräuche fanden, beweist wenigstens, daß man nicht mehr wußte, wie alt sie waren. Sonst würden die jonischen Mythographen und Philosophen, welche alle Sagen hellenischer Vorzeit mit großer Wißbegierde sammelten, und hie und da zu prüfen wenigstens versuchten, die Spuren ihres irdischen Ursprungs wohl entdeckt haben.

Wie die Pelasger, nach einer Sage der dodonischen Priesterinnen, lange opferten, ehe sie Götter zu nennen, und von ihrem Leben und Thun zu dichten wußten [53]); indem der natürliche Drang, Götter zu dichten und mit sich in Verhältniß zu setzen, in stumme Handlungen ausbrach, ehe er sich zu Bildern und Gesängen ordnete: so waren wahrscheinlich enthusiastische Gebräuche und Tänze viel früher da, als die mystischen Lehren vollkommen ausgebildet und in Gedichten vorgetragen wurden.

Wenn wir weder nach bloßem wörtlichen Glauben an das Einzelne, Zufällige und Ungewisse der Sage, noch nach dem oberflächlichen, ohne Ahnung vom Geist des Alterthums vernünftelten Meinungen von dem, was natürlich und wahrscheinlich sei, urtheilen wollen; sondern nach der Gleichmäßigkeit und Gesetzmäßigkeit im Gange der hellenischen Bildung, welche so wunderbar auffällt, und jenes Erstaunen erregt, welches nach Plato der Anfang der Wissenschaft ist: so müssen wir annehmen, daß der Ursprung der hellenischen Mystik mit dem Ursprunge der republikanischen Verfassung und der lyrischen Kunst der Hellenen ungefähr gleichzeitig und also entschieden nachhomerisch war; denn in diesen großen Veränderungen offenbarte sich bei den Hellenen zuerst das erwachte Streben nach dem Unendlichen und das Vermögen freier Selbstbestimmung.

Daß die Priester schon viele Jahrhunderte vor Homeros auch bei den Hellenen klüger waren, wie der große Haufen; daß sie

---

[51]) Herod. IV. 32. 35. Paus. I. 18. [52]) Paus. X. 5. [53]) Herod. *Euterp. 52. 53.*

ſich unter einander verſtanden und verbunden waren; daß ſie manches, was ſie wußten oder zu wiſſen glaubten, nicht jedermann mittheilten: das alles leidet keinen Zweifel, weil es ſich eigentlich von ſelbſt verſteht. Will man das Myſterien nennen, ſo iſt ihr Urſprung vorhomeriſch.

Selbſt das vorhomeriſche Alter der helleniſchen Theogonien und Kosmogonien iſt mehr als zweifelhaft; denn die angeblichen Nahmen von bekanntlich untergeſchobenen oder ganz ungewiſſen Gedichten können nicht das mindeſte Gewicht haben. Ihre eigentliche Zeit ſcheint die heſiodiſche Periode geweſen zu ſein; wo Rhapſoden die ältern Gedichte der beſſern Zeit ſammelten, willkührlich miſchten, zuſammenflickten und ins Ausſchweifende umbildeten; wo die epiſche Kunſt ſchon erſchöpft, zerrüttet und verwildert war. Der Gedanke einer Sammlung von Götterſagen zu einer gar nicht dichteriſchen Einheit iſt ganz gegen den Geiſt der homeriſchen Periode. Nun iſt zwar in den heſiodiſchen Gedichten ungleich mehr Lehre, in den Sagen mehr Bedeutung, als in den homeriſchen; doch iſt auch die Götterſage des Heſiodos noch keineswegs eine bildliche Geheimlehre über das Weſen der unendlichen und unbegreiflichen Natur.

Zweites Kapitel.

Hiſtoriſche Andeutungen von dem früheſten Bildungszuſtande und der älteſten Dichtart der Hellenen.

Die älteſten Bewohner von Hellas werden uns als halbthieriſche Wilde dargeſtellt, welche ohne den Gebrauch des Feuers in den Wäldern umherſchweiften oder ſich in Höhlen verkrochen, und durch Kräuter, Wurzeln und Eicheln ihr dürftiges Daſein friſteten. In der homeriſchen Welt finden wir dagegen ſchon große Ungleichheit des Vermögens und der Rechte, ſehr mächtige Fürſten und eine ſtärkere Bevölkerung, als eine wandernde Lebensart ohne Heimath zu geſtatten ſcheint. Alles dieß deutet an, und ſetzt voraus, daß der Ackerbau, der Quell der Verfeinerung und der Knechtſchaft, ſchon lange eingeführt ſein mußte. Dem Sänger der Odyſſee war die Lebensart wilder Hirten ſchon ſo fremd, daß er ſie, mit übertriebenen Farben ſchildernd und mit Mährchen verwebt, in ein fernes Wunderland ſetzt:

Und an das Land der Kyklopen, der Freveler, wild und geſetzlos,
Kamen wir, welche nur den unſterblichen Göttern vertrauend,
Nirgend bau'n mit Händen, zu Pflanzungen oder zu Feldfrucht.
Ohne des Pflanzers Sorg' und der Ackerer ſteigt das Gewächs auf;
Alles Weizen, und Gerſt', und edele Reben, belaſtet
Mit großtraubigem Wein, und Kronions Regen ernährt ihn.
Dort iſt weder Geſetz, noch Rathsverſammlung des Volkes;
Sondern all' umwohnen die Felſenhöh'n der Gebirge,
Rings in gewölbeten Grotten; und jeglicher richtet nach Willkühr
Weiber und Kinder allein; und niemand achtet des andern [60]).

[60]) Od. IX. 106 — 115. In der Stelle der Odyss. VII. 205 u. 206 werden die Kyklopen, zugleich mit dem Stamme der Giganten *und dem Wundervolke* der Phäaken, als ein den Göttern näher ver-

Von einer solchen Lebensart versteht Platon [41]) auch die Worte:

---

wandtes Geschlecht genannt; was der ursprünglichen Vorstellung von ihnen unstreitig angemeßner und richtiger ist. Jene alten Zauberschmiede und Metallkünstler, welche die Sage Kreis- oder Himmelsschauer nannte, denn dieses bedeutet der Nahme der Kyklopen, gehören dem ältern magischen Götterdienste an, welcher der neuen, dichterischen Helden-Mythologie voranging. Die Gestirne und das Meer waren die beiden End- und Wendepunkte in diesem älteren psychischen Heidenthum, dessen innerstes Wesen in jenem Verse aus den arimaspischen Gedichten ausgedrückt ist:

Ὄμματα ἐν ἄστροισιν, ψυχὴν δ' ἐν πόντῳ ἔχουσιν.

Auch das meiste, was von den pelasgischen Stämmen eigenthümliches berichtet wird, ist auf jenen älteren magischen Naturglauben zu beziehen; so wie auch der Nahme der Pelasger selbst darauf deutet. Die nächste Ableitung dieses Nahmens von πέλας läßt sich wohl mit der gewöhnlichen von πέλαγος verbinden, da auch πέλαγος selbst von πέλας, als das Fluth auf Fluth nah zusammenstoßende Gedränge der Wogen bezeichnend, abstammen mag. Dieß kann zur Erweiterung und Ergänzung der im I. Bande, Seite 18. Anmerkung, vorgetragnen Ableitung dienen, da es übrigens bekannt ist, daß für solche Nahmen oft mehrere Etymologien zugleich gültig, nähmlich in der Sage selbst geltend gewesen sind. Wenn übrigens Πελασγοὶ zunächst und hauptsächlich, nach einer älteren Form, von πέλαγος abzuleiten ist, und also allerdings Männer der See oder des Meeres bedeutet; so muß doch diese Bedeutung selbst nicht bloß nach der gewöhnlichen, geschichtlichen Bezeichnung und Erklärung von wandernden Seefahrern, der ohnehin so vieles entgegensteht, verstanden, sondern zugleich in einem viel höhern geistigen Sinne genommen werden, von eben jenem alten magischen oder psychischen Naturverbande mit dem Meere, als dem Element der Tiefe wie der Nahme der Kyklopen, oder Himmelschauer ein eben solches mit den Gestirnen andeutet; welches beides zugleich in jenem arimaspischen Verse so herrlich zusammengefaßt ist. In der andern Stelle der Odyssee, welche oben im Texte angeführt ist, werden nun jene wunderbaren Himmelschauer und alten Kyklopen, als ein ungefüges Riesenvolk, auf fernem Eilande, wo hellenische Seefahrer leicht auch in der Wirklichkeit wilde Stämme gefunden haben mochten, mit mährchenhafter Uebertreibung geschildert, wie mehrentheils überall die Gestalten der alten Göttersage in der neueren Heldenpoesie der Hellenen in ungünstigem Lichte erscheinen.

[41]) *Leg. VIII. 116.*

— Ilions heilige Veſte
Stand noch nicht im Gefilde, bewohnt von redenden Menſchen;
Sondern am Abhang wohnten ſie noch des quelligen Ida [42]).

Wenn man dieſe Stelle aber auch nur auf die Lage der ältern Stadt Dardania bezieht; ſo bleibt es doch merkwürdig, daß Homeros die Stiftung derſelben fünf Menſchenalter vor Priamos hinaufſchiebt [43]). Sein bekanntes Land iſt ſchon voll volkreicher Städte, und die erſte Frage der homeriſchen Reiſenden in unbekanntem Lande iſt:

In welcher Sterblichen Land bin ich jetzo gekommen?
Sind's unbändige Horden der Frevler, wild und geſetzlos;
Oder den Fremdlingen hold, und hegen ſie Furcht vor den Göttern?

Auch ſetzt Heſiodos zwiſchen dem goldnen Geſchlecht und dem der Helden noch zwei ungleich wildere [44]); und Ovidius bezeichnet ſchon das ſilberne Zeitalter durch den Urſprung des Ackerbau's [45]). Denn was iſt das goldene Zeitalter anders, als ein verſchönertes Bild von der ſorgenloſen Freiheit des Wilden, den die Erde noch ungezwungen nährt? Sie iſt es, nach welcher der ackerbauende und ſtädtebewohnende Menſch, der ſo oft nur den Pflug der Bildung mit Schweiß und Pein treibt, ohne ſich an ihren Früchten zu laben, immer ſehnſuchtsvoll zurückſeufzt, und ihr alle Glückſeligkeit leiht, die er vergebens wünſchte, und alle Sittlichkeit, die er verloren zu haben glaubt. Schon der Sänger des Ilias nennt die Pferdemelker die gerechteſten Erdebewohner [46]); wobei man ſich nicht ohne Mitgefühl an manche beneidende Anſicht der Spätern von ſcythiſchen und germaniſchen Stämmen erinnert. Geſchichtlich wahrer iſt das Gemählde des Lucretius [47]) von dem Zuſtande des Wilden vor allem Anfang menſchlicher Erfindungen und Künſte:

Auch noch wußten ſie nicht ſich Ding' im Feuer zu bilden,
Und zu gebrauchen die Fell' und zu hüllen den Leib in die Thierhaut;
Sondern ſie wohnten in Forſten, in Klüften der Berg' und in Wäldern.

---

[42]) Il. XX. 216—218. [43]) Ibid. 215—237. [44]) Op. 95—140. ed. Brunck. [45]) Metam. I. 123. 124. [46]) Iliad. XII, 5. 6. [47]) Lucr. V. 951—963.

Auch nicht achteten sie des gemeinsamen Gutes, und noch nichts
Wußten sie unter einander von Sitten, nichts von Gesetzen.

„Sehend, sagt Prometheus beim Aeschylos [9]a), sahen sie umsonst; hörend, vernahmen sie nicht: sondern Traumgestalten ähnlich, verwirrten sie lange Zeit alles nach Zufall, und kannten weder ziegelgewebte, hellgelegene Häuser, noch Holzarbeit; vergraben wohnten sie, wie die geschäftigen Ameisen, in Höhlen der lichtlosen Tiefen. Sie hatten kein sichres Zeichen weder des Winters noch des blumigen Frühlings und des fruchtbaren Sommers, sondern ohne Verstand thaten sie alles."

Welch' ein Zeitraum mußte verfließen, bis sich der mit den wilden Thieren und dem Hunger kämpfende [9]b) Mensch zu einer festlichen Weinlese erheben konnte, wie Homeros [9]) sie beschreibt:

Jünglinge nun, aufjauchzend vor Lust und rosige Jungfrau'n
Trugen die süße Frucht in schöngeflochtenen Körben.
Mitten auch ging ein Knab' in der Schaar; aus klingender Leier
Lockt' er gefällige Tön', und ringsum tanzten die andern
Froh mit Gesang und Jauchzen und hüpfendem Sprung ihn begleitend.

Von jenem hülflosen Zustande ist sogar der erste Drang in der Brust des Wilden, sich eine Empfindung festzuhalten und zu wiederholen, ein großer Fortschritt, mit dem eine ganz neue Stufe der Entwicklung beginnt. Sobald nur dieses Bedürfniß da ist, wird sich auch bald das poetische Vermögen des Menschen durch unwillkührliche Ausbrüche der Leidenschaften in gemeßnen Worten, Lauten und Sprüngen zu äußern anfangen: denn nur durch sinnliche Begränzung und sinnliche Eintheilung des Mittheilungsstoffs, durch Rhythmus, der also beim Wilden nicht zum Ueberfluß, sondern zur Nothdurft [10]) gehört, kann die Empfindung, welche sonst an ihrer Geburtsstätte gleichsam fest kleben würde, losgetrennt, und zu einer dauernden und allgemeineren Wirksamkeit erweitert werden. Und wie groß ist nicht wiederum der Abstand von der rohe-

[9]a) Prom. 447—457. [9]b) Lucr. V. 964—1008. [9]) Iliad. 567—572.
[10]) Siehe die Briefe über Poesie, Sylbenmaaß und Sprache von A. W. Schlegel in den Horen. Besonders den dritten.

ſten rhythmiſchen Klage über einen geliebten Todten, bis zu Liedern, wie die der beſtellten Sänger von Gewerbe bei Hektors fürſtlichem Begräbniſſe?

— Sie ordneten Sänger,
Anzuheben die Klag' und gerührt mit jammernden Tönen
Sangen ſie Trauergeſang und ringsum ſeufzten die Weiber [11]).

Jahrhunderte waren vielleicht nöthig, um die Werkzeuge für die Aeußerung innerer Regungen, und für die Nachahmung empfangner Eindrücke, um Sprache und Rhythmus, nur einigermaßen zu entwickeln. Solches erwägend ſingt daher Lucretius [12]):

Lange vorher ſchon wurden die hellen Stimmen der Vögel
Nachgeahmt mit dem Mund', eh' man gebildete Lieder
Durch den Geſang zu verkünden vermocht, und das Ohr zu erfreuen.
Und das Geſäuſel des Zephyrs zuerſt durch ſchwankende Rohre
Lehrte die Menſchen blaſen auf wildem gehöhltem Schierling.
Hierauf lernten ſie nach und nach die zärtlichen Klagen,
Welche die Tibie tönt, von des Bläſers Fingern geſchlagen,
Die man erfand in dem pfadloſen Hain, in Wäldern und Thälern,
Und in einſamen Plätzen der Hirten und ruhiger Muße.

In der gleichen Anſicht hielt auch Demokritos, ein Mann, der nicht nur der größte Naturkundige, ſondern auch einer der eifrigſten Alterthumsforſcher war, „die Muſik für jünger [13]), als ſie nach der gewöhnlichen Meinung ſein ſolle."

Und doch darf man bei jenen ſchon gebildeteren, aus Homeros angeführten Geſängen eben ſo wenig, wie bei dem Beſchwörungsliede [14]), um das Blut einer Wunde zu ſtillen, oder bei den Geſängen [15]), um einen zürnenden Gott zu verſöhnen, oder bei allen andern natürlichen Aeußerungen des lyriſchen Vermögens unter den Hellenen vor Kallinos und Archilochos an eigentliche ſchöne Kunſt denken, wozu ſich rhythmiſcher Ausdruck der Leidenſchaften nur durch gleichförmige Beſtimmtheit der über die einzelnen Empfindungen herrſchenden Richtung und Stimmung erheben kann.

---

[11]) Iliad. XXIV. 720. seq. [12]) Lucr. V. 1378. seq. Ueberſetzt von F. A. Eſchen. [13]) Philod. de mus. p. 135. [14]) Od. XIX. 457. [15]) Iliad. I. 472.

Unter allen Gesängen und Gedichten, welche die homerische Urkunde kennt, sind diese erwähnten die einzigen, welche, obgleich sie durch Stellung, Nebenzüge und Farbe in die letzte Zeit der homerischen Periode zu gehören scheinen, doch wenigstens der Art nach in vorheroischer Zeit möglich waren, selbst da wo es zur epischen Poesie noch keine Veranlassung und keinen Stoff gab. „Da blühte, singt Lucretius [16]), das segelburchflogne Meer von krummen Schiffen; schon hatten sie Hülfe und Bundesgenossen nach Vertrag, als die Dichter anfingen, die ausgeführten Thaten in Gesängen zu überliefern." Ueberdem erfordert es schon eine ungleich freiere und ausgebreitetere Thätigkeit, einer äußern Begebenheit durch Rhythmus eine feste Gestalt zu geben, und durch Erzählung, welche doch immer geordnet sein muß, ähnlichen Wesen mitzutheilen, als eine Leidenschaft in gemeßnen Lauten und Bewegungen unwillkührlich auszudrücken. Mit dieser niedrigsten Gattung, welche nur die rohe Anlage, den ersten Keim zur künftigen lyrischen Kunst enthält, fängt die Poesie überall an [17]); und bleibt auch auf der untersten bloß vorbereiteten Stufe ihrer Entwicklung dabei stehen. Streng genommen sind es nur gestaltlose Regungen der poetischen Anlage, Vorübungen der Poesie; die eigentliche Poesie selbst ist noch gar nicht vorhanden; denn was nur zur Befriedigung eines Bedürfnisses dient, gehört nicht in das Gebieth der schönen Kunst.

Ueberall, wo der Mensch nur etwas über die Thierheit aufathmet, giebt es Priester und Sänger. Die Natur der Dinge und die Sage leiten uns darauf: daß der Stand des Sehers und des Dichters in der vorheroischen Zeit bei den Hellenen nicht getrennt war; daß einzelne Männer, bei dem Uebergange der Hellenen von der Wildheit zum Ackerbau und einem gesitteteren Leben an Geist weit über die Menge hervorragten, und sie dadurch beherrschten, weil dieser Uebergang nicht durch Gewalt von außen, sondern bloß durch innere Entwicklung bewirkt ward; daß diese ältesten Menschenbildner alles, was sie aufbewahren und verbreiten woll-

[16]) V. 1441—1444. [17]) S. die schon angeführten Briefe über Poesie, Sylbenmaaß und Sprache.

len, rhythmisch ausdrückten, weil nur das Metrische in der Einbildung des rohen Menschen leicht hängen bleiben kann; und daß sie also auch durch lehrende Gesänge kräftig mitwirkten, den rohen Anpflanzer zur Geselligkeit und wenn gleich nicht zur Tugend, doch zu einiger Zucht, Sitte und Ordnung des Lebens zu gewöhnen.

Den Anfang der Gesetzgebung und königlichen Gewalt setzt Platon [78]) erst nach der Stiftung größerer gemeinschaftlicher Wohnorte, und nach dem Anfange des Ackerbau's. Erst bei wachsender Bevölkerung und Ungleichheit konnte die Macht der Helden durch die fortgesetzte Gewalt und Klugheit vieler Geschlechter so hoch steigen, wie wir sie noch in der homerischen Welt finden; wo Kalchas,

der Thestoride, der weiseste Vogelschauer,
Der erkannte, was ist, was sein wird, oder zuvor war,
Der auch her von Troja der Danaer Schiffe geleitet
Durch wahrsagenden Geist, deß ihn würdigte Phöbos Apollon [79]);

neben Agamemnon schon als ein sehr untergeordneter Mann erscheint; wo der wandernde Seher von der Gastfreiheit aller Leichtgläubigen lebt [80]); und wo der Götterausspruch der Priester nur gebraucht ward, um den Willen der Herrscher durch ihre Würde zu heiligen, dem Haße des Volkes, als Gottesstimme zum Vorwande zu dienen [81]), oder eine Verbindung der Edlen zur Gewaltthat zu bestätigen und zu beschönigen. So sagt Amphinomos unter den Freiern über die vorgeschlagne Ermordung des Telemachos [82]):

Fürchterlich ist's, ein Königsgeschlecht zu ermorden.
Aber laßt uns zuvor den Rath der Unsterblichen forschen.
Wenn ein günstiger Spruch des erhabenen Zeus es genehmigt;
Selbst ermord' ich ihn dann, und ermahn' auch jeglichen andern.
Doch verwehrt es der Götter Gebot, dann ermahn' ich zu ruhen.

Auch der einzelne wanderte wohl, bei einem verwickelten Fall, gen Dodona, um

---

[78]) de Leg. t. VIII. p. 114. 115. [79]) Iliad. I. 69—72. [80]) Od. XVII. 382. [81]) Od. III. 214. 215. XVI. 95. 96. [82]) Od. XVI. 401—405.

dort aus des Gottes
Hochgewipfelter Eiche den Rathſchluß Zens zu vernehmen [83]).

Doch iſt alles dieß, wie Zuſammenhang und Farbe verräth, nur als Ueberbleibſel einer ältern, ungleich größern Gewalt der Prieſter zu betrachten, welche vielleicht nur durch die ſteigende Macht der Helden und Fürſten verdrängt ward. An vielen Orten in Hellas wurden die wichtigſten gottesdienſtlichen Handlungen von den höchſten Staatsgewalten verrichtet; und man behielt dazu auch in Freiſtaaten, wie zu Athen, den Nahmen der königlichen Würde bei [84]). Selbſt in der homeriſchen Darſtellung unterſcheiden ſich die frühern Prieſter und Seher, welche ein höherer Glanz von grauem Alterthum und fürſtlichem Anſehen zu umſchweben ſcheint, von den ſpätern. Melampos, der Urgroßvater des Amphiaraos, der untadelige Seher,

welcher ehedem wohnt' in der lämmernährenden Pylos,
Reich in der Pylier Volk, hochragende Häuſer bewohnend;

wanderte drauf nach Argos:

denn dort beſtimmt' ihm das Schickſal
Wohnungen, weit umher ein Herrſcher zu ſein den Argeiern [85]).

Tireſias,

der blinde Prophet, dem ungeſchwächt der Verſtand iſt,

naht ſich dem Odyſſeus mit einem goldnen Herrſcherſtabe und wird ein Fürſt genannt [86]). Sehr bedeutend iſt es auch, daß dem Minos, welchen Odyſſeus im Hades, wo jeder das Geſchäft forttreibt, was er im Leben am meiſten liebte, erblickte [87]), wie er

— mit goldenem Scepter geſchmückt, die Geſtorbenen richtend,
Da ſaß; andre rings erforſchten das Recht vor dem Herrſcher
Sitzend hier, dort ſtehend, in Aides mächtigen Thoren;

an einer andern Stelle [88]) ein Beinahme zur Bezeichnung ſeiner häufigen und vertraulichen Geſpräche mit dem großen Zeus beigelegt wird. Nach dieſen Winken iſt die Sage beim Pauſanias [89]) nicht ohne Bedeutung, daß Orpheus aus prieſterlichem Stolz, und

[83]) Od. XIV. 327. 328. [84]) Plat. Pol. t. VI. pag. 74. 75. [85]) Od. XV. 233—226. [86]) Od. X. 495. XI. 91. 150. [87]) Od. XI. 567—570. [88]) Od. XIX. 179. [89]) Libr. X. cap. 7.

Musaeos aus Nachahmung seines Meisters, an den pythischen Kunstspielen keinen Antheil habe nehmen wollen; wenn man nähmlich diese Nahmen als Gesammtnahmen für die ältere Gattung von Priestersängern versteht, da sich die geschichtliche Wirklichkeit dieser Sagengestalten und Dichternahmen als wahrhaft vorhanden gewesener Personen, doch weder bejahen noch verneinen läßt. Denn die Sage geht auf das Allgemeine, und kann nur dieses bezeugen, aber selbst die Nahmen sind, als ob sie erfunden wären. Auch das eigene Urtheil des Pausanias über die ganze Sage vom Orpheus verdient hier angeführt zu werden: „Die Hellenen glauben auch viele andre Dinge, welche nicht sind, und auch daß Orpheus ein Sohn der Kalliope gewesen, daß die Thiere seinem Gesange bezaubert gefolgt seien, und daß er lebend in den Hades herabgestiegen, um von den Untergöttern seine Frau wieder zu fordern. Wie es ihm aber scheine, habe Orpheus an Ausbildung der Gesänge seine Vorgänger übertroffen, und sei durch priesterliche Gaben, Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu großer Macht gelangt [90])."

Daß die ältesten Priester, diese Ahnherren der menschlichen Bildung in Hellas, die Musik übten, wie Strabo behauptet [91]), leidet keinen Zweifel, da Rhythmus in dieser Kindheit des menschlichen Geschlechts das einzige Mittel ist, Gedanken zu befestigen und zu verbreiten. Daher glaubte man dem pythischen Orakel den Hexameter zu verdanken [92]), dessen Erfindung ein Dichter [93]) dem Orpheus zueignet. Wenn man erwägt, wie viele Fortschritte Sprache, Maaß und Gedanke zu machen haben, ehe die eigentliche Kunst nur anfangen kann, und wie besonders in jener frühesten Zeit die gesammte Entwicklung unzertrennlich und nur Eins ist; so läßt sich gegen die allgemeine Sage und Meinung, Orpheus, der ja überall Epoche machte, oder doch bezeichnet, habe auch in der hellenischen Poesie schon Epoche gemacht, nichts einwenden. Nur ist der Hexameter wohl mehr entstanden, als eigentlich erfunden, wie die spätern Rhythmen der hellenischen Poesie; und die weitere Ausbildung desselben kann erst in das folgende Zeitalter gesetzt

[90]) Libr. IX. cap. 30. [91]) Exc. libr. VII. p. 508. A. [92]) Plin. VII. 56. [93]) *Anthol.* ed. Jacobs, II. 40.

werden, wo dieß heroiſche Maaß, welches bei den Hellenen vom Epos immer unzertrennlich war, mit dieſem zugleich anwuchs und emporblühte. Von den Wunderwirkungen der älteſten Muſik aber ſchweigt Homeros, ungeachtet er die Befeſtigung der Burg von Thebae, die er alſo auch ſchon ins hohe Alterthum hinaufſchiebt, durch den Amphion und Zethus vorübergehend erwähnt [94]). „Daß der Rhythmus gleich von den früheſten Zeiten nach ſeiner Entſtehung die ihm zugeſchriebene Sittenmilderung gewirkt, darüber kann es keine hiſtoriſchen Nachrichten geben. Welches Alterthum auch viele Sagen der Völker von ſich rühmen mögen, ſo ſind ſie doch gewiß alle ſpätern Urſprungs, und nur der Geiſt des Wunderbaren, welcher in ihnen herrſcht, entrückt ſie in jene dämmernde Ferne. Poeſie wurde nachher das einzige Mittel, wodurch jedes Geſchlecht dem folgenden die Haupteindrücke ſeines Lebens, als den köſtlichſten Nachlaß übergab. In ihrer erſten Geſtalt, wo ſie noch nichts weiter war, als unmittelbarer Ausbruch einer beſtimmten gegenwärtigen Leidenſchaft, lebte ſie ſelbſt nicht länger, als das, was ihr Odem gegeben hatte" [95]). Da indeſſen Maaß und Ordnung im Ausdruck der Empfindungen durch eine natürliche Rückwirkung auch die Empfindung ſelbſt vermenſchlichen müſſen; ſo läßt ſich die Sage, daß Orpheus die rohen Gemüther durch die Macht des Geſanges bezähmt habe, nicht verwerfen. Indeſſen ſind in derſelben nicht bloß die allmähligen Wirkungen eines ganzen Zeitalters in einen Punkt zuſammengedrängt; ſie ſcheint von vielen Seiten her vielfache Umbildungen erlitten zu haben. In der geheimen ſinnbildlichen Ueberlieferung der Myſterien, übertrieb man die Vorſtellungen von der orphiſchen Bildung unſtreitig eben ſo ſehr, als die von der vorhergegangenen Wildheit [96]). Die Pythagoräer, welche ihre neue Weisheit gern in alte Prieſternahmen hüllten, um ſie geltend zu machen, nannten ihre Lebensweiſe orphiſch [97]). Ein Vorgeben, welches Platon ſcherzend vertheidigt, indem er es im Ernſt wahrſcheinlich zu machen ſucht, daß die

[94]) Od. XI. 260—265. [95]) Briefe über Poeſie u. ſ. w. Horen, 1796. 2tes Stück. Seite 65. [96]) Sext. adv. Math. libr. IX. Sect. 15. [97]) de leg. t. VIII. p. 312.

älteſten Hirten, noch unbekannt mit verderblichen Künſten und Bedürfniſſen, im Ueberfluß von Weide und Nahrungsmitteln, unter der mildeſten Herrſchaft der Väter und Aelteſten, friedlich unter einander lebten [99]); daß ſie die Altäre der Götter nicht mit Blut befleckten, ſondern Kuchen, mit Honig benetzte Früchte und andere ſolche reine Opfer darbrachten [99]). Ueberhaupt ſtrebte alles Gebildete bei den Hellenen, ſobald es in ſeiner Art reif war, ſich alles, womit es in Berührung kam, oft auch das fremdartigſte, zu verähnlichen, und ſeinen Urſprung aus dem früheſten Alterthum herzuleiten. Wenn die Meinung des Timagenes [100a]), daß die Muſik die älteſte aller höheren Künſte ſei, an ſich auch nicht unrichtig iſt, ſo waren es doch gewiß die Vorſtellungen vieler alterthumsſüchtigen Muſiker; die Verſchönerungen der Dichter und die Umdeutungen aller Mythen durch allegoriſirende Philoſophen und pragmatiſirende Politiker nicht einmahl zu erwähnen. Es war ein ſolcher Gemeinplatz, daß Quinctilianus ſagen kann: „Wer weiß nicht, daß die Muſik ſchon zu jenen alten Zeiten ſo ſehr nicht bloß geliebt, ſondern auch geehrt ward, daß die Muſiker auch für Seher und Weiſe geachtet wurden, wie Orpheus und Linus; um andere zu übergehen [100b])."

Unter den lehrenden Geſängen der älteſten helleniſchen Prieſter gab es unſtreitig auch Gebete in der allereinfachſten Weiſe, aber gewiß nicht in der Weiſe der noch vorhandenen angeblich orphiſchen Hymnen; denn vielnahmig waren die Götter noch nicht in jenem älteſten pelasgiſchen Naturdienſt. Auch der abſichtliche, abgeriſſene Unzuſammenhang dieſer Hymnen, in denen nicht bloß die Gedanken, ſondern auch Ausdruck und Farbe einen ſehr ſpätern Urſprung verrathen, iſt vielmehr enthuſiaſtiſch, als einfältig tief. Auch die enthuſiaſtiſche Muſik, deren Platon und Ariſtoteles erwähnen, kann wohl nicht älter ſein, als die älteſten Orgien, deren Alter oben aus allgemeinen Bildungsgründen beſtimmt iſt, und mit dem neuen bachiſchen Götterdienſt zuſammenfallen muß.

---

[99]) ib. p. 108—114. [99]) ibid. p. 312. [100a]) Quinct. libr. I. cap. X. [100b]) *Quinct. ibid.* I. X.

Vielleicht war ſie aber auch nicht jünger; denn daß ſich gottesdienſtliche Melodien ſehr lange erhalten können, beſtätigt ſich überall.

Auch durch die Hindeutung in Sagen und Meinungen der Alten auf thrakiſchen Urſprung muß man ſich die Unterſuchung über die vorzüglichſten Sitze der älteſten helleniſchen Poeſie, welche wahrſcheinlich überall verbreitet war, und an mehrern Orten zugleich aufkeimte und wuchs, nicht beſchränken laſſen. Eine wichtige Unterſuchung, in der ganzen Archäologie der helleniſchen Bildung vielleicht eine der ſchwerſten, aber auch eine der anziehendſten, wenn man die gegründete Behauptung des Thukydides, daß die Hellenen, je höher man ins Alterthum hinaufgeht, um ſo mehr den Barbaren an Sitten, Gebräuchen und Lebensart gleichen [1]), mit der ſo auffallend helleniſchen Bildung des Homeros vergleicht. Wenn eine Sage bei Pauſanias [2]) behauptet, der thrakiſche Stamm ſei überhaupt gebildeter geweſen, als der makedoniſche, und auch frömmer; ſo iſt dagegen Thrakien beim Homeros der Lieblingsaufenthalt des Ares [3]), und an einer Stelle ſetzt er die gaultummelnden Thrakier in die Ferne zu den herrlichen Pferdemelkern [4]). Der Thrakier Thamyris [5]) iſt dagegen keine Einwendung, da er ſeine Kunſt unten im Peloponneſos [6]) übte.

Sollten ſchon in der älteſten Poeſie der Hellenen die Vorſtellungen von den Göttern ſich nicht bloß in Götterſprüchen, Gebeten und Satzungen geäußert haben, ſondern auch zu rhythmiſchen Erzählungen gebildet, und durch dieſe fortgepflanzt ſein; ſo iſt hier doch noch nicht an die ſchöne Ausbildung zu denken, durch welche die rohe Erzählung erſt zum Epos wird. Auch konnten die Thaten der Götter wohl erſt dann ein Hauptgegenſtand der Sänger werden, nachdem die Thaten der Helden die Geſchicklichkeit angenehm zu erzählen geweckt und geübt hatten. In dieſem Sinne ſagt Herodotos [7]) mit Recht: „Woher jeder Gott entſtanden, oder

---

[1]) Thuc. I. 6. [2]) lib. IX. cap. 29. [3]) Il. XIII. 298—302. Od. VIII. 361. [4]) Il. XIII. 4. 5. [5]) Il. II. 595. [6]) Ueber die Lage von Dorion und Oechalia, ſiehe A. W. Schlegel de geographia Homerica p. 44; und Bayle's Wörterbuch Art. Thamyris. [7]) Euterp. 53.

ob ſie alle von ewig waren, und wie von Geſtalt; das wußten die Hellenen nicht, bis, ſo zu ſagen, erſt ſeit heute und geſtern. Homeros und Heſiodos ſind es, die den Hellenen die Göttergeſchichte erfanden, und den Göttern Beinahmen gaben, die Ehren und Künſte unter ſie vertheilten, und ihre Geſtalt bezeichneten.“ Wir würden ſagen: erſt im epiſchen Zeitalter bildeten ſich die Vorſtellungen der Hellenen von den Göttern zu einer eigentlichen Sage und epiſchen Dichtung. Welch ein unermeßlicher Zwiſchenraum iſt nicht zwiſchen dem nahmenloſen Gebet der Pelasger auf Bergen, bis zu dem anmuthigen Mährchen des lieblichen Sängers Demodokos von der Liebe des Ares und der Aphrodite *)?

* * *

Ueber die Natur des alten Hymnus.

Zwiefach war die Anſicht des Alterthums ſelbſt in Hinſicht auf uralte Wildheit oder höhere Weisheit und rechtlich fromme Sitte der frühern Menſchenſtämme grauer Vorzeit, ſo wie über die Frage vom barbariſchen oder helleniſchen Urſprung der Bildung und des Götterdienſtes. Vielfältig hat ſich uns auch in den angeführten Hauptſtellen und entſcheidenden Thatſachen jene Zwiefachheit der Anſicht kund gegeben; dieſe große Unterſuchung aber ganz zu Ende durchzuführen würden noch viele andre Hülfsmittel, nicht bloß der Gelehrſamkeit, ſondern vorzüglich auch umfaſſende Vorarbeiten tieferer Forſchung erheiſchen, die nicht dieſes Orts ſind, und weit über den Zweck einer Kunſtgeſchichte hinaus gehen.

Für dieſe aber, für die Kunſt bleibt uns aus jener ganzen orphiſchen Vorzeit, als ſichrer Gewinn nur die eine Idee des Hymnus, als derjenigen Form und Geſtalt, oder als desjenigen Anfangs-Punktes alter Poeſie, in welchem als dem gemeinſamen, unentwickelten Keime, die erſten Fäden und Elemente beider Hauptarten der alten Poeſie, der epiſchen Sage, wie des lyriſchen Geſanges, noch ungetrennt und Eins in der Hülle des ſinnbildlichen

*) Her. *Eut. 52. Odyss.* XVI. 471.

Ausdrucks beisammen lagen. Wie der Spruch die ursprüngliche Form des Gedankens und der Schrift in Prosa, so ist jener sinnbildliche, hie und da auch in Sprüchen beflügelte Sagengesang die älteste Form der Poesie, und dieses ist eben die Idee, welche wir mit dem Worte Hymnus zu verbinden haben *). Nachdem uns nun aber aus jener ganzen orphischen Vorzeit nichts geblieben ist, als dieser heilige Nahme des Hymnus und die rechte alte Idee davon; so dürfen wir wohl kaum unternehmen über die Entwicklung, allmählige Gestaltung, und die verschiedenen Bildungsstufen des Hymnus, als der ältesten Form der Poesie, nachdem alles geschichtlich Beglaubigte davon bis auf die letzte Spur verloren gegangen, irgend eine Vermuthung oder einen bestimmteren Gedanken zu entwerfen und zu erfassen. Wollten wir es je versuchen, und dennoch wagen, so wäre noch am sichersten, dabei die sichtbaren Entwicklungsperioden der hellenischen Götterlehre selbst zum Grunde zu legen, denen sich der gottesdienstliche Spruch- und Sagengesang oder Hymnus in ähnlich entsprechenden Bildungsstufen oder Epochen angeschlossen haben wird. — Es sondert sich aber die Mythologie der Hellenen, in drei verschiedene Reihen oder Abtheilungen und Epochen, welche auch in den Dichtern, obwohl in verschiedener Weise, wohl deutlich erkennbar, und leicht zu unterscheiden sind. Die erste Grundgeschichte in dieser mythischen Welt, gleichsam das Urgebirge, auf welchem die ganze spätere Erdformation beruht, bildet das Geschlecht der alten Götter; darauf folgt die Periode der neuen Götter, und den Beschluß in dieser so einfachen und klaren Eintheilung und Uebersicht des Ganzen macht der Dienst der fremden Götter. Die alten Götter sind aber nicht bloß in dem Sinne zu nehmen, wie beim Hesiodus, in den Mysterien, oder beim Aeschylus, sondern es gehören auch alle jene dazu, welche in den homerischen Gesängen schon mehr in den Hintergrund treten, und

*) Das Wort selbst bedeutet ursprünglich nach der Ableitung, welche die beste scheint, so viel als Erguß, Strom, welches für einen solchen heiligen Gesang, welcher alle absichtliche Kunst ausschließt, sehr anpassend ist. In der Stelle Odyss. VIII, 429 tritt jene ursprüngliche Bedeutung noch sichtbarer hervor; ἀοιδῆς ὑμνος wie es dort heißt, bezeichnet den Strom des Gesanges.

zum Theil ungünstig gestellt, daher auch hie und da mit einem komischen Anstrich geschildert sind, wie Ares, Hephaistos, Aphrodite; ja es nimmt diese sogar eine Hauptstelle unter ihnen ein, nebst dem Apollon, so wie er in der ältesten Zeit aufgefaßt worden, und eigentlich den Mittelpunkt des Ganzen bildet.

Nicht in ihrer schönen dichterischen Gestaltung, welche später ist, wohl aber in den ersten Grundzügen beruht dieser Theil der helleniſchen Göttersage auf jenem früheren psychischen Heidenthum, dessen höchst einfacher siderischer Naturglaube, in der ältesten Zeit über den bewohnten Erdkreis, überall und weit, auch bis zu den unbekannteren Völkern des fernen Nordens verbreitet war. Daher dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir den diesem Götterkreise angehörenden Hymnendichter und Apollo-Sänger, Olen, als Hyperboräer, oder von den Hyperboräern kommend, nennen hören. Die neuen Götter aber sind diejenigen, welche in den homerischen Gesängen, überhaupt in der jüngern heroischen Sage und Helden-Poesie am hellsten hervorglänzen; unter ihnen nimmt Zeus die erste Königsstelle ein, und nebst ihm Pallas, und alle Gottheiten, welche uns zunächst nicht mehr auf jene siderischen Naturkräfte und psychische Tiefe hinweisen, sondern zunächst an Verstand und Weisheit, an alle Heldentugend und Königswürde der Götter, sinnbildlich und in persönlicher Erscheinung erinnern. Die fremden Götter aber sind jene, welche als solche, als weniger bekannte und verborgne im geheimen Dienst verehrt wurden, wenn gleich manche derselben auch der ältesten Sage schon bekannt sind, aber nicht in dieser tiefern Bedeutung und eben dadurch neu und fremd gewordenen Gestalt, wie Dionysos und Demeter, nebst ihrer ganzen Umgebung, wo der dritte alte Hymnendichter Pamphus, dem Sagenkreise der Demeter angehörend, als der classische Nahme für diese Gattung und Stufe hervortritt.

Von dem Orpheus ist geschichtlich wahrscheinlich, und geht aus sehr vielen einzelnen Zügen und Angaben hervor, daß Zeus, der König und Vater der neuen Heldengötter in seinem Sagenkreise und Hymnen der vorherrschende Mittelpunkt gewesen, wie er es in der heroischen Welt der epischen Sage überhaupt war; welcher daher unter den heiligen Priestersängern Orpheus am näch-

ſten ſteht, und zu der vielleicht der thrakiſche Thamyris noch eine beſtimmtere Stufe des Ueberganges bildet, als Mittelglied zwiſchen dem Orpheus und den Homeriden.

Wie die neuen Götter den alten, ſo treten auch die fremden, geheimen Götter und beſonders die bacchiſche Begeiſterung der alten Einfalt und Naturtiefe, ſo wie dem fröhlichen Heldenweſen oft feindlich entgegen, worauf die Sagen vom Orpheus und Thamyris vielfältig hindeuten. Und in jener einfachen Abſonderung eines dreifachen Sagenkreiſes der alten, neuen und fremden Götter, bei den Hellenen, liegt der Aufſchluß, der Licht bringt und klare Ordnung in das vielverſchlungene Labyrinth jener mythiſchen Welt; nach deren kurzen Andeutung wir zurückkehren zu dem geſchichtlichen Faden, in genauer Zuſammenſtellung aller für den künſtleriſchen Standpunkt und die genaue Entwicklung der verſchiedenen Kunſtſtufen irgend bedeutenden Einzelheiten.

Drittes Kapitel.

Von dem epiſchen Geſange in der vorhomeriſchen und in der homeriſchen Zeit.

Der erzählende Sänger iſt der natürliche Begleiter des Heroen, und mit dem Heldenthum entſtand, wuchs und blühte in Hellas auch das Epos. Stärke, Geiſt und Schönheit, welche ſelbſt unter den freien Wilden eine natürliche Ungleichheit hervorbrachten, hatten auch bei der Beſitznehmung des Bodens einen entſcheidenden Einfluß.

Städte zuerſt zu erbau'n und die Burg zu gründen begannen
Sich zum Schutze die Könige ſelbſt, und zum Orte der Zuflucht.
Und das Vieh und die Aecker vertheilten ſie drauf, und ſie gaben
Jeglichem nach der Geſtalt, nach den Kräften und nach dem Geiſte:
Denn die Schönheit vermochte noch viel, und es blühten die Kräfte [10]).

Sobald der Hang zur Geſelligkeit die Liebe zur Freiheit überwunden hat, kann man die Menge als einen rohen politiſchen Stoff betrachten, der ſich zu geſtalten ſtrebt. Noch unfähig ſich ſelbſt zu beſtimmen und zu bilden, wird er eine äußere Einheit ſuchen, an die er ſich anſchließen könne. Alle Schwächern werden ſich um den nächſten Mächtigen vereinigen. Zwar bleiben die natürlichen Vorzüge, wodurch die Uebermacht erworben war, auch unentbehrlich, um ſie zu erhalten; doch muß die Ungleichheit durch die natürlichen Wirkungen jenes Bildungstriebes und durch die Erblichkeit ſehr ſchnell und ſehr ſtark anwachſen, und leicht mag ſie bei den Begünſtigten Ueberfluß und Spielluſt erzeugen. Durch den Stolz der Helden und die Eiferſucht der edlen Geſchlechter allein

[10]) *Lucr. V. 1110—1115.* Ueberſetzt von F. A. Eſchen.

wird die Väterſage ſchon beinah zum Gedicht anſchwellen. Wenn ſich nun aber, bei ſteigender Ungleichheit und Entwicklung, der Geiſt allmählig über das bloße Bedürfniß erhebt, und der Sinn für Dichtung und Schmuck erwacht; dann macht die freie Kraft, die wunderbare Größe, die reizende Mannichfaltigkeit des heroiſchen Lebens auf die noch friſchen Gemüther einen unglaublich ſtarken Eindruck. Wie mit durſtigen Sinnen hängen die Horchenden an den Lippen des Hochbegabten

— der von Gott zu Geſange begeiſtert,
Sie erfreut, wie auch immer das Herz zu ſingen ihn antreibt [11]).

Jetzt trennt ſich der Dichter vom Seher, weil ihr ungleichartiges Geſchäft nicht mehr in derſelben Bruſt Raum hat. Es bildet ſich ein neues, zwar nicht ſo äußerlich mächtiges und heilig gehaltenes, wie das jener alten Prieſter, aber doch auch in ſeiner Art hochgeehrtes und ſorgenfreies Geſchlecht erzählender Sänger, die in fröhlicher Armuth umherwandern, ſicher, an jedem Herde, wo die Freude ſpielt, eine freundliche Heimath zu finden.

So leben die Sänger in der homeriſchen Welt. Vorzüglich in den Häuſern der Fürſten trifft man ſie oft, wo dieſe Lieblinge der Natur in Freude und Ueberfluß gern verweilen. So ſpielt ein göttlicher Sänger vor den Hochzeitgäſten in der Wohnung des Menelaos [12]). Zwar iſt der hochberühmte [13]), im Volke geehrte [14]) Demodokos kein Hausgenoſſe [15]) des Alkinoos, des Königs der ſeligen Phäaken. Doch muß er kein ſeltner Gaſt ſein: denn er hat ſchon ſeinen beſtimmten Platz [16]), und zwar einen ſehr ehrenvollen,

den ſilbergenabelten Seſſel
Mitten im Kreis der Gäſte, gelehnt an die ragende Säule.

Begeiſtert durch ſeine Geſänge gibt Odyſſeus dem Herold ein fettes Stück gebratenen Schweinerückens von ſeinem Antheil, mit den Worten:

Herold, reiche dieß Fleiſch dem Demodokos hier, daß er eſſe.
Gerne möcht' ich, ein Trauernder zwar, ihm Liebes erweiſen;

[11]) Od. VIII. 44. 45. [12]) Od. IV. 17. 18. [13]) Od. VIII. 367. 381. [14]) ib. 479. [15]) ib. 43. 47. 471. [16]) ib. 65. 99. 428.

Denn bei allem Geschlecht der Sterblichen werden die Sänger
Werth der Achtung geschätzt und Ehrfurcht [17]).

Die übermüthigen, frevelnden Freier der Penelope nöthigten den hochberühmten [18]) Phemios, der —

— genug der Geisteserquickungen wußte,
Thaten der Götter und Männer, so viel im Gesange berühmt sind [19]),

mit Gewalt [20]), in das Haus des Odysseus; so sehr verlangten sie nach seinen Gesängen. Betheuernd sagt er dem Odysseus:

Auch dein geliebter Sohn Telemachos kann es bezeugen,
Daß ich nie freiwillig hieher kam, noch aus Gewinnsucht,
Vorzusingen den Freiern am festlichen Mahl in der Wohnung;
Sondern Mehrere führten und Stärkere mich mit Gewalt her [21]).

In einem sehr ehrenvollen Lichte erscheint der Sänger und sein Verhältniß zum Fürsten in der homerischen Sage, daß Klytemnestra durch ihn anfangs den Schmeicheleien des Aegisthos widerstanden habe,

denn gut war ihr Herz und verständig;
Auch war dort ein Mann des Gesangs, dem ernstlich es auftrug
Atreus Sohn, da gen Troja er fuhr, zu hüten der Gattin [22]).

Daß Homeros sich in diesen Dichtungen aus Vorliebe für seinen Stand von der Wahrheit weit entfernt habe, darf man nicht voraussetzen. Um der Untersuchung über die Mischung und das Verhältniß des Geschichtlichen und des Erdichteten in der homerischen Poesie nicht vorzugreifen; so bemerke ich hier nur, daß nichts unhomerischer sei, als ein solcher enger Zunftgeist irgend einer Art. Es lebt in diesen alten hellenischen Gesängen, welche ja sogar über ihre Urheber das tiefste Stillschweigen beobachten, so häufig auch die Beziehungen auf den Dichter selbst schon in den epischen Werken der hesiodischen Periode sind, ein wunderbar freier und allgemeiner Geist; nicht einseitige Vorliebe für einen Stamm, ein Geschlecht, einen Stand. Merkwürdig ist es auch, daß unter den Helden der Ilias nur grade dem Achilles, einem der geehrtesten und gebildetsten, dem reizbarsten und schönsten von allen die Gabe des

[17]) Od. VIII. 474—481. [18]) ib. I. 325. [19]) ib. 237. 238. [20]) ib. 156. [21]) Od. XXII. 350—353. [22]) Od. III. 265—271.

Gesanges beigelegt wird; und zwar ist es ein Gesang von heroischem Inhalt, ein Lied zum Ruhm und von den Thaten der Helden, dessen daselbst Erwähnung geschieht [22]).

Wir genießen eine schöne Frucht mehrentheils in dem Augenblick, wo sie reif ist, ohne über die Bedingungen ihres Daseins und die Geschichte ihrer Entstehung viel zu grübeln. Indessen darf doch niemand, der so weit es möglich ist, wissen will, nicht bloß was die hellenische Poesie war und ist, sondern auch wie sie es wurde, bei der ziemlich allgemeinen und beinah verjährten Vorstellung stehen bleiben, die homerische Poesie sei, wie durch einen Zauberschlag plötzlich aus der Erde gewachsen. Zwar gewachsen ist sie allerdings; sie ist ein Naturgewächs, und eins der köstlichsten; aber eben diese pflegen langsam zu reifen. Betrachtungen über den allmähligen Fortgang bis zum Gipfel, können bei Früchten dieser Art den Genuß eher erhöhen, als vermindern. Es ist von der äußersten Wichtigkeit für eine richtige Ansicht des Dichters, die vielen Andeutungen über das Dasein und die Beschaffenheit des vorhomerischen Epos, deren auch in den deshalb mit angeführten Stellen schon einige enthalten sind, nicht zu übersehen; und es mußten zu diesem Endzweck wenigstens die wichtigsten anschaulich gemacht und zusammengestellt, und wenigstens einiges von allem dem angedeutet werden, was sich unmittelbar und mittelbar aus ihnen folgern läßt.

Das Dasein der Poesie bei den Griechen vor dem trojanischen Kriege, war ausgemacht gewiß, nach erprüfter Meinung des vielwissenden Plinius [24]), und man darf so wenig zweifeln, es habe auch vor dem Homeros Dichter gegeben [25]), daß sich die so natürliche Vermuthung einer vorhomerischen Periode der epischen Kunst aus der Ilias und Odyssee selbst erweisen läßt. Die Beziehungen auf andre Sänger [26]), auf ältere Lieder, wie etwa von der allbesungenen Argo [27]), die sehr häufigen, durch ihre Kürze nicht selten unverständlichen Anspielungen [28]) auf schon bekannte

[22]) Iliad. IX. 184—191. [24]) lib. VII. cap. 56. [25]) Cic. Brut. 18. [26]) Od. I. 10. [27]) Od. XII. 70. [28]) z. B. Od. II. 119. 120. IV. 342. seq. XI. 120. seq. 519. 520. VII. 323. 324. *Od. XI. 633. 634.* XII. 63.

Sagen nicht zu erwähnen, die der Dichter so oft zu einer schönen Episode zusammenfaßt, deren jede selbst ein kleines Epos ist, und den Keim eines großen enthaltend, sich nach der natürlichen Länge und Umständlichkeit der homerischen Dichtart zu einer Rhapsodie ausbreiten ließe; so ist ja in der homerischen Welt die Kunst der erzählenden Sänger schon ein bestimmtes Gewerbe, welches seinen Mann, so gut wie irgend ein andres gemeinnütziges, auf Kosten der öffentlichen Gastfreiheit ernährt. So sagt Eumäos zum Antinoos:

—— Wer geht doch hinaus, die Fremdlinge selber berufend,
Andre, als sie allein, die gemeinsame Künste verstehen,
Als den Seher, den heilenden Arzt und den Meister des Baues,
Oder den göttlichen Sänger, der uns durch Lieder erfreuet?
Diese beruft ein jeder, so weit die Erde bewohnt ist [29]).

Wer sich in dieser Kunst auszeichnet, wird weit und breit berühmt. Es ist dieß nicht nur ein gewöhnliches Beiwort des Phemios und Demodokos; Odysseus verheißt auch dem Demodokos ausdrücklich:

Wenn du anjetzt mir dieses genau nach der Ordnung erzähleſt;
Gleich dann werd' ich umher es verkünden unter den Menschen,
Wie so günstig der Gott den schönen Gesang dir verlieh'n hat [30]).

Die Rede des Phemios an den Odysseus:

Sieh, ich lernte von selbst, und ein Gott hat mancherlei Lieder
Mir in die Seele gepflanzt. Wie einem Gott dir zu singen,
Steht mir an! Drum trachte mich nicht mit dem Schwert zu enthaupten [31]);

zeigt wohl, daß die Kunst schon ordentlich gelernt ward, daß der Vortreffliche aber das Erfundene und Eigne darin von dem Erlernten zu unterscheiden wußte und darauf stolz war. Welch einen Ueberfluß von Liedern und Rücksicht des Dichters auf den höhern Genuß der Zuhörer, und welche Forderungen, und Auswahl des Angenehmsten bei diesen, setzt nicht schon das als ein allgemein bekannter und anerkannter Spruch gesagte Wort des Telemachos voraus:

Denn es ehrt den Gesang das lauteste Lob der Menschen,
Welcher der horchenden Menge der neueste ringsum ertönet [32]).

---

[29]) Od. XVII. 383. seq. [30]) Od. VIII. 496. seq. [31]) Od. XXII. 347—349. [32]) Od. I. 351. 352.

In einer homerischen Sage, welche die ehrwürdige Farbe des hohen Alterthums an sich trägt, wird ein Sänger erwähnt, der auf seine künstlerische Gabe bis zum Frevel stolz und übermüthig war:

— Dorion, dort, wo die Musen,
Findend den Thrakier Thamyris einst des Gesanges beraubten,
Der aus Oechalia kam, vom Eurytos. Denn sich vermessend,
Prahlt er laut zu siegen im Lied, und sängen auch selber
Gegen ihn die Musen, des Aegiserschütterers Töchter.
Doch die Zürnenden straften mit Blindheit jenen, und nahmen
Ihm den holden Gesang und die Kunst der tönenden Leier [33].

Dieser künstlerische Uebermuth schickt sich weniger zu dem Bilde eines Priesters und lehrenden Dichters, als zu dem eines heroischen Sängers. Für einen solchen hielten auch die Alten selbst den Thamyris, wie alle Mährchen beweisen können, die sie auf diesen einen Nahmen gehäuft haben [34]) und Pausanias [35]) schließt ihn ganz bestimmt aus von der Dichtergattung des Orpheus und Musaeos. Daraus erklärt sich auch sein Kommen von einem Fürsten, bei dem er sich also nach Sängerart einige Zeit aufgehalten hatte, um dann weiter zu wandern. Sehr merkwürdig ist es, daß auch in diesem Bilde eines alten Sängers, der in den Sagen der Hellenen von ihren ältesten Dichtern so häufig, als wäre es eine allgemeine Eigenthümlichkeit der Gattung, wiederkehrende Zug der Blindheit, die ja auch dem Homeros selbst beigelegt wird, nicht fehlt. Auch vom Demodokos heißt es:

Herzlich liebt ihn die Muf' und gab ihm Gutes und Böses:
Denn sie nahm ihm die Augen, und gab ihm süße Gesänge [36].

Diese Sagen sind wohl nicht immer bloß aus einem dunkeln Glauben von solcher Bestrafung des künstlerischen Uebermuths entstanden, wie es bei der vom Thamyris der Fall ist. Sie deuten vielmehr zugleich auf jene Abgezogenheit des in sich thätigen und sinnenden Geistes, als eine natürliche Eigenschaft des dichterischen Gemüthes, welche sich auch in der auffallenden Schweigsamkeit

[33]) Iliad. II. 591—600. [34]) Zur Uebersicht, s. Bayle's Wörterb. Art *Thampris.* [35]) Libr. X. cap. VII. [36]) Od. VIII. 63. 64.

der homerischen Sänger offenbart. Still und in sich versunken öffnen sich ihre Lippen nur zu Gesängen, und nehmen keinen Theil am Gespräch. So häufig deren auch in der homerischen Urkunde erwähnt werden, so wird doch nur ein einzigesmahl ein Sänger redend eingeführt, um für sein Leben zu flehen. Daß die alten Epiker der Hellenen das Wirkliche mit hellen Augen auffaßten [37]), lehren ihre Werke selbst, wo die lebendige Natur so frisch, keck und warm dargestellt ist, in den großen Zügen frei, in den kleinsten noch mit Liebe genau. Damit ihr Geist aber das Aufgefaßte so ausbilden konnte, mußte er zu Zeiten auch in sich versinken, wie es jedem künstlerischen Gemüthe von Sinn und Dichtungsgabe dann und wann begegnen muß. Auch lebte ja die ganze Vorzeit in ihrem Gedächtnisse, welches eine Welt von alten Sagen und Liedern umfaßte.

Wenn es nach solchen Beweisen noch anderer bedürfte; so würde schon die zwar nicht üppige, aber doch reiche Fülle, die zwar nicht gelehrte und künstliche, aber doch feine und reife Ausbildung des homerischen Epos Vorgänger vermuthen lassen, welche die Kunde der Vorzeit nicht mehr roh überlieferten, sondern schon dichterisch schmückten und Künstler zu heißen verdienten. Diese Kunstart kann unmöglich allein, als eine einzige und unbegreifliche Ausnahme von dem allgemeinen Gesetz aller lebendigen Bildung, nicht durch allmähliges Wachsthum sondern durch einen Sprung plötzlich zur Vollendung gelangt sein. Die Gesänge zu bilden, sagt Lucretius, lehrte die rastlos aber langsam fortschreitende Erfahrung.

„So wird ein jegliches Ding durch die Zeit allmählig erzeuget,
Von der Vernunft aus dem Dunkel geführt an die Helle des Tages.
Denn wir seh'n in der Kunst, daß andres aus anderem Geiste
Rühmlich entstehe, bis wir dem obersten Gipfel genaht sind [38])."

Nur darf man in dem allmähligen Wachsthum des alten helleni-

[37]) Lessing hatte die Absicht, aus seiner Behandlung der sichtbaren Gegenstände zu beweisen, daß Homeros nicht blind gewesen sein könne. Sämmtl. Schr. Th. X. S. 14.

[38]) Luc. V. 1450. seq. Uebersetzt von F. A. Eschen.

schen Epos keine entschiednen Abschnitte und eigentlichen Bildungsstufen vermuthen. Man darf nicht annehmen, daß das vorhomerische Epos eine eigne, etwa härtere und gröbere, aber durchgängig bestimmte und von der des homerischen ganz verschiedne Gestaltung gehabt habe; und daß nachdem die epische Kunst das Höchste erreicht, was sich in jener unvollkommnern Gestaltung erreichen ließ, ein ganz neuer Geist, und mit ihm eine vollkommnere Gestaltung aufgekommen und herrschend geworden sei. Dieß würde eine Absonderung der verschiedenen Bestandtheile in den Wahrnehmungen des Kunstsinns und den Forderungen des Kunstgefühls, und eine Selbstständigkeit dieser Kräfte voraussetzen, die hier durchaus noch nicht Statt finden konnten, und deren ungleich späterer Ursprung in dem Fortgange dieser Geschichte bemerkt werden wird. Hätte es, wenn dieser Ausdruck zur kurzen Bezeichnung vergönnt ist, einen epischen Aeschylos gegeben; so würde er sich ohne Zweifel erhalten haben, wie sich alles Classische unter den Hellenen auch lange vor dem allgemeinen Gebrauch der Schreibekunst erhalten hat. Wir müssen uns also das Wachsthum dieser geistigen Pflanze als eine ganz allmählige, und vom ersten Keim bis zur völligen Reife stetige Entfaltung denken. Die früheren Fortbildungen der epischen Kunst mußten sich, weil ihnen mit der bestimmten Gestaltung auch alles selbstständige Dasein fehlte, in die vollendeten Werke des goldnen Zeitalters der epischen Kunst gänzlich verlieren, welche mit der Reife zugleich auch eine bestimmte Gestaltung erreicht haben.

Wenn es nun gleich keinen alten Styl der epischen Kunst, wie der tragischen, keine vorhomerische Bildungsstufe derselben giebt; so ist damit nicht geläugnet, daß eine einzelne Begebenheit von großem und allgemeinem Einfluß, auch das Wachsthum des Epos auszeichnend begünstigen und beschleunigen konnte. Eine solche Begebenheit war der trojanische Krieg, als die erste gemeinschaftliche [39]) Unternehmung der Hellenen. Schon das lange Beisammensein einer, wenn auch nur durch Dichter beglaubigten und durch die Sage vielleicht übertriebenen [40]), doch verhältnißmäßig großen

[39]) *Thuc.* I. 3. [40]) Thuc. I. 10. 11.

Anzahl von Kriegern, deren selbst nach dem Thukydides kein früherer hellenischer Krieg so viele vereinigte [41]), mußte den gemeinsamen Sinn und die mittheilende Anlage der Hellenen vielfältig entwickeln, und konnte selbst zur Erfindung mehrerer geselligen Vergnügen und Spiele den Anlaß geben. In dieser Rücksicht ist die Sage vom Palamedes nicht ohne historische Bedeutung; und da die Begebenheiten vor Ilion und die wundervolle Rückkehr der achäischen Helden und Fürsten, nach der homerischen Poesie zu urtheilen, gleich von der Zeit, da sie geschahen, bis auf den Homeros, ein Lieblingsgegenstand der Epiker gewesen sein müssen; so darf man wohl annehmen, schon der trojanische Krieg habe in der epischen Poesie Epoche gemacht. Wie viel mußte nicht schon von Ilion gesungen worden sein, ehe ein Sänger den Nestor zum Telemachos konnte sagen lassen:

Viel auch andere Leiden bestanden wir! Wer doch vermöcht' es
Alles auszusprechen der sterblichen Erdebewohner?
Nein, wenn fünf auch der Jahre und sechs nach einander du bleibend
Forschtest, wie viel dort trugen des Wehs die edlen Achäer,
Eher mit Ueberdruß in die Heimath kehrtest du wieder [42])!

Gesprächigkeit ist eine auffallende und ächt hellenische Eigenthümlichkeit der homerischen Menschen, welche im lebhaftesten Verkehr unter einander stehen. Nicht nur die Fürsten und Adelichen reisen viel zu Wasser und zu Lande; zum Beispiel, um eine seltenere Waare selbst einzutauschen [43]), oder mit Eisen und Erz Handel zu treiben [44]), eine Schuld einzufordern [45]), oder auf Seeräuberei zu gehen [46]), um Beute oder Menschen [47]) zu fangen. Oder sie reisen auch bloß zur Lust [48]), und besuchen sich häufig unter einander [49]). Auch die Herberge für den Gemeineren ist ein Ort zum Schwatzen [50]). Außer dem Kaufmanne und Schiffer vom Gewerbe, wandern auch die Aerzte, Baumeister, Seher und Sänger [51]). Außerdem werden noch Herolde in Volks-

[41]) Thuc. I. 10. [42]) Od. III. 113—117. [43]) Od. I. 259. seq. [44]) ibid. 184. [45]) Od. III. 364. seq. [46]) ib. III. 72—74. [47]) Od. I. 398. [48]) Od. XV. 80—85. XIX. 282—286. [49]) ibid. I. 176. 177. 209. IV. 178. [50]) Od. XVIII. 328. cfr. Hes. Op. 463. ed. Brunck. [51]) Od. XVII. 383. *seq.*

geſchäften als eine gewöhnliche Sache erwähnt [52]). Da die Aufmerkſamkeit dabei ſo ſehr auf die Vornehmen gerichtet iſt, daß die unſchickliche Aufführung einer Fürſtentochter der Gegenſtand des allgemeinen Spottes [53]) ſein würde; und der Sinn für Lob und Tadel ſo rege, daß die Furcht vor übler Nachrede [54]) ein ſtarker Grund iſt, den übermüthigen Mächtigen in Schranken zu halten, ſo darf es uns nicht wundern, daß in der homeriſchen Welt der Ruhm eines gerechten Fürſten auch ohne Geſänge durch die Erzählungen der Reiſenden [55]) ſo verbreitet zu ſein pflegte, daß der Dichter ihn als ein Urbild eines allgemeinen und großen Ruhmes aufſtellt [56]). Indeſſen würde doch Odyſſeus ſchwerlich von ſich ſelbſt ſagen:

Ich bin Odyſſeus, Laertes Sohn, durch mancherlei Klugheit
Unter den Menſchen bekannt, und mein Ruhm erreichet den Himmel [57]);

noch Athene [58]), daß Ithaka ſehr vielen bekannt ſei,

Allen die dorthin wohnen, zum Tagesglanz und der Sonne,
Oder die hinterwärts, zum nächtlichen Dunkel gewendet;

auch würde wohl der Ruhm der Penelope, die alle Frauen der damahligen Zeit im achäiſchen Lande [59]), und an Klugheit und Liſt ſelbſt die berühmten Frauen der Vorzeit [60]) übertrifft, nicht den Himmel erreichen [61]); wenn der Ruhm dieſer Nahmen nicht ſchon durch mehrere Generationen von Geſängen angewachſen wäre. Ueberhaupt waren die Geſchichten vom Kriege vor Ilion und von der Heimkehr der Helden, ſchon in der homeriſchen Periode und nicht erſt ſeit Kurzem, ein eigentlicher Lieblingsgegenſtand des Epos. Dieß erhellt, einiger kleinen Spuren [62]) und der völligen und reifen Ausbildung mancher Epiſode ſolchen Inhalts nicht zu erwähnen, ſchon daraus, daß Phemios und Demodokos wiederholt davon ſingen. So ſehr die Erdichtung dieſer Umſtände nun auch durch den Vortheil und Reiz, welche ſie der Erzählung

[52]) Od. XIX. 135. [53]) Od. VI. 273. seq. cfr. XVI. v. 75. [54]) ibid. II. 65. [55]) ib. XIX. 333. [56]) ib. XIX. 109. seq. [57]) Od. IX. 19. 20. [58]) Od. XIII. 239—241. [59]) ibid. XXI. 107—110. [60]) Od. II. 119. seq. [61]) ibid. XIX. 108. [62]) z. B. Odyss. I. 11. 12. 354. 355. III. 86. 87. 203. 204.

gewähren, herbeigeführt sein mag: so würde sich Homeros dieselbe doch schwerlich erlaubt haben, wenn nicht alle diese Geschichten, wie der Zank des Odysseus und Achilleus, nach dem was er ausdrücklich in eigner Person sagt, von der Gattung derjenigen gewesen wären, deren Ruhm damahls den Himmel erreichte [83].) Noch merkwürdiger ist es, daß die Sirenen, über deren Gesang die Bezauberten Heimat und Frau und Kinder vergaßen [84]), den Odysseus mit den Worten anlocken:

Dnn wir wissen dir alles, wie viel in der räumigen Troja
Argos Söhn' und die Troer vom Rath der Götter erduldet [85]).

Auf eine ähnliche Weise schränkten sich auch die attischen Tragiker der besten Zeit meistens auf einige ihrer Kunstart vorzüglich angemessne Gegenstände ein; wenn gleich mit mehr Absicht und Besonnenheit, wie jene alten Epiker, welche bloß durch den natürlichen Reiz des günstigsten Stoffs angezogen wurden, ihn vor allen auszubilden.

Daß aber das Epos, wenn gleich nicht so plötzlich und wunderbar, sondern allmählig, dennoch wie von selbst unter den Hellenen aufwuchs und zur Vollendung reifte, darf uns nicht befremden. So ist auf diesem glücklichen Boden alles entstanden. Warum nicht auch die Poesie, da alle Bestandtheile derselben Nachahmung, Harmonie und Rhythmus, nach dem Aristoteles [86]), in der menschlichen Natur gegründet sind? Wenn der Mensch sich nur frei bewegen kann, so muß sich alles entwickeln, was in ihm liegt.

Der Mittelzustand zwischen freier Wildheit und bürgerlicher Ordnung ist überhaupt der Entwicklung des Schönheitsgefühls sehr günstig. Er vereinigt die frische Kraft der noch ungezähmten und ungeschwächten Natur, und die Geselligkeit, Reizbarkeit, den Ueberfluß, die Spiellust der Bildung. Um so mehr bei den einzig begünstigten Hellenen, deren Uebergang vom wandernden Leben zu einer festen Verfassung mit einer wohlthätigen Langsamkeit fortrückte; denn erst nach der Rückkehr der Herakliden und der jonischen Völkerwanderung setzte sich der

[83]) Od. VIII. 75. [84]) Od. XII. 42. seq. [85]) ibid. 189. 190. [86]) Poet. *cap. IV.*

gährende Stoff einigermaßen zur Ruhe [67]). Das helleniſche Heldenthum war denn auch in ſeiner Blüthe die glücklichſte Vereinigung des Großen und Reizenden, aus welcher die erſten Früchte der ſchönen Kunſt hervorgingen.

Nur denke man nicht, daß dieſe allgeprieſene Begünſtigung bloß in dem üppigen Boden, der ſüdlichen Luft und einem heiteren Himmel, oder vielleicht auch in einer vorzüglichen Stammesart und angebornen Eigenſchaft von unerklärlichem Urſprung beſtand. Wo ſich, bei allen dieſen Vorzügen, auch in höherm Maaß als in Hellas, unermeßliche Erdflächen ausbreiten, wie in Aſien, da muß die Entwicklung ſehr bald durch künſtliche Bande durchaus gehemmt werden. Eben weil der politiſche Bildungstrieb hier gleich anfangs keine heilſamen Schranken und Hinderniſſe findet, bleibt er auf der erſten Stufe ſtehen, welche wie bei allen lebendigen Kräften, nur auf die anwachſende Einheit der gleichförmigen Maſſe ausgeht, nach Art der Kriſtalliſation. Die kleineren politiſchen Abtheilungen vereinigen ſich immer wieder zu größern, und mit unglaublicher Schnelligkeit wird alles in Eine große Deſpotie zuſammenfließen. Hellas hingegen war zum Glück für die Menſchheit durch die Natur vielfach getrennt; und die Stellen, welche es beherrſchen, nur zu kennen, erfordert eine ungleich größere Ausbildung der Kriegskunſt, der Schifffahrt und des Handels, als im heroiſchen Zeitalter Statt finden konnte. Die Heroen konnten hier nicht zu einem einzigen Deſpoten, die Prieſter nicht zu einer orientaliſchen Kaſte zuſammenwachſen. Die Hemmung der politiſchen Entwicklung im ſteten Anwachs der gleichförmigen Maſſe, erhielt durch eine freiere Reibung die Schnellkraft des menſchlichen Geiſtes, und ward die erſte Veranlaſſung einer höhern politiſchen Gliederung, deren Keime wir ſchon in der homeriſchen Welt finden. Zwar herrſcht in derſelben eine ſchneidende politiſche Ungleichheit, welche überhaupt vor der Ausbildung der bürgerlichen Freiheit, Geſetzgebung und Staatskunſt um ſo größer ſein muß, je günſtiger die Bildungslage iſt; weil die natürliche Ungleichheit der Anlagen und des

[67]) *Thuc. I. 5. 12.*

Glücks, welche die politische Ungleichheit in diesem Zeitalter zuerst veranlaßt, und auch unzertrennlich von ihr bleibt, dann um so freier wirken kann, wodurch jeder Vorzug wieder ein Mittel wird, andre neue Vorzüge zu erwerben. Die homerischen Herrscher sind eine von der untergebenen und dienenden Classe durchaus verschiedene Menschengattung; nicht bloß an mittelbarer Gewalt, Ehre und Reichthum, sondern auch an Geist, Bildung, Leibeskräften und Schönheit [68]). Die Macht der Könige über die Adelichen aber ist sehr gering und unbestimmt, auch in Rücksicht auf die Erbfolge [69]). Sie ist mehr wie ein Vorrang [70]), als wie eine Oberherrschaft zu betrachten. Dieser lose Zusammenhang unter den Herrschern mußte die Entwicklung der bürgerlichen Freiheit sehr begünstigen, als nach der Heimkehr der Helden von Ilion in den meisten Staaten innerliche Zwistigkeiten entstanden. Wie viel bei diesen auf die Gunst des Volks ankam, wie frei dieses schon über seine Beherrscher urtheilte, lehrt die ganze Odyssee. Auch erkannte man schon:

Daß die Hälfte der Tugend entrückt Zeus waltende Vorsicht
Einem Mann, sobald nur der Knechtschaft Tag ihn ereilet [71]).

Diese unschätzbare Freiheit der Entwicklung verschiedenartiger Kräfte erhielt dadurch noch einen größern Werth, daß die Natur des Landes die Hellenen gleich anfangs zu einer vielseitigen Ausbildung nöthigte und veranlaßte. Auch die alten Römer waren ein freies, wackeres und fröhliches Volk, und wie Virgilius [72]) singt:

Auch der ausonischen Flur von Troja stammende Hirten
Feiern mit rohem Gesang ihr Fest, und wildem Gelächter.

Weil ihre Lage sie aber auf den Landbau und den Krieg einseitig beschränkte, so blieben ihre Naturgesänge bloße Ausbrüche einer bäuerischen Lustigkeit, bis ihre Herrschsucht, alle Schranken übersteigend, selbst die hellenischen Künste eroberte, und erhaben in ihrer unmäßigen Kraft, auch den eigenen Werken einen eigenthüm-

[68]) Odyss. IV. 27. 62—64. XIII. 223. [69]) ibid. I. 386—396. XV. 521. [70]) ib. VIII. 390. 391. [71]) Odyss. XVII. 322. 323. [72]) *Georg. II. 385. 386.*

lichen großartigen Geist einflößte. Die Lebensart der Hellenen im heroischen Zeitalter hingegen war die glücklichste Mischung von Landbau und Schifffahrt, von Krieg und friedlichem Gewerbe und Handelsverkehr. Hesiodos [73]) nennt das göttliche Geschlecht der Heroen ein gerechteres und besseres; dieß deutet auf eine höher gediehene Stufe der sittlichen Bildung und der bürgerlichen Entwicklung. Nach dem Thukydides [74]) gelangten die hellenischen Küstenbewohner schon vor dem trojanischen Kriege zu mehr Reichthum und Sicherheit, und vereinigten sich zu festern und größern politischen Körpern. In der homerischen Welt finden wir viele Gewerbe, die nicht von den Herrschern geübt wurden, hoch geachtet; und nicht bloß das Werk, sondern auch den Künstler bewundert [75]). Die kleinen Umstände hatten die wichtige Folge, daß sich in dieser Mannichfaltigkeit verschiedenartiger Entwicklung bei den epischen Sängern, welche sonst nur einseitige und beschränkte Lobredner der Fürsten und Helden gewesen sein würden, jener allgemeine Sinn entwickeln konnte, welcher auch das alltäglichste Leben mit Theilnahme auffaßt und unmittelbar verschönert. Daher jene homerischen Gemählde und Gleichnisse, welche eben so weit von der rohen Sprache des Wilden entfernt sind, wie von dem Stillleben solcher überkünstlichen Dichter, welche keinen Sinn für das Große haben, und nur ihre Geschicklichkeit zeigen wollen. Die homerische Poesie dünkt sich nicht zu vornehm, alles Natürliche darzustellen, was sich nur kräftig und reizend darstellen läßt. Diese Allgemeinheit und Menschlichkeit rückt sie denn auch allen gebildeten Menschen so ungleich näher, wie jede andre Heldensage. Das ist es, was dem Heroischen und Wunderbaren, welches sich ohne diese Beimischungen unvermeidlich in den Lüften verliert, einseitig unnatürlich und endlich abgeschmackt wird, erst die feste Haltung giebt, und es gleichsam mit der Erde befreundet. Gewiß ist es, wäre die homerische Poesie nicht voll solcher zartmenschlichen und einfach natürlichen Züge, wie jene alte steinerne Bank vor Nestors Hause, auf der schon Neleus gesessen hat; der Rauch, den sich Odysseus so herzlich sehnt, von seiner

[73]) *Op. 142. ed. Brunck.* [74]) Thuc. I. 8. [75]) Od. XI. 611. 612.

Heimath aufsteigen zu sehen; so würde die homerische Poesie nicht alle gebildete Völker erfreuen und beschäftigen, ja sie würde sich kaum bei ihrem eignen Volke erhalten haben.

Das alte hellenische Epos ist in dieser Rücksicht und überhaupt eine ganz eigenthümliche Liedesart und Gestaltung, die gerade nur bei dieser Bildungslage, an diesem Orte, in dieser Zeit entstehen und reifen konnte. Man kann sich überall in der Geschichte der Naturpoesie nicht genug davor hüten, daß man nicht das bloß Besondre für allgemein halte, oder sich das Besondre unter bloß allgemeinen und unbestimmten Zügen denke. Nehmen wir zum Beispiel, folgendes allgemeine Gemählde des Lucretius von der Entstehung der Naturgesänge, und der Freude, welche sie den Menschen gewährten:

Oft nun unter einander auf weichem Grase gelagert,
An dem Gewässer des Bachs, in des hohen Baumes Umschattung,
Pflegten sie ihrer Leiber, bei wenigen Gütern sich freuend.
Aber am meisten, wann der Himmel lacht', und des Jahres
Zeit die Gefild' ausschmückte mit grünenden Kräutern und Blumen;
Dann war Scherz und Geschwätz, dann auch das süße Gelächter
Häufig, es blühete dann vorzüglich die ländliche Muse.
Dann auch Schultern und Haupt mit geflochtenen Kränzen zu schmücken,
Und mit Blumen und Laub, ermahnte die üppige Freude,
Und zu bewegen die Glieder in ungemessenen Schritten,
Hart, und mit hartem Fuße die Mutter Erde zu stampfen.
Hierdurch ward das Scherzen erzeugt und das süße Gelächter [76].

Sollte man nicht glauben, daß dieses Gemählde auf jedes fröhliche Naturvolk unter glücklichem Himmelsstrich passe? Und dennoch hat es eine durchaus italische Gestaltung und Farbe, welche der genauer Betrachtende auch leicht darin erkennen wird. Es findet sich im Homeros, der doch mehr als eine Art lyrischer Naturpoesie erwähnt, auch nicht Eine bestimmte Spur, daß die Hellenen damahls jene scherzhaften oder doch fröhlichen Naturgesänge, nicht epischen, sondern ländlichen Inhalts dieser Art, an ländlichen Festen gekannt hätten. In Italien waren sie dagegen von den ältesten Zeiten an einheimisch; in Hellas aber konnten sie sich erst

[76] *Lucr. V. 1389—1403.* Uebersetzt von Friedrich August Eschen.

ſpäter bei den freien Landleuten im Peloponneſos, in Attika und in Sikelien, wenn gleich ſehr verſchieden unter ſich und noch mehr von dem italiſchen, entwickeln, und die dramatiſche und bukoliſche Poeſie veranlaſſen; denn im heroiſchen Zeitalter war der Landmann grade am meiſten gedrückt, der Ackerbau der allgemeinen Fehden wegen vernachläſſigt [77]), oder auf den Gütern der Herrſcher, die den Boden, wie es ſcheint, faſt allein beſaßen, durch Lohnknechte [78]), oder durch Leibeigne beſorgt, deren ein reicher Mann oft unzählig viele [79]) beſaß.

Alle Naturpoeſie iſt eben darum, weil ſie nicht nach allgemeinen Begriffen oder fremden Beiſpielen ſich bildet, ſondern wild wächſt, ganz eigenthümlich, und verräth bis in die feinſten Adern durch Geſtalt und Farbe den Boden, wo ſie entſprungen iſt. Nach bloß allgemeinen Begriffen könnte man erwarten, auch die helleniſchen Sänger würden, gleich den germaniſchen Barden, die kämpfenden Helden durch Schlachtgeſänge anfeuern. Aber in der ganzen Ilias iſt es grade nur der einſame Achilles, der ſein Herz durch Geſänge erfreut. Die Leyer wird bei Homeros immer als eine ſolche bezeichnet:

— die dem Mahle zur Freundin gaben die Götter [80]);

und:

— — die ſchön zum blühenden Schmaus ſich geſellet [81]);

und zuſammen mit dem Tanz, womit ſie ſo oft vereinigt genannt wird:

Reigentanz und Geſang: denn das ſind die Zierden des Mahles [82]).

Nie wird eine Hochzeit ohne Sänger erwähnt [83]). In der Darſtellung der ſeligen Phäaken ſagt Alkinoos unter andern:

Stets auch lieben wir Schmaus und Saitenſpiel und den Reihntanz,
Oft gewechſelten Schmuck, das warme Bad und das Lager [84]).

Ein fröhlicher Geiſt herrſcht in allen Handlungen und Werken der ſpielenden Hellenen. Eine Ermunterung zur Freude war hier der

[77]) Thuc. I. 2. [78]) Odyss. XVIII. 356. [79]) Od. XVII. 422. δμῶες μάλα μυρίοι. [80]) Od. XVII. 271. [81]) ib. VIII. 99. [82]) Od. I. 152. [83]) Od. IV. 17. XXII. 142. seq. Iliad. XVIII. 192. seq. [84]) Od. VIII. 248. 249.

allgemeine Gruß, in ihrem Chaire, wie bei den Römern, Salve, der Wunsch ungeschwächter Kraft; und selbst die Weisen der Hellenen glaubten, daß auch die Götter den Spielen hold wären [85]). Freude war schon auf ihrer ersten Bildungsstufe die Seele der hellenischen Poesie. Es ist merkwürdig, daß die gottesdienstlichen Handlungen, als ein ernstes Geschäft, in der homerischen Welt nicht mit Poesie und Musik begleitet werden; während doch gesagt wird, daß Demodokos, wie es auch in spätern Zeiten Sitte der Homeriden und Rhapsoden war, seinen epischen Gesang mit einem vorläufigen, nach den Beispielen, welche bei Homeros vorkommen, und selbst nach jenen spätern, aber wohl mehr episch als lyrisch gebildeten Gesange an den Gott anfing [86]).

Freies Spiel der Empfindungen und der Vorstellungen ist die erste Bedingung und eines der unterscheidenden Merkmahle der Schönheit. Wenn der Dichter unter dem Stoff, der seinem Sinn gegeben, oder seinem Gedächtniß überliefert wird, schon wählen, und das Gewählte für den sinnlich schönen Genuß, nach Gesetzen des menschlichen Gemüths, frei mischen, ordnen und schmücken kann; so wird die Darstellung durch diese Selbstthätigkeit, die sich freilich nur noch an das Gegebne anschließen muß, zum eigentlichen Gedicht. Es beginnt die erste Bildungsstufe der schönen Kunst.

Daß die hellenische Poesie schon in diesem Zeitalter wirklich Kunst ist, wiewohl es sich von selbst versteht, daß diese Kunst nur ein freies Naturgewächs war; zeigt sich unter andern auch darin, daß sich aus der Menge verschiedener und bloß eigenthümlicher Weisen von Naturgesängen eine besondere, wenn gleich sehr einfache Dichtart, deren allgemeine Eigenschaften und Merkmahle sich im Größten wie im Kleinsten gleich bleiben, und unter sich zusammenhängen und übereinstimmen, bis zu einem entschiednen Vorrang, ja bis zu der Alleinherrschaft entwickelt hat. „Die Thaten der Helden" werden bei Homeros überall als der eigentliche Gegenstand der Poesie genannt. Diese singt auch der unmuthige Achilleus seinem Patroklos [87]), denn von einem ganz einsamen Ge-

[85]) Plat. Crat. t. III. p. 376. ed. Bip. φιλοπαίγμονες γὰρ καὶ οἱ θεοί [86]) Od. VIII. 499. [87]) II. IX. 189.

ſange findet ſich im Homeros kein Beiſpiel. Selbſt den Tanz und Citherſpiel beim Schmauſe, begleiten Phemios [88]) und Demodokos [89]) mit epiſchen Geſängen; jener die Abentheuer der Rückfahrt der Helden von Troja, dieſer das Göttermährchen von Ares und Aphrodite ſingend. Solche meint vielleicht der Dichter immer, ſo oft er Tanz und Geſang zuſammen nennt; etwa den Geſang zweier Kunſttänzer bei der Hochzeit im Hauſe des Menelaos [90]), ausgenommen, ſo wie jenen in der Mitte eines Chores tanzender Jünglinge und Mädchen auf dem Schilde des Achilleus [91]). Alles Rühmliche, was im Homeros von der Poeſie geſagt und angedeutet wird, ſcheint ſich eigentlich nur auf das Epos, auf heroiſche Geſänge zu beziehen, gegen welche alle übrigen in ein auffallendes Dunkel zurücktreten.

Da nun die epiſche Dichtart nicht nur das eigenthümliche Erzeugniß desjenigen Zeitalters iſt, welches wir in der politiſchen Geſchichte der Hellenen das heroiſche nennen, und mit dem Urſprung des helleniſchen Republikanismus endigen würden; ſondern in denſelben auch ihre höchſte Blüthe und Reife erreichte, und diejenige Geſtalt, welche die Grundlage auch der ſpäteſten Umbildungen blieb: ſo nennen wir die erſte Bildungsſtufe der helleniſchen Poeſie epiſches Zeitalter.

Die Ilias und die Odyſſee ſind die erſten glaubwürdigen Urkunden des helleniſchen Alterthums, und die älteſten Denkmahle der claſſiſchen Kunſt. Mit ihnen wird es einigermaſſen Tag in der Geſchichte der helleniſchen Poeſie.

Ein richtiger beſtimmter und klarer Begriff von der homeriſchen Poeſie iſt für jeden, welcher die alte Poeſie überhaupt zu kennen ernſtlich ſtrebt, ein weſentliches Bedürfniß. Denn Homeros iſt gleichſam der Urdichter der Alten, die ihn auch vorzugsweiſe den Dichter ſchlechthin nannten; er iſt der allgemeine und unvergängliche Quell, aus dem alle Sänger ſchöpften [92], gleich dem Okeanos, nach dem Bilde des Quinctilianus und Dionyſios,

---

[88]) Od. I. 152. seq. cfr. 325. seq. [89]) Od. VIII. 260—266. et seq. [90]) Od. IV. 18. 19. [91]) Iliad. XVIII. 590—605. [92]) Ovid. *Amor. III. 9.*

dem tief hinſtrömenden Herrſcher,
Welchem alle Ströme und alle Fluthen des Meeres,
Alle Quellen der Erd' und ſprudelnde Brunnen entfließen [93]).

Das homeriſche Epos war nicht nur das Vorbild des ältern nachhomeriſchen, des alexandriniſchen und des römiſchen Epos; auch in allen andern Arten der Poeſie und Beredſamkeit ward es von den größten Künſtlern am meiſten nachgeahmt.

Nun ſcheint aber hier jeder Schritt der Unterſuchung eine neue endloſe Ausſicht der wichtigſten und anziehendſten Nachforſchungen zu eröffnen; und wer das Ganze umfaſſen will, muß ſich doch für die einzelnen Theile beſtimmte Gränzen ſetzen. Selbſt bei einer geübten Biegſamkeit, ſich in die Eigenthümlichkeit fremder Völker und Zeitalter zu verſetzen, kann es nicht leicht ſein, den Geiſt und die eigenſte Beſchaffenheit eines Naturgewächſes, welches auch unter den Alterthümern der menſchlichen Bildung einzig in ſeiner Art iſt, unbefangen und genau aufzufaſſen. Das homeriſche Epos läßt ſich aber gar nicht ſo einzeln betrachten und beurtheilen. Man kann nicht umhin, es von dem alexandriniſchen und römiſchen, und vorzüglich von dem heſiodiſchen und nachheſiodiſchen aber voralexandriniſchen Epos der Hellenen, und von der heroiſchen Naturpoeſie andrer Völker eben darum ſtreng zu unterſcheiden, weil es ihnen in vielen Zügen mehr oder weniger ähnlich iſt, und deshalb gewöhnlich mit dem einen, oder der andern durchaus verwechſelt wird. Man kann auch nicht wohl umhin, ſich auf die Meinungen der Alten über die homeriſche Poeſie einzulaſſen. Da wir dieſelbe nicht unmittelbar aus dem Munde oder wohl gar aus der Handſchrift des Urhebers empfangen können; ſo treibt uns ſchon eine natürliche Wißbegierde, alle diejenigen, welche in einem ſo langen Zwiſchenraume zwiſchen ihm und uns in der Mitte ſtehen, auch zu vernehmen. Welch' unermeßliches Feld eröffnet ſich hier! Kein Dichter hat mehr Bewunderer, Beurtheiler und Erklärer gefunden, als Homeros. Wie aber die Gefahr des Kranken mit der Zahl der Aerzte, ſo pflegt auch die Unverſtändlichkeit eines Gegenſtandes mit der Menge der Erklärer zu wachſen. Und doch

[93]) Iliad. XXI. 195—197.

darf man die Unterſuchung über das Kunſturtheil der Alten von der homeriſchen Poeſie durchaus nicht umgehen. Künſtleriſche Hervorbringung und Beurtheilung ſind ja nur verſchiedene Aeußerungsarten eines und desſelben Vermögens; und es iſt widerſprechend, die Werke der Alten für urbildlich anzuerkennen, und doch ihre Kunſturtheile vor der Unterſuchung zu verachten. Es verlohnt ſich wenigſtens der Mühe ernſtlich zu unterſuchen, ob die Alten einige Seiten der homeriſchen Poeſie, die doch einheimiſch bei ihnen war, und in der überall der Geiſt des claſſiſchen Alterthums athmet, leichter richtig faſſen und beurtheilen konnten, wie wir, denen die Entfernung ſelbſt für die Beantwortung einiger andern homeriſchen Fragen Vortheile gewährt, der wahren Vorzüge unſrer Zeit nicht zu erwähnen, auf welche ſich jedoch viele nur berufen, um den Mangel eigner Vorzüge zu decken; oder ob wirklich alle

So viel Sterbliche jetzo die Frucht der Erde genießen,

das homeriſche Epos beſſer verſtehen, wie die Hellenen ſelbſt? — Alles dieſes ſind aber nur noch vorläufige und verhältnißmäßig leichte Schritte zur künftigen Kenntniß des Homeros. Die alte Poeſie iſt ein einiges und untheilbares Ganzes, welches man theilweiſe durchaus nicht richtig erkennen kann. Grade das Unbegreiflichſte und Streitigſte in allen homeriſchen Aufgaben und Unterſuchungen kann nur durch eine Kenntniß der allgemeinen Geſetze der helleniſchen Bildung erklärt und entſchieden werden; und nie wird jemand die homeriſche Poeſie verſtehen und begreifen lernen, der ſich von der allgemeinen Vorausſetzung der Menſchen, was in ihrem nächſten Kreiſe gewöhnlich iſt, müſſe gewiß auch natürlich und überall wahrſcheinlich ſein, noch nicht ganz frei gemacht hat. Wie Odyſſeus den Alkinoos, könnte man hier in der That fragen:

Was doch ſoll ich zuerſt, und was zuletzt dir erzählen?

Der einfachſte und einer Geſchichte angemeſſenſte Gang dürfte es wohl ſein: zuerſt die Andeutungen, die ſich im Homeros ſelbſt über die Eigenſchaften und Verhältniſſe der heroiſchen Poeſie, und über alles, was darauf Bezug hat, finden, zuſammen zu ſtellen; dann das Kunſturtheil der Alten über die homeriſche Poeſie, ſo

viel als möglich im Werden darzuſtellen, zu erklären und zu berichtigen, und endlich, zu erwägen, was auch nach dieſer Berichtigung, für den Alterthumsforſcher und Kunſtfreund zu thun übrig bleibt.

Ehe man aber in homeriſche Unterſuchungen, von was immer für einer Art, eingeht, iſt es durchaus nothwendig, die gewöhnlichen Meinungen der Theoriſten über die Epopöe, ihren Mechanismus und ihre Regeln zurückzulaſſen, und bis nach ausgemachter Sache gänzlich zu vergeſſen. Dieſe Forderung kann nicht unbillig ſcheinen, da in dieſem Theile der Kunſtlehre offenbar nicht weniger Widerſprüche und Mißverſtändniſſe herrſchen, wie unter den Philoſophen zu Athen, welche der römiſche Proconſul Gellius auf einen Platz zuſammenberief, und ihnen gewaltig anrieth, ſie möchten doch ihren Streitigkeiten endlich einmahl irgend ein Ziel ſetzen; falls ſie dazu geneigt wären, verſpräch' er ihnen ſeine guten Dienſte [94]). In der Beantwortung der einfachen Frage, ob das Epos und die Tragödie verſchieden ſind oder nicht, und aus welchem Grunde und durch welche Merkmahle ſie es im Falle der Verſchiedenheit ſind, iſt man ſeit dem Ariſtoteles noch nicht weiter gekommen. Und wäre man demſelben nicht bloß gefolgt, ohne ihn zu verſtehen, ſo würde man wenigſtens die auffallenden und harten Widerſprüche ſeiner Kunſtlehre wahrgenommen und zu erklären verſucht haben.

Viele Züge, welche die homeriſche Denkart über Poeſie überhaupt und die heroiſche insbeſondere, die Freude am Spiel, die Dichtungsgabe, den Kunſtſinn und das Schönheitsgefühl des Homeros und der homeriſchen Menſchen bezeichnen, ſind ſchon in den bisher angeführten Stellen enthalten; einige andre werden unten ſchicklicher vorkommen. Hier kann nur auf die weſentlichſten Merkmahle aufmerkſam gemacht werden, die alle einzelnen zerſtreuten Züge zu einem ganzen Bilde vereinigen. Eine ſolche Eigenſchaft iſt die kindliche Sinnlichkeit der homeriſchen Poeſie, welche ſich in der Rede des Odyſſeus ſo anſchaulich äußert:

Wahrlich, es iſt doch Wonne, mit anzuhören den Sänger,
Solchen, wie jener iſt, den Unſterblichen ähnlich an Stimme!

94) Cic. *de leg. I. 20.*

Denn nicht kenn' ich selber ein angenehmeres Trachten,
Als wenn ein Freudenfest im ganzen Volk sich verbreitet,
Und in den Wohnungen rings die Schmausenden horchen dem Sänger,
Sitzend in langen Reihn, und voll vor jedem die Tische
Stehn mit Brod und Fleisch, und lieblichen Wein aus dem Kruge
Schöpfend der Schenk umträgt, und umher eingießt in die Becher.
Solches däucht mir im Geist die seligste Wonne des Lebens [95])!

Das ist gleichsam die Grundlage der homerischen Kunstlehre. Rothen Wein zu trinken, und den Sänger zu hören im Hause des Fürsten; das ist das Vorrecht und die Glückseligkeit der Adelichen [96]). Noch merkwürdiger sind einige Aeußerungen in der homerischen Poesie von einem schon auffallend regen Sinn für Anmuth, und besonders für Harmonie der Rede und Erzählung. Vieles zu wissen, besonders aus der Vorzeit, und wirksam und gefüge sagen zu können, ist nicht nur ein so großer Vorzug, daß der beste Redner unter den Helden eben so bestimmt und rühmlich unterschieden wird, wie der tapferste Kämpfer. Auch der Reiz einer schönen Geschichte oder Rede wird durch die lieblichsten Bilder anschaulich gemacht, und die Bezauberung der Zuhörer mit den lebhaftesten Farben geschildert. Anmuth der Beredsamkeit preist Odysseus als eine der höchsten Göttergaben:

Nie ja verleihn die Götter zugleich die Gaben der Anmuth
Sterblichen, weder Gestalt, noch Beredsamkeit, oder auch Weisheit.
Denn ein anderer Mann ist unansehnlicher Bildung;
Aber es krönt ein Gott die Worte mit Reiz, daß ihn alle
Innig erfreut anschaun. Denn mit Nachdruck redet er treffend,
Voll anmuthiger Scheu, und ragt in des Volkes Versammlung;
Und durchgeht er die Stadt, wie ein Gott rings wird er betrachtet.
Wieder ein anderer scheint den Unsterblichen ähnlich an Bildung;
Aber nicht sind jenem mit Reiz die Worte gekrönet [97]).

Schickliche und reizende Ordnung bei der lebendigsten Anschaulichkeit ist es, was Odysseus am Demodokos preist, und von ihm fordert:

Hoch von den Sterblichen allen, Demodokos, preis' ich dich wahrlich!
Dich hat die Muse gelehrt, Zeus Tochter sie, oder Apollon!

---

[95]) Odyss. IX. 3. seq. [96]) Odyss. XIII. 8. 9. [97]) Odyss. VIII. 167—175.

So genau nach der Ordnung besingst du der Danaer Schicksal,
Was sie gethan und erduldet, und alle Müh'n der Achäer;
Gleich als ob du selber dabei warst, oder es hörtest [98]).

„Eine weise und schön geordnete Erzählung" war eine wesentliche und allgemeine Eigenschaft des epischen Sängers, den Alkinoos den lügenhaften Schwätzern entgegensetzt;

Keineswegs, Odysseus, vermuthen wir deiner Gestalt nach
Einen Betrüger in dir und Täuschenden, so wie genug sie
Nähret die schwarze Erde, die weit verbreiteten Menschen,
Welche die Lüg' ausbilden, woher sie keiner ersähe.
Aber in deiner Red' ist Gestalt und edle Gesinnung;
Und du erzählst, wie der Sänger, mit kluger Kunst die Geschichte
Alles argeiischen Volks und dein eignes Jammerverhängniß [99]).

Ja so geläufig und klar ist dem Homeros die Harmonie; so allgemein die Forderung desselben, und so hoch der Werth, den er darauf legt, daß er den verächtlichsten aller Hellenen durch eine Fülle verworrner Reden und Gedanken ohne Maaß und Uebereinstimmung bezeichnet:

Nur Thersites erhob sein zügelloses Geschrei noch,
Dessen Herz mit vielen und thörichten Worten erfüllt war;
Immer verkehrt, nicht der Ordnung gemäß, mit den Fürsten zu hadern,
Wo ihm nur etwas erschien, das lächerlich vor den Argeiern
Wäre [100]).

Ueberhaupt ist jene Scheu vor allem Uebermaaß, welche immer eine der hervorspringendsten Züge der hellenischen Eigenthümlichkeit war, in den Sitten und der Denkart der homerischen Welt schon auffallend herrschend und entschieden.

Nur muß man, wie überhaupt so auch hier, nicht den spätern Sinn der Worte unterschieben, und so die Sprache des alten Naturgesanges vergeistigen und mißdeuten. Es ist hier nur jene ganz sinnliche und äußerst einfache, von Berechnung und tief angelegtem

[98]) Odyss. VIII. 487—491. λίην γὰρ κατὰ κόσμον etc. v. 496. κατὰ μοῖραν [99]) Odyss. XI. 362—368. μορφὴ ἐπέων. Gestaltung oder Ordnung des Liedes. Dieses ist ein sehr merkwürdiger und wohl zu beachtender Ausdruck. [100]) Iliad. II. 211—219.
ὅς ῥ' ἔπεα φρεσὶν ἦσιν ἀκοσμά τε πολλά τε ἦδη.

Entwurf ſehr weit entfernte, durch ihre Schönheit aber doch von ächter Bildung zeugende Geſtaltung und Ordnung zu verſtehen, welche ſich in dem kleinſten Theile der homeriſchen Poeſie, welcher nur noch ein für ſich beſtehendes Ganzes iſt, ſo vollendet findet, wie in dem größten. Im Bilde oder Gleichniſſe wie in der ganzen Rede, im Geſpräch wie in der längern Begebenheit, in der Rhapſodie, wie in der Rhapſodiengruppe, ründet ſich die freie Fülle der Einbildungskraft in klaren Umriſſen und einfachen Maſſen zu einer leichten Einheit. Dieſe epiſche Harmonie iſt ſo wenig auf das Ganze der Iliade und Odyſſee beſchränkt, und mit demjenigen, was man ihre Oekonomie zu nennen pflegt, ſo wenig einerlei, daß ſie hier vielmehr nicht ganz ſo vollkommen iſt, als in dem einzelnen für ſich beſtehenden Ganzen; weil außer den harten Verbindungsſtellen, auch die Ungleichartigkeit der Maſſen nicht immer ſanft genug in einander verſchmolzen iſt.

Viertes Kapitel.

Ansichten und Urtheile der Alten von den homerischen Gedichten.

Das älteste Kunsturtheil über die homerische Poesie ist in der Sage enthalten, daß Hesiodos bei einem Wettstreit über den Homeros gesiegt habe. Und obgleich das Urtheil des Panides seiner Ungerechtigkeit wegen zum Sprichwort ward; so war dieß Urtheil doch der Ausspruch eines ganzen Zeitalters, wie dieses schon die gänzliche Verschiedenheit der epischen Gesänge der hesiodischen Periode von denen der homerischen, zusammengenommen mit dem großen Ruhm des Hesiodos, beweisen kann. Und doch sind selbst in den Werken und Tagen, einem Gedichte von so ganz eigenthümlichem Stoff und Geist, Beziehungen auf die homerischen Gesänge, und in der Theogonie, außer den Stellen, welche man für eingeschoben halten, oder für bloße Gemeinplätze der epischen Kunst erklären könnte, nicht wenige offenbare Anspielungen und Nachbildungen, wenn gleich Geist und Farbe durchaus verändert und entstellt ist [1]). Wie die epische Kunst von kräftiger Vollendung in so entschiedne Ausschweifung und Schwäche versinken, wie nach dem Homeros ein Hesiodos entstehen und herrschen konnte; das ist eine von jenen allgemeinen Paradoxien der gesammten alten Geschichte, welche nicht zufällig sind, sondern sich auf nothwendige Naturgesetze der lebendigen Bildung gründen. Wenn irgend eine Kunstart durch vollendete Gestaltung des Stoffs den höchsten Gipfel der natürlichen Entwicklung erreicht hat, so zeigt sich zwar ein merklicher Abschnitt der Bildung, welchen wir in der Geschichte Epoche und Periode nennen; der Schein eines eigentlichen Stillstandes, wel-

[1]) Z. B. v. 194 u. 195, 205 u. 206, 605 u. 606, 759 u. 760; desgleichen die ganze *Titanomachie*.

cher bei lebendigen Kräften nicht Statt findet, iſt aber doch nur eine Täuſchung. Sobald dieſe nicht mehr wachſen, nehmen ſie wieder ab, und nähern ſich ihrer Auflöſung. Um nur neu zu ſein, muß die Kunſt nun von der Einheit, Schicklichkeit und Natürlichkeit abweichen.

So ſtürzt durch das Schickſal
Alles zum Schlimmeren fort, und enteilt umkehrend den Rückweg;
Wie wenn gegen den Strom ein Mann ſchwerrudernd den Nachen
Kaum hinaufarbeitet, und ſinken ihm etwa die Arme,
Ungeſtüm das Gewäſſer in reißendem Sturz ihn dahin rafft [2]).

„Zwar ſind die Gedichte des Homeros ſchön, ſagt Maximos [3]), unter allen epiſchen die ſchönſten, glänzendſten, und würdig von den Muſen geſungen zu werden; aber nicht für alle ſind ſie ſchön noch immer; denn nicht alle Geſänge haben eine Weiſe und eine Zeit." Nachdem in Hellas an die Stelle der heroiſchen eine republikaniſche Verfaſſung getreten war, ward auch die heroiſche Poeſie der epiſchen Sänger von der lyriſchen Poeſie, Muſik, Gymnaſtik und Orcheſtik, wie in den Hintergrund zurückgedrängt. Sie gerieth ſo ſehr in eine Art von Vergeſſenheit, daß als das Bedürfniß der aufkeimenden joniſchen Geſchichte und Philoſophie und attiſchen Tragödie zu ihr zurückführte, mächtige Beſchützer der Wiſſenſchaften und Künſte die homeriſche Poeſie aus ihrer Dunkelheit erſt wieder ans Licht ziehen mußten.

Denn ſo ändert der Sinn der ſterblichen Erdebewohner,
So wie andere Tag' herführt der waltende Vater.

Grade in die Republiken Doriſchen Stamms, wo jene neuen Künſte am meiſten blühten, fand die homeriſche Poeſie am ſpäteſten Eingang. „Viele heilſam beherrſchte und geſetzlich verfaßte Staaten, ſagt Maximos [4]), haben den Homeros nicht gekannt. Denn ſpät rhapſodirte Sparta, und Kreta, und ſpät auch der Doriſche Stamm in Lybien." Die Kreter bekümmerten ſich nicht ſehr um dieſe fremden Geſänge [5]); und die ſpätere Neigung der Spartaner zum Homeros gründete ſich wohl mehr auf ihre Vorliebe für das Helden-

[2]) Virg. Georg. I. 199. seq. [3]) Diss. XXIII. p. 450. t. I. ed. *Reiske.* [4]) Ibid. p. 449. [5]) Plat. leg. t. VIII. p. 113.

mäßige [6]), und für die Sagen des Alterthums [7]), als auf seine eigenthümliche Vortrefflichkeit, nähmlich die epische. Ja, das epische Kunstgefühl selbst ging im lyrischen Zeitalter so sehr verloren, daß man epische Gedichte, welche von der homerischen Poesie an künstlerischem Werth, an Geist, Gestaltung und Farbe unermeßlich verschieden gewesen sein müssen, allgemein für homerisch halten konnte. Nicht so die lyrischen Künstler selbst, welche durch ihre Vorsorge und Nachbildung, durch die That bewiesen, daß sie die homerische Poesie kannten, und für nachahmungswürdig hielten. Die Art dieser selbstständigen Nachbildung aber zeugt von einem sehr entschiedenen Gefühl von der gänzlichen Verschiedenheit ihrer Dichtart, und jener. Dieß Gefühl verließ die alten Dichter der guten Zeit nie; und ob sie gleich, selbst Urkünstler, doch kein Bedenken trugen, einzelne Gedanken, Ausdrücke und Wendungen aus der großen gemeinsamen Quelle zu entlehnen; so geschah dieß doch nie ohne eine völlige Umbildung bis in die feinsten Adern des erborgten Theils nach den Gesetzen ihrer Dichtart. Der Anspielungen in den Elegien des Kallinos und Tyrtaeos nicht zu erwähnen; so war die Nachbildung der homerischen Poesie in der archilochischen so fühlbar, daß es widersinnig schien, zu behaupten: Archilochos sei kein Schüler des Homeros, weil er nicht überall dasselbe Maß gebraucht, sondern meistens andere; noch sei es Stesichoros gewesen, weil jener epische Werke bildete, Stesichoros aber ein melischer Dichter war. Alle Hellenen erkannten es, daß Stesichoros ein Nachahmer des Homeros sei, und ihm in der Poesie ungemein gleiche [8]). Terpander setzte selbst die Melodie zu den homerischen Gesängen [9]); welches wohl mehr von einer genauern Bestimmung oder Umbildung zu verstehen ist, als von der ersten Anlage.

Pindaros bewährt seine Lehren mit dem Zeugniß des Homeros [10]), und erkennt es, daß seine göttlichen Gesänge durch ihre Vortrefflichkeit unsterblich wurden [11])! „Ich glaube, singt,

[6]) Plut. Lac. Ap. 223. A. [7]) Plat. Hipp. maj. t. XI. p. 14. [8]) Dio Chrys. Orat. IV. [9]) Heracl. Pont. ap. Plut. de mus. p. 2074. ed. Steph. 8. [10]) Pyth. IV. 493. sc. [11]) Isthm. IV. *63. seq.*

er, daß mehr vom Odyſſeus geſagt werde, als er wirklich litt, durch den ſüßerzählenden Homeros. Denn ſeine Lügen haben durch geflügelte Kunſt eine gewiſſe Würde, und die Weisheit betrügt lockend durch Dichtungen [12]." Selbſt die, welche die Wahrhaftigkeit des Homeros vertheidigten, konnten nicht behaupten [13]), abſichtlich reine Erdichtung ohne allen Grund der Wahrheit liege gar nicht in der Natur eines Dichters, von dem man doch ſo oft, mit Gründen ſchon aus der Art und Beſchaffenheit ſeiner Erzählung, ſagen kann, was er ſelbſt vom Odyſſeus:

Alſo der Täuſchungen viel erdichtet er, ähnlich der Wahrheit.

Offenbar erdichteter Nahmen, zum Beiſpiel bei den Phäaken, nicht zu erwähnen; wie oft ſchildert nicht Homeros Begebenheiten und Geſpräche mit der größten Umſtändlichkeit, von denen, nach ſeinen eignen Vorſtellungen von den Göttern, kein Sterblicher Augenzeuge geweſen ſein konnte? Die merkwürdige Erklärung des Polybios [14]) ſcheint unter allen verſchiedenen Meinungen über dieſen vielbeſtrittnen Gegenſtand die richtigſte zu ſein: „die homeriſche Poeſie ſei aus Hiſtorie, Diatheſe und Mythos, aus geſchichtlichem Stoff oder Anlaß, dann der künſtleriſchen Anordnung und aus Erdichtung, oder dem rein Erfundenen, zuſammengeſetzt; der Zweck der Geſchichte ſei Wahrheit, der der Anordnung, Anſchaulichkeit, und der der Erdichtung Luſt und Erſtaunen." Alle Arten und Beſtandtheile der menſchlichen Bildung ſind im homeriſchen Epos nicht etwa, nachdem ſie ſchon einmahl abgeſondert waren, wieder vereinigt und vermiſcht, ſondern vielmehr noch gar nicht getrennt; und ſelbſt die einfache Abſonderung des Heſiodos, welcher die göttlichen Geſchichten und die Geſchlechter der Heroen, von den Frauen anfangend, beſonders beſingt, und wiederum beſonders die fürs Leben nützlichen Vorſchriften, über die Werke, welche, und die Tage, in welchen man ſie thun ſoll, iſt durchaus unhomeriſch [15]).

Ohne dieſe Miſchung, Mannichfaltigkeit und Allgemeinheit, welche ſich ſelbſt in der Dichtart, ja in Sprache und Rhythmus

[12]) Nem. VIII. 29. seq. [13]) Dio Chrys. Orat. XI. 155. C. ap. *March.* [14]) Strab. p. 44. fin. [15]) Max. Tyr. Or. XXXII. p. *105. t. II.*

der homerischen Poesie offenbart, hätte sie nicht ein so ganz allgemeines, und in seiner Art einziges Glück machen können. Homeros sieht sein Werk, nach dem Ausdruck des Propertius [16]), mit der Nachwelt wachsen. Da er einmahl wieder ans Licht gezogen war, verbreitete sich sein Einfluß mit unglaublicher Schnelligkeit und Macht über ganz Hellas, und die Bewunderung seiner heiligen Gesänge stieg gleichsam zusehends bis zur Vergötterung. Da lernte das Kind den Dichter, dessen Gesänge an Volksfesten öffentlich gesungen wurden. Von der homerischen Poesie vorzüglich gilt, was Strabon [17]) von der Poesie überhaupt sagt: Sie führe den Jüngling in das Leben ein, und mache ihn auf die sanfteste und freundlichste Weise mit den Sitten und Leidenschaften der Menschen, und mit den Begebenheiten der Welt bekannt." Bald ward sie die Grundlage jeder freien Erziehung, und man konnte sagen: Homeros habe ganz Hellas gebildet [18]).

Aber eben diese Allgemeinheit der homerischen Poesie macht es schwer, sie vollständig verstehen und beurtheilen zu können. Dazu ist weder künstlerisches Gefühl, noch wissenschaftlicher Geist, noch Kenntniß der Vorzeit allein hinreichend. Es wird jene, bei einer größern Höhe der Bildung, besonders unter den Hellenen so seltene Allgemeinheit derselben erfordert; denn die Hellenen waren nichts, was sie waren, halb, sondern bis zur schneidendsten Einseitigkeit entschieden und kräftig. Was war natürlicher und hellenischer, als daß Mythographen und Geographen, Sophisten und Philosophen, Tragiker und Kunstrichter der dramatischen Poesie, Rhetoren und Rhetoriker sich den Vater der Dichter wie um die Wette ganz zueigneten, und auf das unmäßigste umdeuteten? Es ist ein allgemeines Naturgesetz aller lebendigen Kräfte, wenn ihre innere Entwicklung reif ist, nach Verähnlichung äußerer Gegenstände zu streben. Es gilt auch von der menschlichen Bildung, wenn diese lebendig ist; und nicht bloß von Einzelnen, sondern auch von ganzen Massen, Ständen und Zeitaltern.

In der That war auch die homerische Poesie ein nicht zu umgehender Gegenstand der überall sich darbietenden Rücksicht für die

---

[16]) *Eleg. III. 1.* [17]) *Libr. I. p. 29.* [18]) Plat. Rep. X. t. VII. p. 307.

helleniſche Philoſophie, Urquell der Geſchichte und Vorbild der Tragödie. Jede hatte von derſelben auf ihre Art zu lernen, oder mußte aus ihr ſchöpfen, und ſich an ſie anſchließen.

Die Sophiſten, welche den herrſchenden Irrthümern ſchmeichelten, benutzten die Heiligkeit des älteſten und allgemeinſten Dichters, als ein Anſehen für ihre Lehren, und halfen ſie dadurch beſtätigen. Homeros und Heſiodos, lehrte Protagoras [19]), waren Sophiſten, und brauchten die Poeſie nur als Hülle und Werkzeug.

Die Philoſophen hingegen mußten im heiligen Kampf für reine Wahrheit und Wiſſenſchaft den Irrthum in ſeiner Quelle angreifen. Nun war und blieb aber unſtreitig die homeriſche und heſiodiſche Götterſage, ſo wichtig auch die Umdeutungen der ſpätern Prieſter, Dichter, Bildner und Denker waren, im Ganzen genommen, immer die Grundlage des helleniſchen Glaubens, von der man ſtets ausging, und zu der man immer wieder zurückkehrte. Daher die alte Feindſchaft der Poeſie und der Philoſophie bei den Hellenen [20]). Um ſie zu begreifen, muß man wiſſen, daß die Hellenen die homeriſche Poeſie nicht bloß als ſchöne Dichtung und würdiges Spiel bewunderten und liebten, ſondern an ſie, wie an heilige Wahrheit ernſtlich glaubten, ja, nach Platons merkwürdigem Ausdruck von den Bewunderern des Homeros, ganz nach ihr lebten [21]). Nur darin irrten dieſe ehrwürdigen Häupter der ächten Weisheit, daß ſie einzelnen Dichtern Schuld gaben, was nur allgemeine Schuld der ganzen Menſchheit, und ein kaum vermeidlicher Fehler der geſammten helleniſchen Bildung war. Die Sokratiſchen, ältern akademiſchen und peripatetiſchen Philoſophen dachten wahrſcheinlich, mehr oder weniger, wie Pythagoras, Xenophanes, und Herakleitos [22]). Doch mußten ſie wenigſtens in ihren exoteriſchen Schriften die Heiligkeit der Dichter zu ehren ſcheinen; und gebrauchten gern ſpielend ihre Ausſprüche als Beleg und Zeugniß für ihre Meinungen, oder als Text zu mannichfachen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen.

---

[19]) Plat. Protag. III. 99. ed. Bip. [20]) ibid. Republ. VII. 308. [21]) Plat. Republ. tom. VII. 307. [22]) Diog. Laert. VIII. 1, *19. II. 5, 25.* IX. 2, 3. IX. 1, 2.

Andre Philosophen, welche wie Anaxagoras und Metrodoros [28]) den Versuch wagten, in die sinnlichen Dichtungen der Einbildung einen höhern geistigen und sittlichen Sinn zu legen, um den Volksglauben zu veredeln, mußten damit anfangen, den Homeros zu allegorisiren. Freilich mußte dieser Versuch mißlingen. Die homerischen Mythen und Götter sind nicht durch den reinen Verstand hervorgebracht und bestimmt, welcher der Einbildung etwa nur das Geschäft überlassen hätte, den nackten Grundriß mit Stoff anzufüllen, und mit Leben zu bekleiden. Die Einbildung selbst hat ihre Umrisse verzeichnet. Es sind gegebene Ganze der Anschauung, Wahrnehmungen des äußern und des innern Sinns; durch eine bloß unwillkührliche Aeußerung des natürlichen Dichtungsvermögens mit Gestalt, Leben, Seele und Geist begabt, und menschlich gedacht; durch die Spiele der Einbildung aber mannichfach entwickelt und geschmückt. Daher kann man sie nicht allegorisch, durch Aufsuchung der ursprünglich zum Grunde liegenden in Bilder verhüllten allgemeinen Begriffe erklären; denn überhaupt hat Homeros nur Gemeinbilder, nicht allgemeine Begriffe im eigentlichen und strengen Sinn. Sondern nur genetisch sind sie aufzufassen; indem man, so weit es möglich ist, ihrer allmähligen Entstehung nachzuforschen, und die spätern Zusätze von den ursprünglichen Dichtungen abzusondern, und die Einheit derselben, wo sie nicht aus der sichtbaren Umgränzung und Gleichartigkeit des Gegenstandes und Stoffs von selbst einleuchtet, zu erklären strebt; mit steter Rücksicht auf die homerische Eigenthümlichkeit besonders bei den aus Wahrnehmungen des innern Gefühls entstandenen Dichtungen, in denen sie sich schon früh sehr bedeutend geäußert zu haben scheint. Die Stoiker besonders erweiterten, bestätigten und vollendeten die allegorische Umdeutung der homerischen Poesie, worin ihnen die Neuplatoniker mit Eifer gefolgt sind; theils um die verhaßte Philosophie bei dem Volke beliebter zu machen, theils um die Poesie und Mythologie gegen die Angriffe andrer Philosophen und ganz besonders auch der christlichen zu schützen.

---

[28]) *ibid. II. 3, 7. Wolfii Prolog.* p. CLXII.

Die Stoiker waren von der Meinung, die Poeſie ſei eine ältere Philoſophie [24]), ſo eingenommen, daß ſie es für ausgemacht hielten, „die homeriſchen Gedichte ſeien Philoſopheme [25])." Es liegt in dieſer Meinung wenigſtens das Wahre, daß die homeriſche Poeſie nicht bloß ein künſtleriſches Erzeugniß iſt, ſondern auch eine lehrreiche Urkunde zur Geſchichte des menſchlichen Verſtandes. Nur dürfte es nicht ſowohl eine homeriſche Theogonie und Mythologie ſein, welche man doch erſt nach einer ſchon vollendeten Kenntniß der heſiodiſchen erforſchen kann, als eine homeriſche Sprachlehre, worin ſich die damahlige und vorhergegangene Geiſtesbildung der Hellenen darſtellen und entwickeln ließe, und die als Archäologie des wiſſenſchaftlichen Geiſtes, eine Geſchichte der claſſiſchen Philoſophie eröffnen müßte. Daher würde es einſeitig und beſchränkt ſein, die homeriſche Poeſie, welche nur ein Philoſoph vollſtändig verſtehen und würdigen kann, auf's Kunſtgefühl allein zu beziehen. Ohne mit dem Epikuros zu behaupten, nur der Weiſe könne Gedichte beurtheilen, werde aber ſelbſt keine machen wollen, kann man doch wohl dem Platoniſchen Sokrates zugeben, auch der beſte Rhapſode habe kein Kunſturtheil über die homeriſche Poeſie; denn ein ſolches kann ſich doch nur durch Vergleichung unter einer großen Mannichfaltigkeit von Eindrücken ausbilden. Es war gewiß keine unbedeutende Geſchicklichkeit, eine ſo große Menge epiſcher Geſänge mit der größten Genauigkeit [26]) zu wiſſen, und vor einer Verſammlung von mehr als zwanzigtauſend [27]) Menſchen, mit angemeſſenem Ausdruck, des Dichters und der Zuhörer würdig abzuſingen, und ſo gleichſam der Vermittler zwiſchen dem Künſtler und den Kunſtfreunden zu ſein, und die Begeiſterung der Muſen zu verbreiten; und über die homeriſche Poeſie immer, trotz den berühmteſten wiſſenſchaftlichen Umdeutern, viele und ſchöne Gedanken in Bereitſchaft zu haben, die allgemeinen Beifall erwerben konnten [28]). Aber eben der Eifer, mit welchem die Rhapſoden ſich einem Geſchäft allein widmeten, mußte ſie beſchränken. Die epiſchen Geſänge

[24]) Strab. I. I. p. 13. [25]) ibid. p. 45. [26]) Xen. Memor. IV. 2, 10. [27]) Plat. Ion. I. IV. p. 190. [28]) Plat. Ion. I. IV. p. 179. *183. 185.*

wußten ſie mit Genauigkeit, in allen übrigen Dingen aber waren ſie ſehr einfältig [29]); und von den andern Dichtern, außer Homeros, wußte ein homeriſcher Rhapſode nichts zu ſagen [30]). Bei der auf Beobachtung der damahligen Menſchheit gegründeten Betrachtung, in wie kleine Theile die menſchliche Natur abgeſondert und zerſplittert ſei, ſo daß auch verwandt ſcheinende Darſtellungskünſte nicht von denſelben Menſchen gut geübt werden könnten, wird es als allgemein bekannt vorausgeſetzt; daß man nicht zugleich ein Rhapſode und ein Schauſpieler ſein könne [31]).

Doch urtheilten die Rhapſoden, welche ſich an den Buchſtaben hielten, und die allegoriſche Umdeutung verwarfen [32]), leicht geſunder über die homeriſche Poeſie, als die Philoſophen. Denn bei dieſen erzeugte jene Zertheilung der menſchlichen Natur, welche ſich hier nicht minder ſtark, wie in der Kunſt äußerte, zuſammengenommen mit dem helleniſchen Hange, vermöge deſſen alle ſich alles zu verähnlichen, und ein jeder ſeine Kunſt durch einen Urſprung aus dem entfernteſten Alterthum zu heiligen ſuchte, die ſeltſamſten Ungeheuer der Auslegung. „Den Homeros, ſagt Seneca [33]), machen einige zu einem Stoiſchen Philoſophen, welcher die Tugend allein achte, die Wolluſt fliehe, und von der Pflicht auch um der Unſterblichkeit willen nicht abweichen würde; bald zu einem Epikuräer, der den Frieden und ein ruhiges Leben bei Schmaus und Geſang preiſe; bald zu einem Peripatetiker, der drei Arten von Gütern einführe; bald zu einem Akademiker, der behaupte, daß alles ungewiß ſei.“ — Man hielt ihn für den Stifter der ſkeptiſchen Schule, weil er von denſelben Gegenſtänden zu verſchiedenen Zeiten bald dieß bald das meine [34]); und ſchon bei Platon wird Homeros, weil er den Okeanos den Vater der Götter nennt, als Gewährsmann für den ſkeptiſchen Satz des Herakleitos angeführt, daß alles Daſein in einem ſteten Fluße ſei, daß es gar nichts eigentlich

[29]) Xen. Mem. IV. 2. 10. Symp. III. 6. [30]) Plat. loc. Symp. cit. 185. [31]) Plat. Rep. t. VI. p. 278. 279. [32]) Xen. Symp. III. 6. [33]) Epist. 88. [34]) Diog. Laert. libr. IX. Wenn das den Skeptiker machte, *ſo dürfte es wenig Dogmatiker geben!*

Festes und Beharrliches, und also auch keine allgemeine und dauernde Erkenntniß gebe.

Auf eine ähnliche Weise hält Isokrates den Homeros für einen panegyrischen Redner, und glaubt, seine Poesie habe darum so großen Ruhm erlangt, weil er die hellenischen Siege über die Barbaren so schön gepriesen habe [35]). Diejenigen, welche von der Redekunst schrieben, wählten, wie schon Aristoteles häufig thut, die meisten Belege zu ihren Vorschriften über die Gleichnisse, Vergrößerungen, Beispiele, Abschweifungen, Bezeichnungen der Gegenstände, und verschiedene Arten zu beweisen und zu widerlegen, von diesem Dichter [36]), und rhetorisirten auf diese Weise seine Naturgesänge. Diese rhetorische Ansicht nahm bei den Spätern so sehr überhand, daß sie das eigentlich poetische Kunsturtheil fast ganz verdrängte; und selbst für den Dionysios ist der epische Polykleitos eigentlich nur das vortrefflichste Urbild der gemischten Schreibart, welche die Würde der großen mit der Anmuth der zierlichen Schreibart vereinigt [37]).

Mit dem vollsten Recht betrachteten die Hellenen das homerische Epos als den Urquell und die Grundlage der Alterthumskunde und Geschichte. Geschichtliche Ueberlieferung und Sage war und ist offenbar der Keim und Grundstoff desselben, und sehr auffallend ist die Genauigkeit, Umständlichkeit und Richtigkeit der historischen und geographischen Angaben des Homeros, vorzüglich im Vergleich mit den größten Meistern in andern Dichtarten. Homeros, sagt Platon [38]), ist glaubwürdiger als alle Tragiker. Bei allen Untersuchungen über das hellenische Alterthum ist die homerische Poesie für den prüfenden Thukydides steter Leitfaden, und die glaubwürdigste Urkunde. Strabon hält in der ältesten Geschichte das Zeugniß des Homeros und Hesiodos für gültiger, als das des Hellanikos und Herodotos.

Es war natürlich, daß man, sobald der Sinn für den historischen Werth der homerischen Poesie erwachte, auch außer der

---

[35]) Panegyr. p. 206. ed. Beattie. [36]) Quinct. X. 1. p. 217. t. II. ed. Bip. [37]). Dionys. de adm. dic. vi in Dem. XLI. p. 1082. 1083. t. VI. ed. Reisk. [38]) Minos. t. VI. p. 155.

epiſchen eine hiſtoriſche Ordnung in ihr ſuchte, und wo man ſie zu finden glaubte, hoch achtete. Die Sorge des Solon, der die noch ganz rohe Tragödie gering ſchätzte, und der tragiſchen Umdeutung alſo nicht verdächtig ſein kann, für die Folge der homeriſchen Rhapſodien, läßt auf eine ſolche hiſtoriſche Anſicht bei allen Sammlern derſelben ſchließen. Daß dieſe Vermuthung dem Geiſte des Alterthums nicht widerſpreche, kann eine Stelle bei Proklos beweiſen, wo geſagt wird, daß der epiſche Kreis eine Sammlung epiſcher Geſänge von verſchiedenen Verfaſſern, welche die Geſchichte der Götter und Helden von der Vermählung des Himmels und der Erde bis zur Ermordung des Odyſſeus durch den Telegonos umfaßten, nicht ſowohl ſeiner Vortrefflichkeit wegen erhalten und allgemein geachtet ſei, als wegen der Folge der darin erzählten Begebenheiten [39]).

Die epiſchen Geſänge waren endlich die Vorrathskammer der attiſchen Tragiker. Das homeriſche Epos mußte nicht nur, als ein vollendetes Werk einer Hauptgattung der Poeſie, ihrem Kunſtſinn vielfache Nahrung und Bildung geben; es war ihnen auch ein Vorbild, welches ſie zwar noch weit mehr umgeſtalten mußten, als alles was ſie von der lyriſchen Kunſt entlehnten, aus dem ſie aber doch durch ſelbſtthätige Nachahmung ſehr viel lernen konnten; für das Ganze mehr als von den Urbildern der lyriſchen Poeſie, weil das epiſche Gedicht doch auch Begebenheiten und Handlungen, eine große Menge äußerer Gegenſtände darſtellt, und in jener urſprünglichen Geſtalt vorzüglich, dialogiſcher und mimiſcher iſt, als das lyriſche, wie auch Platon bemerkt [40]). Schon der herrliche Aeſchylos nannte ſeine Tragödien Brocken von dem großen Gaſtmahl des Homeros [41]); und ein gewiſſer Ionikos behauptete, Sophokles allein ſei ein Schüler des Homeros [42]). Insbeſondere die leidenſchaftliche Stärke und heroiſche Größe der Ilias ähnelt der ſchrecklichen und rührenden Kraft, und der Würde der attiſchen Tragödie, und iſt gleichſam eine jugendliche

[39]) Pag. 341. Eclect. Phot. et. Procli Chrest. gram. ad calc. Apollonii de Syntaxi Sylb. 1590. ed. 4. f. [40]) Rep. libr. III. tom. VI. *p. 373—385.* [41]) *Athen.* VIII. p. 347. f. [42]) Vit. Sophocl.

Verkündigung derſelben. Wie daher diejenigen, welche in der Kunſt nur die Natur ſuchen, die Odyſſee mehr lieben, weil ſie, nach dem Ausdruck des Alkidamas [43]), ein ſchöner Spiegel des menſchlichen Lebens iſt; ſo achteten die Alten im Ganzen genommen, die Ilias höher, weil ſie tragiſcher und heroiſcher iſt. Schon Apemantos, der Vater des Sophiſten Hippias, behauptete, die Ilias ſei ſo viel ſchöner wie die Odyſſee, als Achilles beſſer, wie Odyſſeus; denn jedes der beiden Gedichte ſei auf einen dieſer Helden gemacht [44]). Der Sophiſt Longinos [45]) erklärte „die Odyſſee für eine ſpätere Nachſchrift der Ilias. Aus dieſem Grunde ſei die ganze Maſſe der auf dem Gipfel der Geiſteskraft geſchriebenen Ilias handelnd und rüſtig; die der Odyſſee meiſtens erzählend, welches eine Eigenthümlichkeit des Alters ſei. Daher könne man den Homeros in der Odyſſee mit dem Untergange der Sonne vergleichen, wo nur die Größe noch bleibe, ohne die Kraft.“ Denn hier bewahre er nicht mehr die gleiche Spannung mit jenen Iliſchen Geſängen, noch die ebenmäßige nie ſinkende Hoheit, noch den gleichmäßigen Erguß in einander eingreifender Leidenſchaften, noch das Raſche und alle Treffende, mit lebendigen Bildern dicht angefüllt. Es iſt Alter, aber doch das Alter des Homeros. Die aus dem alltäglichen Leben entlehnte Darſtellung der Begebenheiten im Hauſe des Odyſſeus iſt gleichſam eine Komödie, reich an Bezeichnung ſittlicher Eigenthümlichkeit, worin ſich die Entkräftung der Leidenſchaft bei großen Schriftſtellern und Dichtern aufzulöſen pflegt.

Bei der helleniſchen Denkart mußte die Nachbildung des homeriſchen Epos in der attiſchen Tragödie eine Umdeutung desſelben veranlaſſen, welche den wichtigſten Einfluß auf den Begriff der Alten von der epiſchen Dichtart, und auf ihr Kunſturtheil über die homeriſche Poeſie gehabt hat. Schon Platon nennt den Homeros einen Tragödiendichter [46]), den Führer der Tragödie [47]), den Erſten aller Tragiker [48]), und das Haupt der tragiſchen

[43]) Arist. Rhet. III. 3. t. IV. p. 323. ed. Rip. [44]) Plat. Hipp. *min.* III. 198. [45]) p. 55—60. ed. Mor. [46]) Rep. X. t. VII. p. *304.* [47]) *ibid.* p. 290. [48]) ibid. p. 307.

Poeſie [49]). Das Weſen der tragiſchen Kunſt aber beſtand nach ihm nicht in Reden und Geſprächen, in ſchrecklichen und rührenden Stellen, ſondern in der den Gliedern unter einander und dem Ganzen angemeßnen Zuſammenſetzung dieſer Beſtandtheile [50]), und in der Darſtellung der ſchönſten und vortrefflichſten Menſchheit [51]). Selbſt Ariſtoteles, der Vater der helleniſchen Kritik [52]), und unter allen alten Schriftſtellern derjenige, welcher, ohngeachtet es ihm an Sinn für die älteſten Naturgeſänge fehlt, doch im Ganzen genommen die Geſchichte der helleniſchen Poeſie noch am meiſten unſern Forderungen gemäß behandelt haben würde, ließ ſich durch den allgemeinen Hang ſeines Zeitalters, die homeriſche Poeſie zur Tragödie umzudeuten, gänzlich irre leiten. Die Behauptung, das epiſche Gedicht unterſcheide ſich von der Tragödie nur durch Umfang und Metrum [53]), hat ihn in die tiefſten und offenbarſten Widerſprüche verwickelt; denn Thatſachen konnte der redliche Forſcher, der treu und ſcharf beobachtete, und die Wahrheit mehr liebte als ſeine Meinung, ſich nicht wegläugnen. Aber wie jeder dem vergötterten Homeros die Vortrefflichkeit, welche ihm die wertheſte und liebſte war, anzudichten pflegte, ſo verſuchte auch der Kunſtrichter, ſeine einfachere Dichtart zu derjenigen umzudeuten, deren höhere Vollkommenheit er wohl einſah [54]). Mit Unrecht verlangt er vom epiſchen Gedicht die Darſtellung einer einzigen vollſtändigen Handlung [55]), und glaubt oder wünſcht [56]) vielmehr dieſe im Homeros zu finden; denn er ſagt nur, „daß die Ilias und Odyſſee am meiſten Darſtellung einer einzigen Handlung ſeien.“ Und doch ſieht er ein, daß im epiſchen Gedicht die tragiſche Einheit unmöglich [57]), und die epiſche Zuſammenfügung in der Tragödie äußerſt fehlerhaft ſei [58]). Er iſt dadurch auf Jahrtauſende der Quell aller grundverkehrenden Mißverſtändniſſe geworden, welche aus der Verwechslung der epiſchen und tragiſchen Dichtart entſtehen. Dieſe Verwechslung war im Alterthum ſelbſt nicht etwa bloß abweichende

[49]) Theat. II. p. 70. [50]) Phaedr. X. 367. [51]) Leg. VIII. 380. [52]) Dio Chrys. Or. LIII. [53]) Poet. cap. 24. [54]) ibid. cap. 26. [55]) cap. 23. [56]) *cap. 26.* [57]) *ibid.* [58]) cap. 18.

Meinung der Philosophen, wie einige andre Paradoxien der aristotelischen Kunstlehre; sondern auch unter den Kritikern und Philologen verbreitet; in den Scholien [59]) wird das homerische Epos geradezu Tragödie genannt.

Aber bei allen diesen, in der gehörigen Entfernung so leicht auffallenden Unrichtigkeiten in der Ansicht der Alten von der homerischen Poesie, fehlte es doch bei den Hellenen, wo alle wahren und irrigen Ansichten jedes Gegenstandes, die nur in der menschlichen Natur liegen, mit gleicher Kraft und Fülle aus dem üppigen Boden hervorzukeimen pflegten, nicht an Kunsturtheilen über dieselbe, an denen wir ewig zu lernen haben werden.

Sokrates, welcher selbst an gleichmäßiger Vollendung auf der höchsten Stufe der Bildung dem Sophokles, an Menge, Verschiedenheit und Freiheit der vortrefflichsten Schüler aber dem Homeros gleicht, sagt beim Xenophon, welcher unfähig war, ein solches Urtheil unterzuschieben: „In der epischen Poesie bewundre ich den Homeros am meisten, im Dithyrambos den Melanipides, in der Tragödie den Sophokles, in der Bildhauerkunst den Polykleitos, in der Mahlerei den Zeuxis [60])."

Auch das Urtheil des Demokritos [61]): Homeros habe, begünstigt mit einer gottbegeisterten Natur, mannichfache erzählende Gesänge kunstmäßig zu einer reizenden Ordnung gebildet; gehört zu den vorzüglichsten. Denn sein Ausdruck läßt sich nur auf eine poetische, nicht auf eine historische Einheit beziehen; und die attische Tragödie war dem Demokritos wohl zu fremd, als daß er die Verknüpfung derselben mit der epischen Harmonie verwechseln, und in der homerischen Poesie zu finden glauben konnte. Doch ist er durch seine Lehre von der Begeisterung wenigstens die Veranlassung geworden, daß man die Leidenschaftlichkeit der lyrischen Hervorbringung, und die aus den innersten und geheimsten Tiefen des Geistes quellende Schöpfung des bis zur völligen Selbstständigkeit gebildeten, nach dem Unendlichen strebenden und das Unendliche des Schicksals und der Gesinnung darstellenden tragischen

[59]) Ilias ed. Villois. cum Schol. p. 28. ad. α 332. [60]) Xen. *Mem.* I. 4. 3. [61]) Dio Chrys. Orat. LIII.

Künstlers, auf die epische Dichtung jener noch kindlichen Stufe der Poesie übertrug, welche doch jener, auch nach Platons Geständniß [62]), ganz besonnenen Wirksamkeit des Bildners noch ungleich näher und ähnlicher ist, als die dramatische, welche zwischen der plastischen Ruhe und dem Enthusiasmus des Musikers die Mitte hält. Nur von der dramatischen Poesie, wo man die höchste Anschaulichkeit der Nachbildung mit begleitendem Ausdruck der Gestalt und Geberde fordert, gilt eigentlich die Bemerkung des Aristoteles [63]) ohne Einschränkung: „Daß die poetische Kunst einen Menschen von glücklichen Naturanlagen, oder einen, nicht durch göttliche Eingebung, sondern durch die natürliche Mischung [64]) der Elemente seines Wesens, zur Raserei geneigten erheische; denn jene seien bildsam, diese könnten leicht aus sich selbst versetzt werden. „Selbst in der lyrischen Poesie war ein Tynnichos, der nie ein anderes Gedicht gemacht hatte, das der Erwähnung würdig gewesen wäre, als jenen Päan, den alle singen, beinah das schönste aller Lieder; kunstlos, wie er selbst sagt, ein Fund der Musen;" doch nur eine seltne Ausnahme wie Marakos [65]) der Syrakusier, der am besten dichtete, wenn er von Sinnen war; und dieser Beweis des Platonischen Sokrates [66]) für die Behauptung, die Poesie sei keine Kunst, sondern eine Gabe der Götter, ist nicht der stärkste. So allgemein auch bei den Alten der Begriff von der göttlichen Eingebung der Poeten war, an welche in der That die Dichter, in so fern sie das sind, auch noch heutiges Tages zu glauben scheinen; so verschieden waren doch die Nebenzüge dieses Begriffs bei verschiedenen Menschengattungen und in verschiedenen Zeitaltern, wie sein Gegenstand selbst, die dichterische Begeisterung, in jeder Gattung und Bildungsstufe der Kunst, andre Nebenbestimmungen erhält. Es ist nothwendig, daß man jedem das seinige lasse, oder wo Verwechslungen zu berichtigen sind, wiedergebe. In dem Geiste Platons zum Beispiel, dessen Vorliebe für die dithyrambische Dichtart noch mehr aus dem Geist und der Farbe aller

[62]) Ion. VI. 184. 185. [63]) Poet. cap. 17. [64]) Problem. Sect. XXX. [65]) ibid. [66]) *Ion. IV. 188.*

seiner Werke hervorleuchtet, und aus dem Zusammenhange seiner politischen Grundsätze folgt, als sie sich in einzelnen Aeußerungen [67]) verräth, der selbst mit der mystischen Poesie sehr bekannt war, erhielt die gesammte Poesie überhaupt in vollem Ernst einen gewissen dithyrambischen und selbst mystischen Anstrich; wiewohl er den bei den größten und gelehrtesten [68]) Denkern herrschenden Begriff von eigentlicher Besessenheit der Poeten, den die Mystagogen zuerst ausgebildet und verbreitet haben mögen, auch benutzte, um die Poesie unter die besonnene Kunst herabzusetzen, vorzüglich im Jon und in der Apologie des Sokrates; wie Cicero in der Rede für den Archias, um sie über dieselbe zu erheben [69]). Diese Vorstellung von einer dichterischen Schöpfung durch göttlichen Anhauch, im Gegensatz einer mit Kenntniß und Ueberlegung nach Vorschriften und Urbildern geübten Kunst, darf man schon darum nicht im Homeros suchen, weil sie voraussetzt, daß auch der Begriff der ihr entgegengesetzten Kunst schon entwickelt sei. Es ist gar nicht einmahl etwas Auszeichnendes, wenn Homeros, der jede Kraft und Geschicklichkeit für eine Gabe der Götter hält, sagt: die Muse, oder Apollo habe einen Sänger gelehrt, oder ihm den Gesang gegeben. Selbst Autolykos, der vor allen Menschen mit Dieberei und Meineid geschmückt war, verdankt diese Künste dem Hermes [70]). Da die homerischen Menschen den Göttern auch ihre Frevel Schuld geben [71]), so liegt selbst in dem Worte des Telemachos: man dürfe den Sänger nicht hindern, seine Zuhörer so zu ergötzen, wie ihm der Geist strebe, „nicht die Sänger seien schuldig, sondern Zeus, der es den erfindsamen Menschen giebt, jedem wie er will;" nichts Besondres, als etwa ein gewisser Sinn für die Freiheit des Dichters, welcher sich auch in den freundlichen Reden offenbart, mit denen Odysseus den Demodokos bittet, sein Lied auf einen andern Gegenstand übergehen zu lassen.

---

[67]) Rep. VI. 277. [68]) ibid. [69]) cap. 8. [70]) Odyss. 395. 396. [71]) ibid. I. 32. seq. XVIII. 129. seq.

Fünftes Kapitel.

Weitere Erörterung der Ariſtoteliſchen Grundſätze über die epiſche Dichtart.

Die weſentlichſte Eigenſchaft einer Dichtart iſt ihre eigenthümliche Einheit, und das eigentliche Merkmahl der Vollendung iſt innere Uebereinſtimmung. Ariſtoteles erkennt gegen ſeine eigne Lehre von der Aehnlichkeit und Einerleiheit des Epos und der Tragödie, die gänzliche Verſchiedenheit der epiſchen und tragiſchen Einheit [72]), und die epiſodiſche Gränzenloſigkeit und Unbeſtimmtheit des epiſchen Gedichts [73]); welche ſich in den helleniſchen Beiſpielen von der älteſten urſprünglichen Geſtalt auch auf den kleinſten nur noch gegliederten Theil desſelben erſtreckt, und die merkwürdige Eigenthümlichkeit der epiſchen Bilder und Gleichniſſe begründet. Sehr richtig unterſcheidet er die echt epiſche Harmonie der homeriſchen Poeſie von jenen ſein ſollenden epiſchen Gedichten, deren hiſtoriſche, mythiſche, biographiſche oder chronologiſche Einheit eben ſo wenig poetiſch geweſen ſein wird, als die genealogiſche Einheit der heſiodiſchen Theogonie. Homeros, ſagt er, deſſen Ilias und Odyſſee ſo vortrefflich als möglich zuſammengeſetzt wären, und am meiſten Einheit hätten [74]), ſcheine auch darin göttlich gegen den großen Haufen der andern epiſchen Dichter, welche, wie die Verfaſſer der Herakleide, Theſeide und ähnlicher Gedichte [75]), alle Begebenheiten eines Helden oder einer Zeit umfaſſen, oder zu viel Stoff in einen zu engen Raum zuſammendrängen, und da-

[72]) Poet. cap. 9. 18. 26. [73]) cap. 24. [74]) Poet. cap. 26. [75]) cap. 8.

durch verworren werden, wie das kyprische Gedicht und die kleine Ilias [16]); daß er nicht den ganzen trojanischen Krieg, nicht alle Begebenheiten des Odysseus erzähle, sondern aus dem gegebnen Stoff nur eine Masse heraushebe, absondre, und durch Episoden erweitre. Der große Unterschied liegt darin, daß der gewöhnliche cyklische Dichter nur eine historische Ordnung befolgt; der lebendige Sagendichter aber nimmt seinen Anfang aus der Mitte des Ganzen heraus, und bleibt auch immer in dieser Mitte und Fülle der unendlichen Sage, so daß diese in dem einzelnen Gedicht zugleich mit hindurchströmt, weil alles Einzelne nur im Ganzen und aus dem Ganzen jenes Oceans der ewigen Sage hervortritt, und davon wie getragen wird, in unsichtbarer aber deutlich fühlbarer Umgebung. Zwischen allen Begebenheiten des Odysseus sagt Aristoteles, sei kein nothwendiger und natürlicher Zusammenhang; und der ganze trojanische Krieg würde, wenn der Dichter der natürlichen Länge der Dichtart [17]) folgen wolle, für die Fassungskraft der Hörenden zu groß und unübersehlich, oder durch gewaltsame Zusammendrängung verworren werden. Denn die Fassungskraft der Zuhörer allein ist es, nach dem Aristoteles, welche den sonst unbegränzten Umfang des epischen Gedichts nicht genau, aber doch ungefähr [18]) bestimmt; und er bemerkt es [19]) an demselben als eine sehr sonderbare Eigenschaft, daß sein Umfang, über jeden gegebnen, immer mehr ins Unbestimmte und Unendliche erweitert werden könne. Auch Horatius preiset die Harmonie des Homeros, der den Stoff so zu wählen und zusammenzusetzen wisse, daß alles sich zu einem schön geordneten Ganzen abrunde, vereine und geselle, im Gegensatz andrer Epiker mit Nachdruck, als eine der wichtigsten Kunstlehren für den jungen Dichter:

Auch nicht also beginne, wie einst ein cyklischer Dichter:
Priamus trübes Geschick und den rühmlichen Krieg will ich singen.
Was kann dieser uns geben, das solch' einem Prahlen entspreche?
Sieh', es gebäret der Berg, und es kommt ein winziges Mäuschen.
Wie viel trefflicher jener, der nichts Unschickliches übet:

---

[16]) cap. 23. [17]) cap. 26. [18]) cap. 24. [19]) ibid.

Singe mir Muse den Mann, der nach der Zeit der Eroberung
Trojas, die Sitten und Städte von vielen Menschen erkannte.
Nicht vom Tod Meleagers zur Heimkehr des Diomedes
Spinnet er fort, noch vom Zwillingsei zum troischen Kriege.
Stets an den Ausgang eilt er, und in die Mitte der Dinge,
Als wenn ein jeder sie kennt', entrafft er den Hörenden, und was
Ihm durch Behandlung scheint nicht glänzen zu können, verläßt er,
Und so täuschet er uns, so mischt er Wahres zum Falschen,
Daß sich zum Ersten die Mitt', und zur Mitte das Aeußerste füge [10]).

Aristoteles macht noch überdem die sehr feine und treffende Bemerkung [11]), daß die Ilias und die Odyssee viele kleine Theile enthalten, welche für sich hinlänglichen Umfang haben, und für sich bestehende Ganze sind. Dieß auffallende Beispiel kann uns lehren, wie richtig hellenische Kunstlehrer und Kunstrichter empfanden, wie scharf sie beobachteten, wie glücklich sie mit dem urtheilenden Gefühl das Rechte selbst da noch zu ahnen wußten, wenn auch die Unrichtigkeit der von ihnen angenommenen Grundbegriffe ihren Verstand auf Abwege führte. Daher sind denn auch oft ihre Beweise für die gegründetsten Urtheile ganz grundlos und vernünftelnd, und selbst der Ausdruck der richtigen Wahrnehmung bekommt durch die Unrichtigkeit der Begriffe etwas Schiefes. Der hellenische Sprachgebrauch nennt das kleinste Stück, wie das größte Ganze in dieser Dichtart, ein Epos; und in der That hat auch jedes größere oder kleinere Glied desselben, welches sich nur ohne Verstümmelung und Auflösung in schlechthin einfache, nicht mehr poetische und epische Bestandtheile von dem zusammengewachsenen Ganzen abtrennen läßt, eignes Leben und innere Einheit, so gut wie das Ganze selbst. Wir können also jenes aristotelische Lob der homerischen Harmonie nicht bloß auf den Schein einer dramatischen Vollständigkeit in dem Ganzen der Ilias und Odyssee, sondern müssen es auf die ächt epische Einheit der einzelnen Theile, Rhapsodien und Rhapsodiengruppen beziehen. Noch viel weniger dürfen wir es bloß auf den historischen Zusammenhang deuten, an dem es nach Inhaltsanzeigen, Benennungen und manchen Andeutungen

[10]) De Arte poet. 136. seq. Uebersetzt von J. A. Eschen. [11]) Poet. cap. 26.

kaum einem der vom Aristoteles der Disharmonie wegen getadelten epischen Gedichte gefehlt haben kann. Hätte Aristoteles nur dieß gemeint, so würde er den Homeros nicht so ausschließlich gepriesen, und auch den epischen Kreis erwähnt haben, dessen historische Ordnung nach Proklos so allgemein geschätzt wurde. So verschieden war aber, nach dem Sinne der Alten, die epische und die historische Ordnung, daß den cyklischen Dichtern eben darum Mangel der epischen Kunst Schuld gegeben ward, weil sie die Gegenstände in ihrer einfachen Gestalt und Ordnung vortrugen, und nicht durch Veränderung zu bereichern wußten [82]). In der homerischen Poesie hingegen ist die natürliche, historische und logische Ordnung, der künstlerischen eben überall so sehr untergeordnet, wie in lyrischen Gedichten, obgleich die Abweichungen hier absichtlicher und bestimmter sind, gleichsam ausgesprochen werden, und sichtbarer ins Auge fallen, weil sie sich in einzelnen kühnen Sprüngen äußern, nicht in einer sich über das Ganze gleichmäßig verbreiteten Umgestaltung. Die Bemerkung bei Lukianos [83]), daß Homeros oft mitten in der größten Hitze Gespräche einschiebe und durch Erzählungen den Schwung zertheile; läßt sich sehr weit ausdehnen, wiewohl sie als Tadel sophistisch ist, wenn anders die Kunst von der Natur abweichen darf, und jede Kunstart ihren eignen Bau und innre Gesetze hat. Vorzüglich die Odyssee, sagt man, sei schön geordnet; und wer würde nicht jedem epischen Gedicht wünschen, daß es so leicht dahingleiten, daß alle Gestalten bei einer solchen Fülle sich doch eben so gefällig und klar runden und aneinander reihen möchten? Was würde man aber von dem dramatischen, historischen oder rhetorischen Werke urtheilen, wo der Zusammenhang so locker, und der Gang so episodisch wäre, wie hier? Wie vieles enthält aber nicht die Odyssee, was in ihr zu den Schönsten gehört, das in einer Lebensgeschichte des Helden, oder in einer Lobrede auf ihn durchaus keine Stelle finden dürfte, und als fremdartiger Auswuchs beleidigen würde? Den rhetorischen Ausdruck abgerechnet, ist die Be-

---

[82]) *Siehe die* Stellen in Heynens Excurs. ad Virg. Aen. II. p. 268. *seq. sec. ed.* [83]) Encom. Demosth. tom. IX. p. 138.

merkung des Eustathios nach Aristoteles richtig [84]): „der Stoff in diesem Buche sei sehr unfruchtbar und dürftig, und wenn der Dichter nicht Mittel der Erweiterung ausgefunden hätte, so würde es mit der Zubereitung des Kunstwerkes übel ausgesehen haben." Die alten Kunstrichter [85]) hielten es für eine wesentliche Schönheit des Epos, wider die Natur [86]) in der Mitte anzufangen; und das Erste im Fortgange stückweise und zerstreut zu erzählen, und das Erste zuletzt, hieß homerisch vortragen [87]). Sie hätten vielleicht hinzusetzen sollen, daß das epische Gedicht auch in der Mitte endige. Gewiß ist es wenigstens, daß beide, die Ilias und Odyssee, nur aufhören, nicht eigentlich schließen. In keinem sind die Fäden der Erzählung gänzlich abgeschnitten; ja es zeigt sich nicht einmahl die Absicht, sie alle nach einem gemeinschaftlichen Endpunkt hin zusammenlaufen zu lassen. Vom Ende der Ilias an könnte die Erzählung, ohne im mindesten einen neuen Anlauf zu nehmen, gleich weiter fortlaufen, und sich an das zuletzt Vorhergegangene eben so unmittelbar anschließen, wie dieses an das Vorige, und so immer weiter. Es würde hier nicht einmahl ein stärkerer Abschnitt sichtbar sein, als irgendwo sonst am Ende einer Rhapsodie oder Rhapsodiengruppe. Wenn man die ohnehin ziemlich unbestimmte Ankündigung bei Seite setzt, und allein auf den innern Bau und Gang des Gedichts sieht, so lassen sich gar viele Punkte angeben, wo man eben so gut anfangen und aufhören könnte. In der Odyssee wird sogar die Erwartung nach den spätern Thaten und Begebenheiten des Helden in der Weissagung des Tiresias, welche so sehr hervortritt, und die Aufmerksamkeit vorzüglich an sich zieht, ganz bestimmt rege gemacht. Und der Anfang der Odyssee ist gleichsam ein Nachsatz; er steht nähmlich in der sichtbarsten und unmittelbarsten Beziehung [88]) auf eine Geschichte von der Rückkehr aller übrigen Hellenen, wo die Ermordung des Agamemnon etwa die letzte Stelle einnahm. Immer schließt sich die epische Rhapsodie nur

[84]) Prooem. Odyss. Arist. Poet. cap. 17. [85]) Hor. A. poet. v. 148. Schol. min. ad. Il α. princ. Eustach. ibid. p. 7. Schol. Venet. p. 3. ad. v. 1. [86]) Eust. ibid. Dio. Chrys. XI. [87]) Cic. ad Att. I. 16. [88]) Besonders merkwürdig ist das Ἔνθ' v. 11 und

ſo forterzählend und weiter dichtend gleich an das Vorige an, ohne beſtimmt und ſchlechthin anzuheben, wie die Tragödie. Wie gänzlich verſchieden iſt nicht das Verhältniß des Agamemnon, der Choëphoren und Eumeniden des Aeſchylos, oder des Königs Oedipos, des Oedipos in Kolonos und der Antigone des Sophokles, in denen der Stoff doch auch durch hiſtoriſche Folge verknüpft iſt, von dem Zuſammenhange der homeriſchen Geſänge! Merkwürdig iſt es, daß die ſpätern Epiker, bei denen ſich allerdings die Abſicht zeigt, ihr Werk eigentlich zu ſchließen, ſich der Erreichung dieſer Abſicht nicht anders nähern konnten, als durch Abweichungen von dem, was nach den urſprünglichen Beiſpielen und dem einmüthigen Kunſturtheil des ganzen Alterthums, Geiſt und Geſetz dieſer Dichtart iſt, und was ſie ſelbſt, im Ganzen genommen, durch die That dafür anerkennen. So endigt der Hymnus auf Hermes mit einer allgemeinen Ueberſicht der fernern Lebensweiſe des Gottes [80]); und die Argonautika des Apollonios ſchließen gar mit einer ganz lyriſchen Wendung. Nichts anders, als eine lyriſche Wendung iſt auch die Anrufung der Gottheit und die eine allgemeine Ueberſicht enthaltende Ankündigung, mit der allein ein epiſches Gedicht eigentlich anheben kann. Je weniger ein epiſches Werk von der homeriſchen Geſtalt abweicht, je unlyriſcher, kürzer, allgemeiner und unbeſtimmter, je epiſcher pflegt dieſe Ankündigung und Anrufung zu ſein. Wenn die ſpätern Künſtler und Kunſtlehrer ſie für unentbehrlich hielten, ſo geſchah dies wohl mehr aus Bedürfniß, doch auf irgend eine Weiſe anzufangen, als daß ſie ein weſentliches Stück des Kunſtwerks ſelbſt wäre. Wie manches alte Epos mag nicht auch ohne ſie angefangen haben, wie ſo manche homeriſche Rhapſodie, die heſiodiſchen Eoen, und Werke und Tage, ganz abgeriſſen und meiſtens mit einem Nachſatz? Wichtiger iſt es, daß man die für ſo nothwendig gehaltene lyriſche Einleitung, zum Beiſpiel vor der Odyſſee, geradezu wirklich wegnehmen kann, ohne daß das Epos dadurch mehr, als einige ſchöne Verſe, einbüßen, und an

---

das νῦν v. 35. Odyss. I. Dem letzten entſprechen zwar die Verſe 29—31 nicht. Sie ſind aber wie 4—9 ohnehin verdächtig. [80]) v. 571—575.

ſeiner Weſenheit und Ganzheit im mindeſten leiden ſollte. Wo dieß aber auch nicht geſchehen kann, iſt doch mehr der grammatiſche Zuſammenhang mit dem Anfang der Erzählung ſelbſt, als die poetiſche Einheit das Hinderniß. Wenn Homeros vom Demodokos ſagt, er fing mit der Gottheit an, und trug den Geſang vor; ſo ſcheint er die vorausgehende Anrufung als bloße Vorbereitung von dem Epos ſelbſt zu unterſcheiden.

Allerdings werden in jedem, auch dem homeriſchen Epos, Erwartungen erregt und befriedigt, Knoten geſchürzt und gelöſt, Zwecke ausgeführt und Begebenheiten vollendet; es enthält Verwicklungen und Entwicklungen, ein ſich entſprechendes Steigen und Sinken, Hervortreten und Zurücktreten, Vereinigungen und Gegenſätze, der wechſelnden Geſtalten im reichen fließenden Gemählde. In jedem kleinern und größern Epos pflegen ſich ſogar alle Theile zu einer Hauptbegebenheit zu vereinigen, und ein Haupthelb aus den übrigen hervorzutreten, an den ſich alle übrigen anſchließen. Warum iſt es alſo kein durchaus vollſtändiges, in ſich ſelbſt ſchlechthin vollendetes poetiſches Ganzes? Weil es nicht durchgängig in ſich ſelber beſchloſſen und vollkommen begränzt iſt; weil hier jene Herleitung aller Fäden des Werks aus einem Anfangspunkte, die Hinleitung auf einen Endpunkt fehlt. Darum erſcheint jedes homeriſche Epos zugleich als Fortſetzung und als Anfang. Es tritt gleichſam mitten aus einer unüberſehlichen Menge andrer berührender epiſcher Sagen und Geſänge hervor; und der Dichter könnte immer ſagen, was Helena **) von ihrer Erzählung vom Odyſſeus:

> Alles zwar nicht werd' ich verkündigen oder auch nennen,
> Wie viel Kämpf' er geduldet, der unerſchrockne Odyſſeus;
> Nur wie er jenes vollbracht' und beſtand u. ſ. w.

Wie vieles könnte nicht, unbeſchadet der Hauptbegebenheit und dem Haupthelden, weggenommen und hinzugethan werden? Auf die Frage, warum Homeros die Ilias nicht wie die Odyſſeia, ebenfalls Achilleis überſchrieben, da doch Achilles meiſtentheils

**) *Odyss. IV. 240. seq.*

die erste Stelle einnehme; antworten alte Kritiker [91]): Er wolle nicht bloß diesen Helden darstellen, sondern beinah alle, indem er ihm einige sogar gleich stellt. Aber auch in der Odyssee tritt Odysseus oft weit mehr in den Hintergrund, als der Held einer Biographie oder einer Tragödie dürfte. Der Zusammenhang ist überall so lose, daß die Gegenstände, außer der physischen und logischen Verknüpfung, welche ihnen schon als Theilen der Natur und Gegenständen des Erkenntnißvermögens zukommt, durch bloße Anreihung vereinigt scheinen. Alles, was nur mit dem Schein der Möglichkeit neben einander stehen, und auf einander folgen kann, darf es; versteht sich, wenn es so geschieht, wie das Gemüth es ohne alle Rücksicht auf irgend einen äußern Zweck wünschen möchte, so daß die Einbildung durch die bloße Gestalt und Weise des Beisammenseins und der Aufeinanderfolge ergötzt, unmittelbar zugleich befriedigt und gereizt wird. Dann hat aber auch diese bloße Fortströmung vollgültiges Recht auf den Nahmen poetischer Harmonie, worauf selbst die vollkommenste logische und bloß technische oder historische Einheit und Ganzheit an und für sich noch keine Ansprüche gibt, da die gänzliche Verschiedenheit derselben von der poetischen Einheit und Ganzheit schon daraus erhellt, daß sie ihr so oft nachgesetzt, ja aufgeopfert werden.

Schon der eine Umstand, daß beide, die Tragödie und das Epos, eine große Menge äußerer Gegenstände mit ihrer Darstellung umfassen, muß so viele Aehnlichkeiten erzeugen, daß es eben der scheinbaren Gleichheit wegen doppelt nothwendig ist, auf die wesentlichen Verschiedenheiten aufmerksam, und selbst im Gebrauch der Ausdrücke behutsam zu sein. So sollte man zum Beispiel das Wort Handlung wenigstens aus der Erklärung des Epos durchaus entfernen, und der allzuleichten und gefährlichen Mißdeutungen wegen überall zu vermeiden suchen. Zwar wird allerdings, wie man das Wort im unbestimmten Sprachgebrauch zu nehmen pflegt, im epischen Gedicht gehandelt; ja es ist oft wie eine stetige Reihe von Handlungen. Im strengen und eigentlichen Sinne kann doch aber im Leben und in der darstellenden Kunst nur das-

[91]) *Schol. Venet.* p. 6. ad. v. 21. Iliad. &c.

jenige Handlung genannt werden, was Wirkung einer freien Willensäußerung wirklich ist, oder als solche erscheint. Nun lehrt aber ein einziger unbefangener Blick auf alle epischen Werke der Alten, welche von der homerischen Gestalt nicht ganz abgewichen sind; daß alles, was darin gethan und gelitten wird, weder als Handlung der Freiheit, noch als nothwendige Fügung des Schicksals erscheint, sondern als zufällige Begebenheit; denn auch das Wunderbare ist zufällig. Es leuchtet auch jedem, der die Eigenschaften der übrigen Dichtarten untersucht, und über ihren Zusammenhang nachgedacht hat, von selbst ein, wie vieles von dem, was in der hellenischen Kunstgeschichte ausschließliches Merkmahl der lyrischen und dramatischen Poesie ist und dafür anerkannt wird, zugleich mit den in ihnen waltenden und einheimischen Begriffen von unbedingter Nothwendigkeit und unbedingter Freiheit in das epische Gedicht aufgenommen werden müßte. Vorausgesetzt, daß die allgemeinen Eigenschaften des hellenischen Epos innern Zusammenhang haben; so würde durch solche Beimischungen die Eigenthümlichkeit und Wesenheit der Dichtart gänzlich zerstört werden. Es zeugt daher von großer Einsicht, daß die alexandrinischen Epiker auch hierin dem homerischen Beispiel folgten und sich auch einer solchen Darstellung der Sitten enthielten, worin das Unbedingte erscheint, sei es nun im tragischen Verhängniß des Schicksals oder in einer frei entscheidenden Großthat; denn eine solche widerstreitet der Natur dieser Gattung eben so sehr, wie jene Vorstellungen. Sie thaten das nicht unwillkührlich, wie Homeros, der sich zu dieser Höhe noch nicht erhoben hatte, noch bloß aus Nachahmung, wie die durchgängig eigne Gestaltung und Farbe ihrer Nachbildungen verbürgt, sondern aus Wahl; denn warum hätten sie nicht, gleich den römischen Heroikern, alles das und noch mehr ganz fertig und vollendet von den lyrischen und tragischen Urbildern entlehnen können, da die Mischung der ursprünglichen Dichtarten dem Geist des Zeitalters ohnehin so angemessen war?

Eine freie Handlung fängt an mit einem Machtspruche der Willkühr, der wenn er auf äußre Zufälligkeiten gerichtet ist, Absicht *genannt wird, und sie* schließt mit der vollendeten Ausfüh-

rung dieſer Abſicht; wo denn alles, als in dem erſten Entſchluß, in der beſtehenden Geſinnung oder in einem unabänderlichen Geſetz, feſt begründet und urſachlich daraus hergeleitet, mithin als nothwendig erſcheint. Eine Begebenheit hingegen, welche als eine zufällige und bloße Naturerſcheinung aufgefaßt wird, iſt das Glied einer endloſen Reihe, die Folge früherer, und der Keim künftiger Begebenheiten. Keine Begebenheit ſteht einzeln; und auch diejenige, welche unter mehrern die hauptſächliche iſt, wird wieder nur zum Theil einer andern noch größern; wenn nähmlich der epiſche Dichter der natürlichen Länge ſeiner Dichtart folgt, auf die auch Ariſtoteles ſo oft zurückkommt. Die kleinern epiſchen Maſſen können immerfort in größere zuſammenwachſen, ohne daß die Einheit des Helden dieſe Erweiterung beſchränken könnte. In der helleniſchen Tragödie iſt derjenige der Held des Gedichts (oft können es auch mehrere ſein), welcher die Handlung thut, oder die Schickung duldet. Alles übrige muß mit dieſem Mittelpunkt in nothwendiger Beziehung zu ſtehen ſcheinen. Das helleniſche Epos liebt zwar auch, einen Helden zu haben; es würde Dürftigkeit und Verworrenheit entſtehen, wenn nicht einer aus der Maſſe am meiſten hervorträte; doch iſt er allein ſo wenig der Zweck des Ganzen, daß es wiederum dürftig ſein würde, wenn er einzeln hervorragte, wenn ſich nicht viele ihm vielfach näherten, ihn begleiteten, umgäben, oder ihm entgegenſtünden, wenn die Geſtalten und Gruppen nicht wechſelten. Eine ſo ganz verſchiedene Sache iſt der Held eines helleniſchen Epos und einer helleniſchen Tragödie!

Homeros ſelbſt könnte ſcheinen, die Eigenthümlichkeit des Epos, daß es nicht eigentlich ſchließt und endigt, angedeutet zu haben. Er redet [93]) von dem Erſtaunen und Vergnügen, welches der Sänger erregt:

der, gelehrt von den Göttern,
Singet liebliche Worte, der Sterblichen Herz zu erfreuen:

und ſetzt hinzu:

Immer noch mehr verlangen die Hörenden, wenn der Geſang tönt.

[93]) *Odyss.* XVII. 518. seq.

Wenigstens wäre das für ein eben beendigtes Drama ein schlechter Lobspruch. Bemerkenswerth ist es, daß der gewöhnliche den Gott anrufende Schlußvers in den epischen Hymnen der Homeriden:

Deiner auch und auch andres Gesangs will ich ferner gedenken;

eine Hinweisung auf eine künftige Erzählung und Fortsetzung enthält. Jene allumfassende Allgemeinheit des Epos aber, welche zwar aus der freien Lebensart der Sänger, aus der kindlichen Bildung des Zeitalters, wo die verschiedenen Bestandtheile der menschlichen Natur noch nicht bestimmt abgesondert waren, und endlich aus dem Geiste des Volks ganz natürlich hervorging, doch aber ohne die freie und in Rücksicht des Umfangs unbegränzte Gestalt der Dichtart nicht hätte ausgeführt und ausgebildet werden können, hat der Dichter dadurch, daß er sie höhern Wesen beilegt, als etwas, das er über alles ehrt und wünscht, dargestellt. „Denn wir wissen dir," singen die Sirenen [82]) zum Odysseus,

Alles, was irgend geschieht auf der vielernährenden Erde;

und zu den Musen sagt der Dichter, indem er sie um Mittheilung ihrer Kunde anfleht:

Denn ihr seid Göttinnen, und war't bei allem, und wißt es [83]).

Ist der Umfang der epischen Dichtart durchaus unbegränzt; so darf es einem Dichter oder einer Dichterschule dieser Gattung nur nicht an Raum und Zeit fehlen; und die stetige Erzählung wird nicht eher aufhören, als bis der Stoff erschöpft, und eine ungefähr vollständige Ansicht der ganzen umgebenden Welt vollendet ist; etwa wie sie die homerische Poesie gewährt. Bewunderer der spätern Zeit haben diese schöne Weltansicht des Epikers als systematische Encyklopädie eines Polyhistors mißdeutet. Schon bei Xenophon [84]) wird es als bekannt vorausgesetzt, daß Homeros, der Weiseste, beinah von allen menschlichen Dingen gedichtet habe, und daß man alles aus ihm lernen könne. Quinctilianus [85]) führt ihn, in dem sich vollkommne oder wenigstens unzweideutige Spuren jeglicher Kunst

[82]) Odyss. XII. 191. [83]) Iliad. II. 485. [84]) Sympos. IV. 6. [85]) Inst. *XII. 11. p. 389. t. II. ed. Bip.*

fänden, nebſt Hippias, Gorgias und Ariſtoteles, unter den Beiſpielen von außerordentlichem Umfang der Kenntniſſe an. Es iſt merkwürdig, den Maximos [97]) mit ſeinen eignen Ausdrücken darüber zu hören, was die Darſtellung des Homeros enthalten ſoll: „Alle Bewegungen des Himmels, alle Veränderungen der Erde, der Götter Beſchlüſſe, der Menſchen Natur und Eigenſchaft, der Sonne Licht, der Sterne Tanz, der Thiere Entſtehungen, die Ueberſchwemmungen des Meeres, die Austretungen der Flüſſe, die Veränderungen der Luft, das Bürgerliche, das Häusliche, das Kriegerleben, das Friedliche, das Eheliche, das Ländliche, das Ritterweſen, das Schifferleben, mannichfache Künſte, verſchiedne Sprachen, allerlei Geſtalten, Jammernde, Frohlockende, Lachende, Kämpfende, Zürnende, Schmauſende, Schiffende.“ Ein andrer Lobredner [98]) des Dichters, nachdem er, der allgemeinen Gewohnheit [99]) der Kunſtlehrer der Beredſamkeit gemäß, für alle Geſtalten und Wendungen des redneriſchen Putzes und auch für die verſchiedenen Gattungen der kräftigen, magern oder mittlern und blühenden Schreibart Beiſpiele aus dem Homeros aufgeſtellt hat, bemüht ſich zu zeigen: Homeros enthalte alle Meinungen der berühmteſten Philoſophen; er kenne und verſtehe, außer der rhetoriſchen Kunſt, die Arithmetik, die Muſik, die Taktik, die Arzneikunde, die Politik und die Weiſſagungskunſt. Er habe die Epigrammen erfunden, und ſei der Lehrer der Mahlerei. Die Tragödie leitet er ſo ganz vom Homeros ab, daß er die attiſche nur die neuere nennt; und die luſtigen Epiſoden der homeriſchen Poeſie, welche in einer helleniſchen Tragödie allerdings unerträglich ſein würden, geben ihm Gelegenheit, auch die Komödie aus dem gemeinſamen Born aller Künſte und Wiſſenſchaften herzuleiten. Doch bemerkt [100]) er die auszeichnend herrſchende Umſtändlichkeit und ausgebreitete Fülle der homeriſchen Erzählungen, und wie ſelten ſie mit geſpannter Kraft grade aufs Ziel zugehen.

---

[97]) Diss. XXXII. p. 116. t. II. ed. Reiske. [98]) Vit. Hom. ad. calc. ed. Ern. [99]) Quinct. Inst. X. 1. p. 217. t. II. ed. Bip. [100]) p. 184.

Das Wunderbare ist nach dem Aristoteles der Tragödie fremdartig [1]; und das Vernunftwidrige, woraus das Wunderbare meistens entstehe, behauptet er, sei im epischen Gedicht weit mehr an seiner Stelle [2]. Keine Eigenschaft, kein Merkmal des Epos ist so allgemein befolgt, beobachtet und anerkannt worden, wie dieses. Selbst diejenigen Epiker, welche in den wesentlichsten Stücken von der ursprünglichen Gestalt am weitesten abgewichen sind, haben sich mit Beifall solche Freiheiten in Erdichtungen erlaubt, welche jeder Alte in der Tragödie unerträglich gefunden haben würde; denn der Grundsatz des Aristoteles [3], man solle nicht jeden Genuß von der Tragödie fordern, sondern nur den ihr eigenthümlichen, galt bei den Hellenen von allen Dichtarten. Im Epos sind die Wunder jeglicher Art gleichsam einheimisch. Aus der Tragödie sind sie verbannt; nicht bloß, wie Aristoteles meint [4], weil die Unwahrscheinlichkeiten bei der Aufführung stärker auffallen, in der Erzählung hingegen sich verstecken lassen; denn das Wesen dieser beiden Dichtarten besteht ja nicht bloß in der Beschaffenheit des äußern Vortrages, sondern in der Eigenthümlichkeit der innern Zusammensetzung. Auch wurden ja Tragödien zur Zeit des Aristoteles schon sehr häufig gelesen, und homerische Gesänge von Demetrios Phalereus an mimisch vorgetragen. Wie vieles ward nicht überdem im alten Schauspiel bloß angedeutet und bezeichnet, wobei vollkommne Täuschung durchaus nicht gesucht, oder wohl gar absichtlich vernachlässigt wurde? Auch ist des Zufälligen, Unwahrscheinlichen, Wunderbaren in der alten Tragödie genug; nur daß es seine eigentliche Natur ablegt, indem es der Freiheit und der Nothwendigkeit immer untergeordnet scheint. Man hat es schon oft bemerkt, daß die Herrschaft des Zufalls die Wesenheit der alten Tragödie selbst zerstöre; darum sind Wunder und Wunderbarkeiten im eigentlichen Sinne gegen die Natur derselben, als ein gewaltsamer Eingriff des Zufalls in das Gebieth der Freiheit und der Nothwendigkeit. Im Epos, wo alles nur zufällig, weder nothwendig, noch gegenwärtig zu scheinen braucht, darf die

[1]) Post. cap. 14. [2]) ibid. cap. 24. [3]) cap. 14. [4]) cap. 24.

Einbildung im Erfinden und Zuſammenſetzen des Gegebnen natürlich eben ſo loſe und frei verfahren, wie im Umfaſſen der Gegenſtände, und im Verknüpfen der Maſſen. Sie darf alles dichten, was nur immer ein reizendes Erſtaunen gewähren mag, und nur möglich ſcheinen kann. Eben darum, weil die epiſche Darſtellung auf den Schein der Wirklichkeit keinen Anſpruch macht, gilt ihr Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft völlig gleich; die ſtetige Erzählung geht ohne Sprung von einem zum andern über, oder miſcht ſie alle. Da ſie einmahl alles zu umfaſſen ſtrebt; ſo ſind ſelbſt Blicke in die Zukunft und Darſtellungen der Unterwelt zwar keineswegs ein weſentlicher, aber doch ein ſehr natürlicher Theil epiſcher Gedichte. An ganz andre Geſetze iſt das lyriſche Gedicht der Hellenen gebunden, wo das Ganze wirklich ſcheinen muß, die Hoheit der einzelnen Empfindungen mag ſich auch noch ſo ſehr über das gewöhnliche Maaß des Wirklichen in das Gebieth des bloß Möglichen erheben; oder die alte Tragödie, wo alles Einzelne in lebendiger Gegenwart wirklich daſteht, in dem Kampf der Entwicklung aber alle Möglichkeiten der ſich hin- und herwendenden Ereigniſſe und Beſchlüſſe erſchöpft werden, woraus denn endlich der Gang und die Verknüpfung des Ganzen als eine durchaus nothwendige hervorgeht. Das aber hat eine allgemeine Erfahrung beſtätigt: wenn das Epos auch die einzelnen Beſtandtheile ſeiner willkührlichen Zuſammenſetzungen nicht aus der lebendigen Wirklichkeit entlehnt, aus eigner Anſchauung oder geglaubter Sage, ſondern ihren Stoff ganz willkührlich erdichtet, oder nur fremden Vorbildern ohne eignes Gefühl und Leben nachdichtet; ſo geht in beiden Fällen ſelbſt der lebendige Schein der Möglichkeit verloren. Im letzten wird die Dichtung matt, todt und trocken, wie im alexandriniſchen Epos; oder ſie wird ausſchweifend. Wenn das Weſen ſchöner Wunderbarkeit in der unbeſchränkteſten und freieſten Geſtaltung und Zuſammenſetzung gegebener Beſtandtheile beſteht; ſo leuchtet von ſelbſt ein, daß die größte Mannichfaltigkeit des Gegebnen, eine helleniſche Vielſeitigkeit der Entwicklung eine weſentliche Bedingung ihres Gedeihens iſt. Auch lehrt die Erfahrung, wie leicht das Wunderbare *in den Sagen andrer*, kräftiger, aber einſeitig gebildeter Völker,

ſich vor der Zeit in Unnatur und in das Abentheuerliche und allzu Unwahrſcheinliche verliert, und ſo merkwürdig für die Geſchichte der Fantaſie und Völkerſage, ſo dichteriſch groß und anziehend es auch in andern Rückſichten ſein mag, doch den Forderungen der epiſchen Kunſt nach ſtreng helleniſchen Begriffen und im Vergleich mit der vollkommnen homeriſchen Naturwahrheit kein Genüge zu leiſten vermochte.

Dieſe Verſchiedenheit des Epos von der Tragödie iſt um ſo wichtiger und entſcheidender, da ſie den Mythos betrifft, deſſen Erfindung und Geſtaltung nach Ariſtoteles [5]) eigentlich den Dichter macht, und mehr nach einer allgemein herrſchenden, als nach einer eigenthümlich abweichenden Meinung des Platoniſchen Sokrates [6]), das Weſen der Poeſie iſt. Auch iſt in der That der Mythos, im Sinne der Kunſtlehre, oder die Zuſammenſetzung der Begebenheiten [7]), abſichtliche, dem Ziel der ſchönen Kunſt angemeſſne Geſtaltung eines ſagenhaft geſchichtlichen Stoffs, ein weſentlicher Beſtandtheil jeder Art der helleniſchen Poeſie, welche nicht bloß Aeußerung des eigenthümlichen Zuſtandes eines Einzelnen iſt. Sehr oft wird der geſchichtliche und der künſtleriſche Begriff des Mythos bei den Alten verwechſelt; weil ihr Gegenſtand hier in der That nur einer und derſelbe war; alle Sagen wurden poetiſirt, und alle poetiſche Erdichtungen gingen aus der Sage hervor. Die allgemeine Ausdehnung jener Forderung hat bei dieſer Verwechslung ſelbſt auf die Zweifel Einfluß haben können, ob die Komödie zur Poeſie gehöre, oder nicht.

Um aller dieſer Eigenſchaften willen iſt das epiſche Gedicht nach Platons [8]) treffender Bemerkung dem geſchwätzigen Alter am angemeſſenſten; und es iſt nicht ohne Bedeutung, daß die Bildner des Alterthums den Vater des Epos immer als Greis darſtellten. Das lyriſche und tragiſche Gedicht erfordert einen Aufſchwung, eine Anſpannung, deren das Alter nicht mehr fähig iſt, die alte Komödie, einen Ueberfluß friſcher Lebenskraft, der ſich mit der Jugendſtärke verliert. Die ſanfte Anregung des helleniſchen Epos

[5]) Poet. cap. 9. [6]) Phaedr. p. 138. t. I. ed. Bip. [7]) Poet. cap. 6. [8]) t. VIII. p. 69. ed. Bip.

hingegen, deſſen ſtetiger Strom in jedem Punkte ſeines Laufs zugleich Anſpannung und Befriedigung enthält, iſt nicht anſtrengend und ermüdend, weil ſie keine durchgängig beſtimmte Richtung hat. Es kann aber auch nur in einer durch vielfache Erfahrung bereicherten Einbildung ſeine volle Wirkung thun, deren vorräthige Fülle es wohlthätig belebt, verſchönernd anfriſcht, und gefällig rundet; denn der unerfahrne Knabe kann die ſchöne Weltanſicht ſchwerlich ganz verſtehen.

In einer Dichtart, wo alles Dargeſtellte nur möglich ſcheinen ſoll, wird ſich natürlich vieles finden, was durchaus ungeſchickt iſt, wirklich zu ſcheinen. Da nun jede Aeußerung eigener Empfindungen oder eigenthümlicher Beziehungen des Dichters in ſeiner Perſon ihrer Natur nach gegenwärtig und wirklich ſcheinen muß; ſo begreift ſichs, warum in einem Epos, welches etwa wie die Argonautika des Apollonius, im Ganzen genommen, dem Geiſte der Dichtart treu bleibt, eine einzelne lyriſche Betrachtung [9]) oder ein Hervortreten des Dichters [10]) eine ſo unangenehme Störung verurſacht; da doch die Darſtellung eigner Eigenthümlichkeit der weſentliche Reiz der helleniſchen Lyrik iſt, und ein entſchiednes und keckes Hervortreten des Künſtlers aus ſeinem Kunſtwerke in einer ganzen Gattung des alten Drama ſogar allgemeines Geſetz war. Es entſteht dadurch ein Widerſtreit in der epiſchen Darſtellung; die kleinſte lyriſche Beimiſchung verſetzt die Hörer in die Gegenwart, und macht, daß ſie auch von allen übrigen Theilen des Gedichts den Schein der lebendigen Wirklichkeit erwarten, und fordern, was ſie nicht leiſten können. Da ſich nun jede auch noch ſo epiſch behandelte und ausgeführte perſönliche Aeußerung des Dichters dem Lyriſchen nähert; ſo iſt es eine große Vortrefflichkeit des Epos, wenn das Werk auch nicht eine Spur von ſeinem Urheber enthält; wie es die Alten ſo häufig mit Erſtaunen und Lob von den homeriſchen Geſängen bemerken. „Homeros," ſagt Ariſtoteles [11]), verdient wegen vieler anderer Eigenſchaften geprieſen zu werden, und auch, weil er allein unter den Dichtern richtig erkannt habe, was er darſtellen ſolle. Der Dichter ſelbſt muß ſo

[9]) I. 616. [10]) I. 1220. [11]) Poet. cap. 24.

wenig wie möglich reden; denn in so fern er das thut, ist er nicht Nachahmer. Die andern zeigen sich selbst durch das ganze Werk, ahmen weniges und selten nach; er aber führt nach einer kurzen Vorrede gleich einen Mann oder eine Frau ein, oder etwas anderes durch sittliche Eigenthümlichkeit Reizendes." — Aeußerst merkwürdig und wahrhaft wunderbar ist diese gänzliche Reinheit der homerischen Gesänge von persönlichen und lyrischen Zusätzen; da spätere Epiker, wie Aristeas [12]) und die letzten Werke der hesiodischen Periode nicht zu erwähnen, selbst das älteste Epos der homeridischen Schule, der Hymnus auf den delischen Apollon, und das älteste Epos der hesiodischen Periode, die Werke und Tage, voll von Persönlichkeiten des Urhebers sind. Auch in der Gestaltung und Farbe der Darstellung zeigt sich die auffallendste Verschiedenheit. Welcher Epiker des lyrischen Zeitalters hätte sich zum Beispiel wohl die Gelegenheit entgehen lassen, der leidenden Penelope häufige Klagelieder in den Mund zu legen? Und wie enthaltsam ist dagegen Homeros! Auch solche lyrische Zwischenstellen, dergleichen wir am Apollonius bemerkten, finden sich durchaus nicht im Homeros; ungeachtet es einem lebhaften Erzähler doch so natürlich ist, seine eigne Empfindung im Erzählen zu äußern und laut werden zu lassen.

Noch mehr Grund über den wunderbaren Einklang dieser bloß durch den poetischen Naturſinn unter den Hellenen hervorgebrachten und ausgebildeten Dichtart zu erstaunen, findet man in der Betrachtung und Zergliederung der epischen Sprache. Wie selbst die Dichter [13]) der Hellenen auf der höchsten Bildungsstufe der Kunst es für einen großen Tadel hielten, wenn die Poesie sich in dem Geiste und der Beschaffenheit der dargestellten Menschheit nicht über die alltägliche Wirklichkeit erhob; so verlangten die Alten, daß sich die Poesie überhaupt auch durch Eigenthümlichkeiten der Sprache von der gemeinen Rede gänzlich unterscheiden solle; ja die Aehnlichkeit im Ausdruck der Komödie mit dem gewöhnlichen Gespräch schien hinlänglich, um zu zweifeln, ob diese Gattung auch zur Dichtkunst gehöre [14]). Man hielt viele Wendungen des Aus-

[12]) Paus. libr. V. cap. 7. [13]) Arist. Poet. cap. 25. [14]) Hor. Sat. I. 4. 42. seq. Cic. Orat. 20.

drucks in der Poeſie für ſchicklich, in der Proſa aber für unſchicklich [15]); und man tadelte eine poetiſche Sprache an Rednern [16]), als ihrer Kunſtart nicht angemeſſen [17]), wie einen dem poetiſchen Maß zu ähnlichen Rhythmus [18]). Ein ſo allgemeines Merkmahl der Poeſie mußte natürlich auch in jeder Hauptgattung unter beſondern Nebenbeſtimmungen Statt finden, welche dem Geiſte der Dichtart überall, und vorzüglich auch in der epiſchen Poeſie vortrefflich entſprechen. Wie gut ſtimmt der dem helleniſchen Epos von Homeros und Heſiodos an eigenthümliche, und von Ariſtoteles für ein weſentliches Merkmahl der heroiſchen Poeſie [19]) gehaltne Gebrauch veralteter Ausdrücke, nebſt der Miſchung aller Mundarten der helleniſchen Sprache, zu der gränzenloſen Allgemeinheit und loſen Unbeſtimmtheit dieſer Darſtellungsart, wo das ehrwürdige Alterthum, die jugendliche friſche Gegenwart und die dämmernde Zukunft, die fernſten Wunder und das nächſte und alltäglichſte Leben ſich freundlich zu einander geſellen, und in Eins verſchmelzen. Den Gebrauch der Archaismen hielten auch die alexandriniſchen Künſtler für eine ſo weſentliche Eigenſchaft der epiſchen Sprache, daß ſie durch Uebertreibung fehlerhaft wurden. Aber auch in den homeriſchen Geſängen unterſcheiden ſich einzelne Ausdrücke ſehr merklich von der Geſtaltung und Farbe der übrigen durch eine gewiſſe Alterthümlichkeit; ſeine Angabe verſchiedner Benennungen desſelben Gegenſtandes in der Sprache der Götter und der Menſchen, wodurch der Dichter nach dem Sophiſten Dion [20]) gleichſam zu erkennen giebt, daß er nicht bloß alle helleniſchen, ſondern auch den göttlichen Dialekt verſtehe, laſſen ſich ſchwerlich anders erklären, als von Abweichungen der Dichterſprache und der Volksſprache, die ſich überall zeigen, wo der Geſang nicht allein unmittelbar aus dem alltäglichen Leben hervorgeht, und ſich wiederum

[15]) Aristot. Rhet. III. 3. [16]) Aristot. Rhet. III. 1. Demetr. 12. [17]) Arist. Rhet. III. 2. [18]) ibid. III. 8. [19]) Poet. cap. 22. 24. γλῶττα bedeutet beim Ariſtoteles nicht bloß Archaismen, ſondern auch Ausdrücke aus fremden Mundarten. cfr. cap. 21. 22. init. Desſelben Worts bedient ſich Dio, da er von der Miſchung des Aeoliſchen, Doriſchen und Joniſchen in der homeriſchen Sprache redet. Orat. IX. [20]) Orat. IX.

auf dieſes beſchränkt, ſondern wo er aus alter Sage entſteht, und ſich durch dichteriſche Fortbildung mehrerer Jahrhunderte weiter entwickelt. Nichts ſtreitet aber ſo ſehr mit dem Geiſt der homeriſchen Darſtellung und Sprache, als die vornehme Pracht und Feſtlichkeit im Ausdruck der helleniſchen Lyriker, der dramatiſchen Künſtler, unter dieſen ſelbſt der alten Komiker, und der römiſchen Heroiker. Sie iſt ganz wider den Charakter des reinen Epos, weil ſie der Darſtellung eine einſeitige Stimmung und Richtung giebt, welche den Umfang beſchränkt, und bei ungemeſſner Länge nothwendig zuletzt Ueberdruß erregen muß; auch iſt die epiſche Sprache, ſelbſt der alexandriniſchen Künſtler, zwar gewählt, gefeilt, ja gelehrt, aber durchaus nicht vornehm. Der homeriſche Ausdruck unterſcheidet ſich von der gewöhnlichen Volksſprache nach der Bemerkung des Dyoniſios [21]) faſt nur durch die Stellung und Zuſammenſetzung der Worte, nicht durch die Auswahl. Wie ſich ſeine Darſtellung keinem auch noch ſo alltäglichen und geringen Gegenſtande ſtolz entzieht, der nur, mit Liebe ausgemahlt, ergötzen kann; ſo iſt auch ſein „Ausdruck [22]), wo es der Stoff heiſcht, allein aus den gewöhnlichſten und gemeinſten Worten zuſammengeſetzt, deren ſich etwa ein Landmann, ein Schiffer, ein Handwerker, oder jeder andere, der gar keine Sorgfalt, gut zu reden, anwendet, aus dem Stegreife bedienen würde." Aber eben weil die gewöhnliche Volksſprache in der homeriſchen Periode die Grundlage der epiſchen war; ſo mußte aus der wandernden Lebensart der heroiſchen Sänger, jene dem erſten Anſcheine nach ſo befremdliche Miſchung der Mundarten entſtehen. Zwar entwickelten ſich die vier gebildeten und durch bleibende Gedichte und Reden feſt beſtimmten Mundarten erſt nach der Entſtehung des Republikanismus und der lyriſchen Kunſt der Hellenen; und konnten ſich nicht eher ſondern, als der bis dahin vermiſchte Stoff aller ſchon entwickelten Fertigkeiten und angeregten Kräfte ſich in verſchiedene Richtungen trennte, und die Eigenthümlichkeit der verſchiednen Hauptſtämme in allen ihren Aeußerungen, in Verfaſſungen, Geſetzen, Sitten und Gebräuchen, in Spielen, Feſten und

[21]) Dionys. de comp. p. 12. seq. 20. seq. t. V. ed. Reisk.
[22]) ibid p. 15.

Künſten, in der Sage und auch in der Sprache durchgängig beſtimmt ward. Doch läßt ſich nicht vorausſetzen, zur homeriſchen Zeit ſei überall in Hellas gleich geſprochen worden; noch weniger, die reiche homeriſche Sprache ſei die abweichende Mundart eines kleinen Landſtrichs; man müßte denn etwa auch annehmen wollen, zu Aſkra ſei ſo geredet worden, wie Heſiodos in den Werken und Tagen ſingt. Man verſtand die Sänger damahls ſo gut wie nachher, wo man doch auch nirgends den Verſuch gemacht hat, die homeriſche Poeſie in eine der beſondren, gebildeten oder rohen Mundarten zu überſetzen. Die Allgemeinheit der Miſchung erzeugte allgemeine Verſtändlichkeit. Die einzelnen Abweichungen mußten ſelbſt den Wenigen, die zum erſtenmahle zuhörten, und an die Dichterſprache noch gar nicht gewöhnt waren, durch den Zuſammenhang des Ganzen meiſtens deutlich genug werden. Wenn Maximos [33]) alſo nur nicht, was bloße Naturwirkung war, zur Abſicht umdeutete, und Folge und Grund verwechſelte; ſo würde er mit Recht ſagen: „Homeros wollte nicht, daß ſeine Poeſie eine joniſche, eine eigenthümlich doriſche oder attiſche ſein ſollte; ſondern eine gemeinſame für die ganze Hellas. Weil er ſich demnach allen zugleich mittheilen wollte, ſammelte er vermengend die helleniſche Sprache, miſchte ſie zur Geſtaltung des Geſanges, und bewirkte dadurch, daß ſeine Gedichte allen zugänglich und verſtändlich, und für jeden reizend wurden."

Die übrigen Eigenthümlichkeiten der epiſchen Sprache beſtehen mehr in der häufigern Anwendung und weitern Ausführung allgemein gebräuchlicher Wendungen beſonders ſinnlicher und kindlicher Menſchen, als in ausſchließlich eignen Beſtimmungen. Um dieſer Aehnlichkeit und um ihres naturgemäßen Charakters und Urſprungs willen erſcheint uns die Sprache des homeriſchen Epos ganz kunſtlos und wir verkennen darin das beſondere Gepräge einer eigenthümlichen dichteriſchen Vollkommenheit von beſtimmter Art. Doch haben ſchwerlich auch die gebildeten Menſchen der homeriſchen Zeit welche nicht Sänger waren, mit der Kraft, Fülle und Anmuth geredet, wie Homeros; noch werden ſie, wenn ſie Geſchäfte beſpra-

[33]) *Diss.* XXXII. p. 122. t. II. ed. Reisk.

chen, oder ihren Leidenschaften freien Lauf ließen, die Gleichnisse so bis auf die feinsten Nebenzüge vollendet haben. Die Wesentlichkeit jener Spracheigenthümlichkeiten des hellenischen Epos erhellt nicht bloß aus der Uebereinstimmung so vieler hellenischen Epiker aus den verschiedensten Zeitaltern; sondern auch aus dem Zusammenhange mit andern wesentlichen Eigenschaften des Epos, aus der Unanwendbarkeit in andern Hauptgattungen der Poesie, aus dem Bestreben der epischen Künstler andrer Völker, der römischen zum Beispiel, sich den hellenischen Urbildern auch hierin so weit zu nähern, als der ganz verschiedne Geist ihrer Darstellungsart und die Natur ihrer Sprache nur immer erlauben wollte. Denn allerdings hat die hellenische Sprache durch den außerordentlich großen Reichthum an abweichenden Wortbildungen und verschiedenen Redearten, durch eine Menge kleiner, zur Belebung und völligern Nebenausbildung sehr angemessner, in andre Sprachen oft unübersetzbarer Worte, durch eine eigne der Anhäufung der Beiwörter sehr günstige Wortstellung für die epische Poesie beinah einzige und nie wieder ganz erreichte Vorzüge. Bloß nebenausbildende Beiwörter und Gleichnisse scheinen in dem raschen und bestimmten Gange des lyrischen und dramatischen Gedichts eine verzögernde und abschweifende Störung, entsprechen aber der Fülle und Allgemeinheit des Epos sehr gut. Das Epitheton ist eine kleine Episode, und die Episode ist ein großes Epitheton. Höhere, ja die höchste Bildlichkeit [24]) des Ausdrucks ist ein wesentliches Bedürfniß der epischen Darstellung, welche die wunderbarsten Gestalten entfernter, loser und gleichsam luftiger hinzaubert, wenn sie Schein und Leben haben soll; da sie die Leidenschaften nicht so ergreift, wie die lyrische, noch die Gegenstände mit der unwiderstehlichen Gewalt des Drama in lebendiger Gegenwart als wirklich und nothwendig hinstellen kann.

Der Hexameter allein schien den Alten der unbestimmten Dauer des Epos angemessen; „dieß habe, sagt Aristoteles [25]), die Natur selbst gelehrt und die Erfahrung bewährt. Das heroische Maaß habe die größte Beharrlichkeit, die vollkommenste Gleichmäßigkeit

[24]) *Arist. Poet. cap. 24.* [25]) ibid.

und den ſtärkſten Schwung [26])." Seine Bewegung iſt weder ſteigend noch ſinkend, weder überſpringend noch überfließend, weder männlich noch weiblich, weder gebunden noch zügellos. Eben ſo unbeſtimmt, wie ſeine Richtung, iſt auch ſein Verhältniß der Kraft und Schnelligkeit. Sein Geſetz fordert nur ſinnliche Eintheilung und Ordnung der rhythmiſchen Maſſen, vollkommne Gleichheit der Theile, und klare Andeutung der Einſchnitte. Er hat die Freiheit, von der raſcheſten Leichtigkeit bis zur langſamſten Schwere zwiſchen den verſchiedenſten Miſchungen von Kraft und Schnelligkeit zu wechſeln. Er allein weiß ſich daher, wie die epiſche Dichtart ſelbſt, allen Gegenſtänden anzuſchmiegen: und ſeine Mannichfaltigkeit wird durch die Vielheit der in ihm möglichen Abſchnitte noch vermehrt [27]). Vielleicht war es alſo nicht allein ſein ehrwürdiges Alterthum und die vermeinte Herleitung aller übrigen Maaße aus dieſem, ſondern der Anſchein des in ſich Vollendeten, was die Grammatiker bewog, den Hexameter das vollkommenſte Maaß zu nennen, und ihm den erſten Rang einzuräumen [28]). Ariſtoteles nennt [29]) die epiſche Poeſie geradezu die erzählende und im Hexameter darſtellende, und bemerkt es [30]), als eine unſtreitige Sache, daß es durchaus unſchicklich ſein würde, ein Epos in einem andern Rhythmus, oder in mehrern verſchiednen zu dichten. Jede Bewegung, deren Richtung beſtimmt iſt, muß den angeſpannten Trieb früher oder ſpäter ermüden; und es würde eine wahre Pein ſein, in dem ſonſt ſo ſchönen alcäiſchen oder ſapphiſchen Maaße ein Ge-

---

[26]) cap. 23. Das στασιμώτατον geht hier auf die Darſtellung ſelbſt, auf ihre unbeſtimmte Dauer und von aller elegiſchen und jambiſchen Unordnung und Unruhe freie Gleichmäſſigkeit; und iſt dem κινητικῷ des trochäiſchen Tetrameter u. ſ. w. entgegengeſetzt. Pol. VIII. ult. hingegen, wo daſſelbe Wort von der doriſchen Muſik gebraucht wird, bezieht es ſich auf das Dargeſtellte, welches nicht das Veränderliche der Leidenſchaften, ſondern das Beharrliche der Sitten oder Geſinnungen ſei, was die Alten Ethos nennen.

[27]) Hermann. de metris p. 270. seq. [28]) Z. B. Vit. Hom. pag. 154. Victorin. libr. II. p. 251. ed. Putsch. [29]) Poet. cap. 23. [30]) cap. 24.

dicht von der gewöhnlichen Länge epiſcher Rhapſodien hören zu müſſen. Das elegiſche Maaß iſt zwar nächſt dem heroiſchen das unbeſtimmteſte, und ihm am ähnlichſten; es iſt noch nicht eigentlich ermüdend, weil es nicht anſpannt, ſondern auflöst. Der in der alexandriniſchen Schule nicht ungewöhnliche epiſche Gebrauch desſelben ſetzt aber beim Künſtler, wie beim Liebhaber, Schlaffheit, nicht als vorübergehenden Zuſtand, ſondern als bleibende Eigenſchaft voraus, und kann daher nur im Verfall der Muſik und Poeſie ſtatt finden. Beim Gebrauch verſchiedener Rhythmen könnte zwar die Monotonie vermieden werden; aber wenn die Maaße nicht ganz willkührlich, bedeutungslos und ohne Rückſicht auf den Geiſt der Darſtellung gewählt und gebraucht würden, ſo würde das Gedicht gar kein Epos mehr ſein. Denn es iſt widerſprechend, daß ein Gedicht in einzelnen Theilen und Gliedern oder Maſſen durchgängig beſtimmt und in ſcharfer Charakteriſtik geſondert und entgegengeſetzt, im Ganzen aber durchaus unbeſtimmt ſein und ſich in gleichförmigem Strom und Wellenſchlage fortbewegen ſoll, wie es die Natur des epiſchen Geſanges mit ſich bringt.

Wenn die Kunſtlehrer, welche dem Ariſtoteles gefolgt ſind, kaum einen bedeutenden Irrthum über die Natur des epiſchen Gedichtes haben erſinnen können, deſſen Keim nicht in ihm läge; ſo iſt er auch unter allen der einzige, welcher die Eigenſchaften und Merkmahle des Epos, deren Weſentlichkeit alle helleniſche Künſtler dieſer Gattung, und ſelbſt die römiſchen, obgleich dieſe durch Weglaſſung nothwendiger und Beimiſchung widerſtreitender Beſtandtheile die Reinheit der Darſtellungsart zerſtörten, durch die That anerkannten, einigermaßen angedeutet hat, mit einer achtungswürdigen Treue der Beobachtung, und nicht ohne Scharfſinn. Seine irrigen und richtigen, durch ſo herrliche Zeugniſſe beſtätigten Meinungen über das Epos ſind ſchon darum äußerſt merkwürdig, weil ſie ſo vernachläſſigt auch die Schrift von der Dichtkunſt ſelbſt ſein mochte, in den wichtigſten Stücken, wie bekannt, allgemeine Denkart des geſammten Alterthums oder doch ganzer Zeitalter und Gattungen waren. *Ariſtoteles* weiß die Kunſt nur nach den Werk-

zeugen der Darſtellung [31]), dem Verhältniß der dargeſtellten zur wirklichen Menſchheit [32]), und nach der äußern Geſtalt und Form der Darſtellung, welche entweder in eigner Perſon erzählend und ſich äußernd, oder andere nachahmend, oder aus dieſen beiden Arten gemiſcht iſt, einzutheilen; eine Eintheilung, welche ſich ſchon bei Platon [33]) und noch bei ſpätern Grammatikern [34]) findet. Auf dieſem Wege mußte ihn ſelbſt die Eigenthümlichkeit ſeines Geiſtes, die ſich auch in einigen von der allgemeinen Denkart abweichenden Paradoxien [35]) ſeiner Kunſtlehre äußert, nur tiefer in den Irrthum führen. Auf der einen Seite war die Wiſſenſchaft noch in ihrer Kindheit, und unvermögend, ſich zu richtigen Begriffen von den urſprünglichen Kunſtarten und zur Erklärung ihrer Verſchiedenheiten zu erheben. Ariſtoteles kann nur eine offenbar unbefriedigende und ſophiſtiſche Antwort auf die Frage geben: warum es ſich in der Poeſie ſchickt, zu ſagen, die weiße Milch, in Proſa aber nicht [36]). Es iſt ihm nicht klar geworden, wie tief die Unterſuchung über die Eintheilung der Kunſt wohl eigentlich gehen möge; eben ſo wenig als die ihm nachfolgenden Kunſtlehrer, wie es zu gehen pflegt, wenn man einmahl in die Gewohnheit kommt, an ein Buch zu glauben, die ſchneidenden Widerſprüche in den Behauptungen ihres Meiſters, die ſo offen da liegen, im Geringſten bemerkt haben. Auf der andern Seite war die Kunſtlehre, wie die Kunſt ſelbſt, nebſt der Staatslehre und Sittenlehre in Rückſicht

---

[31]) Poet. cap. 1. [32]) cap. 2. [33]) Rep. III. t. VI. p. 273. seq. [34]) Z. B. Schol. Theocr. Prooem. ed. Bip.

[35]) Dahin gehört wohl ſein κατ' ὅλου, wodurch der künſtleriſch ſehr unzureichende Begriff des Objektiven an die Stelle der Idee im Platoniſchen Sinn geſetzt wird, worin doch der wahre Grundgedanke aller künſtleriſchen Anſicht und Begeiſterung liegt. Ferner die κάθαρσις, oder Reinigung der Leidenſchaften durch die Kunſt und poetiſche Darſtellung, welche Idee ſich wieder an ältre, ſelbſt Pythagoriſche Lehren anſchließt; und dann die einem helleniſchen Ohr ſo anſtößige Verwerfung der damahls und bei jenen Aeltern allgemein angenommenen Meinung, das Metrum ſei das Weſen der Poeſie. [36]) Rhetor. III. 2. 8. p. 311. 320. *ed. Bip.*

auf die Erhabenheit, Strenge und Reinheit der Forderungen schon zur Zeit des Aristoteles noch seit Platon unermeßlich tief gesunken und im entschiedensten Verfall. Nur für das Richtige, Schickliche und Feine äußert Aristoteles eignes Kunstgefühl; und so viel Sinn er auch für logischen Zusammenhang, technische Zweckmäßigkeit, ethische Uebereinstimmung und selbst für organische Ganzheit blicken läßt; so zeigt sichs doch überall, daß ihm selbst der Begriff einer eigenthümlichen poetischen Einheit in der bloßen Auffassung der künstlerischen Fantasie durchaus fehlte. Nur durch den Anschein solcher in der Kunst untergeordneten oder gar fremdartigen, ihm aber über alles werthen Eigenschaften verführt, räumte er der Tragödie den verdienten Vorrang [87]) über das Epos ein; da er von dem eigentlichen Sinn und Geist jener Dichtart auch nicht die leiseste Ahnung hatte.

Merkwürdig ist es, wie sichtbar sich bei der Andeutung der einzelnen Merkmahle des Epos sein Gefühl von der Nothwendigkeit und dem Zusammenhange derselben auf verschiedene Weise äußert. Es ist auch in der That auffallend, wie sehr sich so viele selbst durch alle Umbildungen der ursprünglichen Gestalt bleibende Eigenthümlichkeiten der Darstellung, des Dargestellten und der Darstellungsmittel in dieser Dichtart entsprechen; und wie sie sich sämmtlich in einige wenige, so allgemeine und verwandte Begriffe, wie Fülle, Unbestimmtheit, Anhäufung, Zufälligkeit, auflösen lassen. Eben darum kann man den Grund der Kunsteintheilung auch wohl nur in der Natur des menschlichen Geistes selbst suchen. Wenn man in einem Gebiethe, wo man bisher den Grundsatz gewissenhaft befolgt hat, den Neoptolemus beim Ennius ausspricht: „Philosophiren muß ich, aber nur ein wenig, denn gründlich, das ist mir zuwider;" nun einmahl das umgekehrte Verfahren versuchen wollte, so würde man die Erklärung des alten Räthsels vielleicht in diesen Tiefen finden, und bei der Entdeckung, daß die hellenische Eigenthümlichkeit durch die Vorzüge ihrer Bildungslage auch hier das Urbild des rein Menschlichen war, und mit den Ge-

[87]) *Poet. cap. 26.*

ſetzen der Natur und Vernunft und mit den eingebornen Begriffen und Ideen des reinen Verſtandes übereinſtimmende Anſchauungen lieferte, eben ſo mißtrauiſch erſtaunen, wie wenn man zum erſtenmahl erfährt, daß die Bewegungen der Welten den Vorausbeſtimmungen und Vorſchriften der Sternkundigen entſprechen und gleichſam gehorchen.

Sechſtes Kapitel.

Kunſturtheil der ſpäteren Kritiker von den homeriſchen Werken.

Je reifer der helleniſche Geiſt, je älter die helleniſche Kunſtgeſchichte, je vollſtändiger die Sammlung urbildlicher Werke ward; je mehr beſtimmte und vollendete ſich das Kunſturtheil über die homeriſche Poeſie. Der akademiſche Polemon beſaß jenes Uebermaaß ſittlicher und ſinnlicher Reizbarkeit, ohne welches man nie zur Empfindung des höchſten Schönen gelangen kann. Vielleicht lag in dieſer ſeltnen Eigenſchaft ſelbſt der erſte Keim zu den üppigen Ausſchweifungen ſeiner Jugend, die ihn jedoch nicht über die Grenzen der Anmuth und des Schönen hinausführten, noch ihm die Kraft raubten, von der mitgetheilten Begeiſterung eines echten Künſtlers der Lebensweisheit plötzlich gerührt, verwandelt, und auf immer von der reinſten Gluth der ſokratiſchen Muſe ergriffen zu werden. Dieſer würdige Mann, von eben ſo viel Tiefe und Zartheit als Umfang des Gefühls, ſagte mit einer dem großen Gedanken angemeſſenen Kürze und Einfachheit des Ausdrucks: Homeros ſei ein epiſcher Sophokles [31]); ein claſſiſches Kunſturtheil, ewig, wie der beurtheilte Dichter Homeros, denn das liegt in jenem Ausſpruch, iſt nicht bloß claſſiſch, ſondern auch vollendet. Claſſiſch iſt jedes Kunſtwerk, welches ein vollſtändiges Beiſpiel für einen reinen Begriff der Kunſtlehre enthält. Claſſiſch iſt ein Gedicht ſchon, wenn es nur für irgend eine entſchiedene Stufe der natürlichen Bildung, in irgend einer beſtimmten Geſtaltung das vollkommenſte ſeiner echten Art iſt; vollendet erſt dann, wann es für die höchſte mögliche

[31]) Diog. Laert. vit. Pol.

Stufe der natürlichen Bildung, und in der vollkommenſten Geſtaltung, deren ſeine Dichtart fähig iſt, eine urbildliche Anſchauung für den reinen Begriff und die Geſetze einer urſprünglichen Kunſtart enthält. Das vollendete Kunſtwerk erregt keine Erwartung, die es nicht befriedigt; Erfindung und Ausführung, ſchaffende Einbildung und ordnendes Urtheil ſind in demſelben gleichmäſſig vereint. Der Stoff hat ſich völlig geſtaltet, wie im Homeros, oder der Entwurf iſt völlig ausgeführt, wie im Sophokles. Die unnachahmliche Leichtigkeit des Homeros iſt nicht bloß kunſtloſe Natürlichkeit, ſondern auch die Frucht der höchſten Vollendung, welche zu bezeichnen, die Alten häufig den Nahmen des Homeros brauchten. So nannte Polemon ſelbſt, der zugleich Philomeros und Philoſophokles genannt werden konnte, den Sophokles einen tragiſchen Homeros; andre, die Sappho einen weiblichen; desgleichen den Demoſthenes und Platon in ihren Gattungen. So die Römer, welche es bei ihrer Sucht Aehnlichkeiten zwiſchen einheimiſchen und helleniſchen Dichtern und Schriftſtellern zu finden, nicht eben ſehr genau nahmen, den Virgilius. Aber eben wegen der anſcheinenden Gleichheit der im Weſen ganz verſchiednen Dichtarten, würde es äußerſt unſchicklich ſein, den Homeros einen helleniſchen Virgilius zu nennen; und nur ſolche, welche auch wohl den Apollonios und Virgilius, oder gar den Homeros und Heſiodos ungefähr mit derſelben Empfindung leſen, würden dieſen Ausdruck mit dem Urtheil des Polemon für gleichbedeutend halten können. Denn Virgilius war zwar für die römiſchen Dichter ein Urbild der verhältnißmäßig beſten Miſchung der römiſchen Natur und der helleniſchen Bildung in der Kunſt; an ſich aber iſt er weder vollendet, noch claſſiſch. Die Aeneide iſt kein reines, echtes Epos. Das Rhetoriſche und Tragiſche hat man im Ganzen und im Einzelnen oft bemerkt, und die lyriſchen Stellen bieten ſich auch ſichtbar und zahlreich genug dar.

Wenn man erwägt, welche Bewunderung überall das Vollendete jeglicher Art auch in einer beſchränkten Gattung, ſelbſt ohne ein außerordentliches Maaß von Kraft, ſogar bei einer ſchiefen Richtung, zu erregen, und mit welcher Macht dasjenige, was bei einem gewiſſen Maaß von Kraft auch ohne Vollendung einen allge-

meinen Geiſt athmet, auf die menſchlichen Gemüther zu wirken pflegt; ſo wird man auch über die allgemeinſte und äußerſte Vergötterung eines menſchlichen Werks, welches die beiden ſeltenſten Vortrefflichkeiten in ſich vereinigt, nicht erſtaunen. Ueberdem ehrten die Alten, bei denen fortſchreitende Annäherung zu unbedingter Vollkommenheit durchaus kein einheimiſcher, allgemeiner und lebendiger Begriff war, das Vollendete noch mit einer ganz beſonderen Vorliebe, und hielten, was wirklich das äußerſte Ziel ihrer, wie aller lebendigen Bildung war, für das höchſte Erreichbare aller menſchlichen Beſtrebungen. Der Grundſatz, die älteſten Schriften der Hellenen ſeien auch die beſten [39]), war im Ganzen genommen, ſo richtig, daß dadurch ein gewiſſes Vorurtheil für das Alte entſtehen, und die dem menſchlichen Geiſte ohnehin nicht unnatürliche Ehrfurcht vor dem Alterthum hie und da bis zum Aberglauben erhöht werden mußte. Unter allen Werken des menſchlichen Geiſtes behauptete daher die homeriſche Poeſie auch in Rückſicht auf den äußern glücklichen Erfolg die erſte Stelle [40]). Nicht bloß die Argiver erkannten dem Homeros den Vorzug in der geſammten poetiſchen Kunſt zu, und ſetzten ihm alle übrigen nach [41]); nicht bloß Quinctilianus behauptet, die Poeſie habe durch ihn ihren Gipfel erreicht, wie die Beredſamkeit durch Demoſthenes [42]); nicht bloß Lucretius ertheilt ihm den Scepter unter allen Erfindern der Künſte und Schönheiten [43]); es war dieß beinah allgemeine Denkart des Alterthums. So tief vielleicht auch der Künſtler, welcher bloß aus ſeinem Geſichtspunkte ſtreng würdigt, das homeriſche Epos unter die ſophokleiſchen Werke ſetzen wird; ſo muß er doch anerkennen, daß man in jenem, wie alte Erfahrung beſtätigt, auch ohne beſonders ausgebildetes Kunſtgefühl, eine alle Kräfte des menſchlichen Geiſtes anregende und ausbildende Unterhaltung finden kann; daß es eben darum, weil es ein kunſtloſes Naturgewächs iſt, eigenthümliche Vorzüge vor den höchſten Kunſtbildungen voraus beſitzt, und außer dem künſtleriſchen, auch hohen geſchichtlichen und allgemeingeiſtigen Werth hat. Bleibt

[39]) Horat. Epist. II. 1. 28. [40]) Plin. Nat. Hist. VII. 29. [41]) Aelian. IX. 15. [42]) Inst. XII. 11. p. 391. t. II. ed. Bip. [43]) III. fin.

man endlich bei der gewöhnlichen Ansicht stehen, ein Mann habe ohne alle Vorgänger, die er hätte nachahmen können, zwei solche Kunstgebilde, wie die Ilias und Odyssee, so vollendet, daß ihn kein Nachfolger je erreichen konnte, und habe die Gattung, in welcher er der vollkommenste Meister war, zuerst gestiftet [44]); so wird man selbst jenen Ausspruch nicht übertrieben finden:

Kaum schuf ihn die Natur und ruhete nach der Geburt aus,
Weil sie die ganze Kraft wandt' auf den Einen Homer.

Man wird den Dichter, wenn man nicht den künstlerischen Werth genau wägen, sondern nur die Größe der Geisteskraft überhaupt ungefähr schätzen wollte, mit Plinius leicht für den glücklichsten aller Erfinder gelten lassen [45]). Gewiß verdiente er die Vergötterung ungleich mehr, als so manches andre von den Hellenen angebetete Wesen. Nach der Denkart des Alterthums ist demnach das Gedichtchen:

Ist Homeros ein Gott, so werd' er verehrt mit den Göttern,
War er ein Mensch, so sei dennoch als Gott er geehrt;

nicht bloß ein Gedicht der Bewunderung, sondern wahre Ansicht der Sache.

Um so größeres Lob verdient die scharfe Genauigkeit, die kühne Freimüthigkeit, mit welcher die Kunstrichter des kritischen Zeitalters den vergötterten Homeros tadelten. Sie hielten den anerkannt vollendeten keineswegs für fehlerfrei und correct. Wie viele Fehler fanden nicht jene großen Triumviren der hellenischen Kritik, namentlich Zenodotos und Aristarchos, in ihrem bewunderten Dichter? Es beweist strenge Forderungen, wenn Horatius [46]) sagt: „er wundre sich lächelnd, wenn er den Choerilos zwei- oder dreimahl gut finde; er, der einer edeln Brennbarkeit gemäß, unwillig zürne, wenn der gute Homeros etwa einmahl schlummre." Longinos [47]) bekennt es mißbilligend, daß Homeros nicht selten falle, obgleich er seiner großen Natur mit Recht den Vorzug vor der Correctheit des Apollonios ertheilt. Wie bei allen Kunsturtheilen der Alten auf die bestimmte Gattung und Gestaltung des beurtheilten Werks stete Rücksicht genommen wird; so auch bei

[44]) Vellej. Paterc. libr. I. cap. 5. [45]) Plin. VII. 29. [46]) Art. v. 358. [47]) cap. XXXIII. 4.

dem der Kritiker über Homeros. Selbſt Quinctilianus [48]) ſagt: „Homeros hat ohne Zweifel Alle in allen Arten der Redekunſt weit übertroffen, doch vorzüglich die Heroiker; denn bei ähnlichem Stoff iſt die Vergleichung am deutlichſten.“ Von der verſchiedenen Geſtaltung des homeriſchen und des heſiodiſchen Epos hatte Zenodotos einen ſo beſtimmten Begriff und ein ſo ſichres Gefühl, daß er nach dieſem Kennzeichen über die Aechtheit homeriſcher Stellen dreiſt zu entſcheiden wagte. Ueberhaupt war es durchaus nicht die Weiſe der Hellenen, alles von jedem zu fordern, und in Einem alles finden zu wollen. Ihre erſte Forderung an jedes Erzeugniß des menſchlichen Geiſtes war der innre Einklang; mochte ein Werk auch andern Bildungsarten ſchädlich und gefährlich, und in manchen fremdartigen Rückſichten durchaus verwerflich ſein; dieß hinderte ſie nicht, ſeinem Werth zu huldigen, wenn es nur ganz war, was es ſeiner beſtimmten Gattung und Geſtaltung nach ſein ſollte und konnte. So ſehr auch die Kritiker, deren Kunſturtheile nicht eigne willkührliche Einfälle und Machtſprüche einzelner Menſchen, ja auch nicht einmahl vorübergehende Lieblingsneigungen eines Zeitalters, ſondern im Ganzen genommen nichts anders waren, als eine verſtändige Auswahl, eine prüfende Sammlung, weitere Ausführung und nähere Beſtimmung der bewährteſten und allgemeinſten Kunſturtheile des geſammten helleniſchen Alterthums, in die allgemeine Bewunderung des Homeros einſtimmten; ſo gaben ſie doch auch ſolchen Epikern eine Stelle unter den Claſſikern dieſer Kunſtart, deren anerkannte Fehler nicht bloß Mangel an Correctheit, ſondern auch das Gegentheil von Vollendung beweiſen, weil ſie für eine entſchiedne Bildungsſtufe der epiſchen Kunſt in ihrer Art die vortrefflichſten waren. Man hat den helleniſchen Kunſtkennern oft mit Recht Mangel an Biegſamkeit, ſich in den Geiſt eines entfernten Zeitalters, wie des heroiſchen, und fremder Völker zu verſetzen, vorgeworfen. Unſtreitig wären auch die größten alexandriniſchen Kritiker unfähig geweſen, römiſche, oder altnordiſche und wiederum perſiſche oder indiſche Poeſie ganz zu be-

[48]) lib. X. cap. 1. p. 217. t. II. ed. Bip.

greifen und richtig zu würdigen. Eigenthümlichkeit ist nur eine Nebensache bei der Beurtheilung des Classischen. Daß sie aber diesem großen Ziel ihrer kritischen Auswahl unverrückt treu blieben, bis zur scheinbar ungerechten Vernachlässigung sehr eigenthümlicher und sehr kraftvoller hellenischer Künstler; wird jeder, welcher sich auf künstlerischen Werth versteht, oder sich bis zum historischen Gesichtspunkt erheben kann, eher billigen als mißbilligen. Nur durch eine solche Beschränkung auf einen Zweck kann das größte wie das kleinste menschliche Geschäft zu einer künstlerischen Vollkommenheit ausgebildet werden. Ueberdem war es eine allgemeine mit der Richtung und dem innern Bau der hellenischen Bildung selbst wesentlich zusammenhängende Denkart des gesammten Alterthums, überall, vorzüglich aber in der Kunst, mehr Werth auf die schöne Gestaltung und strenge Form zu legen, als auf das Maaß der Kraft. Zwar äußert sich bei den Hellenen, wo selten ein richtiger Begriff anders, als unter Begleitung der angränzenden Irrthümer aufzukeimen pflegt, der herrschende Hang, alle Werke der Kunst unter bestimmte Arten zu ordnen, auch durch verkehrte Anwendung auf bloß eigenthümliche poetische Producte ohne gesetzmäßige Gestalt; wie zum Beispiel in den Scholien [49]) die fünf Arten lyrischer Naturpoesie, welche Homeros erwähnt, so benannt werden, als ob es eben so viele allgemeine Gattungen der lyrischen Kunst wären. Indessen zeigt sich doch in den Aeußerungen der Einsichtsvolleren ein sehr bestimmtes Gefühl von dem unermeßlich verschiedenen Werth einer nothwendigen Kunstart der Poesie, und einer willkührlichen oder zufälligen dichterischen Natureigenthümlichkeit. Sie suchten und lobten nicht sowohl vorübergehende Außerordentlichkeit, und was für den Augenblick am auffallendsten glänzen und wirken kann, als den für die Ewigkeit dauernden Werth. Wie sollten aber Werke dauern können, deren Art und Gestaltung oder wesentliche Form von den natürlichen und nothwendigen Forderungen und Bestrebungsgesetzen, als den eingebornen Ideen

[49]) *Hom. VIII. p. 36. ad. v. 473. a.*

des menſchlichen Geiſtes, abweichen und nicht auch der Art nach urbildlich ſind.

Stete Prüfung claſſiſcher Schriften, deren damahls vollſtändiger Reichthum jetzt zum Theil unwiederbringlich verloren iſt, war für die alten Kritiker das Hauptgeſchäft ihres ganzen Lebens. Durch eine ſolche Abſonderung mußte das Kunſturtheil ſelbſt zu einer Kunſt reifen; und an Schärfe, Sorgfalt und geordnetem Reichthum der Beſtimmungen erſcheinen auch wirklich die frühern Aeußerungen ähnlicher Art gegen die Kunſturtheile des kritiſchen Zeitalters nur wie glückliche Verſuche und kunſtloſe Naturgewächſe. Freilich war das gewaltige Heldengeſchlecht der alten Urkünſtler ſchon untergegangen, und mit ihm der großartige Geiſt und der Sinn für das Höchſte. Kleinliche Künſtlichkeit, zweckloſe Vielwiſſerei und bloß nachahmender Fleiß waren herrſchender Geiſt des Zeitalters; das Gefühl war in Schlaffheit verſunken. Es lag im Gange der helleniſchen Bildung, daß die Kritik erſt reifen konnte, nachdem die Poeſie verblüht, das Urtheil nicht mehr durch die Herrſchaft einer beſondern urſprünglichen Dichtart oder eines beſtimmten Urbildes beſchränkt, das Syſtem der claſſichen Werke vollendet, und die künſtleriſche Schöpferkraft verloren war; da es keinen öffentlichen Geſchmack mehr gab. Erſt nachdem ſie nicht mehr claſſiſch dichten konnten, möchte man beinahe ſagen, lernten die Hellenen claſſiſch urtheilen. Doch darf man ſich die großen alexandriniſchen Kunſtrichter nicht als beſchränkte Bücherkenner denken; auch diejenigen, welche nicht ſelbſt Künſtler waren, beſaßen doch mehr oder weniger ſo viel künſtleriſches Gefühl, als in ihrem Zeitalter überhaupt noch vorhanden war; und allein die bekannten Züge, welche ſich jeder gleich aus römiſchen Schriftſtellern erinnern wird, ſind hinreichend, uns nahmentlich den Ariſtarchos als einen Mann von eigenthümlichem Geiſt zu ſchildern. Sie irrten oft nur aus Uebermaaß von unzeitigem Scharfſinn; und manche ihrer Tadler ſind ſicher, nie aus dieſem Grunde zu irren. Wenn ihr richtiges Gefühl, ihre feine Beobachtung ſehr oft durch falſche Begriffe ganz irre geleitet, oder doch durch fremdartige Zuſätze entſtellt ward; ſo war dieß nicht einmahl *ein ausſchließlich* eigenthümlicher Fehler ihres Zeitalters

oder ihrer Gattung, ſondern eine allgemeine Beſchränkung der geſammten alten Bildung. Selbſt der Hauptirrthum, woraus faſt aller ungegründeter Tadel des großen Dichters entſprungen zu ſein ſcheint; daß ſie nicht bloß epiſche, ſondern jede Art von poetiſcher, ja auch logiſche, ethiſche und vorzüglich rhetoriſche und geſellſchaftliche Schicklichkeit von ihm forderten; enthält die richtige Bemerkung, daß der Geiſt der homeriſchen Poeſie allgemein und nicht bloß künſtleriſch ſei. Aber mit Unrecht eigneten ſie ihr auch in andern Rückſichten jene Vollendung zu, auf welche ſie von der künſtleriſchen Seite allein Anſprüche machen darf. Dieſer Hauptirrthum verleitet ſelbſt den Ariſtarchos [50]) zu manchen ſehr froſtigen Einfällen. Aus dieſer Quelle iſt auch, nach einigen Beiſpielen [51]), nach dem Beinahmen eines rhetoriſchen Hundes, und nach dem Geiſt der Zeit zu ſchließen, der berüchtigte Tadel des Zoilos gefloſſen. Er muß es ſehr weit getrieben haben, um ſo allgemein verabſcheut zu werden; da doch die Freimüthigkeit des Ariſtarchos, und ſelbſt die Kühnheit des Zenodotos, dieſe Männer nicht hinderte, zu dem höchſten Ruhm und Anſehen zu gelangen. Auch fällt es in die Augen, wie unermeßlich viel an dem Dichter zu tadeln ſein würde, wenn jemand, dem kein Schönheitsgefühl dabei im Wege ſtände, ihn nach jenem Grundſatz ſtreng beurtheilen wollte. Die unter ihnen allgemein herrſchende Vorausſetzung, daß in der homeriſchen Poeſie nichts Unſchickliches, Ueberflüßiges, Verworrnes, Dürftiges ſein könne, beweiſt, wie ausgemacht und gewiß ſie die Vollendung derſelben hielten.

Kurz zuſammengefaßt iſt das Kunſturtheil des kritiſchen Zeitalters über Homeros: er war ein höchſt vortrefflicher, nicht bloß claſſiſcher, ſondern auch vollendeter, aber incorrecter epiſcher Künſtler von allgemeinem, nicht bloß auf dichteriſche Bildung beſchränktem Geiſt und Werth. Dieſe Züge, welche man als eine weitere Ausführung und nähere Beſtimmung von dem Ausſpruch des Polemon betrachten kann, ſind unter allen Anſichten des Alterthums von der homeriſchen Poeſie die dauerndſten, bewährteſten und all-

---

[50]) Wolfii Proleg. p. CCL. not. [51]) Schol. min. ad Il. V. 4. *80. Longin.* IX. 14. Plut. Symp. V. 4.

gemeinſten, welche nach Abſonderung alles deſſen, was nur einzelnen Zeitaltern oder Gattungen angehört, übrig bleiben.

Die Geſchichte des helleniſchen Begriffs von dem homeriſchen Epos kann beinah für eine Charakteriſtik des helleniſchen Kunſturtheils überhaupt gelten, welche hier, wo die Zeitordnung dem Zuſammenhange der Gegenſtände nachgeſetzt werden darf und ſoll, dem Gebrauch dieſer wichtigſten Hülfsquelle der Kunſtgeſchichte als Rechtfertigung und als Leitfaden vorangehen mußte; denn bei dem allgemeinſten aller helleniſchen Dichter konnten ſich alle fehlerhaften und alle nachahmungswürdigen Eigenthümlichkeiten desſelben am freieſten entwickeln. Für die Vermuthung indeſſen, daß jenes allgemeine, in der alexandriniſchen Periode völlig beſtimmte und vollendete Urtheil über die homeriſche Poeſie, welches keineswegs, weil es die Alten geſagt haben, für richtig gelten darf, immer die Denkart der Kunſtverſtändigen bleiben werde, dürfen hier eben ſo wenig einzelne Beweiſe angeführt werden, wie für die Behauptung, daß der Geſichtspunkt des Claſſiſchen, welcher die Grundlage der kritiſchen Auswahl künſtleriſcher Schriften war, derjenige ſei, aus welchem man das künſtleriſche Alterthum vorzüglich betrachten ſoll. Die nothwendigſten Winke über das erſte liegen ſchon zerſtreut in dem bisher Geſagten, und das letzte iſt die leitende Idee dieſes ganzen Werks.

Man hat bisher faſt nur die Klagen über die allgemein bekannten und ſo leicht zu bemerkenden Fehler der helleniſchen Kunſtrichter des kritiſchen Zeitalters bis zum Ekel wiederholt; und was man in einzelnen Stücken wirklich überſah, oder auch nur zu überſehen glaubte, breit und unbedingt verworfen. Es iſt ſehr unhiſtoriſch, Fehler, welche in dem Gange und in den Verhältniſſen eines gebildeten Volkes und Zeitalters nothwendig gegründet ſind, nicht als eine Schranke der menſchlichen Natur zu betrachten, ſondern als eine Schuld der Einzelnen, welche auf der nicht von ihnen beſtimmten Bahn mit Kraft und Geſchicklichkeit wandeln oder irren. Man braucht nur etwas von dem Sokratiſchen Geiſte zu haben, welchen kein Philolog füglich entbehren kann, um die Geſchichte jedes Begriffs bei dem geiſtreichen Volke, deſſen *Verſtand ſo leicht unherirrend*, wie ſeine Natur ſich ſelber

treu war, mit Wißbegier und Luſt zu verfolgen, und ſelbſt Irrthümer in ihrer urſprünglichen Geſtalt auf dem Boden, wo ſie einheimiſch ſind, gern zu erforſchen; wenn man Irrthum nennen darf, was eine unvermeidliche Stufe auf dem nothwendigen Wege der menſchlichen Wiſſenſchaft iſt, und desfalls, mag es noch ſo ſehr abzuweichen ſcheinen, doch nur eine Annäherung zum Ziel ſein kann. Hätte man endlich nicht bloß die äußere Veranlaſſung, ſondern den eigentlichen Sinn und Geiſt der kritiſchen Auswahl der Claſſiker einigermaßen gefaßt; über welche freilich niemand mitſprechen ſollte, dem Vortrefflich und Claſſiſch, Vollendet und Correct ungefähr gleichviel gilt, oder dem, um etwas zu wiederholen, was nicht genug eingeſchärft werden kann, Apollonios und Virgilius, Homeros und Heſiodos ziemlich den nähmlichen Eindruck gewähren; ſo würde man auch erkannt haben, wie vieles wir noch aus den Kunſturtheilen der Alten zu lernen haben, und daß die helleniſche Anſicht vom homeriſchen Epos etwas mehr ſei, als ein warnendes Beiſpiel helleniſcher Umdeutung. Sie ſollten und könnten ein urkundliches Gewicht, und beinah das Anſehen von Geſetzen für uns haben; denn wer ſich durch ein ſolches Anſehen gewichtvoller Urtheile von der freieſten eignen Prüfung zurückhalten läßt, der iſt ihrer ohnehin unfähig. Es dürfte ſich wohl auch hier bewähren: je wiſſenſchaftlicher, je geſchichtlicher; je mehr die Behandlung der Alterthumskunde den ſtrengſten Forderungen der Vernunft angemeſſen ſein wird, je mehr werden die willkührlichen Vorausſetzungen verſchwinden, und den Zeugniſſen des Alterthums ihr unrechtmäßig entriſſenes Anſehen wieder einräumen. Selbſt zu den eigenthümlichſten Unterſuchungen der neuern Philologen liegen die weſentlichſten Beſtandtheile in Keimen und Bruchſtücken offenbar in den Alten; und eine vollendete Geſchichte der helleniſchen Poeſie würde, nicht mehr beſchäftigt mit Hinwegräumung falſcher Vorſtellungsarten, das meiſte und das wichtigſte mit ihren eignen Worten ſagen können.

Allerdings aber dürfen wir, wenn es möglich iſt, weiter zu gehen, nicht dabei ſtehen bleiben, die Kunſturtheile der Alten zu ſammeln, zu ſichten, zu ordnen, dadurch zu erklären, durch *ſich ſelbſt zu berichtigen* und zu ergänzen. Sollte die geſammte

Menſchheit nicht auch, wie der Einzelne, ihre eigne Natur und alle Aeußerungen und Veränderungen derſelben immer beſſer verſtehen und begreifen lernen, je mehr ſie ſich ſelbſt entwickelt? In mancher Hinſicht iſt ſelbſt die Entfernung vortheilhaft. Die Alten ſtanden zum Beiſpiel zu nah und nicht hoch genug, um den Werth der epiſchen Dichtart richtig ſchätzen zu können; wiewohl ſich noch mehr aus dem Geiſt der damahligen Dichtkunſt als aus einigen Aeußerungen des Platon und Ariſtoteles über den Vorzug der Tragödie vermuthen ließe, daß mancher alte Athener hierin weiter geſehen haben muß, wie die Spätern. Aber ſelbſt in der beſten Zeit konnten die Hellenen kein Kunſtwerk nach dem höchſten Maaßſtab würdigen, weil für ſie das Vollendete in der würdigſten Gattung das höchſte Schöne war. Strengere Forderungen, wenn ſie nur in todten urbildlichen Begriffen beſtehen, und nicht aus eignem lebendigem Kunſtgefühl entſpringen, haben keinen Werth. Wir verweilen daher nicht bei der bloßen Möglichkeit, daß ein andrer Epiker mit der Vollendung des Homeros, Correctheit verbinden, und ihn nicht bloß in andern, nicht künſtleriſchen Rückſichten, ſondern auch bei gleicher Harmonie, an dichteriſcher Fülle und Kraft übertreffen könnte. Weſentlicher iſt es, daran zu erinnern, daß das Höchſte der Kunſt, die Erſcheinung des Unbedingten und des Ewigen in Stoff und Geſtaltung, im Dargeſtellten und in der Darſtellung, im reinen Epos durchaus nicht ſtatt finde; daß alſo dieſe Dichtart an und für ſich noch unvollkommen und für das Ziel der Kunſt unzureichend iſt; wenn anders, was die Triebfeder des Künſtlers ſein ſoll, und ſeine Anſprüche allein rechtfertigen kann, nicht ein zufälliges Bedürfniß iſt, welches nach Willkühr und Ungefähr, wie es ſich fügt, entweder ganz oder halb, nur ein wenig oder auch gar nicht befriedigt werden mag, ſondern eine nothwendige Forderung, ein inneres Geſetz der Menſchheit, hervorgehend aus der organiſchen Anlage und Beſchaffenheit ihres geiſtigen Vermögens; unvergänglicher und heiliger, als alle Satzungen endlicher Mächte über ein äußres irdiſches Bedürfniß. Dieſe Bemerkung über die Schranken der epiſchen Dichtart geht indeſſen die epiſch genannten Miſchgedichte der Spätern, eben weil ſie das was ſie *vorgeben, nicht ſind*, natürlich nichts an. Doch wird je-

der Verſtändige die weiſe Fülle der Natur bewundern, welche ſtatt einer einförmigen Vollkommenheit Urbilder aller Gattungen aufſtellte; er wird erkennen, daß die Kunſt auf der erſten, doch nicht zu überſpringenden Bildungsſtufe nicht höher ſteigen, und weder in ihren Gränzen und Umriſſen rein und ſcharf abgeſondert, noch ſelbſtſtändig in ihrer innern Entwicklung und organiſchen Gliederung ſein konnte; und er wird auch das Epos in ſeinem geſchichtlichen Zuſammenhange ehren, und ihm gern ſeine beſtimmte Stelle auf dem Wege der menſchlichen Bildung gönnen. Die Gattung und Geſtaltung, die allgemeinen Verhältniſſe und Schranken eines Kunſtwerks zu beſtimmen, das gehört nur zu den Vorbereitungen des eigentlichen Kunſturtheils; wiewohl manche über alles entſcheiden, die nicht einmahl vom Fachwerk der Kunſt gründliche Kenntniß haben. Das Weſentliche iſt, einen Widerſchein des Werks ſelbſt zu geben, ſeinen eigenthümlichen Geiſt mitzutheilen, den reinen Eindruck ſo darzuſtellen, daß der Styl, die Form und das Gepräge des Ausdrucks ſchon das künſtleriſche Bürgerrecht ihres Urhebers beglaubigen; nicht bloß ein Gedicht über ein Gedicht, um eine Weile zu glänzen; nicht bloß den Eindruck, welchen das Werk geſtern oder heute auf dieſen oder jenen macht oder gemacht hat, ſondern den es immer auf alle Gebildete machen ſoll. Ein ſolches Kunſturtheil, welches allein den Nahmen verdient, über die homeriſche Poeſie zu verſuchen, wäre jetzt wohl zu früh; indem noch ſo viele vorläufige Fragen zu beantworten ſind; ſo daß jeder, der in den Geiſt des Dichters möglichſt eindringen, ihn ganz mit ganzer Seele faſſen will, doch nicht umhin kann, ſich in eine Menge von Bemerkungen und Unterſuchungen andrer Art zu verlieren, welche die heilige Muße ſtören, in der allein das Schöne hervorgebracht und auch wiederum aufgefaßt werden kann.

Siebentes Kapitel.

Anſichten der Neuern von der Naturpoeſie.

Es ſind demnach nicht etwa bloß Lücken in den alten Kunſturtheilen, welche meiſtens im Allgemeinen zu unbeſtimmt, im Einzelnen kleinlich werden, auszufüllen; weſentliche Begriffe, wie die von den Dichtarten, zu berichtigen; Vernachläſſigungen des Eigenthümlichen zu erſetzen, und in der kritiſchen Auswahl der Claſſiker, vorgefallne Auslaſſungen Epoche machender Kunſterfinder von der Wichtigkeit des Laſos, zu bemerken. Sogar der weſentlichſte Beſtandtheil eines Kunſturtheils bedarf faſt immer einer Beſchränkung oder Erweiterung, und einer weitern Ausführung. Bei alle dem empfanden die Alten die Schönheit der homeriſchen Poeſie unſtreitig weit richtiger, wie diejenigen, welche, wie es jetzt faſt herrſchende Sitte iſt, alles, in ihrer Ichheit befangen, nur auf ſich und ihren Zuſtand beziehend, im Homeros bloß das täuſchende Gemählde der für ſie verlornen Natürlichkeit empfindſam lieben. So entfernt iſt man, im Ganzen genommen, ſelbſt von dem Standpunkte, von welchem man das homeriſche Epos in künſtleriſcher Beziehung richtig würdigen kann. Das empfindſame Lächeln einer ſchmerzlichen und fruchtloſen Sehnſucht jener in ſich ſelbſt verſunkenen Naturträumer führt nicht dahin, den klaren Geiſt jener alten Gedichte in ihrem heitern Glanz der eigenthümlichſten Wahrheit und Lebensfülle zu erfaſſen, ſondern es enthält eine ganz fremdartige, trübe Beimiſchung.

Von ganz andrer Art iſt jenes Lächeln, jene leiſe, ironiſche und beinahe parodiſche Stimmung, mit der auch ein Horatius, ein Ariſtophanes, mancher andre ſokratiſche Athener, und ſelbſt der *Homeride, welcher* den Hymnus auf Hermes dichtete,

das alte Epos geleſen haben müſſen. Es ſo zu leſen, iſt vielleicht der kürzeſte Weg zu einer richtigen Anſicht ſeiner weſentlichſten und bekannteſten Eigenſchaften. Nur verſuche man dabei, den Vater der Dichter zuweilen auch wieder in der Stimmung und in dem Sinne zu vernehmen und zu hören, wie ihn Sophokles hörte, und Aeſchylos, oder Pindaros, und Alkäos oder der alte Archilochos.

Noch mehr Verbeſſerung und Berichtigung, als ſelbſt das Kunſturtheil der Hellenen über die homeriſche Poeſie, bedarf ihre allgemeine Anſicht von derſelben, beſonders die geſchichtliche. Nicht bloß in einem Zeitalter und von einer einzelnen Gattung von Beurtheilern und Liebhabern, ſondern von allen ohne Ausnahme, iſt es verkannt worden, daß das homeriſche Epos ein Naturgewächs ſei; alle haben in den Keim alles hineingetragen, was ſich ſpäterhin aus ihm entwickelte. Doch iſt die in dieſem Stücke richtigere Anſicht der Neuern, welchen wir in der Meinung, daß ſich die Anſicht der Alten und die Anſicht der Neuern von der homeriſchen Poeſie gegenſeitig durcheinander berichtigen und ergänzen laſſen, durch den Verſuch im Abſchnitt von der vorhomeriſchen Periode des epiſchen Zeitalters, und im Eingang des gegenwärtigen, nicht bloß die eigne Natur, ſondern auch den allmähligen Wachsthum dieſes Gewächſes darzuſtellen, gefolgt ſind, durch ausſchweifende Uebertreibung nicht minder in Umdeutung des Dichters gerathen, wie die verirrteſten unter den Alten. Homeros, ſo ſcheint es, war nun einmahl beſtimmt, von ſeinen Bewunderern verwandelt zu werden. Bald ward er als Tragiker angebethet, bald als Improviſatore; ehedem als Philoſoph, jetzt als reiner Wilder; wie es beim Empedokles heißt:

Jüngling war er jetzt, war jetzo Mädchen, dann Staude,
Vogel darauf, und glänzender Fiſch.

Die Vieldeutigkeit der Worte, Kunſt, Natur, Kunſtpoeſie und Naturpoeſie, und die häufige Unbeſtimmtheit der damit verknüpften Begriffe gibt dem Hange der Umdeutung noch freieres Feld. Will man alle Poeſie Kunſt nennen, welche ſich durch Allgemeinheit des Geiſtes, der Gattung und Geſtaltung bis zur *zweckmäßigen*, wenn gleich abſichtsloſen, und nur durch Natur

entſtandenen Uebereinſtimmung mit den Forderungen der Schönheit, und bis zur Urbildlichkeit erhebt; ſo iſt Homeros ein Künſtler. Setzt man das Weſen der Kunſt in die abgeſonderte Ausbildung; ſo fängt die helleniſche Kunſtpoeſie mit Archilochos und Kallinos an, als ſich verſchiedene entgegengeſetzte Arten und beſtimmte Richtungen in derſelben entwickelten. Setzt man es in eine ſelbſtthätige Nachahmung anerkannter Urbilder und in die Leitung durch einzelne, aus lebendiger Uebung entſtandene, vom Meiſter auf den Jünger in Kunſtſchulen fortgepflanzte Vorſchriften; ſo beginnt ſie kaum vor Laſos, Pindaros und Simonides. Die alten Lyriker äußerten gegenwärtige Zuſtände, ſtellten wirkliche Empfindungen dar; im Epos waren die wirklichen Begebenheiten, welche den Grundſtoff desſelben ausmachten, zwar mit vielen Erdichtungen vermiſcht; doch hatten ſich dieſe ſo allmählig angebildet, waren ſo innig verwebt, und alles ward durch die Geſtalt der Darſtellung ſelbſt in eine ſo wunderbare Entfernung hinausgeſchoben, daß die dichteriſche Erfindung von der geſchichtlichen Wahrheit nicht einmal getrennt, geſchweige denn ihr entgegengeſetzt erſchien. Ganz anders in der dramatiſchen Kunſt, wo die Aenderungen der gegebenen Mythen nicht nur auffallender und plötzlicher waren, ſondern wo auch die Freiheit des Dichters ſchon durch die Geſtalt der Darſtellung, in der das entfernteſte als unmittelbar gegenwärtig erſcheinen ſollte, ſich als ſolche laut ankündigte. Dadurch war die Poeſie wie völlig losgeriſſen von der wirklichen Welt, in der ſelbſt die kunſtmäßigſten epiſchen und lyriſchen Gedichte der alten Hellenen noch einen Halt und Boden fanden, an den ſie ſich anſchließen, auf dem ſie ruhen konnten. Sie mußte nun ſtreben, für ſich beſtehen zu können, und ihre Bildungen in ſich ſelbſt zu vollenden. Durch innere Ganzheit ſelbſtſtändiger Hervorbringungen aus freiem Dichtungsvermögen verdient die dramatiſche Gattung vorzugsweiſe und im vollſten Sinne poetiſche Kunſt zu heißen, deren Weſen nach den Alten in der Vollendung bleibender Werke beſteht [12]); im Gegenſatz der praktiſchen Kunſt, welche ſich handelnd äußert, und ſchon durch Hand-

[12]) *Quinct. libr. II. cap. 18.*

lungen ihren Zweck erreicht, wie der Tanz, die rhetorische Kunst, und, nach dieser Ansicht, wohl auch die lyrische. Merkwürdig ist es, daß Solon, welcher die homerischen Rhapsodien mit großer Sorge ans Licht zog, und selbst Elegien dichtete, und seine Gesetzgebung zuerst metrisch zu verfassen suchte [53]), die Vorstellungen des Thespis als schädliche oder doch zwecklose Täuschungen und Unwahrheiten mißbilligte. Nachahmung ist in der Platonischen Kunstlehre das unterscheidende Merkmahl der dramatischen Gattung, und zugleich eine der wesentlichen Eigenschaften der Poesie überhaupt. Aber auch die alten Dramatiker hatten meistens gleich den kunstmäßigsten Lyrikern, vom Zweck ihrer Kunst vielleicht eben darum, weil er ihnen als ein göttlicher galt und völlig allumfassend erschien, keinen völlig bestimmten Begriff. Beide hielten sich vielmehr für Weise, für Richter öffentlicher Verdienste und Tugenden, für Aufbewahrer großer Thaten, für vortreffliche Gesellschafter, Freunde und Liebende, für würdige Rathgeber edler Fürsten, für verdiente Bürger, Lehrer, Führer und Vertheidiger des Volks, auch wohl für Seher und Vertraute der Götter, als daß sie den eigentlichen Werth desjenigen erkannt hätten, was die Nachwelt allein in ihren Werken schätzt. Im kritischen Zeitalter der hellenischen Poesie griffen die Gedichte so wenig ins Leben ein, sie hatten sogar keinen bürgerlichen, ja selten einigen sittlichen Werth, sie athmeten so wenig ächte Weisheit; an die Stelle einer natürlichen Darstellung mythischer Sagen und poetischer Gefühle durch epische und lyrische Gedichte, als die nothwendigen und lange Zeit für diesen Zweck und Stoff einzigen Darstellungsarten und Kunstgestalten, trat jetzt bei einer durchaus absichtlichen Wahl der Mittel, nachdem es auch so viele andre gab, nachdem sich die Prosa, bei den verschiedenen Stämmen zu verschiedener Zeit, überall aber nachdem die Poesie dieses Stammes schon verblüht war, völlig gebildet hatte, so häufig eine bloß willkührliche Versetzung in den Glauben des alten Epikers, in die Stimmung des alten Lyrikers; daß sich unter diesen Umständen der Zweck der reinen Künstlichkeit recht bestimmt entwi-

[53]) Plut. Sol. p. 80.

deln konnte und mußte. Bei den Alten wirkte das künſtleriſche Urtheil nur im Hervorbringen, zum Anordnen und Geſtalten des gegliederten Werks; im kritiſchen Zeitalter richtete es ſich auch rückwirkend bis auf die feinſten Fäden des ganzen Kunſtgewebes, indem es auch die zarteſten Theile immer wieder durcharbeitete und ausbildete. Unſtreitig iſt Apollonios mehr Künſtler als Piſandros, Kallimachos und ſein römiſcher Nachfolger mehr als Mimnermos; und in dieſem Sinne zeigt ſich im Gange der alten Poeſie neben dem Kreislaufe auch eine gewiſſe Fortſchreitung; wie ſich denn auch erſt in den Werken einiger römiſchen Künſtler der Einfluß philoſophiſcher Begriffe vom Zweck und Werth der Kunſt zu äußern anfängt. Doch iſt der Kreislauf in der Geſchichte der geſammten alten Poeſie ſo herrſchend, daß ſie eben darum, wenn man ſie in Maſſe als ein Ganzes für ſich betrachtet, nicht als ein Werk der Kunſt erſcheint, deſſen Bewegungen nach der Richtung der Vernunft zweckmäßig beſtimmt wären, ſondern als ein Erzeugniß der Natur, welches ſich den Geſetzen aller lebendigen Kräfte gemäß, durch Trennung und Vereinigung des Ungleichartigen und Gleichartigen geſtaltete, gliederte, wuchs, blühte, reifte, ſich fortpflanzte, verhärtete und endlich auflöste; und in ſo fern kann die alte Poeſie überhaupt Naturpoeſie genannt werden, wenn es eine Kunſtpoeſie giebt, welche ihr in dieſem Sinne entgegengeſetzt iſt.

Bildung kann man eigentlich nur demjenigen beilegen, was ſich zu einer geſetzmäßigen Geſtalt frei und aus ſich ſelbſt entwickelt hat. Sie hat eben darum einen allgemeinern und höhern Werth als Verfeinerung, ja auch als Cultur; denn abſichtlicher Anbau der Anlagen kann durch ſeine Willkührlichkeit ſelbſt leicht in eine falſche Richtung, in ausſchweifende Geſtalten und widernatürliche Mißbildung gerathen. Der erſte beſte barbariſche Naturſänger des Südens oder des Nordens iſt leicht feiner, geiſtiger, edler als der einfältige Homeros; aber Homeros iſt klaſſiſcher, und eben darum gebildeter. Auch der Kunſtloſe kann gebildet ſein; und gewiß war der Dichter, welcher ſich durch das zarteſte Ebenmaaß, ordnende Beſonnenheit und durch die feinſte Schicklichkeit ſo ſehr unterſcheidet, nicht roh.

Es würde leicht sein, eine große Menge solcher Züge aufzustellen, deren wir hier einige als Belege dieser Behauptung gegen das Vorurtheil von der homerischen Wildheit zur Erfrischung für diejenigen, welche die Orgien der echten Musen kennen, aus einem unerschöpflichen Vorrath ausheben wollen. Die fein gemischte Eigenthümlichkeit des Menelaos in der Ilias, dem es weder an Heldenmuth, noch auch eigentlich an Klugheit, aber an eignem Willen [84]) fehlt, nach dem Worte des Agamemnon:

Denn oft säumt mein Bruder, und geht ungern an die Arbeit,
Nicht von Trägheit besiegt, noch Unverstande des Geistes,
Sondern auf mich herschauend und mein Beginnen erwartend;

ist für seinen Antheil an den Begebenheiten, welche die Flucht seiner nicht unedlen aber äußerst verführbaren Gattin nach sich zog, wie geschaffen, und so zart gehalten als schlau ersonnen. Die späte Heimkunft des Odysseus, die werdende Entschlossenheit des verständigen Telemachos wird durch eine an mehrern Stellen im Vorüberfluge angedeutete und durchschimmernde Vergleichung mit der frühen aber schrecklichen Rückkehr des Agamemnon und mit der kühnen Rache des Orestes bedeutsam hervorgehoben. Diese Gestalten durften nur um ein Weniges zu laut aus dem Hintergrunde hervortreten, so war die schöne Einheit des Ganzen gestört. Wie bewunderungswürdig ist die Behandlung einer so großen Menge alter Sagen in der Nekyia? Nirgends findet sich hier todte Masse, bloß mythische, nicht poetische Abschweifungen; aber auch nirgends Ueberfluß, wie es doch bei diesem Stoff so unvermeidlich war, wenn er von einer bloß erfinderischen, glücklichen Natur ohne geübtes Gefühl für Schicklichkeit, Maaß und Einheit ausgebildet worden wäre. Die Herrschaft dieses richtigen Kunstgefühls über eine so reiche Dichtung und Fülle der Dichterkraft, dieses nirgends zu viel noch zu wenig, was wir hier bemerken, verdient besonders betrachtet zu werden. Ueberhaupt steht der ganze

[84]) Darum will er auch, von Leidenschaft plötzlich aufgetrieben, mehr als er vermag (Ilias VI. 94. f.); er, welcher in der Noth ohnmächtig verzagt, und nichts weiß, als den Vater der Götter verzweiflungsvoll zu schmähen (III. 364).

mittlere Theil der Odyssee im Wunderbaren und in der Fülle auf dem Gipfel der Reife. Nur etwas weiter, und die Gränze der Schönheit wäre überschritten, und die Dichtung näherte sich hesiodischer Ausschweifung. Den heitern Nestor bei schon ganz naher und näher dringender Gefahr noch bei fröhlichem Schmaus und traulichem Gespräch zu finden, kann in einem hellenischen Dichter so wenig befremden, als die dadurch wohlthätig gehobene schöne Gleichmüthigkeit des wackern Alten im Sturm der darauf folgenden Schlacht. Doch konnte diese künstlerische Kühnheit ihre Gränze sehr leicht verfehlen. Ueberdem erregt ein Zug [55]), welcher, für sich genommen, nichts als eine angenehme Umständlichkeit zu sein scheint, hier das Bild eines kraftvollen und rüstigen Greises so sehr an der rechten Stelle, daß man ihn nicht für zufällig halten möchte. Die spät geäußerte Empfindlichkeit des Diomedes über den ungerechten Tadel des Agamemnon setzt einen Dichter voraus, dem das leiseste Gefühl für das Feinere in sittlichen Eigenthümlichkeiten und Verhältnissen gleichsam angeboren war. Ueberdem ist die gleichmäßige Ausbildung aller seiner Kräfte, das reine Ebenmaaß seines Gemüths, sein so richtiges Verhältniß zum Ganzen, eine der schönsten Blüthen des vollendeten hellenischen Epos und in der ganzen Geschichte ähnlicher Gesänge einzig. Das war nur bei einem Volke möglich, dem Harmonie nothwendiges Bedürfniß, und unwillkührliche Aeußerung ursprünglicher Natur, bei dem die Anlage zur Vollendung einheimisch war.

Wenn Aristoteles [56]) die Poesie überhaupt, und also auch das Epos, aus Improvisationen entstehen läßt; so könnte es scheinen, er habe auch in diesem Stücke, wie in so vielen andern, die Eigenthümlichkeiten der dramatischen Dichtart auf alle übrigen übertragen. Er deutet nirgends auf einen allgemeinen Gattungsbegriff von denselben, sondern scheint überall nur jene bestimmte Art im Auge zu haben, aus denen, wie bekannt, das hellenische Drama entsprungen ist. Solche rohe dithyrambische und phallische Gesänge, aus welchen sich die kunstmäßige satyrische, tragische und komische Poesie der Athener entwickelte, waren noch zur Zeit des

[55]) Ilias XII. 635. [56]) Poet. cap. 2.

Aristoteles in vielen Städten gebräuchlich [57]). Die alte Muse der Athener bestand in Chören von Knaben und Männern aus den Landleuten, welche nach Völkerschaften zusammentraten, und noch bestaubt von Erndte und Pflug, improvisirte Gesänge sangen [58]). Zu dieser Gattung gehörten auch wohl die spottenden Weiberchöre zu Ehren der ländlichen Gottheiten, Damia und Auxesia auf Aegina, deren Spott keinen Mann, aber die einheimischen Weiber traf, und ähnliche Feste bei den Epidauriern [59]). Verwandter Natur scheinen die improvisirten Spottgesänge, welche Jünglinge nach einem Gleichnisse im homeridischen Hymnus auf Hermes, an Gastmahlen zu wechseln pflegten [60]). Aus ähnlichen gesellschaftlichen Improvisationen entwickelte sich das einheimische Drama, und selbst die Satyre der Römer. Sieht man nur auf die Schnelligkeit des leidenschaftlichen Hervorbringens, auf den gänzlichen Mangel eines künstlerischen Entwurfs und besonnener Ausbildung; so kann man selbst den Lucilius unter die Improvisatoren zählen. Ueberhaupt ist das Improvisiren kunstlosen mimischen, gesellschaftlichen und lyrischen Gedichten so angemessen, daß es hier seine Stelle auch im Zeitalter der gebildeten Poesie zu behaupten pflegt. Will man die im homeridischen Hymnus auf den delischen Apollon als eine berühmte Seltenheit erwähnten Gesänge der delischen Frauen [61]) für festliche Improvisationen halten; so kann man sie wegen ihres mimischen Anstrichs für die älteste Spur der jetzt beschriebenen Gattung betrachten; denn dieser und die unstreitig sehr örtliche und delische Behandlung stimmt nicht zu der Natur des hellenischen Epos in der homerischen Periode. Ländliche Improvisationen, wie die altattischen, oder die in den bukolischen Gedichten der sikelischen Schule des spätern Zeitalters häufig nachgebildeten Wechselgesänge dorischer Hirten darf man in der homerischen Welt nicht erwarten, wo der bürgerliche Zustand der Landleute einer freiern Entwicklung des dichterischen Naturgefühls in der beherrschten Classe so ungünstig war.

---

[57]) Ibid. [58]) Max. Tyr. Diss. XXXVII. p. 305. seq. T. II. ed. Reiske. [59]) Herod. Terpsich. cap. 83. [60]) v. 56. 57. [61]) v. 156—164.

Noch weniger darf man in der ersten Periode der Kunst an jene völlig verschiedene Gattung von Improvisatoren auch nur denken, die man im Gegensatz jener natürlichen künstliche nennen könnte, zu welcher Diogenes von Tarsos gehört, der Gedichte, meistens tragischer Art, über jeden aufgegebenen Gegenstand ausschäumte [63]); und der sidonische Antipater, welcher hexametrische Verse und andere in andern Sylbenmaaßen unvorbereitet auszuströmen pflegte, und es bei einem starken Gedächtniß und einer glücklichen Natur durch Uebung so weit gebracht hatte, daß ihm, wenn er sich entschlossen in den Vers geworfen hatte, die Worte von selbst folgten [64]); und Archias, welcher oft, ohne einen Buchstaben zu schreiben, eine große Anzahl Verse, die nach der Versicherung des Redners, höchst vortrefflich waren, von den Begebenheiten des Tages hersagte, auch auf Verlangen denselben Gegenstand mit verändertem Ausdruck und Ausführung behandelte [65]); und viele andere von gleichem Schlage kurz vor und zu der Zeit des Quinctilianus [66]). Auf der einen Seite hat diese besondre Gattung der Improvisation, die vielen, welche über die Natürlichkeit der homerischen Poesie haben reden wollen, allein bekannt gewesen zu sein scheint, etwas Seiltänzermäßiges und Knechtisches, welches nur bei einer in Verwesung übergegangenen Entartung der Kunst, wie in jenem Zeitalter der völligen Auflösung der hellenischen Poesie Statt finden kann; auf der andern Seite liegt ihr ein sehr hohes und übertriebenes Urbild von einer vollkommnen Uebermacht der Willkühr über das künstlerische Vermögen zum Grunde; wie nicht selten dann die Forderungen in der Kunst am höchsten und bis ins Abgeschmackte steigen, wenn man schon ganz unfähig geworden ist, irgend etwas Tüchtiges zu leisten.

Zwar improvisirt Hermes, in dem homeridischen Hymnus auf ihn, auch ein Epos [67]) von der Liebe der Maja und des Zeus und von seiner eignen Geburt. Aber der kleine Gott thut in diesem Gedicht vieles aus dem Stegreife, wozu Menschen Vorberei-

[63]) Strab. libr. XV. p. 992. fin. [64]) Cicer. de orat. III. 50. [65]) Cic. pro Archia, cap. 8. [66]) Quinct. Inst. libr. X. cap. 7. [67]) v. 57. seq.

tung und Uebung durchaus bedürfen. Auch werden die epischen Improvisationen, als die seltnern und unbekanntern, durch Vergleichung mit den gesellschaftlichen, als den gewöhnlichern und bekanntern, erläutert. Wie hohe Begriffe der Dichter dieses geistvollen Gesanges, welches aus dem reinsten poetischen Kunstsinn hervorging, und durchhin das athmet, was das Tiefste und Eigenste ist in der ausgebildeten künstlerischen Natur und Denkart, von Lehre, Kunst und Weisheit in der Poesie hat, mag eine der merkwürdigsten Stellen dieses Gedichts, in welchem beinahe alles merkwürdig ist, bezeugen, in welcher Hermes dem Apollon die Eigenschaften der Leier beschreibt. Hier heißt es unter andern:

Wenn sie nun einer,
Welcher gebildet ward von der Kunst und der Weisheit, befraget;
Diesem ertönt sie und lehret ihn viel, was das Herz ihm erfreuet;
Willig spielet sie dann in dem milden Kreise der Freunde,
Fliehend der Arbeit Last, der ermattenden. Aber wenn einer
Ungestüm sie zuerst und noch unkundig befraget;
Ganz unnütz dann tönet sie ihm, und mit eitlem Geräusche [67]).

Wie verächtlich [68]) äußert sich der vortreffliche Homeride hier über die luftige und bodenlose Darstellung des natürlichen Improvisatore? Zwar werden beim Aristophanes [69]) epische Stellen auf gegenwärtige Gegenstände angewandt, und Verse aus dem Stegreife erdichtet; ein Wink des Platon [70]) und manche Ausdrücke der Spätern von den Rhapsoden deuten darauf, daß es auch eine epische Improvisation gab; welche sich jedoch ihrem Charakter nach erst auf die spätern Zeiten der epischen Kunst beziehen läßt, so wie das Improvisiren auch in der rhetorischen Kunst spät, erst mit Aeschines anfing. Bei Homeros wird es nicht nur nicht erwähnt, sondern es widerspricht auch den übrigen Eigenschaften seiner Sänger; und, was noch entscheidender ist, es streitet mit dem Wesen und Geist der Dichtart selbst. Eine eigentlich improvisirte metrische Erzählung wird unfehlbar mimisch, welches das helleniſche

[67]) V. 479—485. Uebersetzt von F. A. Eschen. [68]) μᾶλλον ἄυτως καὶ ἔπειτα μετρά τε ἁρμόττοι. [69]) Eir. v. 1063. f. [70]) Phaedr. T. X. p. 387. ed. Bip.

Epos nicht ist. Wie könnte man Geschichte oder auch Sage improvisiren? Wie stimmte dies zu der homerischen Genauigkeit, zu der in den homerischen Gesängen durchhin athmenden treuen Anhänglichkeit an das Alterthum? Aus Geschichte und Sage aber ist das alte Epos der Hellenen entstanden. In den frühesten Zeiten mußte das Geschichtliche die beigemischte Dichtung noch mehr überwiegen; und es war da für die Improvisation noch weniger Raum. Daß der epische Sänger im Vortrage der überlieferten und durch eigene Erfindung oder Anbildung veränderten Erzählung Kleinigkeiten weglassen und hinzusetzen konnte und mußte, darf nicht bezweifelt werden; wer sich aber genau ausdrückt, wird das nicht Improvisiren nennen.

Achtes Kapitel.

Von der Aechtheit und Diaskeuase der homerischen Gedichte.

Es ist in dem Abschnitt von der vorhomerischen Periode des epischen Zeitalters angedeutet worden, wie das alte Epos aus der besondern Eigenthümlichkeit der Hellenen hervorgegangen sei, und in diesen Bildungsverhältnissen bis zur Vollendung habe wachsen können; und im gegenwärtigen, daß diese eigenthümliche Dichtart, durch ihre Consequenz, die Allgemeinheit und Uebereinstimmung ihrer Merkmahle, in der Natur des menschlichen Geistes und der menschlichen Kunst selbst gegründet, daß ihre Gränzen demnach nicht zufällig und sie eine nothwendige Gattung der Poesie überhaupt sei. Wer den Winken der Natur gern nachforscht, von der es hier vornehmlich gilt, was Herakleitos vom Apollon behauptete: „Er verbirgt nicht, und er sagt nicht, sondern er deutet an;“ wird sich leicht denken können, wie das hellenische Epos aus diesen Gründen und Veranlassungen nach allgemeinen Bildungsgesetzen aller lebendigen Kräfte zu jener Consequenz und Wesentlichkeit gelangt sei, und wie die einzelnen Eigenschaften desselben aus der äußern Gestalt, welche aber nur hier ganz consequent durchgeführt ist, sich allmählig entwickelt haben, oder vielmehr an dieselbe allmählig angewachsen sein mögen. Doch würde auch dadurch die Entstehung der homerischen Poesie nur im Allgemeinen und Ganzen erklärt werden. Die Entstehungsgeschichte der einzelnen Theile und Rhapsodien aber wäre schon zur nähern Bestimmung und weitern Ausführung jener allgemeinen Umrisse von der äußersten Wichtigkeit. Ueberdem ruht die allgemeine Ansicht von der homerischen Poesie, wenn sie, wie es oft der Fall war und noch ist, auf die Veränderungen, welche die einzelnen Theile und die Ordnung des Ganzen betroffen haben mögen, keine Rücksicht nimmt, auf schwa-

chem, oder vielmehr auf gar keinem Grunde. Mit dieſer Unterſuchung ſteht und fällt alles. Es iſt die Frage vom Sein oder Nichtſein. Wer ſie ernſtlich beantworten will, muß geſinnt ſein, wie der Held, welcher bittet:

Vater Zeus, befrei der Achaier Söhne von dieſer
Nacht! Laß Heitre kommen, gewähr dem Auge den Anblick,
Und am Tage den Tod!

Wenn hier von der homeriſchen Poeſie, als von einem untheilbaren Ganzen, geredet worden iſt; ſo iſt dies keineswegs im herkömmlichen Glauben an Einen Homeros, alleinigen und improviſirenden Schöpfer der Ilias und Odyſſee, geſchehen. Vielmehr hat die bisherige Unterſuchung über das homeriſche Epos ſtete Rückſicht auf dieſes ihr Ziel genommen, und es nie aus den Augen verloren. Doch mußte in der dieſer Geſchichte angemeßnen Ordnung der Gegenſtände, der Begriff des Ganzen vorzüglich in dieſem Fall der Unterſuchung über die einzelnen Theile vorangehen, weil die Meinungen der Alten vom Ganzen der homeriſchen Poeſie, ihre abſichtlichen Veränderungen, und ihre Urtheile über die Aechtheit einzelner Stellen oder Theile derſelben begründet und beſtimmt haben. Dieſe nothwendige Anordnung kann uns nicht hindern, was in dem bisher Behaupteten grundlos befunden werden ſollte, wieder zurückzunehmen [11]).

---

[11]) Als Grundlage und Veranlaſſung des Folgenden ſind Wolfs Prolegomena zu betrachten, welche uns mittelbarer Weiſe ſchon über mehreres in der älteſten helleniſchen Poeſie Licht gegeben haben. In der That hat faſt jeder Theil der geſammten Alterthumskunde von den Entdeckungen dieſes Kritikers über die homeriſche Poeſie die wichtigſten Vortheile gewonnen. Im Ganzen aber ſcheint es, iſt jenes Meiſterſtück des Scharfſinns und der Gelehrſamkeit, welches durch den Geiſt der Wißbegierde und Wahrheitsliebe, den es athmet, durch die ſtrenge Beſtimmung und feſte Verkettung einer ſo langen Reihe von Gedanken und Beobachtungen dieſer Art und dieſes Stoffs, am meiſten aber durch die eigne, eben ſo ſeltne als unſchätzbare Gewandtheit und Biegſamkeit des Gedankenganges, bei dieſer Fülle des Inhalts, für ein Urbild geſchichtlicher Forſchung über einen einzelnen Gegenſtand des Alterthums gelten kann, von den Anhängern faſt noch weniger verſtanden, geſchweige denn benutzt worden,

Jahrhunderte lang lebten die homerischen Rhapsodien einzeln nur durch die Ueberlieferung epischer Kunstschulen, im Geist und auf den Lippen wandernder Sänger, bis sie durch die Diaskeuasten gesammelt, zur Ilias und Odyssee geordnet, und schrift-

als von den Zweislern. Der Grund davon liegt wohl zum Theile in der Anordnung der Schrift; indem was darin für das Ganze das wichtigste ist, die Grundlinien nähmlich zu einer wo nicht chronologisch bestimmten doch genetisch befriedigenden Entstehungsgeschichte der homerischen Poesie, hier nur als Episode in die, zur Rechtfertigung der gegenwärtigen Ausgabe bestimmte und ausführlichere Geschichte der Ueberlieferung und Behandlung des homerischen Textes, eingeflochten und in zerstreuten Winken angedeutet werden konnte. Daher denn auch manchem Gegenstande einer bloßen Nebenuntersuchung, wie z. B. über die Schrift und die frühere oder spätere Anwendung derselben, ein viel zu großes Gewicht für das Ganze gegeben worden. Die vornehmste Ursache aber, warum jene ganze Untersuchung der alten und neuen Chorizonten bloß in dem skeptischen Zustande stecken geblieben ist, ohne zu einem ganz klaren Ziel und geschichtlich begründeten und genügenden Schluß gedeihen zu können, liegt außer den vielen in der Alterthumskunde noch herrschenden Vorurtheilen und falschen Meinungen, über die alte Sage und älteste Poesie, und wie man sich ihre Entstehung denkt, überhaupt aber über die Sprache, Kunst- und Geistesentwicklung der Vorzeit und Urwelt, besonders auch in der hier wohl genugsam erörterten vielfachen und gänzlichen Unbekanntschaft mit der eigenthümlichen Natur des helleniſchen Epos. Es fehlt an dem hinreichend entwickelten dichterischen Kunstgefühl, daher auch an dem rechten Verständniß selbst für den Geist der Sage und Mythologie, an Sinn für die poetische Entfaltung der alten Heldensage durch den epischen Gesang und für die eigenthümliche poetische Gestaltung und kunstsinnige Form in diesen homerischen Liedern und eben daher auch an einer richtigen Würdigung der wahrhaft künstlerischen Diaskeuase derselben. Erst jetzt, nachdem wir eine tiefere, wissenschaftlichere Ansicht der Mythologie und des alten Sagengeistes gewonnen haben, kann eine Forschung, welche das ganze Gewebe und Wundergebilde des Alterthums und der Urwelt mit poetischem Kunstgefühl auffaßt, durch den Scharfsinn der Chorizonten in der Scheidung der Einzelnen geleitet, über die skeptische Stufe hinaus zu einer vollständig genetischen Natur und Entstehungs- oder Kunst- und Entwicklungsgeschichte der alten Sage und Poesie überhaupt und der homerischen Lieder insbesondere gelangen.

lich aufgezeichnet wurden. Die Annahme einer Ilias und Odyssee vor den Diaskeuasten ist also nur blinder Glauben oder gewagte Voraussetzung. Auch bei der treuesten mündlichen Ueberlieferung durch einen so langen Zeitraum scheinen allmählige Abweichungen von der ursprünglichen Gestalt fast unvermeidlich, und die Neigung des Epos selbst, sich in episodischer Fülle auszubreiten, konnte den Rhapsoden zu Erweiterungen und Zusätzen locken. Die Schule des berühmten Kynaethos [72]) wird der Verfälschung ausdrücklich beschuldigt. Die Kühnheit der Grammatiker in Berichtigung der Lesart, welche, wie leicht zu erachten, in den verschiedenen Handschriften verschieden lautete, ging so weit, daß der bittre Timon dem Aratos auf die Frage, wie er sicher zur ächten homerischen Poesie gelangen könne, antwortete: „Wenn er sich an die alten Handschriften hielte, nicht an die neulich berichtigten" [73]). Das Verwerfen einzelner Stellen war so häufig und allgemein, daß auch wohl Bücher dagegen geschrieben wurden [74]). Selbst der bescheidenere Aristarchos sprach, wie sich Cicero ausdrückt, die Verse, welche er nicht billigte, dem Homeros ab [75]). Nicht bloß größere und kleinere Stellen, auch ganze Rhapsodien hielten die Kritiker für unächt. „Es sei eine Krankheit der Hellenen," sagt Seneca [76]), „zu untersuchen, wie viel Ruderer Odysseus gehabt, ob die Ilias früher geschrieben sei, oder die Odyssee; ferner, ob sie von demselben Verfasser wären." Die Grammatiker, welche die letzte Frage verneinten, bildeten eine eigne Secte der Chorizonten.

Und in der That findet sich auch Veranlassung zum Scheiden und Sondern genug, wenn man die Rhapsodien der Ilias und Odyssee nicht im Zusammenhange der ganzen hellenischen Poesie und in Vergleichung mit den homeridischen Hymnen, mit den hesiodischen Gesängen, und mit dem, was wir von den Werken der epischen Classiker des lyrischen und dramatischen Zeitalters wissen oder vermuthen, oder gar im Gegensatz ganz andrer Gat-

---

[72]) Schol. ad Pind. Nem. II. [73]) Diog. Laert. IX. 12. 6. [74]) Schol. Ven. ad I. 424. [75]) Wolfii Proleg. p. CCXXXII. [76]) De brev. vit. cap. 13.

tungen der Kunſt betrachtet, wo ſie freilich als Eine Maſſe und ein Ganzes erſcheinen, ſondern ſie bloß an und für ſich beobachtet, und nur mit ſich ſelbſt, ohne alle Vorausſetzung, ob ſie von Einem oder mehreren herrühren, vergleichet. Da ſondert ſich nicht etwa bloß das jedermann verdächtige Ende der Odyſſee [11]) weit ab; auch manche der immer noch ſehr alterthümlichen, und kunſtreich gediegenen, an ſich betrachtet, größten und fließendſten Maſſen, verrathen durch eine feinere einem empfänglichen Gefühl und offnen Auge aber ſehr wohl merkliche Verſchiedenheit, in der Farbe des Ausdrucks und in den Umriſſen und Zügen der Erzählung und Dichtung, einen verſchiedenen Urſprung. Eine Verſchiedenheit, die gleichſam in die Sinne fällt, ohne noch die geſchichtlichen Widerſprüche im Einzelnen, die ſtreitenden oder abweichenden Anſichten derſelben Gegenſtände oder Geiſtesgegenden im Ganzen zu unterſuchen, oder auf Schwierigkeiten aus einer muthmaßlichen Chronologie der Gebräuche und Sitten zu ſehen. Von der Patrokleia an wechſeln und kämpfen in den letztern Rhapſodien der Ilias größere Geſtalten, das Leben iſt gedrängter, und raſcher der Schwung. Gegen die erſten Rhapſodien, wo man nach der dichteriſchen Erhabenheit des erſten Anfangs auch wieder manches rein Hiſtoriſche, oder was dem ähnlich iſt, findet, dürfte man ſie deshalb poetiſirter nennen. Da nun das Eigenthümliche der Ilias im Gegenſatz der Odyſſee eben darin beſteht, daß die epiſche Kraft ſich darin mehr zuſammendrängt, als auseinanderbreitet, mehr in die Höhe ſteigt, als in die Weite ſtrömt, ſo ſind ſie in dieſer Hinſicht gleichſam der Gipfel der Ilias. Dagegen iſt aber freilich die Bildung, Bewegung und Farbe des Wunderbaren hier ungleich üppiger, ja ausſchweifender, und nicht ſelten anſtößiger. Hierin gleicht ihnen die Diomedeia nicht wenig, welche auch darum, weil nichts im Zuſammenhange der Geſchichte Weſentliches darin vorgeht oder vollbracht wird, außer daß der Tod des bundbrüchigen Pandaros den Forderungen der gerechten und ſtrafenden Adraſteia Genüge leiſtet, ein ſpäterer Nachwuchs der vorhergehenden Rhapſo-

[11]) Von XXIII, 297. an.

dien ſcheinen könnte. Wie nachdem ſich die Größe und Fülle der Kraft der erſten Geſänge wieder in mancherlei Epiſoden und Einzelnheiten zerſplittert und verloren hat, dann in den letzten Geſängen der Ilias wieder im poetiſchen Sinn am meiſten Ilias iſt, ſo iſt in den mittleren, vom fünften bis zum fünfzehnten der Odyſſee am meiſten Odyſſee und am meiſten homeriſche Dichterfülle. An leichter Lebendigkeit, bezaubernder Süßigkeit, an völliger Ausbildung, Anmuth auch im Scherz und zarter Angemeſſenheit iſt dieſe Maſſe die volle Blüthe der homeriſchen Schönheit, und enthält verhältnißmäßig am meiſten Dichtung. Der achtzehnte Geſang der Odyſſee ſticht merklich ab, und in dem fünfzehnten, ſechzehnten und ſiebzehnten Geſange iſt ein befremdendes Umherſpringen, hier und da unnatürliche Kürze und anſtößige Stellen genug; viele andre Wahrnehmungen ähnlicher Art nicht zu erwähnen.

Aber auch die vollkommenſte Aehnlichkeit der Geſtaltung und Gleichheit der Farbe bei gänzlichem Mangel an Widerſprüchen, Lücken und Sprüngen, wäre noch kein hinreichender Grund, einen Kranz oder eine Maſſe dieſer alten Geſänge ganz beſtimmt Einem Urheber anzueignen, da ſie mehr entſtanden und gewachſen, als entworfen und ausgeführt, da ſie Früchte eines ſo einfach gebildeten und bildenden Zeitalters, einer höchſt gleichartigen, durch die Natur ſelbſt geſtifteten Kunſtſchule ſind. Die alte Sage von Einem Homeros, und die mancherlei Mährchen, welche ſich an ſie angebildet haben, können bei allen dieſen Unterſuchungen um ſo weniger etwas gelten, da ſie außer demjenigen, was offenbar aus den Lebensverhältniſſen der ſpätern Rhapſoden zur Zeit, da der noch neue Republikanismus die heroiſche Verfaſſung, mit allem was ihr anhing, und alſo auch die heroiſchen Sänger verdrängte und erniedrigte, entlehnt und auf den ältern Urheber von Gedichten übertragen iſt, in denen das Leben der Sänger ganz anders dargeſtellt wird, gar nichts enthalten, als die gröbſten und ſchneidendſten Widerſprüche über das Vaterland, und was noch ſchlimmer iſt, auch über das Zeitalter des Homeros. Wenn man erwägt, wie viele Hülfsmittel die helleniſchen Gelehrten, welche das Zeitalter des Homeros zu beſtimmen verſuchten, noch hatten

und haben konnten, die nun verloren ſind; daß ſie bei Beantwortung der großen Frage, aus homeriſchen Anſpielungen auf Gebräuche oder Begebenheiten, deren Alter entweder geſchichtlich bekannt war, oder nach wahrſcheinlichen Gründen beſtimmt und angenommen wurde, nach ihrer Art ziemlich ſorgfältig und ſehr ſcharfſinnig zu Werke gingen, und daß die verſchiedenen Angaben und Beſtimmungen ſo außerordentlich weit von einander abſtehen; ſo bringt ſich der Gedanke auf, daß, wenn auch nicht alle, doch ſehr viele dieſer abweichenden Meinungen gleich wahr, und das Alter der einzelnen Theile und Maſſen der homeriſchen Poeſie wohl auch ſehr verſchieden ſein möchte; daß es ohnehin nichts als ein ganz mißglückter Einfall iſt, aus den verſchiedenen Zeiten eine mittlere Durchſchnittszahl ziehen zu wollen, und der Vorzug, den man einem oder dem andern homeriſchen Chronologen nach dem Anſehen ſeiner Gelehrſamkeit, Urtheilskraft und Zuverläſſigkeit geben mag, bei dem ungefähr gleichen Gewicht der Gegner doch nur willkührlich iſt.

Bei allen dieſen unläugbaren Thatſachen, Wahrnehmungen und daraus folgenden Sätzen kann es alſo wohl gar nicht mehr die Frage ſein: was iſt homeriſch in dieſen alten Geſängen, und was nicht? Denn unter dem Gedränge dieſer Zweifel verſchwindet Homeros unſrer Nachforſchung, wie des Vaters Schatten der Umarmung des Aeneas. Man darf nur noch fragen, wie die Ilias und Odyſſee entſtanden ſei. Wir haben ſie nicht mehr in ihrer urſprünglichen Geſtalt, ſondern vielfach bearbeitet und überarbeitet, und vielleicht durch Rhapſoden, Diaſkeuaſten und Grammatiker ganz umgebildet. Und ſo ſcheint die homeriſche Poeſie ſelbſt, die einzige ſichere Grundlage der früheſten Alterthumskunde, und mit ihr das ganze Gebäude zu ſchwanken, und dem Kunſtfreunde wie unter den Händen wegzugleiten und gleichſam zu zerfließen. Die erſten Urheber haben alſo wohl vielleicht nur allerlei rohen Stoff von ſich gegeben, der durch die Kunſt der ſpätern hintendrein vervollkommnet, und in welchen die liebliche Schönheit, die völlige Ausbildung, beſonders aber die reizende Harmonie, das unterſcheidendſte Merkmahl des homeriſchen Epos erſt lange nachher und ſehr ſpät hineingemacht ward.

Gegen dieſe Vorſtellung indeſſen, die bei Gelehrten, welche das helleniſche Alterthum nicht kennen, nach dem erſten flüchtigen Ueberblick aller der erwähnten und andern ähnlichen bedenklichen Nachrichten und Winke, die ſich in den Alten ſelbſt über die Entſtehung, Erhaltung und Behandlung der homeriſchen Poeſie finden, ſehr leicht aufſteigen könnte, dürfte wohl ſehr vieles von dem ſprechen, was bei einer Unterſuchung der Art am meiſten Gewicht haben muß. Auch die allgemeine poetiſche Disharmonie ſelbſt der Claſſiker der epiſchen Kunſt nach der homeriſchen Periode könnte ſchon Zweifel erregen. Die Unordnung und Disharmonie der heſiodiſchen Poeſie fällt jedem Kunſtfreunde in die Sinne. Antimachos war noch ſchlechter geordnet als Heſiodos [78]), Panyaſis nur etwas beſſer; ſo auch wahrſcheinlich Piſandros, da Ariſtoteles die Herakleia unter den wegen Mangel an dichteriſcher Einheit getadelten epiſchen Werken nennt [79]). Konnten unbekannte Verfälſcher den homeriſchen Geſängen jene Anordnung anbilden und gleichſam einimpfen, welche das Maaß des menſchlichen Geiſtes zu überſchreiten ſchien [80]), während die Epiker, welche jeder in ſeinem Zeitalter, die gebildetſten waren, gleichſam die Häupter der epiſchen Kunſt, auch den gewöhnlichen Forderungen der Rhetoriker in dieſem Stücke ſo wenig Genüge leiſten? Die ſcheinbare Möglichkeit, daß die Homeriden, während aller Veränderungen der epiſchen Kunſt, unbekümmert um das, was in dieſem oder jenem Zeitalter grade galt oder nicht galt, dem alten Style des Epos treu, die Bildung und Geſtaltung der homeriſchen Poeſie wenigſtens in einer ſtetigen Reihe fortſetzen und vielleicht erſt in den ſpäteſten Zeiten vollenden konnten, wird vernichtet durch die gänzliche Verſchiedenheit derjenigen Rhapſodien, welche die Ilias und die Odyſſee bilden, und der homeridiſchen Hymnen, deren verhältnißmäßige Spätheit wir faſt ohne Ausnahme wiſſen können. Eine Verſchiedenheit, die nicht bloß in dem Stoff liegt, oder auch ſich nur auf die Farbe und äußere Geſtaltung erſtreckt, ſondern ſich noch in dem innerſten Bau des Ganzen offenbart. Waren es aber die Diaskeuaſten, denen die homeriſche Poeſie ihre epiſche Har-

[78]) Quinct. X. 1. [79]) Poet. 8. [80]) Quinct. X. 1.

monie verdankt, so ist es unbegreiflich, warum sie gegen andere alte Gedichte, die sie doch auch diaskeuasirten, minder freigebig waren. Auch läßt sich nicht wohl einsehen, wie alle Diaskeuasten aus ganz Hellas zusammengenommen, das hesiodische Schild des Herakles zum Beispiel in eine schön geordnete Rhapsodie hätten verwandeln können; sie müßten denn ein ganz neues Gedicht daraus gemacht haben. Dann waren aber sie die Dichter, und das ist sicher, die, von denen die epische Harmonie der homerischen Rhapsodien herrührt, sind die eigentlichen Autoren derselben; mögen auch noch so viele Vorgänger ihnen Stoff zugebildet und Sagen poetisirt, oder Nachfolger ihre einzelnen Gesänge, die für sich bestehende Ganze waren, ihrer Absicht gemäß oder entgegen, durch Kitt und Klammern zusammengefügt, ja sogar Stellen eingeschoben oder weggelassen haben, so lange nur nicht alles umgebildet und neu gestaltet wurde. So wie die sichtbare Hinneigung der homerischen Poesie zu jener sittlichen Uebereinstimmung, die aus der Strafe des Bösen und dem Falle des Uebermüthigen entspringt, deren Gefühl, mit manchem andern seiner eigenthümlichen Gedanken verschwistert, so oft aus dem alten Liede hervorschimmert, und die sich nicht bloß in der grausamen Züchtigung des Melanthios, sondern auch in der Darstellung des Agamemnon, des Achilles und des Patroklus offenbart, in das ganze Gebilde innigst verwebt ist, und nicht von außen zugethan werden konnte; so auch die epische Harmonie, deren Wesen in der fließenden Stetigkeit der Darstellung, in der klaren Anschaulichkeit des Dargestellten, nicht bloß im Einzelnen, sondern auch noch in den größern, immer wieder gefällig und deutlich gegründeten Massen besteht.

Diaskeuasirt aber ist die homerische Poesie nun einmahl; das wissen wir, und daran müssen wir uns halten. Genau zu bestimmen, was die Diaskeuasten mit ihr und an ihr thun konnten oder nicht konnten, und was sie wirklich gethan haben, das ist die Hauptsache und das Eine, worauf es eigentlich ankommt.

Wenn wir auch annehmen wollen, die alten Gesänge hätten sich, nicht bloß aus derselben Sage, gleichsam Kinder einer Mutter, aufgewachsen, sondern auch in einer Kunstschule schwesterlich gebildet und vollendet, aus ursprünglicher gegenseitiger Befreun-

dung aufs gutwilligſte in einander fügen laſſen; ſo kann dies doch nicht ganz ohne Vereinigungsmittel und Bindungsſtellen zu Stande gebracht worden ſein. Dieſe darf, ja ſoll man in der Ilias und Odyſſee aufſuchen, und wenn es, wie billig, nach dem Grundſatze geſchieht, Stellen [81]), welche durch einen harten Uebergang oder bedenkliche Einzigkeit der Worte oder der Sachen auffallend, aus epiſchen Gemeinplätzen und aus unverdächtigen andern homeriſchen Stellen mühſam zuſammengeflickt, der Oekonomie des Ganzen abſichtlich dienen, nichts enthalten, was ein Diaſkeuaſt, der bloß Diaſkeuaſt und gar nicht Poet wäre, nicht füglich hätte machen können, und ohne Schaden des Zuſammenhanges weggenommen werden mögen, fürs erſte als des diaſkeuaſtiſchen Urſprungs verdächtig zu bezeichnen; ſo wird man vielleicht Stellen der Art genug finden, und ſich zuvörderſt von der ängſtlichen Beſcheidenheit der Diaſkeuaſten überzeugen können, welche es beinahe überflüßig iſt, in Worten zu loben, da die in der homeriſchen Poeſie übriggebliebenen Widerſprüche es durch die That thun, und ein bleibendes Denkmahl ihrer diaſkeuaſtiſchen Vollkommenheit ſind, welche darin beſteht, daß ein Diaſkeuaſt nur Diaſkeuaſt iſt, und nichts anders ſein will. Auch dürfte die Vermuthung auf dieſem Wege, durch die höchſte Strenge in jedem einzelnen Fall und durch immer wiederholte Vergleichung der ähnlichen und Ueberſicht aller ſchadhaften Stellen wohl endlich mit wiſſenſchaftlicher Sicherheit zu einer Zerlegung der Ilias und Odyſſee in die urſprünglichen Maſſen gelangen können, welche dann geſäubert von Kitt und entfeſſelt von Klammern, in reinerer Alterthümlichkeit und erhöhter Schönheit über-

[81]) Die Stelle Ilias I. 430—492. mag hier nur als ein Beiſpiel der Anwendung jenes Grundſatzes ſtehen, ohne dadurch auf allgemeine Ueberzeugung von ihrer Unächtheit Anſpruch zu machen. Denn hier muß doch jeder die Wahrheit ſelbſt finden, und ſo nützlich es ſein könnte, wenn mehrere, dem Geſchäft gewachſene, jeder für ſich, alle von den Diaſkeuaſten herrührenden Stellen in der homeriſchen Poeſie aufzufinden verſuchten; ſo dürfte es doch nicht rathſam ſein, Vermuthungen, die nur durch ihre Uebereinſtimmung und Verbindung in Maſſe unwiderſtehlich ſtark ſein können, durch voreilende Mittheilung zu vereinzeln und zu entkräften.

raſchend da ſtehen, das immer ein gutes Maaß von Verblendung heiſchende Andichten einer ſyſtematiſchen oder irgend einer andern ihnen fremdartigen Einheit faſt unmöglich machen, und in ihrer eigenthümlichen Geſtalt und Harmonie [82]) dem durch die Vorausſetzungen des Verſtandes nicht mehr irre geleiteten Kunſtſinn einleuchtender entgegenkommen würden. Mit Rückſicht auf die merkliche Störung, welche ſo manche harte, verworrne und leere Uebergänge und Einſchiebſel, die nach aufgelöſ'ter Diaſkeuaſe wegfallen dürften, einem leiſen Kunſtgefühl verurſachen können und ſollen, und vielleicht, als die erſte Veranlaſſung und der tiefere unter herkömmlichen Redensarten und Begriffen der Schule, wie unter einem mangelhaften Ausdrucke verſteckte Grund, eine Stelle verdächtig zu finden, den Kritikern des alexandriniſchen Zeitalters auch nicht ganz ſelten wirklich verurſacht haben, möchte man wohl ſagen, daß nicht die Ordnung, ſondern die Unordnung, die poetiſche nähmlich, welche etwa noch in der homeriſchen Poeſie gefunden wird, das Werk der Diaſkeuaſten ſei. Aus einem andern Geſichtspunkte aber kann man ſagen, daß die Diaſkeuaſten nur eine urſprüngliche Ordnung wieder hergeſtellt haben. Theils weil die ächten Maſſen nach der Trennung immer noch durch die ungeachtet der feinern Unterſchiede im Allgemeinen ſehr große Aehnlichkeit der Darſtellung, bei dem geſchichtlichen Zuſammenhange des Dargeſtellten, auf gewiſſe Art ein Ganzes bilden, und mehr oder minder deutliche Spuren einer urſprünglichen Fortſetzung und abſichtlichen Beziehung verrathen würden. Vornähmlich aber, weil die Diaſkeuaſten die homeriſche Poeſie nicht in eine neue, willkürliche Geſtalt umgegoſſen, ſondern bei der Verkittung der ſich übrigens von ſelbſt dazu fügenden und ordnenden Rhapſodien, zu den beiden großen Maſſen der Ilias und Odyſſee, offenbar zwei For-

---

[82]) Ein merkwürdiges Beiſpiel, wie fremd jene dem alten helleniſchen Epos eigenthümliche Harmonie manchen Zeitaltern ſein mag, iſt es, daß Voltaire und Home, zwei ſo verſchiedene Naturen, deren jeder für eine ganze Gattung gelten kann, im Tadel der von den Alten allgemein geprieſenen und oft genug auch mit Einſicht gelobten und mit Geſchicklichkeit nachgebildeten homeriſchen Anordnung ſo ganz einig ſind.

men beabsichtigt haben, welche den alten Gesängen so wenig unbekannt sind, daß sie vielmehr als die ausdrücklichen und natürlichen Unterarten des homerischen Epos erscheinen. Die Ilias soll eine Aristeia sein, und die Odyssee ist ein Nostos; und dieses sind die zwei Ideen von der Form und Gestaltung, innern poetischen Einheit, und nicht erst erkünstelten, sondern allerdings ursprünglich künstlerisch darin eingewebten, obwohl sehr losen dichterischen Ordnung und Verknüpfung, welche wir als den Hauptbegriff und zusammenhaltenden Lebensfaden für beide Gedichte fest zu fassen haben. Wenn auch mehrere Rhapsodien und ganze Massen der Ilias gar nicht darauf angelegt scheinen, den Achilles am meisten hervorzuheben, und nach Auflösung der Diaskeuase vielleicht noch weniger scheinen würden, wie denn zum Beispiel manche kleine Stellen im zweiten, dritten und vierten Gesange, welche an den Achilles und an seine Wichtigkeit erinnern sollen, nach dem erwähnten Grundsatze als Einschiebsel verdächtig sind; so ist doch die Rücksicht und Beziehung auf ein Höchstes und Vortrefflichstes, versteht sich nach der Denkart der alten Heldenwelt, den Dichtern der Ilias ganz natürlich und sichtbar bei ihnen hervortretend, und mehrere Rhapsodien und Massen zeigen einen absichtlichen Hang, Einen Helden vor allen zu verherrlichen und über alle andern Gestalten bestimmt emporragen zu lassen. In der Odyssee werden ohnehin Gesänge von der endlichen Heimkehr der achaeischen Fürsten von Troja und ihren wundervollen Schicksalen und Wanderschaften als eine damahls gewöhnliche und beliebte Liedesart in unverdächtigen Stellen erwähnt; und die einzelnen Rhapsodien erhalten hier auch durch ihre Stelle im Ganzen keine Beziehung, welche sie nicht schon an sich haben. Wohl ist in den ersten vier Gesängen der Odyssee eine zusammenfügende Hand besonders merklich und sichtbar, in der wiederholten und hin und herspringenden Anknüpfung und Hinweisung, wo die verknüpfenden Stellen oft nur aus wiederholten Versen eines andern Gesanges, mit geringer Veränderung und mit kleinen Ausfüllungen verwebt, bloß für diesen Zweck absichtlich an einander gesetzt zu sein scheinen.

Uebrigens darf man auch dem homerischen Epos nicht mehr als nur einen entschiednen Hang beilegen, sich in jene beiden Arten

und Geſtalten zu trennen und zu bilden, und muß ſie nicht als eigentliche, das ganze Gebieth erſchöpfende Fächer betrachten, weil ſich vielleicht unter den urſprünglichen Maſſen, welche finden könnten, auf welche dieſe Eintheilung nicht anwendbar wäre. Auch iſt in dieſer Hinſicht zwiſchen beiden Hauptgedichten ein merklicher Unterſchied. In der Iliade tritt vielleicht das dem Ganzen vorſchwebende Ziel einer Ariſteia in den mittleren Geſängen einigemahl mehr zurück; in den letzten neun oder zehn Geſängen aber entfaltet ſich erſt das Ganze recht zu einem großen, allumfaſſenden wundervollen Kampfgemählde. Und geſetzt auch, daß ihm einige etwas fremdartige Theile ergänzend ſpäter hinzugefügt ſein könnten; es iſt im Weſentlichen Ein Erguß, überall angelegt auf dieſen großen Eindruck des Einen Heldenbildes. In der Odyſſee aber iſt die beſeelende Idee der Wunderfahrt oder des Noſtos in der erſten glänzenden Hälfte des Ganzen vorherrſchend; in den ſpäteren Geſängen nach der Rückkehr des Odyſſeus entſchwindet ſie wieder und das Gedicht geht über in ein beſchränkteres häusliches Kampfgemählde und in die Scenen der Wiedererkennung. Ueberhaupt iſt es nothwendig, ſich dieſe alten Formen ganz im homeriſchen Sinn zu denken, und alle Einmiſchung fremdartiger Merkmahle ſorgfältigſt zu vermeiden. Doch kann man den Unterſchied nicht bloß auf eine Verſchiedenheit des Inhalts herabſetzen, da das Eigenthümliche der homeriſchen Darſtellungsart vorzüglich eben mit darin beſteht, daß der darſtellende Geiſt, oder der Dichter nie für ſich laut wird und hervortritt, ſondern ſich innigſt an das Dargeſtellte anſchmiegt, ganz in dasſelbe verliert und Eins mit ihm wird, ſo daß ſich der Stoff und die Geſtaltung desſelben hier noch gar nicht abſondern laſſen. Jene Trennung in zwei Hauptarten und verſchiedenen Formen des epiſchen Geſanges der homeriſchen Zeit oder Schule iſt auch ſo wenig zufällig als willkührlich, ſondern eine natürliche und nothwendige Folge jener unbegränzten Beweglichkeit und freien Lebendigkeit des, alles ſchöne Sinnliche ergreifenden und bis zur ſinnlichen Schönheit in ſich bildenden und rein außer ſich darſtellenden Kunſtgeiſtes, welche die weſentlichſten Eigenſchaften des homeriſchen Epos ſind. Die rege Fülle der unbeſchränkten Einbildungskraft wird ſich entweder mehr zuſammendrängen oder ausbreiten,

mehr in die Höhe steigen oder in die Weite dehnen müssen, und nur in einem höchsten Gipfel, in einer äußersten Umgränzung, Ruhe und einen festen Anhalt finden können. Die einfache Kunst des erzählenden Gesanges, wo das Dichtungsvermögen noch ganz im Stoff gebunden, und in der Sage verloren ist, wird entweder auf eine höchste Steigerung gerichtet sein, in der Aristeia, dem Kampfgemählde Eines vor allen andern im hellsten Glanz des Ruhms hervorgehobenen Helden; oder es wird in der Wunderfahrt, dem Nostos, die weiteste Ausbreitung suchen, und sich in die reichste Fülle ergießen. Es äußert sich aber nicht bloß im Ganzen, sondern auch noch in den feinsten Nebenzweigen des göttlichen Gewächses die gleiche Neigung, ein jegliches zu einer vollen Welt im Kleinen zu entfalten, oder an der Spitze der untergeordneten Gestalten Eine vorstrahlend zu erheben. Ueberhaupt scheint es die innerste Eigenthümlichkeit und eigentliche Wesenheit des homerischen Epos, daß das kleinere Glied eben so gebaut und gebildet ist, wie das größere, daß der Theil dem verkleinerten Ganzen und das Ganze dem vergrößerten Theile gleicht; und eben darin liegt eine neue Rechtfertigung für das Verfahren der Diaskeuasten. Das ist es, was die schöne Uebereinstimmung erzeugt, die in der homerischen Poesie wirklich da ist; denn daß die Gestalten so klar und bedeutend neben und gegen einander stehen, und sich so leicht und groß bewegen, daß die Fülle der Bilder und Worte nie Verwirrung wird, daß der mächtige Strom des erzählenden Gesanges seine Wogen nie in Schaum bricht und nie über seine Bahn schweift, ist mehr nur eine Abwesenheit von Unordnung. Wir müssen dem Quinctilianus beistimmen, daß jene Harmonie, welche nur die Frucht einer vollkommenen Natur war, und vielleicht auch nur das Werk einer durchaus vollendeten Kunst sein könnte, das Vermögen auch des größesten Kunsterfinders zu überschreiten scheine. Nur liegt selbst in den, bloß absichtlich und willkührlich entworfenen und ausgeführten Gebäuden der Dichtung oder Geschichte, angemessenen Kunstworten, womit die alten Rhetoriker die homerische Harmonie bezeichneten, der Keim zu allen jenen Mißverständnissen, die den Sagenkranz rhapsodischer Gesänge um das Haupt Eines Helden für ein poetisches Kunstgebäude systematischer Darstellung nehmen.

Es ist eine gleich leichte und gleich große Verirrung, die homerische Harmonie zu wunderbar, als sie zu begreiflich zu finden. Sie ist nicht wunderbarer als alles andere, was im poetischen Sinne homerisch genannt werden darf. Achilles und Odysseus, Agamemnon und Nestor sind nicht minder ewige Gebilde, wie die Gestalt des alten Epos; das Dargestellte ist so classisch als die Darstellung. Doch, ist die Harmonie des homerischen Epos nicht begreiflicher wie die wunderbare Harmonie der ganzen hellenischen ja der gesammten alten Poesie überhaupt.

Wenn aber auch die homerische Poesie keine eigentliche Umgestaltung erlitten hat, durch keine spätere Ueberarbeitung verwandelt worden ist; so konnten sich dennoch wohl, schon nachdem sie bis zur Reife ausgewachsen stillstand, einzelne fremdartige neuere Stücke ansetzen, mit der alten Masse zusammenwachsen, und wie Unkraut an sie festschlingen. Weniges ist in der ganzen Untersuchung über die Aechtheit der homerischen Poesie so klar, als daß dieses geschah, und in welcher Periode es vorzüglich geschah, und welches die Stellen sind. Wenn der forschende Freund der hellenischen Poesie, dessen Geist die gehörigen Sinne besitzt, um jede, auch die feinste Verschiedenheit der homerischen, hesiodischen und homeridischen Poesie sicher wahrzunehmen, und dieselben durch Wiederholung und Vergleichung der Eindrücke hinlänglich geschärft hat, den Grund liefet, warum Zenodotos, der herbe, strenge Kritiker, und nach ihm auch der mildere Aristarchos, das überflüssige und trockene Nahmenverzeichniß der Nereiden im siebzehnten Gesange der Ilias [*]) als unächt verwarfen, weil die Stelle nähmlich hesiodischen Charakter habe [**]); so öffnet sich ihm wie eine Aussicht in eine neue Welt, und eine plötzliche Klarheit leuchtet in die Nacht des homerischen Alterthums. Es treten alle die vielen Stellen besonders in der Ilias vor das Auge seines Gedächtnisses, die unter denen, welche die Kritiker, wie wir wissen, für unächt hielten, ohne daß uns gesagt würde, warum, einen ganz unverkennbar hesiodischen Charakter haben. Ohne Zweifel werden sie von den hellenischen

[*]) v. 39—49. [**]) Wolf. Proleg. p. CCVIII.

Gelehrten aus eben diesem Grunde mit dem größten Rechte verworfen sein. Denn es war recht in ihrem Geiste, bei der Frage von der Aechtheit oder Unächtheit eines Werks vor allem auf den poetischen Charakter zu sehen, nach diesem zu entscheiden, und darüber sogar andre Hülfsmittel der Untersuchung und Beurtheilung zu verabsäumen. So sagt Dionysios [87]) zum Beispiel, nachdem er den Styl des Lysias geschildert hat; an dem Mangel der diesem Redner ganz eignen Anmuth habe er viele von ihm sein sollende Werke für unächt erkannt; erzählt dann, wie ihm dieses Merkmahl zuerst Verdacht gegen eine Rede einflößte, deren Falschheit ihm nachher auch ein erst bei weiterm Forschen entdeckter grober Anachronismus bewies, und behauptet [88]), wenn der Kenner in angeblichen Reden des Dinarchos Anmuth wahrnehme, so solle er dreist sagen, sie seien vom Lysias. Desgleichen jener so gelehrte Servius beim Cicero [89]), dessen Sinn durch die schärfste Aufmerksamkeit auf den Styl der Dichter und durch ein beständiges Studium ihrer Schriften so zart geworden war, daß er leicht und sicher sagen konnte: dieser Vers ist nicht vom Plautus, aber dieser. Wer die Anlage und die Vorbereitung dazu hätte, dürfte wohl auch dahin gelangen können, eben so von jeder zweifelhaften Stelle der Ilias, ohne eine andre Magie als die des Scharfsinns sagen zu können, diese ist hesiodisch, diese aber ächt und homerisch. Ja die unverschmolzene Verschiedenartigkeit dieser roh angesetzten hesiodischen Stücke würde es, wenn es einer Bestätigung bedürfte, bestätigen können, die homerische Poesie sei, wo nicht das Werk Eines Künstlers, doch unstreitig das Erzeugniß Einer Periode der epischen Kunst.

Man darf und muß fortfahren, diese ganze Periode der sinnlichsten Schönheit und der schönsten Sinnlichkeit und ihren poetischen Charakter mit dem zu einem unentbehrlichen Kunstworte der Poesie gewordenen Nahmen homerisch zu nennen, ohne dadurch die Hindeutung läugnen oder verdrängen zu wollen, welche die allgemeine und dauernde Sage auf das giebt, was sich ohnehin erwar-

[87]) Orat. Gr. Reiske. VIII. p. 183. [88]) Ibid. 215. [89]) Libr. IX. ad famil. ep. 16.

ten ließ, daß wohl auch einer unter den Sängern der Ilias und Odyssee der vornehmste, wie das Haupt und der Führer der andern, der Vater und Meister der Schule sein mochte, vielleicht der vortrefflichste von allen, wahrscheinlicher der älteste der beinah gleich vortrefflichen. Nur darf man sich diesen nicht wie einen großen Kunsterfinder ohne Vorgänger denken, der die Grundlage des Göttergewebes eigentlich gemacht habe, mit Einemmahle, sondern auch nur als den uralten doch letzten Vollender der vom ersten Keim an stätigen Ausbildung einer langen Reihe die epische Kunst immer mehr verfeinernder Sänger. Die Frage, zu welcher uns die alten Chorizonten veranlassen, ob wir für jedes der beiden homerischen Werke oder epischen Gebilde Einen ersten Dichter annehmen sollen, also Zwei statt des Einen Homeros nach der gewöhnlichen Meinung, die aber die Chorizonten nicht hinreichend begründet fanden; würde doch nur in chronologischer Hinsicht von Wichtigkeit sein, und einen Werth haben; wenn sich nähmlich geschichtliche Gründe fänden, aus den in der Darstellung selbst enthaltenen Beziehungen und Anspielungen, einen bedeutenden Zwischenraum verschiedener Zeit unter ihnen anzunehmen. Bloß künstlerisch genommen, würde es schwer sein, über den Vorzug des Einen oder des andern zu entscheiden.

Die biographischen Nachrichten vom Homeros, nach der gewöhnlichen Annahme, daß es nur Einen gegeben, würden dabei nur sehr wenig Gewicht haben können. „Eine Sage, die viele Völker verkünden," meint zwar Hesiodos **), „gehe nie ganz unter, und sei wohl auch ein göttlich Wesen." Gewiß kann eine allgemeine Sage noch weniger aus Nichts entstehen, als in Nichts verschwinden. Auch soll sie dem Alterthumsforscher ehrwürdig, ja heilig sein. Doch können ihre Hindeutungen nie strenge Gewißheit geben. Alle die Geschichtchen, welche auf den Nahmen des Homeros gehäuft sind, tragen indessen das Gepräge der Dichtung, und Uebertragung aus spätern Zeiten zu sichtbar an sich, um irgend etwas gelten zu dürfen, und an dem Vater oder den Vätern der hellenischen Poesie bewährt sich recht die Wahrheit des Pindari-

**) Oper. v. 708. 709.

schen Ausspruchs: „daß das Wort, welches die Zunge mit der Musen Gunst aus tiefer Seele schöpft, länger lebe als Thaten“ [91]). Ja, so ausgemacht schien es den Hellenen nach ihrer eigenthümlichen Erfahrung, alles, was ewigen Werth und ewige Schönheit habe, müsse sich erhalten, daß sie auch umgekehrt schlossen, und es ein Sophisma gegen die Beredsamkeit des Perikles abgeben konnte [92]), daß sie nicht mehr vorhanden sei, und also offenbar nichts über den augenblicklichen Eindruck Bleibendes in sich gehabt habe, und nicht im Stande gewesen sei, die Prüfung der Zeit auszuhalten.

Noch scheint in der Sage vom Homeros eine alte und bestimmte Hindeutung auf das Vaterland des homerischen Epos zu liegen. Simonides, Pindaros und Thukydides nennen den Homeros geradezu den Mann von Chios, wo der angebliche Stamm der Homeriden einheimisch sein wollte. Von Jonien aus verbreiteten sich die einzelnen Rhapsodien in das übrige Hellas. Die leichte Fülle und die reine Klarheit der homerischen Sprache hat am meisten von der jonischen Mundart. Nicht bloß der Standort ist in vielen dieser Gesänge jonisch, auch die Luft und der Himmel sind es; und nach dem Platon [93]) ist es nicht ein lakonisches, sondern mehr ein jonisches Leben, welches der Dichter darstellt. Doch darf dieß alles die Ansicht nicht beschränken, und es kann die Wahrheit, daß Homeros nicht, wie mancher Lyriker, bloß der einseitige Günstling eines Stamms, sondern der Dichter aller Hellenen war, nicht aufheben. Noch weniger darf man jenen während der Blüthe der alten hellenischen Republiken reifer ausgebildeten und schärfer bestimmten, und in seiner frühesten Gestalt so unhomerisch herben und heftigen jonischen Charakter, der sich nur im Gegensatz des dorischen denken läßt, hier suchen wollen, oder gar mit dem natürlichen Jonismus der homerischen Poesie vermengen.

Im Ganzen führt uns nun diese Untersuchung zu folgendem Schluß. Von der biographischen Sage über den Homeros, bleibt uns nur „der blinde Mann,“ aus dem ältesten homeridischen Hym-

[91]) Nem. III. 10. [92]) Lucian. ed. Bip. IX. 149. [93]) De legg. VIII. p. 113. ed. Bip.

nus auf den Apollon, „der auf der hohen Chios wohnt, und dessen Gesänge forthin alle andern überstrahlen;“ [94]) als die einzige sichre Spur, welche für eine geschichtliche Hindeutung auf Einen Ersten Meister der ganzen Homeriden-Schule gelten und erklärt werden könnte. Nehmen wir aber nach Anleitung der Chorizonten und der homerischen Gedichte selbst, für jedes der beiden epischen Werke Einen Hauptdichter an; so sind diese Zwei, an dichterischer Größe wenig verschieden, auch in der Zeit einander wohl ziemlich nah gestanden. Jeder von ihnen aber mag dann einen Fortsetzer seiner epischen Anlage gefunden haben, da in der Ilias sowohl als in der Odyssee zwischen der größern Hälfte der Gesänge, welche den wesentlichsten Theil und die Grundlage des Ganzen bilden, und den übrigen Gesängen, welche jenen Anfang oder das erste Grundgewebe weiter fortführen, und voller entwickeln, allerdings ein merklicher Unterschied wahrgenommen wird; auch in Hinsicht auf die Poesie und den ganzen Ton derselben, obwohl auch diese sich hier noch in großer Kraft und ganz homerischer Fülle zeigt, und die Dichtung im ganzen genommen harmonisch genug mit dem Anfang und der ersten Hälfte fortgeführt ist. Denn durch drei oder vier Sänger von verwandtem dichterischen Geiste also hervorgebrachten und gestalteten beiden epischen Gebilden konnte sich späterhin wohl noch hie und da irgend eine einzelne, schon mehr fremdartige Rhapsodie, zur geschichtlichen Ergänzung und Abrundung anschließen, oder eingeschoben werden, was am sichtbarsten von dem letzten Gesange der Odyssee gilt. Außerdem aber haben weder die Rhapsoden noch die Diaskeuasten die homerischen Gesänge umwandeln, oder gar eine andere Ordnung und Harmonie hineintragen können, als die, welche ursprünglich darinnen war.

Je deutlicher und gewisser man die Mehrheit der Verfasser der Ilias und Odyssee und die Verschiedenheit ihres Alters einsehen, je weiter man in der Geschichte des alten Epos fortschreiten wird, je mehr wird man vielleicht dahin kommen, der homerischen Poesie nicht aus blindem Glauben, sondern mit Kenntniß und nach Ab-

[94]) Hymn. in Apoll. v. 172. 173.

wägung aller Gründe, die äußerste Aechtheit zuzutrauen, die sich nur immer von uralten, durch mündliche Ueberlieferung erhaltenen Gesängen erwarten läßt. Die ganze Beschaffenheit dieser Gedichte beurkundet es, daß sie keine durchgehende Ueberarbeitung erlitten haben; man müßte denn dem, was Terpander als Musiker den homerischen Gesängen angefügt, einen so weit ausgedehnten Einfluß auch auf den Text einräumen wollen. Dieß würde sich aber doch wohl nur auf die Vermuthung einer metrischen Berichtigung oder gleichförmigen rhythmischen Bestimmung beschränken, und also nur einen Beweis mehr für das hohe Alter und die Aechtheit dieser alten Lieder, so wie für die sorgsame Aufbewahrung und Behandlung derselben abgeben. Gegen eine eigentliche Verfälschung von Umfang kann außer der Einfalt und fast abergläubischen Treue der Rhapsoden, deren Gedächtniß noch nicht durch ein Chaos von flüchtigen Eindrücken und todten Buchstaben überschwemmt und abgestumpft, seine ganze frische, durch kunstmäßige Uebung überdem erhöhte Stärke besaß, auch der Umstand bürgen, daß die homerische Poesie doch gar nicht bloß ausschließliches Eigenthum einer Kunstschule war. Dieß beweist die Bekanntschaft der ältesten Lyriker und späteren Epiker, die nicht Homeriden waren, mit ihr; und für eine verhältnißmäßig frühe Verbreitung, selbst im Peloponnesos, spricht schon die Sage vom Lykurgos, und die Geschichte vom Klisthenes, dem Tyrannen von Sikyon, welcher den Wettgesängen der Rhapsoden in homerischen Gedichten, aus Eifersucht gegen das seiner Meinung nach darin vorzüglich verherrlichte Argos, ein Ende machte [93]).

Mit Recht verbanden die Diaskeuasten die homerische Poesie, welche als eine Masse der hellenischen Bildung, und eben so reich an kenntlichen und verwandten Eigenheiten, als irgend eine andre lebendige Erscheinung, der wir, ihren selbstständigen Geist ahnend, innere Einheit zutrauen, für die Kunstgeschichte, die mehr auf das Allgemeine als auf das Besondre sehen soll, und wohl auch ganze Zeitalter für einfache Größen zählt, ein untheilbares Ganzes ist, und ewig bleiben wird. Groß und gleich zum Ziel, wie

[93]) Herod. IV. 67.

die Philoſophie der Hellenen mit kühnen Behauptungen von der Natur aller Dinge und vom Bau des Weltganzen, wie die Poeſie mit einer vollendeten Darſtellung der ſchönen Heldenwelt, begann auch die alte Kritik damit, die älteſten Geſänge ihrem Geiſte gemäß ergänzend zu ordnen.

Eben ſo richtig war es aber auch, daß die Chorizonten, was die Diaſkeuaſten verbunden hatten, wieder zu trennen ſtrebten; denn die Kritik ſoll unterſcheiden und auflöſen, ſo weit ſie kann, und darf keine Disharmonie verſchweigen wollen. Man darf nur die beiden entgegengeſetzten Anſichten vereinigen, und die homeriſche Poeſie zugleich in dem Sinne der Diaſkeuaſten und in dem der Chorizonten betrachten.

Auch zu dieſer Unterſuchung liegen alſo die Veranlaſſungen, Mittel und Bruchſtücke, bis dahin ungenutzt, ja unbemerkt, deutlich und klar in den Alten ſelbſt; und es brauchte nur ein Auge, welches in einigen zerſtreuten Theilen das Ganze zu erblicken vermag.

Neuntes Kapitel.

Von der heſiodiſchen Periode des epiſchen Zeitalters und von der Schule der Homeriden.

Sieht man auf die ganze Anſicht des Lebens der Menſchen und der Götter, auf den dürftigen und verworrnen Geiſt der immer ernſten, oft trocknen und oft wilden heſiodiſchen Darſtellungsart, welche nie bloß darſtellen, ſich ſelbſt genießen und genießen laſſen, ſondern bald auch ohne alle Erzählung nur lehren, und ohne Entwicklung und Ausführung ſammeln will; ſo erſcheint die heſiodiſche Periode der epiſchen Poeſie gegen die homeriſche wie eine neue Welt. Aber die Weiſe der Ueberlieferung und Sammlung war auch bei dieſen alten Geſängen eben dieſelbe, wie bei den homeriſchen. Die ſogenannten Werke und Tage ſind ganz ſo künſtlich verkittend zuſammengefügt und diaſkeuaſirt, wie irgend ein Theil der Ilias oder der Odyſſee. Die einzelnen Stücke, denen man es nicht abſprechen kann, daß ſie ſelbſtſtändige Ganze ſind, hatten als zerſtreute Rhapſodien, beſondre Nahmen und ein eignes Daſein für ſich, bis ſie mit manchen kürzern metriſchen Lehrſprüchen von ähnlichem Geiſt, von gleichem Alter und von verwandtem Urſprunge zu dieſer Sammlung zwar nicht gegen ihre Natur und Beſtimmung geordnet wurden, aber doch ohne daß ſich auch nur eine Spur von urſprünglicher Abſicht dieſer Einheit und Verbindung in einem der alten für ſich beſtehenden Stücke offenbarte. Daß auch die längſten derſelben nach dem Maaße homeriſcher Rhapſodien ſehr kurz ſind, darf nicht befremden, da die Gedrängtheit der ſonſt ziemlich homeriſchen Sprache, welche die nachdrückliche Wiederholung des Hauptbegriffs und Hauptworts in einem Lehrſpruch liebt, der Eigenthümlichkeit lehrender Geſänge ſo ange-

meſſen iſt; wie denn auch im Ganzen, das beinahe nur dadurch zum Ganzen wird, die bald befehlende, bald warnende Ermahnung des hier redenden Hausvaters, man ſolle arbeiten, überall vorſchallt und immer wiederkehrt. An die Theogonie hingegen haben ſich nicht wenig fremdartige Stücke angeſetzt, und die Einleitungen, mit denen ſie ſo reichlich geſchmückt iſt, haben bis auf ein merkwürdiges altes Bruchſtück [84]) mehr die fröhliche Farbe homeridiſcher Hymnen. Die Ungewißheit der Zeit des Heſiodos iſt ſo groß, daß ſie nicht mehr Ungewißheit iſt, ſondern Gewißheit der großen Verſchiedenheit des Alters der beiden Hauptarten des heſiodiſchen Epos, welche wir als die ökonomiſche und die genealogiſche bezeichnen und entgegenſetzen können. Dieſe Periode der epiſchen Kunſt, welche im Gegenſatz der homeriſchen Eine Stufe und Maſſe der Kunſtgeſchichte bildet, die nach dem Beiſpiel und Vorgange des Alterthums heſiodiſch zu benennen iſt, theilt ſich augenſcheinlich in zwei Abſchnitte, von denen der letzte wiederum zwei noch deutlich zu unterſcheidende Bildungsſtufen der epiſchen Kunſt umfaſſen dürfte.

Bei den am Helikon wohnenden Böotern fand Pauſanias [85]) die Sage, die Werke und Tage ſeien das einzige ächte Gedicht vom Heſiodos. Auch kann es gar keinem Zweifel unterworfen ſein, daß dieſer ehrwürdigen Urkunde der früheſten Bildung, unter allen Erzeugniſſen der heſiodiſchen Periode, der Zeit nach bei weitem die erſte Stelle gebührt. Aber nicht bloß das Urtheil erkennt ihr hohes Alterthum, ſelbſt der Sinn fühlt es gewiſſermaßen. Es iſt, als ſähe man den noch kindlichen Geiſt der Menſchheit in der engen Beſchränkung ſeiner Arbeit und ſeines Eigenthums am kleinen Heerde mit häuslicher Geſchäftigkeit in der Stille wirken, ſich regen und ſich entwickeln. Rühmend beneidet Plinius [86]) den leichtern Fleiß der Alten in nützlicher Naturkunde, da tauſend Jahre vor ihm Heſiodos unter den Anfängen der geiſtigen Künſte den Landleuten Lehren zu ſingen begonnen, worin ihm nicht wenige nachfolgend, der Nachwelt dadurch eine größere Laſt des Wiſſens zugewälzt hätten. Bis in die ſpäteſten Zeiten blieb er das

[84]) v. 34—35. [85]) Lib. IX, cap. 31. [86]) XIV, 1.

verehrte Haupt und der gepriesene Vater aller natürlichen oder auch künstlichen ländlichen Lehrgesänge, und noch Virgilius [99]) sagt in seinem gefeilten Kunstgedichte vom Landbau, die saturnische Erde anredend, daß er für sie Sachen von alter Würde und Kunst beginne, und die heiligen Quellen zu öffnen wagend, singe er durch römische Städte ein askräisches Lied. Hesiodos, sagt Vellejus [100]), ein Mann von sehr feinem Geist und durch die weichste Süßigkeit der Gesänge merkwürdig, liebte die Muße und Ruhe über alles; und in seiner Ländlichkeit und Scheu vor Reisen sucht Pausanias [1]) die Ursache seiner Entfernung von Königen. Anmuth war nach dem Dionysios [2]) sein Ziel; in der Wahl der Worte suchte er Weichheit, in der beifallswürdigen Wortstellung aber Flüssigkeit. Selten schwingt sich Hesiodos empor, sagt Quinctilianus, und ein großer Theil seiner Poesie ist nur mit Nahmen, deren Abstammung und Entstehung er gern zu erzählen pflegt, beschäftigt, doch enthalte er nützliche Vorschriften, und ihm gebe man den Kranz in der mittlern Gattung des Ausdrucks.

Zwar ist die Ansicht und Farbe überall trübe. So endigt die seltsame Dichtung [3]), wie der zürnende Zeus, nachdem er den Prometheus schadenfroh ausgelacht, dem unvorsichtigen Epimetheus die aus Erde und Wasser weiblich gebildete und von allen Göttern begabte Pandora sendet, wie diese nun den Deckel des Fasses öffnet, zahllose Uebel herausfliegen läßt, und nur die Hoffnung zurückhält, mit dem finstern Schlußgedanken: „Die Erde sei voll von Unheil, und voll auch das Meer; bei Tage und bei Nacht wandeln die Krankheiten unter den Menschen umher, unglückbringend und schweigend, denn der kluge Zeus nahm ihnen die Stimme; so ganz geht es nicht an, dem Willen des Zeus zu entfliehen.“ Wir wissen mit solchen finstern und schrecklichen Vorstellungen den Gedanken der Anmuth nicht zu vereinigen, welche die Alten dem Hesiodos beilegen, die dabei freilich nur auf den Ausdruck und den Styl desselben zu sehen gewohnt waren. Wann darin eine Anmuth sein soll, so kann es wohl nur die schreck-

---

[99]) Georg. II, 176. seq. [100]) I, 7. [1]) I, 9. [2]) pag. 68—72. ed. Sylb. [3]) v. 38—92.

liche ſein. Auch jene durch ihre tiefſinnige Einfalt und den ſchönen Ernſt anziehende Darſtellung der verſchiedenen Zeitalter ſchließt mit der ausführlichſten Weiſſagung der unglücklichſten Zukunft [4]). Sie rührt gewaltiger und iſt wahrhaft erhabener, als die geprieſene Titanomachie, wo doch nur Blitz, Sturm und Erdbeben verworren durch einander krachen, ohne große Geſtaltung und ohne eigentliche lebendige Kraft. Aber dieſes Erhabene liegt in den alten Gedanken, gar nicht in der Darſtellung. Die eigenthümlichſten Vorzüge dieſer ſind doch nur gebildetere Feinheit und ein beſcheidner Reiz, und jene nach dem Sinne der Alten dem Heſiodos beigelegte Anmuth des Styls. Die heſiodiſche Darſtellung und Sprache iſt kälter und matter, aber feſter und dichter, als die der homeriſchen Poeſie, und der Gedanke überwiegt darin weit mehr die Dichtung, obgleich beide ſich, wenn auch nicht eigentlich verſchmolzen, doch zuſammengewachſen, freundlich umſchlingen. Grade dieſes Verhältniß der Begriffe und der Bilder ſtimmt recht eigentlich zu jener Gattung ſinnbildlicher Erzählungen von menſchenähnlich handelnden und redenden Thieren, welche nur zur Hälfte der Poeſie angehört, und mehr eine der alten Vorzeit und dem roheren Volke, beſonders dem Landmanne, angemeſſene Art von natürlicher Rhetorik iſt. Auch ſchien Heſiodos, deſſen Werke und Tage ein merkwürdiges Beiſpiel der Gattung enthalten [5]), dem Quinctilianus der erſte Urheber und Bildner dieſer Fabel, welche bei den Hellenen Ainos hieß [6]) zu ſein; obgleich ſie meiſtens nach dem Aeſopos genannt wurde, weil ſie durch dieſen, dem die Athener ein vergrößertes Bildniß ſetzten und „ihn, den Knecht,

---

[4]) v. 163—184. [5]) v. 185—195. edit. Brunckii in Gnomicis ejusd. Hier wird jene ſinnbildliche Dichtung auch mit ihrem eigentlichen Nahmen Ainos genannt, wobei wir uns an Ainigma, Räthſel, erinnern müſſen, welches Wort ſichtbar von der gleichen Wurzel herſtammend, und mit jenem verwandt, auch auf die urſprüngliche Bedeutung deſſelben ein Licht wirft, in welcher das Symboliſche, Räthſelartige ſchon mit umfaßt iſt. Was aber die Fabel von andern bloß mythiſchen, und epiſchen oder kosmogoniſchen ſinnbildlichen Dichtungen unterſcheidet, das iſt die vorwaltende gnomiſche Abſicht, welche ſich meiſtens auch in dem Endſpruch kund giebt. [6]) V, 2.

auf eine ewige Base stellten [7]," ihre völligere Ausbildung erreichte. So könnte man ihn auch den Vater der Sprichwörter nennen, die er liebt, absichtlich braucht und wohl auch seiner gebildet und veredelt haben mag. Seine Gedanken streben fast überall nach einer solchen, den natürlichen Sittengesetzen und altväterlichen Klugheitsvorschriften des häuslichen Herkommens eigenthümlichen Gestalt und Farbe; und Isokrates [8]) nennt ihn vor Phokylides und Theognis unter den alten Meistern der gnomischen Poesie.

Jene hesiodische Geschichte der Menschheit, wie sie in der merkwürdigen Dichtung von den vier oder eigentlich fünf Weltaltern enthalten ist, und als Eine der vorzüglichsten Varianten von einer überall verbreiteten Urdichtung der ältesten Ueberlieferung zu sehr fruchtbaren Vergleichungen Anlaß geben würde, schließt sich, so verschieden auch das Ganze dem ersten Blicke erscheinen mag, in ihrer besondern Ausführung und hellenischen Lokalfarbe noch ganz nah an die homerische Weltansicht, nur als vollständiger historischer Begriff derselben in genealogischer Schilderung durchgeführt; da auch in der homerischen Welt und zwar schon in der trojanischen Zeit das damahls lebende Heroengeschlecht dem ältern der Vorzeit als das weit schwächere und geringere so oft entgegengestellt wird. Doch deuten die immer wiederkommenden Klagen über die geschenkefressenden Könige und ihre krummen Richtersprüche, nebst den bittern Ausfällen gegen das weibliche Geschlecht [9]), auf einen nachhomerischen Zustand der bürgerlichen Verfassung und der Sitten, wie er etwa nur in dem gährenden Uebergange und Mittelzustande zwischen der entarteten Herrschaft heroischer Könige und den ausgebildeteren republikanischen Einrichtungen Statt finden konnte, von dem sich in einem und dem andern der alten Stücke [10]) schon bestimmtere Spuren zeigen.

* * *

[7]) Phaedr. II, 1. [8]) Or. ad Nicocl. pag. 74. L. I. ed. Battie. [9]) Z. B. 317—374. [10]) Z. B. 196—230.

Ueber die hesiodischen Weltalter und die homerische Heldenzeit.

Die vier Weltalter des Hesiodos, nebst dem fünften eisernen sind wenigstens von einer Seite ganz historisch zu nehmen, und bilden in großen Zügen die wesentliche Grundlage der ältesten hellenischen Geschichte, so weit sie sich mit Sicherheit erforschen läßt. Bei dem vierten Zeitalter der Heroen und Halbgötter ist dieß ohnehin unverkennbar, da sogar die Beziehung auf einzelne geschichtliche Begebenheiten, wie der Krieg gegen Thebä und der trojanische mit in die bezeichnende Darstellung aufgenommen sind. Nur das erste Weltalter ist mehr bloß Idee, von einem im Anbeginn der Zeit durchaus schuldlos seligen, noch mit den Göttern vereinten und friedlichen Menschengeschlecht. Schon im zweiten und noch mehr im dritten Weltalter aber ist die historische Farbe in einzelnen Zügen nicht zu verkennen. Das zweite, silberne Geschlecht ist das der dumpfsinnigen Giganten, welche frevelnd gegen die Götter, dieselben im empörten Uebermuth nicht mehr verehren wollen. In ungeheurer Kraft, und in langer Riesen-Kindheit dumpf hinbrütend, erreichen sie, so wie dieselbe vorüber ist, nur noch ein schon sehr abgekürztes Lebensziel. Doch sind auch diese ungefügen Naturen ein den Göttern noch nah verwandtes Geschlecht. Noch weit mehr aber tritt der geschichtliche Charakter hervor in dem dritten ehernen Weltalter. Es ist ein hartes, herbes, finsteres, ehernes Kriegergeschlecht, noch vor der eigentlich berühmten und dichterisch glänzenden Heldenzeit; und darum heißen sie mit Recht und sehr bedeutend die nahmenlosen oder auch die gesang- und ruhmlosen (ἀκάκμενοι v. 138). Vorzüglich bezeichnend aber ist es, daß sie kein Getreide essen und des schwarzen Eisens ermangeln. Der Gebrauch des Kupfers statt des Eisens ist eben so wie die cyklopischen Mauern ein sichres Hauptkennzeichen dieser rauhen Urvölker der ehernen Zeit, unter denen wir, in geschichtlicher Beziehung auf die hellenische Vorzeit, vorzüglich die Pelasgischen Stämme zu verstehen haben. Wo wir immer auf den ausschließenden oder vorwaltenden Gebrauch

des Kupfers [11]) zu kriegerischen, häuslichen, gottesdienstlichen oder magischen Endzwecken und Werkzeugen stoßen, da ist dieses als eine Hinweisung zu betrachten auf die ältere Grundschichte der ersten Völkerstämme, bei denen mehrentheils noch ein dunkler, siderischer Naturdienst waltet, ohne eigentliche dichterische Mythologie, dessen Ernst und Strenge der in vollem poetischen Glanze strahlenden Heroenzeit voranging. Diese entfaltet sich für die hellenische Vorzeit vorzüglich in dem weitverbreiteten Heldenstamme der Aeoliden, und ist das vierte Weltalter des Hesiodos. Das fünfte eiserne bezeichnet den Uebergang von dem ganz entarteten heroischen Leben zu dem sich erst entwickelnden gesetzlichen Zustand der neuen republikanischen Sitten- und Lebenseinrichtung. Leicht konnte wohl einige Uebertreibung, im bittern Gefühl der nähern Gegenwart, wie sie herabgesunken war gegen die glänzende Heldenzeit, an welcher der epische Dichter mit seiner Liebe hing und in ihr daheim war, einfließen auf das Gemählde desselben, wie dieses in der hesiodischen Darstellung bemerklich ist; so wie die gleiche Vorliebe für den dichterischen Ruhmesglanz der Aeoliden und aller von dem Pelasgerfeinde Deukalion abstammenden Helden, auch die eherne Vorzeit der ältern pelasgischen Völker, viel strenger und dunkler in diesen Liedern hat auffassen lassen, als sie in der Wahrheit gewesen sein mochte.

Vergleichen wir nun mit diesem hesiodischen Gemählde der Weltalter, die Ansicht in den homerischen Gedichten; so bemerken wir die meiste Gleichheit mit derselben und eine ganz ähnliche Herabsetzung der Gegenwart, da wo der Sänger seine eigne Zeit eines schon mehr bürgerlich gestalteten Lebens der herrlichen Vergangenheit des Heldenalters entgegenstellt, wenn dieß auch minder schneidend und bitter geschieht als beim Hesiodos. Wo die homerischen Helden aber selbst die frühere Heroenzeit als die größere und bessere preisen, da sind doch nur die Väter und Ahnen desselben ruhmstrahlenden Aeolidenstammes [12])

[11]) In Ritters Vorhalle und Erdkunde sind vielfältige, vortreffliche Hinweisungen darüber enthalten. [12]) Zur Geschichte der Aeoliden enthält Ottfried Müllers Werk über die Minyer eine reichhaltige Grundlage.

gemeint, in dessen Kreise, mithin im dritten Weltalter des Hesiodos, alles dieses umschlossen und mit darin befaßt bleibt. Ueberhaupt aber ist die gleiche Neigung in den homerischen Gedichten wie in der hesiodischen Darstellung sichtbar, sich das Aeltere in der Zeit überhaupt als gottverwandter und riesenkräftiger vorzustellen. Von den frühern hesiodischen Weltaltern aber enthalten die homerischen Gedichte nur einzelne verlorne Spuren; wie von dem ersten goldnen, in der Erwähnung höchst gerechter, friedlich seliger Menschengeschlechter unter den Völkerstämmen des fernsten Nordens oder im äußersten Osten. Auf das zweite Weltalter sind zu beziehen die hie und da erwähnten hundertarmigen Riesen, und titanischen Frevler gegen die Götter, obwohl selbst den Göttern noch näher verwandt, als das spätere, schwächere Erdengeschlecht. Einiges vielleicht von solchen, der Gottheit noch näher verwandten Riesenstämmen und Heldennaturen und sehr vieles, was in dem ganzen homerischen Weltgemählde von Göttern oder Helden überhaupt mit Ungunst in den Hintergrund gestellt wird, ist auf das dritte pelasgische Weltalter in der hesiodischen Reihe zu deuten.

Geschichtlich genommen aber folgen in der hellenischen Heldensage, auf ähnliche Weise wie nach der dreifachen Eintheilung ihrer Göttermythologie, auf die alten pelasgischen Helden und ehernen Kriegerstämme, die noch ruhmlos die dunkle Urzeit erfüllen, und den alten Göttern entsprechen, die neuen Heroen der im jugendlichen Dichterglanze hellstrahlenden Aeolidenzeit, welche mit den neuen Göttern innigst verwebt sind. Die spätere Entartung des Heroengeschlechts, als Uebergangsstufe zu der republikanischen Zeit, hat Hesiodos wohl erfaßt und oft berührt. Im Allgemeinen stellt uns die Sage diese Entartung besonders in den Freveltaten und grauenvollen Schicksalen einiger fremden Herrscherstämme dar, die mit dem Geschlechte der Aeoliden nur entfernter verwandt waren, wie die Atriden und das Haus des Lajos. Andre wie Theseus bilden den Uebergang zur historischen Zeit als Ahnherren der späteren geschichtlichen Königsstämme. Vorzüglich aber bilden die Herakliden die letzte Epoche der Heldenzeit, wo alles schon einen andern mehr geschichtlichen oder geistig bedeutsamen Charakter an-

nimmt. Viele der ältern Aeoliden-Reiche und Heldenstämme treten nun in den Hintergrund zurück und finden durch den Herakles selbst als Wiederhersteller und Rächer der heroischen Gerechtigkeit ihren Untergang; dessen Leben überdem im sinnbildlichen Kreis seiner Heldenkämpfe aus der ganzen Heroensage dem geheimen Dienst der verborgenen Götter in den Mysterien am nächsten steht, und also die dritte und letzte Periode derselben bildet, da es hier in der mythischen Welt nicht auf eine streng chronologische Reihenfolge und Absonderung, sondern vorzüglich auf die das Ganze beseelende Idee ankömmt; wiewohl unstreitig auch in geschichtlicher Hinsicht die Herakliden den Uebergang aus dem Heldenalter in die historische Zeit bilden.

Die hesiodische Theogonie, welche die Anwendung jener historischen Poesie über die Zeitalter auf die Göttersage, obwohl in andrer Richtung enthält, und die althellenische Belebung aller sinnlichen und geistigen Dinge, mit einem unmäßigen Hange, alle gährenden Gedanken und vermischten Bilder gesetzlos dichtend zu übertreiben, vereinigt, stellt uns vor allem zum Anfang das Chaos auf, aus welchem sie die durch ihre gemeinsame Abstammung verwandten ewigen Naturen ursprünglich ableitet, und dieses Chaos ist auch der poetische Geist und Quell derselben; und ungeheuer, wie der Dichter dieser Zeugungsgeschichte und Kriegsgeschichte aller Götter, der alten und der neuen, jedes so gern nennt, sind auch die unzusammenhängenden Gestalten seiner wilden Einbildung. Die übermüthigen Kinder der Erde, von deren Schultern hundert furchtbare Arme sich aufheben, und fünfzig Häupter sich emporstrecken, angewachsen auf den kräftigen Gliedern; Typhoeus, der jüngste Sohn der Erde aus der Umarmung des Tartaros, der aus hundert Schlangenköpfen mit schwarzen Zungen leckt, aus den blitzenden Augen Flammen funkelt, und in allen den schrecklichen Häuptern Stimmen von mannichfaltigem unbeschreiblichem Klange tönt, bald den Göttern verständlich, bald wie eines brüllenden Stiers oder eines zornigen Löwen, bald wieder Hunden ähnlich,

bald aber brausend mit dem Wiederhalle der großen Gebirge; diese und ähnliche sind hier gar keine ungewöhnliche oder auffallende Erscheinungen. Daß ein Beherrscher der Götter seine Kinder, so wie sie aus der großen Mutter heiligen Schooß die Kniee erreichen, verschlingt, aus Furcht, es möchte ein andrer die königliche Würde unter den Göttern erlangen; daß der Gewaltige über seinen Frevel hohnlacht, ist hier gleichsam Sitte. Das einzelne Gemählde, worin sich die Natur des Ganzen am auffallendsten offenbart, ist jenes, wie die Nacht den großen Ehegemahl der Erde, den Himmel herbeiführt, wie er, brünstig von Liebe, die Erde umfängt, sich überall dehnend, und wie nun der hassende Sohn aus dem Hinterhalt, wo ihn die Mutter verbarg, beleidigt, daß der Alte die Kinder in ihre Tiefe verstieß, und ihnen das Licht nicht gönnte, sich seiner Uebelthat freuend, worüber sie innerlich seufzte, die ungeheuere, mit der linken Hand vorgreift, mit der rechten aber die ungeheuere Sichel fassend, die breite, zackichte, des Vaters Glied gewaltsam abmäht und rückwärts schleudert, wo denn aus den herabfallenden Blutstropfen sich im Schooße der empfangenden Erde die tapfern Erinnyen erzeugen, und die großen Giganten, glänzend gewaffnet. Eben darin, daß die nichts schonende noch scheuende doch ernste Wildheit der Dichtung, die auch das Gräßlichste nicht vermeidet, so voll gedacht und wie dem Tiefsten entquollen, so ganz und roh ausgeführt ist, liegt eine gewisse Größe; und in der hesiodischen Theogonie scheinen sich die Riesengestalten zuerst zu regen, die sich späterhin zu der furchtbaren Schönheit des alten Styls der tragischen Kunst ausbilden sollten.

Roh und übertrieben ist der Schild des Herakles auch, aber leer, flach und ohne Eigenthümliches, bis auf einige ekelhafte Bilder von den Kären und der Achlys [18]). Das ganze Gedicht, welches der Grammatiker Aristophanes nicht für hesiodisch hielt, ist nur ein Beispiel des dürftigen Ueberflusses in der epischen Darstellungsart, welche der Sänger nicht geschickter zu handhaben und zu lenken versteht, wie Phaethon den Sonnenwagen. Durch die-

[18]) v. 249 — 270.

ſes Epos, wenn man es ſo nennen darf, wo die rohen Stücke eine Hochzeit, die nachahmende Beſchreibung eines Schildes und ein Kampf ſo ganz grob wie aneinander genäht ſind, ohne alle Spur von einem Beſtreben, ſie zu einem Ganzen zu ründen und zu verarbeiten, ſcheint die merkwürdige Sage, Heſiodos ſei der erſte Rhapſode oder Liederflicker geweſen [14]), erſt ihren vollen Sinn zu erhalten.

Doch iſt der Schild des Herakles in der weſentlichſten Eigenſchaft der heſiodiſchen Theogonie ähnlich gebaut und gebildet. Er beginnt mit der ausführlichen Erzählung von der ſeltſamen Zeugung des Herakles, und eilt dann über alles andre weg zur Beſchreibung eines wilden Kampfes göttlicher und gottähnlicher Streiter. So zerfällt auch das größere Gedicht in Theogonie und Titanomachie; und da das eigenthümlichſte Merkmahl der ſpätern zweiten Maſſe der heſiodiſchen Poeſie, das Streben nach dem Ungeheuern, vorzüglich in Zeugungsgeſchichten und Kampfſchilderungen von Göttern, freieren und größeren Spielraum finden kann, als in denen der Helden; ſo dürfte man wohl Theogonie und Titanomachie als die beiden Geſtalten und Arten betrachten, zu denen das heſiodiſche Epos ſich neigt, und in die es ſich trennt, wie das homeriſche in Ariſteia und Noſtos.

So ſchnell verſchwand die homeriſche Harmonie; ſo war ſchon in der heſiodiſchen Periode die epiſche Kunſt nicht ſowohl geſungen als zerrüttet, und in Rückſicht auf den Styl ſeiner Poeſie verdient Heſiodos nicht einmahl den Nahmen des epiſchen Euripides. Denn der Gang der alten Poeſie war nicht, wie der unbelehrte Geiſt ſich die Geſchichte zu wünſchen pflegt, alles nach dem, was ihm gewöhnlich iſt und natürlich ſcheint, beurtheilend und erwartend, daß die Natur ſeinen Dichtungen entſprechen ſolle. So ward auch in ſpätern Zeiten die vollendete Schönheit der lyriſchen Kunſt durch die abſichtliche Ausſchweifung des Timotheos, Philoxenos, Kineſias und andrer Dithyrambendichter zerſtört. So zerrüttete Euripides die vollkommne Harmonie der ſophokleiſchen Tragödie. So ſanken die Athener überhaupt, nicht

[14]) Schol. ad Pind. Nem. II, 1.

bloß in dieſer oder jener Kunſtart, ſondern in ihrem ganzen Daſein, in allen Künſten, in Verfaſſung und Geſetzen, in häuslichen und öffentlichen Sitten und Handlungen und mit dem klarſten und ſchmerzlichſten Bewußtſein ihres Falls, von ſchöner Vollendung in Ueppigkeit, deren noch übrige Kraft auch bald gährend ermattete. Im Einzelnen ihrer Bildung wie im Ganzen führte die Gunſt der Natur die Hellenen auf jene Höhe der vollſtändigen Entwicklung, welche die Mitwelt nur beneiden und die Nachwelt nur bewundern konnte. Dann ergriff ſie aber der eherne Arm des unerbittlichen Schickſals, nachdem der Gipfel der Reife erreicht war, und zwang ſie, wieder abwärts zu gehen auf der vorgezeichneten Bahn, nach den ewigen Geſetzen eines großen Kreislaufs.

Von den heſiodiſchen Geſängen, welche ernſt lehren oder ungeheuer dichten, unterſcheiden ſich die homeridiſchen Hymnen und Volkslieder durch eine fröhlichere Farbe, klare Geſtaltung und den raſcheren Gang. Vorzüglich aber auch durch das ſchöne Maaß der Vorſtellungsweiſe und der Darſtellungsart; dem ſie immer treu bleiben, auch wenn Inhalt und Sage heſiodiſch oder gar myſtiſch iſt. Sie ſind menſchlicher, natürlicher, gebildeter, poetiſcher, epiſcher und homeriſcher. Während ſo mancher Umwandlungen der epiſchen Kunſt erhielt ſich in dieſer Maſſe von Sängern, welche durch ihre Beharrlichkeit bei der alten Weiſe, durch ihren hohen Urſprung und durch ihre ſtätige Fortſetzung vor allen den Nahmen einer Schule verdient, der ächte Geiſt und Laut der homeriſchen Poeſie noch am reinſten. Aber auch von den homeriſchen Geſängen unterſcheiden ſich die homeridiſchen eben ſo deutlich, wie von den heſiodiſchen; nicht bloß durch mindere Schönheit und Kraft, ſondern vorzüglich auch durch das Enge und Einſeitige der ganzen Darſtellungen.

Der homeridiſche Hymnos iſt freilich auch eine Ariſteia; nur mit dem Unterſchiede, daß der, deſſen Herrlichkeit hier erzählend beſungen wird, nicht ein Held, ſondern ein Gott iſt. Aber auch die Beſchränkung auf Einen iſt viel ausſchließlicher. Selbſt wo ſich die Darſtellung am meiſten ausbreitet, wird doch nur die Eigenthümlichkeit dieſes Einen entwickelt, meiſtens in bloß allgemeinen

Zügen entworfen, welche die erzählte Geschichte nur als ausführlicheres Beispiel begleitet und erläutern soll. Die Nebengestalten stehen bedeutungslos da, oder können sich doch in dem engen Raume nicht regen und zeigen, und dienen höchstens, die Hauptgestalt durch einen Gegensatz zu erhellen. Nicht zu erwähnen, daß sich überall unpoetische Nebenabsichten und oft örtliche Beziehungen offenbaren.

Ist es die eigentliche Bestimmung und Natur des homeridischen Hymnos, den besungenen Gott und sein vorgezogenes Land, seine Verehrer und Diener aufs herrlichste zu loben und zu preisen; so verdient der Hymnos auf den delischen Apollon vor allen den Kranz, dessen höheres Alterthum, ungeachtet er von der homerischen Poesie an Gestalt, Farbe und Art immer noch durch eine merkliche Kluft geschieden ist, durch ihn selbst offenbar, die Bestätigung, daß Thukydides sich auf ihn beruft, und ihn für ächt hält, kaum bedarf. Alles wird darin verherrlicht; die göttlichen Mutterfreuden und Mutterleiden der hehren Leto; die Furchtbarkeit des überall schön besungenen Apollon unter den Göttern und seine weitverbreitete Herrschaft auf der Erde; der verdiente Vorzug der lebend gedichteten und redend eingeführten Delos; die Jonier, die sich da mit ihren Kindern und ehrsamen Frauen versammeln, Kampfspiele im Tanzen und Singen zu halten; die delischen Frauen, die durch Gesang von alten Helden und Frauen der Vorzeit, nachdem sie zuvor den Apollon, die Leto und die Artemis besungen haben, alle Stämme der Menschen bezaubern, und die Stimme eines jeden aufs täuschendste nachzuahmen wissen; und der alte blinde Sänger von Chios selbst, den jene Frauen dem fragenden Fremden als den herrlichsten aller Dichter nennen sollen, wofür er ihren Ruhm so weit zu verbreiten gelobt, als er auf der Erde nach volkreichen Städten wandern wird.

Der zweite Hymnos auf den pythischen Apollon [15]) will nur den Ursprung heiliger Stiftungen, Gebäude, Nahmen und

[15]) Er schließt sich als der zweite Theil an den ersten von v. 179—usq. ad fin.

Gewohnheiten, deren Merkwürdigkeit ihn sogar zu Episoden veranlassen kann [16]), erzählend erklären. Auffallend ist es, wie die Behandlung, da doch nicht bloß dieser Zweck, sondern auch Inhalt und Sage, hesiodisch ist, dennoch so ganz homerisch bleibt, und sich nie, sogar bei der Erlegung des Drachen und der Geburt des Typhaon nicht, ins Ungeheure und Ausschweifende verliert.

Der reizende Hymnos auf die Aphrodite sucht den Stamm des Aeneas zu verherrlichen, warnt die Lieblinge der Göttinnen vor Uebermuth und Unvorsicht bei ihrem gefährlichen Glück, und lehrt gelegentlich, nicht eben an den schicklichsten Stellen, wie viele Arten der Nymphen es gebe, wie ihr Geschick sei und ihre Lebensart.

Dem Hymnos auf Demeter gibt die Mischung von heiligem Schwung und priesterlichem Ernst mit der homerischen Bedeutsamkeit, schön gemäßigten Haltung und frischen, leichten Sinnlichkeit, eine geheimnißvolle Anmuth, welche einer Dichtung vom Ursprunge der alten eleusinischen Mysterien wohl ansteht. Der ganze Hymnos ist beseelt vom Geiste der schönsten Mütterlichkeit. So behandelt ist die Sage von der Persephone, wie sie dem Hades zugesprochen wird, wie die weite Erde sich öffnet, und die junge Göttin eben in der Blüthe ihres spielenden Lebens raubt, wie das Suchen und Sorgen der göttlichen Mutter nichts fruchtet; wie sie schon nahe daran, den Armen der Nothwendigkeit zu entfliehen, durch einen Zufall von neuem gefesselt bleiben muß, und der Knoten zuletzt durch den Herrscherspruch entschieden wird, sie solle in ewigem Wechsel ihr Dasein zwischen der düstern Unterwelt und dem freundlichen Tageslichte theilen; selbst nichts anders als der göttlichste Ausdruck und verschönerte Wiederschein der allgemeinsten und unbegreiflichsten aller Umwandlungen, durch welche der dürre Keim aus dem unsichtbaren Schooße der mütterlichen Erde lebendig entsproßt. Und so ist auch der stumme, hohe Schmerz der göttlichen Mutter mit der Angst und dem Geschrei der sterblichen Mutter neben der gutmüthigen Geschäftigkeit und den er-

[16]) v. 231—237.

heiternden Scherzen der Jambe und ihrer Schwestern sehr schön entgegengesetzt.

Der geistvolle Muthwillen des neugebornen Gottes in dem eben so zarten als tiefen Hymnos auf Hermes, dem keckſten und eigenthümlichſten aller homeridiſchen Gesänge, das Lachen des Vater Zeus über die geſchickten Lügen des wunderbaren Kindes, und Apollons faſt begeiſtertes Bewundern ſeiner liſtigen Künſte, können an die geheiligten Ausſchweifungen der attiſchen Feſte des Dionyſos erinnern, wo eine anſcheinende Zügelloſigkeit gleichſam geſetzlich war. Auch hier ſchimmert das Gefühl durch, daß die erfinderiſche Kunſt, die ſich ſelbſt in dieſem Hymnos mit Freude und Lächeln in ihrem Innern zu beſpiegeln ſcheint, alles dürfe, und ihre hohe Würde und Heiligkeit dennoch nie verlieren könne; aber der Scherz iſt hier ohne jambiſchen Stachel, ohne myſtiſche Bedeutung und ohne dithyrambiſche Trunkenheit. Er iſt beſonnener, gleich der Begeiſterung des epiſchen Sängers, und die Schalkheit ſelbſt blickt wie mit kindlichen Augen offen und unſchuldig um ſich.

In beiden zuletzt erwähnten Hymnen offenbart ſich ein Hang, alles befriedigend aufzulöſen, voll zu ſchließen und das Gedicht dadurch zu einem Ganzen zu ründen.

Eben dieſer die homeridiſche Poeſie von der homeriſchen ebenfalls unterſcheidende Hang verführte einen der ungeſchickteren und geiſtloſen Homeriden, der Odyſſee das entſtellende Ende anzufügen, und darin ſogar den letzten Rhapſodien der Ilias eine Art von Hintergrund geben zu wollen.

Und außer dem Bedürfniß, durch einen herkömmlichen Anfang und in ſeiner Kürze mannichfach wechſelnden Vorgeſang, Geiſt und Ohr der Hörer erſt anzuregen und zum Genuß des längern Hauptgeſanges zu ſtimmen, konnte auch dieſer Hang, der Unbeſtimmtheit des Epos abzuhelfen und die Rhapſodie ſchärfer zu begränzen, dazu beitragen, daß ſich aus der frommen Meinung, man müſſe alles von den Göttern anfangen, die homeridiſche Künſtlerſitte bildete, kleine Hymnen zu epiſchen Vorreden zu gebrauchen, welche bald nur eine allgemeine Anrufung oder ein ſchmeichelndes Lob, bald auch eine beſtimmtere Bitte enthalten, oft

ſogar das Herkommen dieſer oder jener Gottheit kurz erzählen, den Segen, welchen ſie vorzüglich ihren Günſtlingen verleiht, verherrlichen, ihre Eigenthümlichkeit und Lebensart in wenigen bedeutenden Zügen mit Sinn und Geiſt darſtellen, wie in dem auf den Pan, oder auch durch ein einzelnes ausgeführtes Beiſpiel erläutern, wie in dem längern auf den Dionyſos.

Aber nicht bloß die Götterſage war Stoff für die Geſänge der Homeriden. Auch auf die Erſcheinungen, Eigenthümlichkeiten und Verhältniſſe des gemeinen bürgerlichen Lebens wandten ſie die Darſtellungsart des alten homeridiſchen Epos an; und eben dieſe abſichtliche und willkührliche Verſchiedenartigkeit des Inhalts und des Ausdrucks gibt mancher homeridiſchen Kleinigkeit, welche nichts enthält, als ein gelegentliches Wort, einen eignen Reiz und Laune, deſſen ſelbſt das luſtige kleine Bettlerbild, Eireſione, nicht ermangelt. Eben dahin geht auch die mehr kindiſche als kindliche Batrachomyomachie, und obgleich das Salz darin ſehr dünne geſtreut iſt, ſo enthält doch das Epüllion einige recht drollige Stellen, Züge und Einfälle: wie der ausgemahlte Uebermuth der Maus, welche den Krieg veranlaßt; die Klagen der Athene vor dem Vater der Götter, daß die Mäuſe ihr den Mantel gefreſſen, den ſie auf Borg gewebt, und nun komme der Schneider und fordre die Zinſen; und wie die Mäuſe, nachdem der flammende Donner des Kroniden, mit welchem er den großen Enkelados und der Giganten wilde Stämme getödtet, ſie nicht gehindert hat, plötzlich die Flucht ergreifen, da die vielnahmigen Krebſe anrücken und ſie in die Schwänze beißen.

Das ſchönſte, reichhaltigſte und älteſte homeridiſche Gedicht dieſer Gattung war wohl der Margites, worin der Held, welcher dem Werke den Nahmen gegeben, ſo bezeichnet ward:

> Nicht zum Gräber machten die Götter ihn, auch nicht zum Pflüger,
> Nicht zu etwas verſtändig, in jeglichem war er ein Stümper [17].

Ariſtophanes, Platon und Ariſtoteles offenbaren durch ihre bedeutenden Anführungen und Anſpielungen ihr Gefühl von dem

[17] *Arist. Nicom.* VI, 7.

hohen dichterischen Werth und Alter des Margites. Zeno erläuterte ihn wie die Ilias und Odyssee, und Kallimachos, der Sinn hatte für epischen Scherz und Witz, und selbst den des homeridischen Hymnos an Hermes in seinem an die Artemis für seine Kraft und sein Zeitalter nicht unglücklich nachgebildet hat, bewunderte und liebte den Margites ganz vorzüglich.

Aristoteles findet im Margites den frühesten Keim der komischen Kunst [18]). Mit mehr Recht als in der Odyssee; und in der homeridischen Poesie kann man eine leise Annäherung zu der systematischen Ganzheit der dramatischen Kunst und zu ihrer Trennung des Tragischen und Komischen, welche man in die homerische Poesie so gewaltsam hineingetragen hat, wenn man sie sucht, wohl finden, oder vielmehr ahnen. Doch wird die Verwandtschaft nicht viel weniger entfernt gewesen sein, als die des Hymnos auf den Hermes mit den alten attischen Satyren, und die des Hymnos an Demeter mit der Tragödie.

Der Verlust des Margites ist der erste in der Geschichte der hellenischen Poesie, dessen Größe man mit einiger Bestimmtheit schätzen kann. Dies zu versuchen, und den Andeutungen und Winken von den untergegangenen Werken der alten Kunst mit Andacht nachzugehen wie einer Gottheit Spur; das allein ist der Geschichte würdig, nicht aber, wie man es pflegt, über den unabänderlichen Verlust des Einzelnen träge und selbstgefällig zu klagen, während sie es gar nicht gewahr zu werden scheinen, daß auch die Werke, welche gerettet wurden, eigentlich verloren sind, indem der Sinn für sie im Ganzen verschwunden ist, und daß das gesammte Alterthum in diesem Verstande auf ewig untergegangen ist, und nur in dem Innern auserwählter Geister schwächer wieder aufleben kann.

---

[18]) Poet. 4.

Zehntes Kapitel.

Mittleres Epos.

Wenn man die homeriſche, die heſiodiſche, die ältere und mehr auf die Art der Darſtellung als auf die Folge der Zeit ſehend, auch die ſpätere homeridiſche Poeſie im Gegenſatz des neuen Epos der Alexandriner das alte Epos nennen darf; ſo läßt ſich die Poeſie der nachheſiodiſchen, genealogiſchen und cykliſchen Dichter, die der ſpäteren Claſſiker der epiſchen Dichtart, des Piſandros, Panyaſis und Antimachos, die der myſtiſchen Epiker und die Schule der in hexametriſchen Gedichten von der beſchreibenden Art lehrenden Phyſiologen vielleicht am ſchicklichſten unter dem Nahmen des mittleren Epos zuſammenfaſſen. Selbſt das myſtiſche und phyſiſche Epos hat wenigſtens das mit dem cykliſchen gemein, daß es, ſo wie dieſes den Uebergang zur Hiſtorie der joniſchen Mythographen bildet, ſo auch zwiſchen Poeſie und Philoſophie, der letzten näher, in der Mitte ſteht.

Jene unter dem Nahmen des epiſchen Kreiſes ſo berühmte Sammlung aus mehreren alten Dichtern ward nicht wegen der poetiſchen Schönheit, ſondern wegen der hiſtoriſchen Folge der darin erzählten Begebenheiten von der Umarmung des Himmels und der Erde bis zur Ermordung des Odyſſeus durch den Telegonos geſchätzt [19]); und diejenigen auch unter den cykliſchen mitgenannten Gedichte, welche ſich, wie das cypriſche Epos vom Staſinos oder Dikaeogenes [20]), die Aethiopis von Arktinos und die

[19]) P. 341. Elect. Phot. e Procl. Chrest. gramm. ad Calc. Apollon. de Syntaxi ed. Sylburg. [20]) Arist. Poet. cap. 16.

kleine Ilias von Lesches, an die homerische Ilias, deren Rhapsodien ihnen also mehr oder weniger bekannt gewesen sein müssen, im Zusammenhange der Geschichte und nach der Zeitfolge der Sage anschloßen, scheinen den ähnlichen Zweck gehabt zu haben, die Ilias historisch zu ergänzen und gleichsam cyklisch zu erweitern.

Schon Hesiodos ist freilich auch in der Heldensage nur genealogischer Sammler. Doch könnte vielleicht der selbst im hesiodischen Schilde des Herakles sichtbare, dem Geist der Theogonie folgende Hang zur Darstellung des wildesten Lebens in ungeheuern Kämpfen und kräftigen Zeugungen, ein Merkmahl sein, das hesiodische und das cyklische Epos zu sondern, welche, obwohl sie dem flüchtigeren Blick, bis alle Spuren und Bruchstücke vollständig gesammelt und geordnet werden, von gleicher Art zu sein und ohne Unterscheidung an einander zu hängen scheinen mögen, wohl eben so deutlich und klar getrennt sind, wie das homerische und homeridische Epos, und wie die erste und die zweite Masse der hesiodischen Periode der epischen Kunst. Nach dem Schilde, als dem längsten und wichtigsten Bruchstücke, zu urtheilen, bildet die heroische Poesie der hesiodischen Periode eine dritte und letzte Masse derselben, welche zwischen der Theogonie und dem cyklischen Epos in der Mitte steht, und den Uebergang macht. An Gelegenheit zu Zeugungsgeschichten jener Art konnte es den Eöen des Hesiodos so wenig fehlen, als an der zu heroischen Kampfschilderungen nach Art der Titanomachie.

Je mehr die Sänger dieser historischen Periode des cyklischen Epos auch in der Heldensage nur Genealogen waren, wie Asios [21]), je örtlicher ihr Inhalt, je näher der hellern Geschichte, oder je verwebter mit mährchenhafter Erdkunde späterer Zeit, wie die dem Aristeas beigelegten arimaspischen Gesänge; je mehr näherten sie sich den jonischen Mythographen, unter denen auch noch Herodotos ein Rhapsode in Prosa, seinen Gegenstand mit einer episodischen Fülle von Mythen cyklisch erweitert.

Doch darf man nicht denken, daß der in diesem Zeitalter überwiegende historische Geist und Zweck der epischen Poesie, ihren

[21]) Pausan. IV. 2.

dichterischen Werth und ihre künstlerische Ausbildung völlig verdrängt habe. Ein Epos dieser Art und dieses Zeitalters konnte ein Kenner für homerisch halten, und Pausanias nach der Ilias und Odyssee am meisten schätzen [22]). Pisandros aber, welcher der erste unter den alten Dichtkünstlern den Sohn des Zeus, den rüstigen Löwenbändiger, vollständig besungen, und die Arbeiten, die er durchkämpfte, beschrieben hatte [23]), verdiente und erhielt durch die Aufnahme unter die Classiker den Vorzug vor seinen Zeitgenossen. Es läßt sich begreifen, daß unter allen cyklischen Gesängen gerade ein biographisches Epos das wichtigste und würdigste Kunstwerk, und daß unter allen Lebensgeschichten von Helden, die des Herakles für die Poesie am günstigsten war. Aus der oft bedeutend vorkommenden Bemerkung, daß Pisandros zuerst den Herakles mit der Löwenhaut bekleidet, und mit der Keule bewaffnet dargestellt habe, darf man folgern, daß er die Heldenzeit und die Heldenwelt wilder und ungeheurer gedichtet habe. Der Geist des Zeitalters und der geringere Umfang des Gedichts dürften vermuthen lassen, Pisandros habe den Faden der Geschichte, ohne homerische Fülle von Episoden, streng verfolgt, der Held und dessen Leben sei der ganze Inhalt und Zweck seines Werks gewesen.

Panyasis, der zweite nachhesiodische Classiker der epischen Kunst, ward von einigen Kritikern gleich nach Homeros gestellt, von andern erst nach Hesiodos und Antimachos [24]). Bei ihm dürfen wir uns vielleicht nicht bloß mit Spuren und Vermuthungen begnügen. In der Sammlung der theokritischen und der dem Theokritos und andern Bukolikern beigelegten Gedichte, wo so manches ganz fremde steht, finden sich drei überraschend gleichartige Bruchstücke eines epischen Gedichts vom Herakles. Der erste untersuchende Blick lehrt, daß sie dem Theokritos, der sikelischen Schule,

---

[22]) Pausan. IX. 9. Dem Zusammenhange nach zu urtheilen, bezieht sich diese Stelle, in welche man die Thebais eben so überflüssig als hart hinein vermuthet hat, auf das unter dem Nahmen Epigonoi so berühmte alte Epos, welches für homerisch gehalten ward, und dessen Aechtheit Herodotos, der älteste Chorizont, nur bezweifelt. [23]) Theocr. Epigr. XIX. Brunck. Anal. I. 381. [24]) Suid. voc. Panyasis.

ja überhaupt dem kritischen Zeitalter durchaus nicht angehören können, sondern Theile einer ältern voralexandrinischen oder nachhesiodischen Herakleia sein müssen. Es kann fast nur die Frage sein, ob Pisandros oder Panyasis der Verfasser sei; denn die hohe Vortrefflichkeit der Bruchstücke deutet auf einen berühmten Urheber, und schon dadurch, daß sie erhalten sind, wird es wahrscheinlicher, daß sie von einem der Classiker herrühren mögen, welche so ungleich häufiger, ja in spätern Zeiten fast ausschließlich gelesen und abgeschrieben wurden. Es ist aber aus manchen Spuren [25]) ungleich wahrscheinlicher, daß es Panyasis sei. Der elegische Ueberfluß in den überströmenden und sich antwortenden Klagen der Mutter und Frau des Herakles zeigt, daß die epische Kunst in diesem Zeitalter von den Einflüssen der herrschenden lyrischen Poesie nicht frei blieb, und daß Panyasis, Vorgänger wie Stesichoros, nicht ohne Nachbildung nutzte. Nach diesen Bruchstücken zu urtheilen, war der Gang der Erzählung verflochten genug; die Gleichnisse sind gespart, die Darstellung ist reicher an jenen bedeutsamen Kleinigkeiten, welche zu dem Reiz der homerischen Poesie so viel beitragen, als die hesiodische. Doch ist die Darstellung oder Andeutung von Eigenthümlichkeiten, selbst des ausschließlich einzigen Helden, so wie alles andere, nur Nebensache: und das Herrschende, woran sich alles übrige anschließt, sind die genau und vollständig mit Liebe dargestellten Arbeiten des Helden. Das Schwere der Aufgabe ist darin eben so sehr hervorgehoben, als die Kraft des Ueberwinders. Selbst in den Jugendgeschichten des Herakles geht er über vieles flüchtig weg, nachdem er eine wunderbare That des Heldenkindes ganz umständlich erzählt hat, die in eben dem Geiste und Sinne gedacht und ausgebildet ist, wie ein Athlos der spätern, eigentlich sogenannten herkulischen Kämpfe von bestimmter Anzahl. Ein jeder solcher Athlos scheint eine Masse des Gedichts gebildet zu haben, wohin sich alles ungleich gewaltsamer und entschiedener zu einem Gipfel zusammendrängte, wie in der homerischen Aristeia

[25]) Z. B. Paus. IX. 11. werden Stesichoros und Panyasis als die Autoren der in einem der Bruchstücke erwähnten Sage, wie Herakles in der Raserei seine Kinder von der Megara ermordet habe, genannt.

Ein Held als der höchste und vortrefflichste vor den andern hervortritt. Die Naturen, welche Herakles bezwang, und die Gestalten der umgebenden Welt erscheinen roher und wilder als in den Thaten homerischer Heroen; aber selbst in der kräftigen, gedrängten aber genauen und ausführlichen Beschreibung des Kampfes mit dem Löwen ist auch nicht Eine Spur von Aehnlichkeit mit dem dürftigen Ueberflusse hesiodischer Schlachtstücke. Da die Bruchstücke der alten Herakleia eine innige Vorliebe für den Athlos verrathen, und da der dichterische Begriff davon und die künstlerische Behandlung bestimmt genug gewesen zu sein scheint; so dürfte es, bei der durchgängig verwebten und wechselseitigen Ausbildung der hellenischen Sage, Dichtung und Kunst, nicht zu kühn sein, wenn man vermuthen wollte, der Athlos sei nicht bloß eine Masse und ein Theil der Heldengeschichte, sondern zugleich auch eine besondere Gestalt und bestimmte Art des vielgestalteten und wandelbaren Epos der Hellenen gewesen, wie die homerische Aristeia oder die hesiodische Titanomachie; zu der ersteren am meisten sich hinneigend, die Verschiedenheit des dichterischen Styls, und die bestimmtere symbolische Bedeutung, die wir hier vermuthen dürfen, bei Seite gesetzt.

Antimachos, der späteste unter den epischen Classikern, ein Schüler des Panyasis und älterer Zeitgenosse des Platon verdrängte den zu seiner Zeit berühmten Choerilos, welcher die persischen Kriege besang, aus der Zahl der auserwählten Dichter, und die Kritiker stimmten meistens überein, ihm den zweiten Platz anzuweisen[26]). Wer ein gebildetes Ohr erhielt, sagt der Dichter Antipater [27]), wer eine ernste Rede vorzieht, und neue, von dem Haufen nicht betretene Wege liebt, müsse den rüstigen Vers des ausgearbeiteten Antimachos loben, welcher der Hoheit der alten Halbgötter würdig, und auf dem Amboß der Pierinnen geschmiedet sei. Wenn Homeros der König der Sänger, und Zeus erhabener sei als Enoslichthon; so sei Enoslichthon doch nach ihm der höchste der Götter. So sei auch der Bürger von Kolophon dem Homeros zwar untergeordnet, stehe aber an der Spitze der übrigen Sänger.

[26]) Quinct. X. 1. [27]) Brunck. Anal. II. 115.

Hadrianus [28]), welcher das Gelehrte, Dunkle und Schwere liebte, zog ihn sogar dem Homeros vor. Kraft und Würde, und eine nichts weniger als gemeine Art des Ausdrucks waren, nach dem Quinctilianus [29]), seine eigenthümlichen Vorzüge; Cicero [30]) nennt sein großes Werk ein gelehrtes Gedicht, und Proklos [31]) führt ihn als ein Beispiel des künstlichen und dem aus göttlicher Eingebung und Begeisterung entspringenden entgegengesetzten Erhabenen an, welches viele Mittel und Vorkehrungen brauche, einen großen Anlauf nehme, und sich meistens uneigentlicher Bilder bediene. Er war auch ein Gelehrter, Schüler des Stesimbrotos, und einer der ersten Kritiker der homerischen Poesie, und strebte, die Menge verachtend, nur nach dem Beifall der Kenner. Da einst alle Zuhörer, außer dem Platon, seine Vorlesung verließen, sagte er: „Ich will dennoch lesen, denn der einzige Platon gilt mir so viel, als alle diese Tausende [32])." Auf Anrathen des Platon behauptet auch Heraklides [33]), seine Gedichte zu Kolophon gesammelt zu haben. Dionysios [34]) nennt den Antimachos als Beispiel und Urbild der bis zur Härte erhabenen Wortstellung; und nach dem Plutarchos [35]) fehlte seiner Poesie, wie den Gemählden des Dionysios und den kriegerischen Thaten des Epaminondas und Agesilaos, jener Schein der Leichtigkeit, welcher die Gemählde des Nikomachos, die Verse des Homeros, und den Feldzug des Timoleon auszeichnete. Auch gab es Kritiker, welche weniger günstig von ihm urtheilten; wie der wegen seiner Bewunderung des Choerilos in einem sehr zweideutigen Epigramm [36]) vom Krates verspottete Euphorion; und Kallimachos [37]), welcher die lange, nach seiner geliebten Lyde benannte Elegie des Antimachos ein breites und nicht gebildetes Werk nannte. Der anerkannte Schwulst [38]) des Antimachos könnte die Vermuthung erregen, er sei in der Thebais, deren Inhalt ein Lieblingsgegenstand der Tragiker war,

---

[28]) Fragm. Antim. cur. Schellenb. p. 49. [29]) Quinct. X. 1. [30]) Brut. c. 51. [31]) Fragm. Antim. p. 44. [32]) Cic. loc. cit. [33]) Frag. p. 36. [34]) De comp. verb. p. 22. I. 45. [35]) Vit. Timol. p. 253. C. [36]) Anthol. ed. Jacobs. II. 3. [37]) Fragm. Antim. p. 37. [38]) Catull. XCV.

ſeinen Vorbildern über die Gränzen der epiſchen Dichtart gefolgt. Es fehle ihm an dem Hinreißenden und Anziehenden, ſagt Quinctilianus, auch an Anordnung, ja überhaupt an Schicklichkeit, ſo daß ſich hier recht klar zeige, wie ganz etwas andres es heiße, der nächſte oder der zweite zu ſein. Durch die Art der Anordnung übertraf ihn Panyaſis, der ihm aber im Ausdruck nachſtand [39]); und die oft erwähnte Weitläuftigkeit und Ausbreitung des Antimachos ſcheint dem in den Bruchſtücken der Herakleia ſichtbaren Hange, ſich in wenige, mehr hohe als weite Maſſen dicht und feſt zuſammenzudrängen, gerade entgegengeſetzt zu ſein.

Wenn gleich die drei ſpätern Claſſiker der epiſchen Kunſt ſich über die zum Sprichwort gewordene Gemeinheit [40]) der cykliſchen Poeſie erhoben, nicht bei dem Ungeheuern des heſiodiſchen Styls ſtehen blieben, ſondern ſich der Schönheit der homeriſchen Poeſie wieder zu nähern ſuchten; ſo zeigen doch alle Bruchſtücke Nachrichten und Spuren zur Genüge, in wie geringem Maaße ihnen dieſes gelungen ſein mag. Auch die Kindheit hat ihre Blüthe, welche der Mann, wenn die Zeit einmahl vorüber iſt, nicht wieder erkünſteln kann. Wenn gleich die Vermuthung, daß ſelbſt die Beſten unter dieſen Spätern, durch Aufnahme und Beimiſchung lyriſcher oder tragiſcher Beſtandtheile, die Reinheit der epiſchen Dichtart entſtellt und verunſtaltet haben, noch zweifelhaft ſcheinen könnte, ſo iſt doch die Wahl eines Stoffs aus der Zeitgeſchichte, wie die, wodurch Choerilos Beifall fand, und welche der urſprünglichen Natur des helleniſchen Epos, wie es von Anfang den mit Dichtung vermählten Sagen der Vorzeit geweiht geweſen, ſo ganz widerſpricht, ein eben ſo unzweideutiges Zeichen vom gänzlichen Verfall der epiſchen Kunſt, als Chaeremons Kentauros, eine aus allen metriſchen Weiſen äußerſt unſchicklich [41]) gemiſchte proſaiſche Rhapſodie [42]), oder der Mangel an heroiſcher Hoheit der dargeſtellten Menſchennaturen, welche im Kleophon nur gemein und den gewöhnlichen gleich, in der Delias des Nikochares aber noch unter

[39]) Quinct. loc. cit. [40]) Callim. Epigr. Brunck. Anal. I. 461.
[41]) Aristot. Rhet. III. 12. [42]) Poet. cap. 1. 24.

dem Maaß des wirklichen Lebens waren [43]). War die Behandlung eines niedrigen Stoffs in dem letzten Dichter auch absichtlich und zweckmäßig, indem sein Werk zu der parodischen Gattung der epischen Poesie gehörte, deren Vater Hegemon war [44]); so war doch die Ausbildung dieser Abart selbst kein günstiges Zeichen für den Zustand der Kunst. Denn wenn es nicht etwa zugleich didaktisch ist, wie die philosophischen Sillen des Skeptikers Timon, oder wie die Küchenlehre des Archestratos, welcher scherzweise ein Eßkünstler, ein Hesiodos oder Theognis der Schwelger genannt wird [45]); so bleibt das rein parodische Epos eine dürftige Spielerei, auf welche die Kunst nur, nachdem sie sich schon erschöpft und überlebt hatte, verfallen konnte, und wodurch sie nicht sowohl ihr Gebieth erweiterte, als ihre Eigenthümlichkeit verscherzte.

An die Denkart und Dichtart der hesiodischen Theogonie konnte sich leicht die mystische Poesie der Priester und Orphiker anschließen, in welcher die Lehre von der Würde und Heiligkeit des Lebens, und von der Einheit der in unendlich vielen Gestalten geheimnißvoll erscheinenden Urkraft, die alles zeuge und alles nähre, eben so sehr ausgebildet wurde, wie in der gnomischen Poesie, die von der Nothwendigkeit der Beschränkung und dem Werth einer weisen Mäßigung, welche mit jener zusammengenommen, die Grundlage der älteren, noch ganz kunstlosen hellenischen Philosophie bildet. Auch die in der hesiodischen Periode entstandene Lehre von den verschiedenen Zeitaltern scheinen die Anhänger und Verkündiger der Mysterien, auch hier Mittler der Poesie und der Philosophie, umgebildet zu haben [46]); und vielleicht waren sie es, welche die Sage oder Dichtung von einer gränzenlosen vollendeten Wildheit der ältesten Menschen erfanden [47]). Der Enthusiasmus in einigen der längern orphischen Bruchstücke [48]) aus mystischen Lehrgedichten, vereinigt dichterische Kraft und Kühnheit mit priesterlicher Salbung und Würde. Auch in den Hymnen äußert sich ein begeistertes Ahnen der Unendlichkeit der angebeteten Götter und der lebendi-

[43]) Ibid. cap. IV. [44]) ibid. [45]) Athen. III. 22. VII. 5. VII. 17. [46]) Orph. ed. Gesn. pag. 397. [47]) Ibid. p. 378. [48]) Vorzüglich das VI. der Gesn. Ausgabe.

gen Einheit der Natur, aber dargestellt wird dieses Gefühl eben so wenig, als die Beinahmen, welche durch ihre Menge alle Bedeutsamkeit verlieren, die besungene Gottheit und die Eigenthümlichkeit derselben lebendig vor die Einbildung stellen können. Die orphischen Argonautika scheinen die Absicht gehabt zu haben, eine ganze Reihe von Verfälschungen durch eine neue Verfälschung zu beglaubigen [49]), und zeigen, wie sich denken läßt, eine große Vorliebe für gottesdienstliche Gegenstände. Von dichterischem Geist und künstlerischem Werth aber sind sie so leer, daß alle Anstrengung vergeblich sein dürfte, irgend eine Eigenthümlichkeit, die poetisch wäre, an ihnen erforschen zu wollen. Welcher schönen Behandlung ein mystischer Stoff fähig sei, können außer dem homeridischen Hymnos auf Demeter auch der aus dem Hellenischen eigentlich übersetzte, nicht bloß nachgebildete Atys des Catullus, und so manche Stellen und Züge des Kallimachos, Apollonios und andrer alexandrinischer und römischer Dichter, beweisen, welche das Mystische, wegen seines Scheins von Alterthümlichkeit und als Gelegenheit, ihr Wissen zu zeigen, oder aus Hang zum Seltsamen und ganz Alterthümlichen, was die schon erschlafften Gemüther von neuem reizen kann, oft auch wohl mit echter frommer Begeisterung vorzüglich liebten, oder doch wenigstens als einen Bestandtheil in ihr, aus allen Arten und Gestalten des alten, gemischten Epos aufnahmen. An dichterischer Schönheit, meint Pausanias [50]), dürften die orphischen Hymnen wohl die zweite Stelle nach dem homerischen erhalten; und nach einer Stelle des Plutarchos [51]) waren die Weissagungen des Bakis und der Sybille nicht ohne poetisches Verdienst. In diesen und ähnlichen Gesängen, wie in den metrischen Antworten der Orakel, konnte sich der prophetische Styl für den künftigen Gebrauch des lehrenden Epos vorläufig entwickeln.

Die ersten systematischen Werke der didaktischen Poesie der Hellenen waren die Gedichte der Physiologen, vorzüglich die großen von der Natur aller Dinge. Das auch für die Geschichte der

---

[49]) Cfr. v. 9—46. [50]) Libr. IX. cap. 30. [51]) De fem. virt. pag. 433. ed. Steph.

Poeſie merkwürdige Epos dieſer Schule erreichte durch Empedokles, welcher nach Theophraſtos ein Nachahmer des Parmenides, nach Hermippos aber des Xenophanes war [52]), die höchſte Blüthe ſeiner Ausbildung. Maaß und Ausdruck ihrer Geſänge war epiſch, und beſonders Empedokles war, wie Ariſtoteles urtheilte, homeriſch in ſeiner kraftvollen Bilderſprache [53]). Daher wurden ſie auch von allen ungelehrten Hellenen [54]), ja ſelbſt von Kritikern [55]), zu den epiſchen Dichtern gezählt. In Geſängen pflegten die Pythagoräer [56]) ihre geheimeren Lehren zu überliefern; und Thales [57]), welcher jedoch nach der Meinung einiger Alten keine Schrift hinterlaſſen hat, trug nach andern ſeine Wiſſenſchaft in Gedichten vor. Xenophanes, der älteſte Vielſchreiber [58]), Freigeiſt [59]) und gelehrte Streiter [60]) unter den helleniſchen Philoſophen, verfaßte epiſche und elegiſche Werke didaktiſchen Inhalts, auch jambiſche gegen Homeros und Heſiodos. Auch Parmenides, ein Schüler, aber nicht Nachfolger des Xenophanes [61]), philoſophirte in Gedichten, welche ſich durch Eurhythmie eben nicht auszeichneten [62]), und verfaßte ein Epos von der Natur der Dinge. Sie waren ſchlechtere Dichter [63]) als Empedokles, der höchſte Stolz und die ſchönſte Zierde, der an großen Erzeugniſſen ſo reichen Sikelia [64]). Dieſer vereinigte die Naturwiſſenſchaft des Anaxagoras mit der Würde des pythagoriſchen Lebens [65]). Den hinreißenden Schwung, die Hoheit ſeines ſtrömenden Geſanges findet Cicero der Größe ſeines Stoffs angemeſſen [66]). „Laut verkündigen ſeine Lieder die herrlichen Erfindungen ſeines göttlichen Geiſtes, ſo daß er kaum von ſterblichem Geblüt erzeugt zu ſein ſcheint;“ ſagt mit feurigem

[52]) Diog. Laert. VIII. 2. 1. [53]) Ibid. VIII. 2. 3. [54]) Arist. Poet. I. IX. [55]) Dionys. de comp. pag. 22. C. ed. Sylb. [56]) Cic. Tusc. IV. 2. [57]) Diog. I. 1. 2. Plut. περι του μη χρεμμ. p. 716. Steph. Die Aechtheit der dem Thales zugeſchriebenen Aſtrologie war zweifelhaft. [58]) Diog. Prooem. XI. [59]) Cic. de div. I. 3. Er war der einzige unter den ältern Philoſophen, welcher ohne die Götter zu läugnen, die Divination ganz wegräumte. [60]) Er ſtritt gegen Thales, Pythagoras und Epimenides. [61]) Diog. IX. 3. 1. [62]) Plut. p. 77. De aud. poet. ed. Steph. [63]) Cic. Academ. IV. 23. [64]) Lucr. I. 717—738. [65]) Diog. VIII. 2. 1. [66]) Academ. IV. 23.

Ausdruck sein würdiger Schüler, der erhabene Lucretius. Die Vortrefflichkeit der Nachbildung kann uns lehren, wie viel wir am Urbilde verloren haben, und das Werk des Römers muß die Züge, welche sich aus den Bruchstücken, Nachrichten und Urtheilen der Alten ergeben, zu einem vollständigen Bilde vom Epos der alten hellenischen Physiologen, besonders des Empedokles, ergänzen. Es war des Lucretius Absicht, die Philosophie des Epikuros, dessen höckrige und zerbrochene Schreibart, wie die der römischen Epikuräer, eines Rabirius und Amafanius [87]), viele abschrecken mochte, mit dem Zauber und der Anmuth der Poesie zu schmücken [88]); und sollte er nicht gestrebt haben, sich die Schönheiten eines allgemein bewunderten Vorgängers, welchen er selbst so hinreißend preiset, mit Freiheit anzueignen? Zwar konnte auch Ennius als Lehrdichter [89]) sein Vorbild sein. Lucretius hat eine eigne und einheimische Majestät; seine bewunderungswürdige Darstellung von der Unmöglichkeit, die rastlose Begier zu sättigen, ist im Stoff und Geist ächt römisch; und die kräftige Sprache und der fröhliche Witz in seinem Gemählde von den Verirrungen der Liebe, hat etwas von dem rauhen Styl der alten, noch nicht durch die Feile der hellenischen Kunst umgebildeten und verfeinerten Satyre. Es konnte demungeachtet die Gestalt und Eigenthümlichkeit seines Werks mit dem des Empedokles im Ganzen übereinstimmend sein; und der auffallende Umstand, daß Lucretius die Sittenlehre, über welche die Philosophie des Epikuros sich so weitläuftig verbreitete, nur in schönen Episoden beiläufig berührt, scheint dafür zu sprechen, daß er seinem Vorbilde mit Ehrfurcht folgte, und sich die Gränzen seiner durch vortreffliche Künstler des Alterthums nun einmahl festgestellten und gesetzlich bestimmten Dichtart zu übertreten scheute. Die Einfachheit, leichte Beweglichkeit und bedeutsame Umständlichkeit des homerischen Ausdrucks mochte Empedokles haben, auch wie Lucretius, die homerische Sitte, lange Stellen wörtlich zu wiederholen, eher lieben als verschmähen; nur von der gleichgültig scheinenden Ruhe und reinen

[87]) Cic. Academ. I. 1. Tusc. IV. 3. [88]) I. 920—950. [89]) Lucret. I. 118.

Aeußerlichkeit der homerischen Darstellung darf man auch keine Spur in seinen leidenschaftlichen Gedichten erwarten. Seine Klagen über die engen Schranken des menschlichen Verstandes gränzten an Wuth [70]); seine Wortstellung war von der bis zur Härte erhabenen Art [71]); und wie das Epos des Lucretius mochte wohl auch das seinige von der Begeisterung eines würdigen Hohenpriesters der Natur durchgängig beseelt sein. Wie der Enthusiasmus der mystischen Poesie durch die Physiologen noch erhöht und von einem größeren Geiste belebt ward; so geschah es wohl auch mit der Allegorie, welche nicht selten in ihren Dichtungen die zartesten Geheimnisse der denkenden und ahnenden Vernunft in sinnreiche Bilder hüllte. Doch war Poesie und Philosophie in ihren Werken eher vermischt als verschmolzen; im Lucretius steht das Dunkelste und Trockenste, was der Verstand denken und die Wissenschaft lehren kann, dicht neben den kühnsten Ergießungen leidenschaftlicher Begeisterung. Man kann sie wohl nicht ganz aus dem Gebiethe der Kunstgeschichte verbannen, obgleich, wie Aristoteles [72]) gegen ein allgemeines Vorurtheil der Hellenen richtig bemerkt, das Maaß allein den Empedokles nicht zum Dichter macht; denn wenn man das Werk des Herodotos auch in Verse brächte, so würde es dennoch eine Historie und nicht Poesie sein [73]). Die Dichtung war diesen Stiftern der didaktischen Poesie nur Mittel, Stoff und Werkzeug der Mittheilung; sie entlehnten nach Plutarchos [74]) Maaß und Ausdruck von der Poesie nur wie einen Wagen, um nicht zu Fuße einherschleichen zu dürfen. Ihr Zweck war Wissenschaft und Wahrheit; ganz unähnlich den alexandrinischen Dichtkünstlern, welche nur, um auch den trockensten und sprödesten Stoff durch ihre feine und zierliche Behandlung zu besiegen und zu bilden, wissenschaftliche Gegenstände dichterisch darstellten; oft ohne gründliche Einsicht, wie Nikander die Landwirthschaft, und Aratos die Sternkunde [75]).

Unter den mannichfachen Gestalten, in welchen das alte Epos

---

[70]) Cic. Acad. IV. 5. [71]) Dion. de comp. p. 22. ed. Sylb. [72]) Poet. 1. [73]) Poet. cap. IX. [74]) De aud. poet. pag. 27. 28 ed. Steph. [75]) Cic. de Orat. I. 16.

der Hellenen, verſchieden und doch dasſelbe, erſcheint, iſt die zuletzt dargeſtellte Gattung nicht die unwürdigſte. Die Angemeſſenheit der epiſchen Dichtart für die lehrende Poeſie und die Verwandtſchaft beider wird noch einleuchtender durch die Betrachtung, daß nur im Epos ein Syſtem dargeſtellter Wiſſenſchaft möglich ſei, und daß einige Theile und Arten des Epos erſt im philoſophiſchen Gedicht ihre ganze Beſtimmung zu erreichen, ihren vollen Sinn zu erhalten ſcheinen. So gelangt die Epiſode erſt hier zu einem ſelbſtſtändigen Daſein, da im homeriſchen Epos eigentlich alles oder nichts Epiſode iſt, und der kürzere einleitende Hymnos, welcher in der beſten heroiſchen Poeſie weniger bedeutend oder doch einzeln zu ſein pflegt, kann hier durch eine große Behandlung zu dem wichtigſten und glänzendſten Theile der Schönheit des Ganzen werden; der Eingang des Lucretius iſt eines ſolchen Tempels der Natur und der Muſen wohl würdig.

Der Geiſt und die Eigenthümlichkeit dieſer älteſten Kunſtart der Poeſie, des ehrwürdigen Epos, iſt ſo unerſchöpflich reich und nimmt ſo mannichfache Geſtalten an auf den verſchiedenen Stufen ihrer dichteriſchen Bildung, und nach der verſchiedenen Richtung der künſtleriſchen Abſicht, daß jede Unterſuchung über dieſen Gegenſtand mit dem Gefühle endigen muß:

Wenn das Haupt nicht erreichen ſich läßt an Göttergebilden,
Wird der geweihte Kranz ihnen zu Füßen gelegt.

II.

Bruchstücke

zur

Geschichte der lyrischen Dichtkunst.

1.

Jonischer Styl der lyrischen Kunst.

Harmonie ist nicht bloß die äußere Blüthe der hellenischen Bildung, sondern ihre innerste Natur. Die schönen Glieder des großen Gewächses sind entschieden gesondert; aber als verwandte Theile Eines vollendeten Ganzen stehen sie in der innigsten Berührung, sie athmen und wachsen mit einander, und sind beseelt von einem gemeinschaftlichen Lebenshauch. Jede Schwingung ist überall fühlbar, und jede Regung, jede Veränderung, jede Umgestaltung ist, mehr oder weniger, allgemein. Natürlich mußte daher jene große politische Veränderung, durch welche an die Stelle der nach väterlichem Herkommen herrschenden Fürsten eine genauere Gesetzgebung trat, die Gewohnheit der Erbfolge den Wahlen der versammelten Bürger wich, das Königthum aus den hellenischen Staaten plötzlich verschwand, und mit bemerkenswerther Uebereinstimmung die republikanische Freiheit fast überall zur gleichen Epoche aufblühte, eine ähnliche, eben so wichtige Umwälzung in der Kunst zur Begleiterin haben. Schon die äußern Folgen dieser Veränderung für die Poesie waren unübersehlich, und ihr Wirkungskreis wurde durchaus neu, da Freiheit und Liebe, Ruhm und Geselligkeit sie mehr in die schönere Gegenwart lockte und verwebte, wo die Leidenschaft nun erhabner glühte, die Eigenthümlichkeit sich selbstständiger bestimmte, und die Freude gebildeter spielte; da die Weisen und Mächtigen unter den Blüthen der Kunst in edler Muße lebten, da Poesie die Gesetze überlieferte, die Feste verherrlichte und die Seele der öffentlichen Erziehung war. Mit der äußern Lage verwandelte sich selbst das Innere der Poesie, in welcher nun auch

wie im Leben, Eigenthümlichkeit und Leidenschaft herrschend wurden, wie der Geist der Gesetzlichkeit und der Geselligkeit. Die Zeit der jugendlichen Begeisterung war für die hellenische Poesie gekommen; es brauchte nur einen warmen Sonnenblick, um die schwellende Knospe zur vollen Blume zu entfalten, und es war nicht die Wirkung des Zufalls, sondern eine natürliche und nothwendige Stufe ihrer innern Entwicklung, nachdem sie, während ihrer Kindheit, die frische Kraft ganz nach außen gerichtet, sich im dargestellten Stoff gleichsam verloren hatte, nun auch in sich selbst zurückzukehren, sich selbst zu beschränken und liebevoll zu betrachten, und die darstellende Natur selbst zum Gegenstande der Darstellung zu machen. Wie die Entstehung der hellenischen Republiken, so war auch der Ursprung der lyrischen Kunst eine Revolution, aber eine lange im Stillen vorbereitete und ohne gewaltsamen Kampf vollendete; beide sind mit allen sie begleitenden Erscheinungen so innig in einander verwebt, daß man im Einzelnen oft zweifeln kann, was Ursache und was Folge sei. Dieß darf um so weniger befremden, da beide doch nur zwei verschiedene Seiten und Aeußerungen einer und derselben großen Umgestaltung waren, deren eigentliche Natur darin bestand, daß die hellenische Bildung, welche zuvor mehr einer allgemeinen und einfachen Masse glich, nun anfing, sich aufs schärfste zu trennen, alle Gränzen gesetzlich zu bestimmen, und die Eigenthümlichkeit durch Selbstbeschränkung zu bestätigen und zu verdoppeln. Dieses Streben erscheint überall als der Geist und das Gesetz eines Zeitalters, von dessen Werken und von dessen Geschichte der Nachwelt nicht viel mehr geblieben ist, als Bruchstücke von Bruchstücken, verlorne Winke zu fernen Spuren, und abgebrochene Worte aus dunkeln Räthseln. Wie sich die innern und äußern Verhältnisse der Staaten ordneten, entwickelte sich auch die Gesetzgebung des Rhythmus nach allen seinen entgegengesetzten und beigeordneten Richtungen und Weisen; und wie sich die Völker vereinigten und sonderten, so theilte sich nun auch die Poesie in scharf begränzte und gesetzlich bestimmte Arten, die nicht mehr in einander verschmelzen und überfließen. Aber es war nur, damit das Gleichartige sich desto fester vereinigen könnte, daß *das Ungleichartige* sich so sehr als möglich zu trennen strebte, und

die Gattungen der Bildung, deren Arten und Theile sich immer von neuem zu spalten suchten, standen selbst in der innigsten Gemeinschaft. Die Kunst und das Leben griffen überall in einander ein, Poesie und Musik waren unzertrennliche Gefährten, und Harmonie, die allgemeine Eigenschaft der gesammten hellenischen Bildung, offenbart sich hier sichtbarer, ist vorzugsweise das Eigenthum dieses Zeitalters, in welchem die Musik und Gymnastik blühte, Freundschaft und Liebe sich in den größesten Handlungen auf das wunderbarste äußerten, wie das Auszeichnende des in diesem Zeitalter herrschenden dorischen Stamms, welcher jene Harmonie und die hellenische Eigenthümlichkeit überhaupt bis zur Seltsamkeit trieb.

In Vergleichung mit der heroischen und mythischen Beschaffenheit des alten Epos könnte man die lyrische Kunst der Hellenen, welche mit Kallinos und Archilochos zur Zeit begann, da die epische Kunst lange vollkommen ausgebildet, ja schon wieder in Mißbildung versunken war, und im Pindaros, bei weitem dem Ersten aller Lyriker nach dem Urtheile der Alten, den Gipfel ihrer Vollendung erreichte, als die Tragödie noch auf der frühesten Stufe ihrer Entwicklung stand, eine republikanische und musikalische Poesie nennen, deren Stoff so neu und verschieden von der vorhergehenden epischen war, als ihr Zweck und ihre Gestalt. Selten nur mischte schon Archilochos alte Sagen, welche des Epos erster Quell waren, und sein einziger Inhalt blieben, wie zur Würze in seine Gedichte.

Die alte jonische Elegie athmet die tapfre Begeisterung der kriegerischen Bürgertugend,

Und mit Gesängen spornte Tyrtaeus männliche Seelen
An zu des Mavors Kampf.

In ernsten Rhythmen wurden die Gesetze freier Staaten gesungen, überliefert und erhalten. Eine Sitte, die so allgemein war, daß Aristoteles die Ursache, warum eine Gattung der gottesdienstlichen Festgesänge der Hellenen Nomoi genannt wurde, darin zu finden glaubt [19]). So war es wohl mit den spartanischen Satzungen, da

[19]) *Probl. XIX. 28.*

der kretische Thaletas, ein Gesetzgeber und melischer Dichter, welchem viele Gebräuche und vaterländische Gedichte in den männlichsten Rhythmen beigelegt wurden [77]), als Lehrer und Gehülfe des Lykurgos genannt wird. So auch die ältern jonischen Gesetze, da noch Solon die seinigen zuerst rhythmisch abfassen wollte. Die von Gesetzgebern gestifteten oder ausgebildeten und durch öffentliche Richter geordneten Bürgerfeste, welche das Volk inniger verbanden, waren Veranlassung, Inhalt und Kampfplatz chorischer Lieder. Nicht bloß mit dem Schwerte, auch mit Gesängen führte Alkaeos den Bürgerkrieg, die Tyrannen, wie er sie nannte, verfolgend, und in diesem Theile seines Werks, wie Quinctilianus [78]) meint, würdig, mit einem goldenen Plectrum beschenkt zu werden; doch selbst nicht rein von Neuerungen dieser Art [79]), das Haupt der Verbannten gegen den großen Pittakos, dessen Gesetzgebung neben der des Solon genannt werden durfte [80]). Stesichoros suchte seine Mitbürger gegen den Tyrannen Phalaris zu reizen [81]). „Ich, der einzelne, fürs Gemeinsame berufen," sagt Pindaros [82]), und drängt in diese wenigen Worte den ganzen Geist seiner öffentlichen Gesänge, welche sich überall auf den Ruhm und das Heil der Staaten beziehen, die Edeln und Großen auf eine edle und große Art verherrlichen, und sie oft leise mit Würde zum Bessern lenken. Man dürfte die Poesie des Pindaros in dieser Rücksicht eine aristokratische nennen; auch liebte er die Ruhe so sehr, daß er die Thebaner in ihrem Entschlusse, am medischen Kriege keinen Antheil zu nehmen, bestätigte [83]). Fast jede große Begebenheit seiner Zeit gab dem Simonides Stoff zu einem Gedicht. Die politische Denkart in den Bruchstücken des Bakchylides scheint der pindarischen zu ähneln, und seine Verbannung ist ein Beweis seiner bürgerlichen Thätigkeit. Selbst die gnomische Elegie ist ungleich politischer und gesellschaftlicher in ihren Beziehungen und Lehren als das gnomische Epos des Hesiodos. Der Dithyrambos vollends

---

[77]) Strab. libr. X. pag. 737. B. 738. C. [78]) X. I. [79]) Strab. XIV. p. 917. C. cfr. p. 895. [80]) Dion. Halic. Ant. Rom. lib. II. p. 293. ed. Reiske. [81]) Arist. Rhet. II. 20. [82]) Olymp. XIII. 69. [83]) Polyb. IV. 31.

konnte als Urbild vollkommener Freiheit nur für ein demokratisches Volk seinen vollen Sinn haben.

Auch genossen die Dichter öffentliche Ehre, und lyrische Poesie und Musik war ein Gegenstand strenger Gesetze bei den Spartanern, Argeiern [84]), Mantineern und Pellenern [85]). Tyrtaeos, Terpander und Alkman waren zu Sparta Gastfreunde des gemeinen Wesens; und die Sagen, daß einige derselben auf den Rath der Götter herbeigeholt, daß bürgerliche Uneinigkeit durch sie vernichtet und besänftigt sei, beweisen wenigstens für das nahe Verhältniß des Staats und der Musik und lyrischen Poesie, wie die Verbannung der Gedichte des Archilochos und die spätere Einschränkung des Timotheos. Nicht bloß in Republiken, auch bei Fürsten und groß gesinnten Tyrannen waren die Sänger dieser Zeit und dieser Art hoch geehrte Gastfreunde. Arion fand Schutz beim Periander, Ibykos und Anakreon lebten beim Polykrates, von dessen Erwähnung die Gedichte des letzten voll waren [86]), Simonides war der Günstling vieler Großen und Herrscher, und der sikelische Hieron lebte in der Blüthe der Musik [87]), unter den Spielen seiner geliebten Kunstfreunde. Es waren Männer von Ansehen, nicht so genügsam und mit leichten Vorzügen befriedigt, wie die homerischen Sänger, oder der hausväterliche ländliche Hesiodos. Wenn sie singen und loben sollten, mußte mit gewaltigem Lohn das Gold in den Händen erscheinen [88]); die Zeit, da die Muse noch nicht gewinnsüchtig arbeitete, da die süßen Gesänge noch nicht verkauft wurden, ist dem Pindaros [89]) schon eine längst verschwundene alte Zeit; Simonides [90]) wußte das Verhältniß der köstlichsten Waare mit dem Preise zu messen, und ihm ähneln, bedeutet beim Aristophanes [91]) sprüchwörtlich so viel, als in künstlerische Habsucht verfallen.

Es sind bedeutende Sagen, daß dem Hesiodos der Zutritt zu dem pythischen Wettspiele versagt sei, weil er den Gesang nicht mit der Kithara zu begleiten wußte [92]); und daß Terpander die

---

[84]) Plut. de mus. p. 2097. ed. Steph. [85]) p. 2093. ibid. [86]) Strab. ib. XIV. p. 845. C. [87]) Pind. Olymp. I. 22. seq. [88]) ἀγάνορι μισθῷ χρυσὸς ἐν χερσὶν φανείς. [89]) Pind. Isthm. II. init. [90]) Arist. Rhet. III. 2. [91]) Eq. 697. [92]) Pausan. X. 7.

Melodie zu den homerischen Rhapsodien gesetzt habe. So schwer es auch sein mag, die eigentliche Beschaffenheit der mit dem Entstehen der lyrischen Kunst gleichzeitigen und verknüpften großen Veränderung in dem Verhältnisse der Musik und der Poesie genau zu bestimmen; so ist doch klar, daß erst jetzt die Musik eigentlich Kunst ward, und durch ihren Mitausdruck den der begleiteten Poesie verstärkte, da das Spiel auf der Kithara für den epischen Sänger der ältern, besonders der homerischen Zeit vielleicht nur zur Vorbereitung und zur Ausfüllung der Zwischenräume und Lücken der singenden Rede dienen mochte. Selbst der Gottesdienst und die Schlachten im Homeros sind ohne Musik. Nicht so im lyrischen Zeitalter, von dem es zuerst gilt, was Cicero sagt: „Vor Alters wären dieselben Musiker und Poeten gewesen," und Simonides, Pindaros und andre der Art werden beim Philodemos [93]) unter die Musiker im engsten, die beiden Schwesterkünste scharf trennenden Sinne des Worts gezählt. Musik begleitete die gymnastischen Feste, und der Aulos war, nach Pindaros Ausdruck, der Verkündiger und der Geselle der spielenden Kämpfe, die der geheiligte Stoff und ernste Zweck der würdigsten lyrischen Kunstwerke waren. Die Mitwirkung der Musik war bedeutend, ihr Antheil an dem gemeinschaftlichen Ganzen sehr groß. „Auch wohl ein Gedicht des Krexos, obgleich es sehr künstlich sei, erscheine würdiger mit musikalischer Begleitung, und die zu Ephesos und von den Chören in Lakedaemon gesungenen Hymnen würden, wenn man ihnen diese nähme, durchaus keine ähnliche Wirkung mehr hervorbringen können" [94]). Doch läßt sich freilich von diesen kunstlosen Gesängen des Alterthums nicht auf die lyrische Kunst der Hellenen schließen, deren Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von der untergeordneten Musik alle noch vorhandenen Denkmahle, die ganzen Werke sowohl als die Bruchstücke und Trümmer, laut und klar beweisen. Wenn Plato es, oft nicht ohne Spott als bekannt voraussetzt, wie unvortheilhaft vom Rhythmus entkleidete und in Prosa aufgelöst'te Gedichte erschienen; so ist dieß eben da, wo er die ungünstigste Seite ins Licht setzen will,

[93]) *p. 117. cfr. p. 111.* [94]) Philod. p. 43. 47.

und dann ging ja durch diese Behandlung mit der musikalischen Begleitung auch die feinere Nebenausbildung im Ausdruck und in der Wortstellung verloren. Die wenigen verständlichen Winke, welche sich über die älteste Ausbildung der Tonkunst finden, machen es glaublich, daß sie auch im Ganzen dem Gange und den Umgestaltungen der Poesie folgte. Es waren alte Poeten, welche die Sage als Stifter der zweiten Verfassung oder Grundordnung der Musik, und dessen, was dazu gehört, in Sparta nennt [*]). Mit und durch die lyrische Kunst der Hellenen endlich entstand und bildete sich eine so vollständige Mannichfaltigkeit von Rhythmen, daß der dramatischen Kunst nichts übrig blieb, als die verschiedenen Arten zu einem gegliederten Ganzen zu verbinden, und in den Gesetzen und der Beschaffenheit des Einzelnen weniges zu ändern. Schon darum verdient die jambische, elegische, melische, chorische und dithyrambische Poesie der Hellenen den Nahmen der musikalischen, und schon dieses äußere Merkmahl würde erlauben, sie unter dem Nahmen der lyrischen Kunst zusammenzufassen und als eine Gattung zu betrachten, wenn auch nicht wesentlichere innere Aehnlichkeiten und gemeinsame Eigenschaften und Verschiedenheiten dazu berechtigten. Wenn das Eigenthümliche der Musik darin besteht, die tiefsten Gefühle auszuhauchen, einer schönen Seele eine schöne Stimme zu geben, und um alle Leidenschaften zu spielen; so ist die lyrische Poesie der Hellenen nicht bloß in ihren äußern Verhältnissen musikalisch, sondern in ihrer innern Natur selbst; so ist sie nicht bloß befreundet mit der Musik, sondern selbst nichts anders als eine poetische Musik. Wem treten bei dieser Betrachtung nicht die Wuth des Archilos, die Zärtlichkeit des Mimnermos, die Gluth der Sappho und des lieberasenden Ibykos vor das Auge des Geistes? Nicht das Alterthum, die Helden und deren Thaten waren Stoff ihres Gesanges, sondern die Schönheit der Jünglinge, die Blüthe des Genußes, der Gipfel der Sehnsucht und jedes lebendigste Gefühl des Augenblicks: denn sie bezeichneten nicht das Unsterbliche mit sterblichen Worten, sondern das

[*]) Plut. de mus. p. 2077. fin. ed. Steph.

Vergängliche verewigten ſie durch einen Ausdruck, der überall und immer edel und reizend erſcheinen muß. Nicht bloß die Gedichte des Anakreon waren voll von dem Haar des Smerdis, den Augen des Kleobulos und der Blüthe des Bathyllos. Auch ſolche choriſche Dichter, welche wie Steſichoros, nach dem Ausdrucke des Quinctilianus, die Laſten des epiſchen Geſanges mit der Lyra trugen, und das Melos durch heroiſchen Stoff reicher und würdiger machten, beſangen die Liebe wie Alkman; und Pindaros ſelbſt, an Vollendung ein doriſcher Sophokles, an Würde ein Pythagoras der Poeſie, lächelt, wie der freundliche Chiron über den liebenden Apollo, mit milder Hoheit, wenn er die Freuden der Geſelligkeit betrachtet, den Genuß der Liebe darſtellt, oder die weichen Gaben der Aphrodite preiſet.

Wie ganz verſchieden iſt dieſes Beziehungsvolle, dieſes Gegenwärtige und Wirkliche, dieſe Leidenſchaftlichkeit und Innerlichkeit der lyriſchen Poeſie der Hellenen von der beziehungsloſen und ruhigen Aeußerlichkeit des alten Epos, beſonders des homeriſchen! Man möchte beide Gattungen durch alle Merkmahle entgegengeſetzt finden; und wenn es die Alten im Epos für das Höchſte hielten, daß man den Dichter gar nicht gewahr werde, ſo iſt es im helleniſchen Melos ohne Zweifel der Gipfel der Ausbildung und der Gipfel der Schönheit, wenn der geſellige Geiſt des Dichters ſich ſelbſt anſchaut, und er ſich im Spiegel ſeines Innern mit frohem Erſtaunen und edler Freude zu betrachten ſcheint.

Aber nicht bloß in dem, was in allen Stufen und Arten der Bildung bleibend und allgemein iſt, weicht die epiſche und die lyriſche Gattung der helleniſchen Poeſie ſo ſehr von einander ab, ſondern auch in der Weiſe, wie ſich beide in Unterarten theilen. Die epiſche Gattung neigt ſich bald zu dieſer, bald zu jener Geſtalt; aber ihre Arten, wenn man es ſo nennen darf, ſind nicht ſo ſcharf getrennt, wie die Arten der lyriſchen Kunſt, welche ſich ſchon durch die äußeren Merkmahle des Rhythmus und der beſtimmten Geſtaltung unterſcheiden, die Verſchiedenartigkeit des Stoffs, der Sprache und der äußern Beziehung und Veranlaſſung nicht zu erwähnen. Bei der Eintheilung der lyriſchen Gattung *mag man aber* nun, wie die Alten, auf die rhythmiſche Form

ſehen, welche die Dichter zwar nicht eben mit wiſſenſchaftlicher Berechnung, aber doch mit Sinn und Urtheil, der Natur des Ganzen gemäß wählten, oder auf die verſchiedenen Stufen der künſtleriſchen Ausbildung, oder auf den nationalen Charakter der Gedichte ſehen; ſo iſt der Erfolg ganz derſelbe, und alle dieſe Eintheilungen fallen in Eins zuſammen. Denn bei einem jeden der vier großen Volksſtämme, welche in der ſchönſten Zeit der helleniſchen Bildung zu einer gemeinſamen, bleibenden, ſelbſtſtändigen und gebildeten Eigenthümlichkeit gelangten, blühte und reifte eine der ſtufenweiſe auf einander folgenden Hauptgattungen der lyriſchen Kunſt; bei den Joniern die rhythmiſche, bei den Aeoliern die meliſche, bei den Doriern die choriſche, bei den Athenern die dithyrambiſche; und die Natur der Dichtart entſpricht der Eigenheit des Volks, bei dem ſie einheimiſch war, eben ſo ſehr wie dem Zuſtande der lyriſchen Kunſt überhaupt, und dem Maaße von Bildung, welches die Gattung hatte, da die Art ihre Vollendung erreichte. Wenn es die Denkmahle ſelbſt, und alles, was noch übrig iſt vom lyriſchen Alterthum, nicht verkündigten, wie ſehr auch die Poeſie dieſes Zeitalters in Geſtalt, Bewegung und Farbe dem Charakter der Nationen entſprach, welcher ſich eben ſo in der Baukunſt, Bildnerei und Mahlerei unterſchied; ſo würde es doch ſchon die Vermuthung über allen Zweifel heben können, daß es in einer Gattung der Kunſt, die ſo ganz geeignet iſt, die Zuſtände und die Eigenthümlichkeit des Einzelnen wie einer gemeinſamen Maſſe auszudrücken, einen joniſchen, aeoliſchen, doriſchen und attiſchen Styl werde gegeben haben, wie es einen ſolchen in der Muſik, in der gebildeten Sprache der Dichter, in Sagen, Lebensart Gebräuchen, Sitten, Verfaſſung, Geſetzgebung, Erziehung gab, bis auf den Götterdienſt und die Kleidung, ja zum Theil in der Proſa und ſelbſt in der Philoſophie. Ganz beſtimmt nur vier verſchiedene Style der lyriſchen Kunſt ſetzen, wie vier verſchiedene nationale Arten der ſittlichen und geſellſchaftlichen Bildung der Hellenen, heißt den Zeugniſſen und Winken der Alten folgen; und es iſt um ſo weniger zu beſorgen, daß man ſich dadurch beſchränken und die Anſicht der unerſchöpflichen Fülle der bildenden Natur in merkwürdigen Eigenthümlichkeiten verengen

werde, da dieſe eben in der lyriſchen Poeſie ohnehin ſo ſichtbar iſt, daß man ſie nie verlieren kann, und ſo leicht zu bemerken, daß man nicht lange dabei verweilen darf. Auch wird durch jene Annahme keineswegs etwa geläugnet, daß die lokriſchen Lieder zum Beiſpiel, welche Klearchos **) ganz ſo ſchön wie die ſapphiſchen und anakreontiſchen Gedichte fand, ſehr national ſein mochten; denn gewiß hatten auch dieſe köſtlichen Blüthen der natürlichen Poeſie die Farbe des mütterlichen Bodens. Aber, wie nicht jedes leidenſchaftliche oder geſellſchaftliche Gelegenheitsgedicht ohne beſtimmte, geſetzliche und allgemeine Eigenthümlichkeit und ohne die innigſte Uebereinſtimmung und Aehnlichkeit aller gleichmäßig geſtalteten Theile mit der Natur des Ganzen bis auf die einzelnen Bilder, Beiſpiele und Gedanken, ein lyriſches Kunſtwerk genannt werden darf; ſo hat auch nicht jede Nation einen Styl oder künſtleriſchen Charakter im ſtrengeren, höheren Sinne des Worts. Dazu gelangt ein Volk nur durch eine gewiſſe glückliche Uebereinſtimmung der ſittlichen und geiſtigen Anlage und äußern Umgebung, und durch Gleichartigkeit der urſprünglichen Beſtandtheile beim Anfange der eigentlichen Bildung, wenn das gemeine Weſen zur Selbſtſtändigkeit fähig geworden iſt; durch unbeſchränkte Freiheit im Entwickeln und Beſtimmen ſeiner ſelbſt, und durch heftigen Kampf mit einem Volke von entgegengeſetzter Art; durch Geſellſchaftlichkeit und Gemeinſamkeit alles Einzelnen, durch Verbündung und Verbrüderung der freien Staaten, durch Grundſätze endlich, welche die zufällige Eigenthümlichkeit zum nothwendigen Geſetze frei erheben, ſie durch öffentliche Erziehung auf künftige Geſchlechter fortzupflanzen und zu verewigen, oder auch über verwandte oder nachbarliche Völkerſchaften zu verbreiten ſuchen; durch Streben nach Allgemeinheit und Vollſtändigkeit der Ausbildung mit weltbürgerlichem Sinn, und ohne eine umbildende Annahme des Fremden zu verſchmähen. Je urſprünglich entſchiedener, je ausgearbeiteter und gebildeter die Natur eines Volks iſt, deſto leichter und ſicherer laſſen ſich die äußerſten Umriſſe an dem klaren und beſtimmten Bilde ſeiner Eigenthümlichkeit feſtſetzen und angeben. Doch bleibt auch in dem all-

**) *Athen.* XIV. p. 639.

gemeinſten Charakter etwas Unauflösliches, was ſich durch keinen Begriff erſchöpfen läßt, und was jener bei rohen Völkern ſo häufigen erblichen Sonderbarkeit gleicht oder ähnelt, welche aus reinem Zufall entſtanden zu ſein, und nur aus Eigenſinn fortzudauern ſcheint. Bei urſprünglichen und ſelbſtſtändigen aber gebildeten Nationen iſt dieſes ſchlechthin Eigenthümliche mit dem Allgemeinen überall innigſt verwebt und verſchmolzen. Den Sinn dafür muß man mitbringen; und wenn Ennius ſchon drei Seelen zu haben glaubte, weil er helleniſch, römiſch und oſkiſch reden konnte, ſo wird der Alterthumsforſcher der Poeſie noch weit mehr eine gewiſſe Mehrheit geiſtiger Sinne und Seelen in ſich vereinigen, und für die verſchiedenſten Richtungen der menſchlichen Natur und Kunſt gleich empfänglich ſein müſſen. Mit Hülfe dieſes Gefühls, wenn es durch ſtete Uebung geſchärft wird, kann die Unterſuchung vielleicht das Gewebe von Sagen, Meinungen und Andeutungen entwirren, ſich bis zum Wahrſcheinlichen und endlich bis zur Einſicht erheben. Der Uneingeweihte ahnet wenig von allen dem, was einer, der zum Beiſpiel des joniſchen Styls nicht mehr ganz unkundig iſt, bei den Kunſturtheilen der alten Kritiker von der ſüßen, klaren und reinen Schreibart des Kteſias oder Hekataeos, des Demokritos oder anderer joniſcher Philoſophen, bei einigen Stellen und Nachrichten vom Herakleitos, bei den Sagen vom Archilochos, bei einigen Worten vom erſten Styl der joniſchen Muſik und Baukunſt, oder gar bei Betrachtung der älteſten Denkmahle der elegiſchen Kunſt und der früheren Geſchichte Athens wahrnimmt und ordnend denkt. Vielleicht kann die Kunſt, welche das Leben der Menſchheit aufzeichnet und nachbildet, in den feinern Theilen ihrer geiſtigen Gemählde auch das Eigenthümlichſte und Zarteſte eines nationalen Charakters, dem ſie bis in das Dunkel ſeiner Erzeugung und bis in alle Zweige ſeines Wachsthums nachgeforſcht hat, einigermaaßen ausdrücken und wiedergeben. Bei dem allgemeinen Umriſſe und vorläufigem Begriffe vom joniſchen, aeoliſchen, doriſchen und attiſchen Styl und Charakter kommt es aber nur darauf an, ohne Anſprüche auf eine geſchichtliche Vollſtändigkeit und Darſtellung, den Standort und Geſichtspunkt der ganzen Frage richtig zu beſtimmen, den beſondern

Antheil jeder dieſer Nationen an der geſammten Bildung der Hellenen anzugeben, beſonders aber Vorurtheile und Irrthümer wegzuräumen. Unter dieſen verdient der Glaube oder die Einbildung, daß alle Dorier vom Doros und alle Jonier vom Jon abſtammten, billig die erſte Stelle. Nach der Analogie zu urtheilen, dürften dieſe und andre ähnliche etymologiſche Sagen wohl nichts mehr ſein, als Erfindungen genealogiſcher Dichter in der cykliſchen Periode der epiſchen Poeſie. Freilich ſprechen ſie auch ſo für das Daſein deſſen, was ſie erklären wollten, für die verhältnißmäßig frühe Abſonderung der Maſſen und Entſtehung der verſchiedenen Arten des helleniſchen Charakters. Allerdings legten die alten Hellenen einen ſehr großen Werth auf die Herkunft. Dieß äußert ſich auch in ihrem Hange, ſich für unbedingt urſprünglich zu halten. Der Glaube an die gemeinſchaftliche Abſtammung hat oft großen Einfluß bei ihnen gehabt; vorzüglich wenn Verwandtſchaft der Sitten und Gleichartigkeit der Verfaſſung, die Völker einander näherte, wenn kleinere benachbarte Staaten ſich in gemeinſamen Verſammlungen verbrüderten, oder wenn ein gemeinſchaftlicher Zweck und Sinn ſie auch aus der Ferne, im Gegenſatz mit andern Völkerbündniſſen, die für Stämme gehalten wurden, an einander kettete. Jene Sagen konnten leicht ſchon früh Eingang und Anſehen finden, wie der Umſtand anzudeuten ſcheint, daß die vier ältern Abtheilungen oder Stämme des attiſchen Volks vor Kliſthenes nach den vier Söhnen des Jon benannt waren [*]), wenn dieſe nicht etwa Nahmen und Daſein den Stämmen verdanken. Das Weſen der verſchiedenen Hauptarten des helleniſchen Charakters in die Verſchiedenheit der Abſtammung zu ſetzen, iſt um ſo unſtatthafter, da nicht bloß die Gelehrten unter den Alten bei der Eintheilung in Hellenen und Barbaren mehr auf den gegenwärtigen Zuſtand der Sitten als auf den Urſprung des Geſchlechts ſahen, und das Eigenthümliche der Hellenen, wie Ariſtoteles [**]) in der Mitte, die er überall liebt, oder wie beim Strabo [***]) in dem Uebergewicht des Geſetzlichen und Ge-

[*]) *Herod. Terps.* 66. [**]) Polit. VII. 7. [***]) Libr. I. in.

ſelligen, der Vernunft und der Bildung fanden, ſondern auch die Achäer am Pontos, welche, obgleich ganz vom reinſten helleniſchen Stamm, doch alle Barbaren an Wildheit übertrafen [100]), allgemein nicht mit zu den Hellenen gezählt wurden. In dem ganzen Kleinaſien, ſagt Plinius [1]) in dieſem Sinne, behaupte man, würden nur drei Völker mit Recht helleniſch genannt, das doriſche, joniſche, aeoliſche; die übrigen ſeien barbariſch. Auch der Begriff der Mittheilung und Verbreitung des nationalen Charakters iſt den Alten ſehr geläufig; unter den Bewohnern des Peloponneſos, meint Herodotos [2]), ſchienen die einzigen Kynurier Jonier zu ſein, wären aber von den Argeiern, welche ſie beherrſchten, und durch die Länge der Zeit, doriſirt worden; und Strabo [3]), nachdem er von der Miſchung des doriſchen und aeoliſchen Stammes und den mannichfachen Mundarten im Peloponneſos geredet, ſagt: alle ſchienen zu doriſiren, wegen des Uebergewichts, das dieſes Volk erhalten habe. Obgleich die älteſten Athener Jonier waren, und ihre Mundart joniſch [4]) und Herodotos es gar zum Kennzeichen der ächten Jonier macht, von Athen abzuſtammen und die Apaturien zu feiern [5]); ſo kam doch eine Zeit, wo ſie ſelbſt dieſen Nahmen flohen, und nicht mehr Jonier heißen wollten [6]). Dem Charakter nach können ſie es auch nicht ſeit Themiſtokles; und früher ſchon äußert ſich manches, was mehr als joniſch iſt. Aber auch die reine Abſtammung der drei urſprünglichen Nationen iſt eine grundloſe Vermuthung. Daß die Bewohner der zwölf Städte, die ſich zum panioniſchen Feſte nach Samos verſammelten, mehr Jonier wären als die übrigen, oder von edlerer Abkunft, ſagt Herodotos [7]), ſei eine große Thorheit zu behaupten; „da kein geringer Theil von ihnen Abanter aus Euboea ſeien, die ſelbſt mit dem Nahmen Jonias nichts zu ſchaffen haben; da Minyer aus Orchomenos unter ſie gemiſcht geweſen, Kadmeier und Dryoper, Phokäer und Molosſer, auch Pelasger aus Arkadia, Dorier aus Epidauros, und viele andre

---

[100]) Dionys. Ant. rom. I, p. 233. ed. Reiske. [1]) Lib. VI, 2. [2]) Uran. 73. [3]) Lib. VII. pag. 513 C.—514. D. [4]) Herod. Vita. [5]) Clio 147. [6]) ibid. 143. [7]) Clio. 146.

Völker; und da selbst die unter ihnen, welche vom Prytaneion der Athener auszogen, und sich für die ächtesten Jonier hielten, keine Frauen in die Kolonie mitnahmen, sondern karische hatten, deren Eltern sie umgebracht."

Wie unauslöschlich aber der Charakter dauerte, wenn sich einmahl ein solches Gemisch von wandernden und einheimischen Stämmen, ähnlichen aber nicht gleichen Ursprungs, zu einer Nation oder gar zu einem System von Republiken gebildet hatte; wie wenig die weiteste Entfernung eine einmahl anerkannte und bestätigte Verwandtschaft der Völker und der Staaten auflösen konnte; davon gibt vorzüglich die Gesetzgebung merkwürdige Beispiele. Aus der Mitte des Peloponnesos ward der Arkadier Demonax berufen, um die Verfassung von Kyrene zu verändern und zu verbessern [8]). Das waren Dorier, könnte man denken, die sich durch Anhänglichkeit an das Alte und Gemeinsame auszeichnen; aber von den Joniern finden sich eben so auffallende Züge. Androdamas aus der chalkidischen Pflanzstadt Rhegion war Gesetzgeber der Chalkider in Thrakien [9]); die Gesetze, welche Charondas den chalkidischen Staaten in Italien verfaßte, zu singen, war zu Athen eine gewöhnliche Unterhaltung bei Gastmahlen [10]); vielleicht waren auch die Gesetze des Solon wiederum bei den jonischen Hellenen Italiens im Umlauf, und wurden bei diesen von den Römern gefunden und benutzt; und noch Strabo [11]) nennt die Gesetze Massiliens, welches die fliehenden Phokäer stifteten, jonische. Nach diesen Thatsachen darf es vielleicht nicht übertrieben scheinen, wenn Aristoteles [12]) die Vermischung der Achäer vom aeolischen und der Troizener vom dorischen Stamme in Sybaris als ein gefährliches Beispiel anführt, und darin die erste Ursache von dem Untergange dieses Freistaats sucht.

Zu welcher Nation ein Gedicht zu ordnen sei, in welchem Styl ein Künstler gedichtet habe, das muß weniger nach der Heimath und Abkunft des Dichters als nach dem Charakter des Werks beurtheilt werden. Allerdings konnte der Glaube des Pin-

[8]) Herod. Melpom. 161. [9]) Arist. Polit. II. 13. [10]) Athen. XIV. p. 619. [11]) Lib. III, p. 271. B. [12]) Polit. V. 3.

baros, daß er von Sparta abſtamme [13]), ſeine Vorliebe für alles Doriſche verdoppeln. Aber Alkman ſelbſt, der Stifter der doriſchen Poeſie, war nur ein eingebürgerter Fremdling. Der Rheginer Ibykos und der ceiſche Simonides dichteten im doriſchen Dialekt; und obgleich die Poeſie des erſten fern von doriſcher Ruhe und Würde geweſen ſein mag, und der letzte ein Künſtler von ſehr allgemeiner Ausbildung war, den man nicht auf einen Styl beſchränken darf, wenn man nicht den lebendigen Charakter der verſchiedenen Bildungsarten in ein todtes Fachwerk verwandeln will, welches alles erſchöpfen und keine Ausnahme dulden ſoll; ſo mußte doch, bei helleniſcher Harmonie des Innern und Aeußern, die Wahl des Dialekts, der oft auf ähnliche Wahl des Rhythmus ſchließen läßt, und das ſinnlichſte und doch ziemlich ſichere äußere Kennzeichen bleibt, auf das Ganze einen ſehr großen Einfluß haben. Der joniſche, aeoliſche, doriſche und atiſche Dialekt war aber keineswegs eine bloß örtliche Verſchiedenheit der Sprache und Ausſprache, deren rohe Unbeſtimmtheit ſelbſt die Bezeichnung zu fliehen pflegt. Wie der Charakter der vier gebildeten helleniſchen Nationen allen übrigen Handlungen und Werken derſelben ſein Gepräge aufdrückte, ſo hatte eine jede derſelben auch ihren eigenthümlichen grammatiſchen Styl, welcher beſonders in der Bildung und Ausbildung der Worte, weniger in den Worten ſelbſt und in der Stellung der Worte abwich, und allerdings durch Veredlung der Mundart und Auswahl des Allgemeinſten, des Eigenthümlichſten und des Bedeutſamſten aus derſelben entſtanden, oder vielmehr von den Dichtern und Autoren gemacht worden iſt, ſelbſt aber um ſo weniger mit der Mundart verwechſelt werden darf, da die Jonier zum Beiſpiel zwar nur Einen Dialekt, aber in den zwölf Staaten allein vier verſchiedene Mundarten hatten [14]).

Wenn man alles das wegdenkt, was nur von einzelnen Perioden des joniſchen Charakters gilt, ſo ſcheinen die Züge, welche die Alten als ſeine unterſcheidenden angeben, bloß die erſten und einfachſten Beſtandtheile des helleniſchen Charakters überhaupt zu

[13]) *Pyth. V, 96. seq.* [14]) **Herod. Clio. 142.**

sein; regsame Empfänglichkeit und kunstsinnige Geschicklichkeit [13]). Aber eben dieses Uebergewicht der bloßen Elemente ohne weitere Steigerung oder höhere organische Gestaltung derselben könnte hinreichen, eine sehr entschiedene und bestimmte Eigenthümlichkeit zu bezeichnen, und es ist in der That fast in allen Werken und Handlungen der Jonier sichtbar. Sich in Pflanzstädte zu verbreiten und Keime der politischen Bildung auszustreuen, war der Gipfel ihrer Staatskunst. Ihre Kraft strebte nicht sowohl sich zusammenzudrängen, als sich zu erweitern, bis zur Leerheit und Oberflächlichkeit. Die Empfindungsweise und lyrische Poesie der Jonier treibt alles bis zu einem Aeußersten, ohne es doch schön zu vollenden; sie ist rascher als ausdauernd, und leidenschaftlich ohne Tiefe. Außer der innern Gleichartigkeit der Bildungsbestandtheile scheinen ihre Werke, in denen alles einzeln und durchsichtig ist, keine andre Einheit zu kennen, als die der Anhäufung. Selbst die jonische Philosophie, welche den klugen Kunstsinn und die fließende Veränderlichkeit dieses Nationalcharakters auf die Natur zu übertragen liebte, sammelte nur einzelnes, oder trennte das gesammelte in seine natürlichen Bestandtheile.

[13]) Dionys. de comp. pag. 39. 46. 66. ed. Sylb. 4.

2.

Vorarbeiten zur Geschichte der verschiedenen Schulen und Epochen der lyrischen Dichtkunst bei den Hellenen. 1795 *).

1. Zur Geschichte und Charakteristik der jonischen Schule.

Durch die Rückkehr der Herakliden wurden mehrere hellenische Völkerschaften aus aeolischem, jonischem und dorischem Stamm vom festen Lande verdrängt, flüchteten übers Meer, ließen sich auf den Inseln und an der Küste von Kleinasien nieder, wo sie drei Koloniengruppen oder Stammvereine und Staatenbünde nach jenen dreifachen hellenischen Völkernahmen stifteten. Die Jonier, welche früher im Peloponnes an dem nördlichen Uferlande, Aegialus wohnten, zogen nach der Rückkehr der Herakliden, aus ihrem alten Wohnsitz durch die Achäer verdrängt, von dort nach Attika, und bald unter den Söhnen des Kodrus weiter nach Asien, wo sie sich an der Küste und auf den Inseln ansiedelten, unter dem schönsten Himmel, in einem Lande, das an mannichfaltigen Erzeugnissen reich, zum Handel wie zur Schifffahrt ungemein günstig gelegen war. Das attische Volk, welches selbst vor Alters pelasgisch war, und erst später zur hellenischen Sitte und Sprache überging [10]), wurde

*) Indem hier zur Ergänzung des unvollendet gebliebenen Werks, aus den damahls für die Fortsetzung desselben entworfenen Vorarbeiten, das Vorzüglichste und Wesentlichste mitgetheilt wird, ist hie und da auch manches Neue gegenwärtig angefügt worden, was der Leser leicht bemerken und unterscheiden wird. [10]) Herod. Clio. cap. 57. Urania. cap. 44.

als das eigentliche Stammland der Jonier betrachtet, welche ebenfalls früher jenen Nahmen trugen [17]), wie auch die Inselbewohner von Ursprung ein pelasgischer Stamm waren, und erst später den jonischen Nahmen erhielten [18]).

Die jonischen Städte an der asiatischen Küste und auf den Inseln waren nicht ohne einigen Zusammenhang, wie ihre gemeinschaftliche Zusammenkünfte im Panjonium andeuten; es war ein Staatenbund, wie etwa der Verein der Amphiktyonen oder auch der Lateinerbund. In Denkart und Gebräuchen, in Sage, Sitten und Sprache hatten sie viel Gemeinschaftliches, welche Eigenthümlichkeit des Charakters sich aus ihrer ganzen Lage erklärt. Als Besiegte und Flüchtlinge waren sie nicht stolz und übermüthig, sondern suchten Schutz und Freundschaft im Verkehr mit fremden und mächtigeren Völkern. Sie mußten thätig und gewandt sein, um sich selbst zu helfen und erst ein Dasein zu gründen. Die Kräfte, welche das Bedürfniß zuerst in ihnen entwickelte, wucherten dann unter einem üppigen Himmel zum Ueberfluß; sie waren nicht ohne Künste und Bildung hingekommen an die Küste von Asien, wo die Bildung mancher Völker schon in Weichlichkeit ausgeartet war. In dieser glücklichen Mischung von begünstigter Lage und zwingendem Bedürfniß, betriebsam von Natur und mit erfinderischem Geiste begabt, blühte bald Gewerbe, Handel und Kunstfleiß bei ihnen, eine rege Thätigkeit aller Art. Sie waren vorzüglich geneigt und fähig, die Ideen und Sitten fremder Völker anzunehmen; und während sie dem pelasgischen Ursprung näher geblieben waren, unterschieden sie sich durch diese Hinneigung zur asiatischen Sitte vorzüglich von dem aeolischen und dorischen Stamm in denen der hellenische Geist sich am reinsten und strenger abgesondert darstellt und entwickelt hat. Eine vielseitige rege Empfänglichkeit und künstlerischer Sinn; die rastlose Beweglichkeit und Thätigkeit im Leben, eine reizende Fülle im Dichten und helle Klarheit im Denken bilden die Grundzüge der Eigenthümlichkeit des jonischen Geistes. Diesem günstigen Zusammenfluß geistiger

[17]) Polyhymn. cap. 94. [18]) ibid. cap. 95.

Vorzüge verdanken wir die letzte vollendete Blüthe der epischen Poesie in der Homeriden-Schule von Chios, die Anfänge der lyrischen Dichtkunst, der alten Historie und der jonischen Philosophie. Die Bevölkerung des jonischen Stamms verbreitete sich in unzähligen Anpflanzungen auf Inseln und Küsten, bis in die fernsten Gegenden des schwarzen und des mittelländischen Meeres, die von Milet, Chalkis und Phokäa ausgingen. Aber eben dadurch zerstreute sich ihre Kraft; Tapferkeit in der Landschlacht war nie ihr Vorzug, sie waren Schiffer und Handelsleute, Küsten- und Städtebewohner ohne tiefer begründete, höher emporstrebende kriegerische Bildung. Sie hatten noch nicht einen so ungleichen Kampf zu bestehen vermocht, wie jenen, aus welchem späterhin die attische Größe hervorging. Frühe schon unterlag ihre Verfassung und Freiheit der Uebermacht benachbarter Völker, und ihre bürgerliche Entwicklung und sittliche Bildung ward in dem Augenblicke ihres üppigsten Wachsthums unterbrochen und in Stillstand versetzt, so daß fortan auf den höhern Stufen hellenischer Geistesbildung der jonische Nahme durch den Ruhm des dorischen und attischen verdrängt ward. Sie geriethen zuerst in die Dienstbarkeit der Lydier, dann der Perser, und endlich unter die Abhängigkeit des hochherrschenden atheniſchen Volks. In den kurzen Zwischenzeiten der Freiheit erzeugte sich schnell aus der eignen Mitte eine Schaar von kleinern und größern Tyrannen. Ihre jederzeit schlechte Verfassung war entweder Oligarchie oder ganz ohlokratisch; das einzige Massilien, die Pflanzstadt der Phokäer an Galliens Südküste macht hier eine ruhmvolle Ausnahme [19]).

Ihre Lage selbst hinderte sie an höherer politischer Bildung. Sie unterlagen schon frühe den lockenden Verführungen eines üppigen Himmels und zerflossen in Weichlichkeit. Gegen diesen Hang und den durch Handelsfleiß erzeugten Ueberfluß war kein Gegengewicht in ihrer einseitigen Bildung enthalten, welche sich nur auf die Einbildungskraft und den Verstand erstreckte, aber weder die Sitten bildete, noch auch die Willenskraft gesetzlich ordnete. Die

[19]) Strab. *IV. p. 271. B.*

ganze unendliche Fülle der Natur wußte ihr reger Geist mit zartem Künstlersinn und Scharfsinn lebendig zu erfassen und in einen leichten Strom von klaren Bildern und sinnigen Sprüchen zu entfalten. Sie hatten aber mehr Einbildungskraft als tiefes Gefühl, sie waren heftig ohne Innigkeit und Tiefe, rasch ohne ausdauernde standhafte Kraft; und ihr Gemüth war durch kein inneres Gesetz zur hohen Eintracht harmonisch geordnet. Daher ihre Unruhe und Leidenschaftlichkeit, ihre Neigung zum heftigen Zorn und gränzenlosen Schmerz in der Klage, so wie auch wieder zu dem sinnlichsten Genuß. Wie aber im Allgemeinen die Sittenbildung die Grundlage der hellenischen Staaten war, so blieb auch die jonische Verfassung schlecht und unvollkommen, als die sich nie zu einer innigen Vereinigung und Lebensgemeinschaft noch zu einer gesetzlich freien Ordnung erheben konnte. In den Einzelnen zeigte sich der jonische Stamm und Geist bewunderungswürdig; und von der Natur begünstigt, bilden sie die schönste Zierde der hellenischen Entwicklung. Als Staat und Gemeinwesen aber waren die jonischen Völkerschaften unter den gleichzeitigen und umgebenden Völkern so schwach und wenig geachtet, daß selbst Athen, die Mutterstadt und der einzig bedeutend mächtige Staat des Stammes, den Nahmen desselben floh und verläugnete und nicht jonisch genannt sein wollte [20]).

Die der jonischen Schule eigenthümlichen Dichtarten der lyrischen Kunst sind die Elegie und die Jamben. Wer der Erfinder der Elegie sei, darüber stritten die Grammatiker, und auch der Ursprung der Jamben verliert sich in dunkle Sagen. Unstreitig aber ist es, daß die Ersten, welche diesen Rhythmen und Dichtarten zuerst eine bestimmte Gestalt und Bildung gaben, so wie die Sänger, durch welche sie die höchste poetische Blüthe vereinigten, Jonier waren. Wenn Kallinus früher gelebt hat [21]), als Archilochus; so ist vielleicht auch der elegische Rhythmus, dessen Erfindung dem

[20]) Herod. Clio. 143. Wenn einige Stellen und Thatsachen, die schon früher angeführt worden, in diesen Auszügen des Zusammenhanges wegen wiederholt vorkommen, so wird man sich nicht daran stören wollen.

[21]) Strab. libr. XV. p. 958. C.

Hexameter viel näher lag, älter als der jambiſche. Die Beſtandtheile dieſes Rhythmus enthalten den raſchen daktyliſchen Schwung mit der gewichtigen ſpondäiſchen Schwere vereint; in einem Gleichgewicht, welches doch nicht ſo beſtimmt iſt, daß die Freiheit, bald der Schnelligkeit, bald der Schwere ein merkliches Uebergewicht zu geben, dadurch ganz benommen oder zu ſehr beſchränkt wäre. In der Ungleichheit dieſer beſtändig wiederkehrenden Doppelverſe bildet die Elegie gleichſam einen zugleich gebrochnen und doch auch wieder verſchränkten Hexameter; ihre Bewegung iſt eine geordnete Unordnung, und gebrochne Harmonie ſtatt der alten geflügelten Kraft des freien heroiſchen Verſes; die Fülle iſt überſtrömend, die Abſätze und Einſchnitte ſind gedehnt und gleichſam nachziehend, und die Richtung mehr ſinkend und niedergeſchlagen. Daher ſind die eigentlichen Gegenſtände der Elegie reizende Schwermuth und wehmüthige Freude, jene anziehende Miſchung von Schmerz und Luſt, welche dem reinen Drama faſt ganz verſagt iſt und den ſchönſten Vorzug der lyriſchen Gattung bildet. Die Elegie, ſo wie ſie in dieſer früheren joniſchen Schule durch Mimnermus ihre ſchönſte Blüthe erreichte, war der angemeſſenſte Abdruck und Spiegel des joniſchen Charakters dieſer Zeit, ſo wie in allen Zeitaltern die glücklichſte Form für dieſe Art des ſchönen Gefühls und der lyriſchen Schönheit. In der älteſten Zeit aber, ehe die männlichen Rhythmen und Liederformen erfunden und gebildet wurden, war dieſes die einzige rhythmiſche Weiſe, welche Kallinus und Tyrtäus zu ihren Schlachtgeſängen vorfanden; und ihre biegſame Natur wußte ſich auch dieſem Bedürfniß anzufügen und ſich noch ganz im heroiſchen Schwunge feſt und gewaltig zu erhalten, aus welchem ſie ihren erſten Urſprung genommen hatte.

Tyrtäus muß als Athener zu der joniſchen Schule der Poeſie gerechnet werden, weil die älteſten Athener Jonier waren [32]), ſo wie auch ihre Mundart joniſch, wie denn auch die vier älteſten Stämme oder Tribus des attiſchen Volks vor Kliſthenes von den Söhnen des Jon benannt geweſen [33]). Wenigſtens von den Elegien

[32]) Strab. lib. VII. p. 513. C—514. D. [33]) Herod. Terpsich. cap. 66.

des Tyrtäus muß dieß gelten, die gar nichts Doriſches an ſich haben, und auch in der Sprache ſich zunächſt an die alte epiſche und homeriſche Art anſchließen; mag er auch ſonſt, zu Sparta einheimiſch geworden, einiges andre Lyriſche vielleicht in lakoniſcher Mundart und in doriſchen Rhythmen gedichtet haben.

„Mit dem raſchen Jambus bewaffnete die Wuth den zürnenden Archilochus", welcher zugleich der Stifter ſeiner Dichtart war und der vollkommenſte Meiſter derſelben geblieben iſt. In der Zuſammenſetzung dieſes Rhythmus iſt mehr bewegliche Schnellkraft als gewichtige Schwere; die Richtung iſt aufſteigend und emporfliegend, in der Gliederung liebt er die kurzen Abſätze und Einſchnitte, und die Bewegung iſt auf eine der überſtrömenden Gebrochenheit des elegiſchen Rhythmus entgegengeſetzte Art ungeordnet und abgeriſſen. Die ohnehin nicht langen Glieder werden noch durch Lücken unterbrochen, welche die haſtige Eile der heftigſten Leidenſchaft, der Wuth, des Zorns, des Freudentaumels gleichſam überſprang. So in jenen Epoden, deren Erfinder Archilochus war, welche ſich theilweiſe noch an den heroiſchen Vers anſchließen, und ſeinen daktyliſchen Schwung als einzelnes Element in ihre ſtrophiſche Zuſammenſetzung aufnehmen. Wie ſpäterhin das alcäiſche und andere ſtrophiſche Odenmaaße, ſo ſuchte auch die jambiſche Versart, die an und für ſich ganz kunſtlos aus der Natur der lebendigen Rede und des Geſprächs hervorgeht, durch Anſchließung an den alten epiſchen Rhythmus mehr Schwung und Gewicht und eine kunſtgemäßere Würde zu gewinnen.

Eine Dichtart entſteht durch den Unterſchied, welcher die Gattung beſchränkt und näher beſtimmt. So lange der Rhythmus und die Leidenſchaft herrſcht in dem lyriſchen Gedicht, werden alſo die verſchiedenen lyriſchen Dichtarten durch die möglichen Unterſchiede des Rhythmus beſtimmt. In den Beſtandtheilen und der Zuſammenſetzung derſelben giebt es eine endloſe Mannichfaltigkeit; aber die rhythmiſche Bewegung kann nur zwei Richtungen haben, entweder eine ſteigende oder eine ſinkende. Die Zuſammenſetzung der einzelnen rhythmiſchen Beſtandtheile, wird ſelbſt durch jene Richtung allein oder vorzüglich mit beſtimmt, ſo lange dieſe noch das *Erſte und* Herrſchende iſt; wie mannichfaltig auch ſpäterhin nach

dem ſtrophiſchen Bedürfniß und verſchiedenen Charakter der Poeſie die Anordnung derſelben entwickelt werden mag; daher denn auch durch die Elegie und die Jamben die reinen Arten der lyriſchen Gattung, ſo lange dieſe noch ganz einfach rhythmiſch iſt, erſchöpft werden. Beide Rhythmen entſprechen der eigenthümlichen Stimmung der joniſchen Leidenſchaftlichkeit ſehr gut. In die Elegien ergoß ſich ihre wollüſtige Schwermuth und die jambiſche Poeſie nach der Weiſe des Archilochus und ſeiner Nachfolger, konnte nur in Verfaſſungen blühen, wo Herrſcherwillkühr mit Anarchie wechſelte, kaum in einer wohlgeordneten ſtreng geſetzlichen Demokratie, am wenigſten aber unter der ariſtokratiſchen Verfaſſung des doriſchen Völkerſtamms. Mit dem Charakter der jambiſchen Versart ſtimmten die Gegenſtände der Leidenſchaft, welche Archilochus in derſelben darſtellte, wohl überein; ſo wie auch der gewaltſame Ausdruck und ganze Gedankengang. Seine Gedichte waren voll Leben und Kraft [24]), und nicht an ſeiner Dichterkraft und Größe lag es, ſondern an der Dichtart ſelbſt, wenn er den Erſten nicht gleich geſetzt ward. Selten und nur wie zur Würze, miſchte er etwas von mythiſchen Sagen in ſeine Gedichte. Es war jetzt mit einemmahle ein ganz neuer Stoff in die Kunſt eingetreten, das wirkliche Leben nähmlich und die ins Leben eingreifende Leidenſchaft; die Heldenſage, ſonſt der vornehmſte oder einzige Gegenſtand der alten Poeſie trat nun mehr in den Hintergrund zurück für dieſe neue Dichtungsweiſe, in welcher die lebendige Gegenwart ſo ganz vorherrſchend war. In dieſer Hinſicht beginnt mit der jambiſchen Dichtart, in welcher auch ſchon der Keim zur alten Komödie lag, eine ganz neue Epoche der helleniſchen Poeſie. Selbſt die ernſte dramatiſche Kunſt ging aus jener jambiſchen Grundlage hervor, und auch die geſammte lyriſche Poeſie nahm ihren Anfang von dieſem Punkte aus, der ihre ganze Entwicklung und Richtung weſentlich beſtimmte. Nur die Elegie, von Natur mehr zur dichteriſchen Erinnerung, als zum wirklichen Ausbruch gegenwärtiger Leidenſchaft ſich hinneigend, blieb wie in Sprache und Rhythmus dem

---

[24]) Quinct. *lib. X. cap. 1.* **plurimum sanguinis et nervorum.**

epischen Gange verwandter, so auch in Geist und Inhalt dem alten mythischen Sagenkreise näher und treuer. Wollten wir unsere gewohnte dreifache Eintheilung der Dichtarten nach gewissen allerdings grundwesentlichen Kategorien des Gegenstandes oder der Darstellung selbst, für einen Augenblick vergessen oder bei Seite setzen, und die ganze Masse und Mannichfaltigkeit hellenischer Dichtungsarten und Formen rein geschichtlich und nach ganz eigenthümlich hellenischen Ansichten und Begriffen überschauen, so würde sich dieselbe vielleicht richtiger noch in zwei Hauptgattungen scheiden und eintheilen lassen. Auf die eine Seite bliebe dann alle und jede Art von mythischer und epischer Poesie gestellt, und selbst die Elegie würde, vermöge der angeführten Verwandtschaft in Sprache, Rhythmus und Inhalt dieser Hauptgattung als ein Nebenzweig beigeordnet. Die andre Hauptgattung aber bildete die gesammte übrige lyrische oder melische, und die dramatische Poesie, die tragische sowohl als die komische, indem das ganze Gebilde dieser mannichfaltigen Dichtarten insgesammt auf der jambischen Grundlage ruht, und zuerst aus ihr hervorging. So bildete denn Archilochos einen zweiten an sich geringeren Anfangspunkt der Poesie nach oder neben Homeros, der aber in der spätern Entwicklung fast größer erwachsen ist, als der erste Stamm aus der alten Wurzel; indem die jambisch-melische Gattung in der Tragödie, als ihrem Gipfel, allerdings auch den Sagenstoff und mythischen Inhalt, der ursprünglich der andern, ältern Hauptgattung angehörte, in einer neuen und eignen Art wieder ergriff und in sich aufnahm. Der wesentlichste Unterschied aber der beiden Hauptgattungen ist in der Idee der einen wie der andern selbst gegründet; in der ersten epischen und elegischen wird das dichterisch Schöne oder das Ewige der Fantasie, in dem Unbestimmten und Unendlichen der alten Sage und dichterischen Erinnerung dargestellt; in der zweiten melischen und dramatischen Gattung aber soll dasselbe in der endlichen und bestimmten Umgränzung der wirklichen Gegenwart und lebendigsten Wirklichkeit anschaulich erscheinen.

So wie die Alten in der jonischen Baukunst und Musik einen *ältern Styl* von dem spätern unterscheiden, so können wir auch

in der joniſchen Schule der lyriſchen Dichtkunſt, ſo wenig uns auch von ihren Werken übrig geblieben iſt, einen ältern, mittleren und neuern Styl derſelben deutlich wahrnehmen und abſondern. Den ältern Styl werden, den Bruchſtücken und Kunſturtheilen der Alten von ihnen zufolge Kallinus, Tyrtäus und Archilochus angehört haben. Die Härte dieſes ältern Styls hat vielleicht das Eigenthümliche, daß ſie nicht aus dem Mangel an Vollendung oder an genügender Fülle entſpringt, ſondern allein aus der haſtigen Unruhe der Leidenſchaft, und der herben Heftigkeit ihres Ausdrucks.

Zu dem mittleren Styl zählen wir vorzüglich die Elegien des Mimnermos und Solon; denn obwohl die ſoloniſche Geſetzgebung die erſte Veranlaſſung war, daß der attiſche Geiſt und Charakter ſich von ſeiner Wurzel losriß, und von der joniſchen Eigenthümlichkeit trennte, ſo war dieſes doch damahls noch nicht geſchehen, und die Bruchſtücke dieſes großen Geſetzgebers und weiſen Dichters tragen alle Kennzeichen der joniſchen Schule unverkennbar an ſich. In ſeinen Gedichten erſcheint Solon gleich frei von der Herbigkeit des ältern, wie von der Ueppigkeit des neuern Styls. Im Mimnermos aber ſcheint die reine Blüthe der joniſchen Eigenthümlichkeit und Gefühlsweiſe in der ſüßen Miſchung von weicher Schwermuth und ſanfter Freude am meiſten ſich zur vollen Reife entfaltet zu haben. „Höher gilt als Homeros des Mimnermos Lied in der Liebe;“ ſingt der tief empfindende römiſche Elegiendichter Propertius; „denn weiche Geſänge verlangt der ſanfte Amor [11]).“

Von dem ſpätern Styl der joniſchen Schule könnte uns die anakreontiſche Sammlung wohl einen anſchaulichen Begriff geben, wenn wir vorausſetzen dürften, daß dieſe ſpätern Nachbildungen im Rhythmus und im Ton noch einen nicht ganz untreuen Nachhall von den Liedern des teiſchen Geiſtes enthalten mögen. Die wenigen Stücke und Bruchſtücke, welche von früheren Autoren angeführt, allenfalls für ächt gelten können, ſind ſtrenger und herber in Form und Sprache, wenigſtens im Vergleich gegen die andern ſpätern. Was aber den Inhalt und Ton betrifft, ſo dürfen

[11]) Propert. I. IX. 10.

wir wohl annehmen, daß die fliegende Eile leichter Freude, die schnelle Lust des Augenblicks, umkränzt von den Bildern süßer Sinnlichkeit den Charakter jener Lieder bildete, der sich auch in den anakreontischen Rhythmen ausdrückt.

Von dieser Epoche an bis in die spätesten Zeiten blieben die Jonier so ganz in Weichlichkeit zerflossen und in Ueppigkeit aufgelöst, daß ihr Nahme selbst zur Bezeichnung dieser Eigenschaften diente. So nannte man die unzüchtigen Lieder des Sotades und seiner Nachfolger nur jonische Gesänge [20]), und wenn Horatius das Sittenverderben seiner Zeit recht stark schildern will, so sagt er, „daß das reife Mädchen jetzt schon jonische Tänze zu lernen liebe, und von der zartesten Kindheit an auf unerlaubte Liebe denke" [21]).

Ein unterscheidendes Kennzeichen der jonischen Dichterschule lag in der Sprache und jonischen Mundart, deren sie sich bedienten. Es war aber nicht mehr jene ältere homerische, in der alle Dialekte, wenigstens die ursprünglichen zwei noch gemischt sind, und die man daher vielleicht eben so gut zur aeolischen als zur jonischen Mundart rechnen könnte, sondern der reine jonische Dialekt der spätern Zeit, der in seiner Absonderung einen Gegensatz zu dem dorischen bildet und von dem das größte Werk in Prosa, was sich bis auf uns erhalten hat, die Geschichte des Herodot ist. Indessen ist wohl auch die spätere jonische Dichtersprache von der jonischen Mundart, wie sie in der Prosa war, noch unterschieden gewesen, durch so manches, was sie aus der ältern Poesie annahm oder beibehielt, da besonders die Elegie wie im Rhythmus, so auch in der Sprache näher an der epischen Weise festhielt. Der Irrthum aber, welchen wir besonders zu vermeiden haben, ist, daß wir uns diesen jonischen Dialekt nicht als eine schwankende Provinzialmundart und bloß örtliche Sprachmanier zu denken haben, da es vielmehr eine durch eine Reihe von Dichtern und Autoren derselben oder verwandter Gattung gleichförmig gebildete und fest bestimmte, für den ganzen jonischen Stamm gültige Schriftsprache war, wie wir es in unsrer Weise nennen würden. Der Provinzialmundarten gab es in den Städten und Ländern jonischen Stamms sehr viele;

---

[20]) *Schol.* ad Arist. Thesmoph. 171. [21]) Od. libr. III. 6. 21.

in den zwölf Küſten und Inſelſtaaten von Kleinaſien allein vier, wie ſchon oben aus Herodot angeführt worden iſt; wie viele mehrere mochten es erſt ſein, wenn die entfernten Pflanzſtädte mit gerechnet würden. Der joniſche Schriftdialekt iſt aber nur Einer, verſchieden in Proſa und Poeſie und den verſchiedenen Gattungen der letzteren; beſtimmt und gleichförmig feſtgeſtellt, nicht ſowohl nach wiſſenſchaftlich gedachten Grundſätzen, als vielmehr nach einem innern Gefühl von dem Sprachähnlichen und einem beſondern Wohllaut. Die geſchleiften Vokale und beſondern, kaum durch die Schrift zu erfaſſenden eigenthümlichen Diphthongen und Vokalübergänge ſind dem Seeküſtendialekt in vielen Sprachen eigen, wie ſie ſich auch hier in dem joniſchen zeigen, und ſehr wohl zu der weichen Gefühlsweiſe dieſer helleniſchen Aſiaten ſtimmen.

2. Charakter der aeoliſchen Schule.

Ehe wir die Bruchſtücke der aeoliſchen Dichter zuſammenſtellend betrachten, und daraus den eigenthümlichen Styl und den Charakter der lyriſchen Gattung auf dieſer beſondern Kunſtſtufe zu beſtimmen verſuchen; wird es nöthig ſein, über den aeoliſchen Völkerſtamm und ſein Verhältniß zu den übrigen helleniſchen Stämmen ſowohl, als zu den pelasgiſchen Urbewohnern von Hellas, überhaupt eine allgemeine geſchichtliche Bemerkung einzuſchalten, und dadurch alles in Einen Geſichtspunkt zuſammenzufaſſen, was an mehreren Stellen in den einzelnen Zuſätzen über die Pelasger und Aeoliden eingeſtreut worden.

Der aeoliſche Stamm iſt, wie dieſes ſchon aus der geſammten Sage und Ahnenreihe der deukalioniſchen Heldengeſchlechter und der von ihnen geſtifteten Reiche und Staaten offenbar hervorgeht, der älteſte, erſte und vornehmſte unter den übrigen helleniſchen Stämmen, von welchem dieſe ganze neue Völkerbildung und Lebensgeſtaltung ausgegangen iſt, durch deren immer weiter eingreifende Einwirkung die alten pelasgiſchen Völker allmählig faſt überall, hie früher und dort ſpäter, in Hellenen umgewan-

delt wurden. Ganz in diesem Sinn und mit sehr bezeichnenden Ausdrücken redet Herodotos davon, wie auch die Athenäer, als noch die Pelasger das jetzige Hellas inne gehabt, Pelasger gewesen seien [28]); wie das attische Volk mit seiner Umwandlung zu Hellenen, zugleich auch die Mundart umgeändert habe [29]); oder wie die Athenäer, d. h. die Jonier aus dem Aegialus, welche selbst früher Pelasger hießen, und erst von dem Sohne des Xuthus, den Nahmen der Jonier annahmen [30]), in Attika mit den Pelasgern zusammengewohnt haben, daher dann auch diese seitdem für Hellenen gehalten worden seien [31]). Desgleichen, wie das pelasgische Volk auf den Inseln späterhin Jonisch genannt worden, und wie die Aeolier zu Hellenen gestaltet seien, die vor Alters auch Pelasger geheißen haben [32]). Der hellenische Volksstamm, der sich von dem pelasgischen abgetrennt, sei schwach gewesen und habe klein angefangen, nachher aber sei er in viele Völkerschaften angewachsen, da sich besonders auch fremde Stämme darunter gemischt haben [33]). Dieses mochte vorzüglich in Kleinasien der Fall sein, wo die Jonier mit den Lydiern in vielfacher Verbindung waren, oder auf den Inseln, wo sich auch phönicische Niederlassungen vorfanden. Dieses aber waren doch nur einzelne Ausnahmen und es betrifft vorzüglich nur den jonischen Nebenzweig des großen hellenischen Stammes, der nach vielfältigem Zeugniß der Alten auch in den Sitten einige mehr asiatische Farbe angenommen hat. Als rein hellenisch in Sitten, Abstammung und Mundart wird uns aber jederzeit wie der neue dorische, so auch der alte aeolische Stamm geschildert. Wollte man ja eine fremde Einmischung vermuthen, in dem ganzen Stamme des Deukalion, der vom Kaukasus ausging, um die Pelasger in Hellas zu bekriegen und zu überwinden, so müßte es mehr eine nordische vielleicht mit der arischen Völkerfamilie verwandte sein, dagegen das Pelasgische nicht bloß durch Ansiedelung, sondern schon ursprünglich, dem einen Bestandtheile der altitalischen Bevölke-

[28]) Herod. Urau. cap. 44. [29]) Herod. Clio. cap. 57. [30]) Polyhymn. cap. 94. [31]) Euterp. cap. 51. [32]) Polyhymn. cap. 95. [33]) *Clio. cap.* 58.

rung näher stehen mag. Bei der großen Mannichfaltigkeit der pelasgischen Völkerstämme, kann auch leicht unter ihnen noch manche Verschiedenheit in Stamm und Art und selbst in der Sprache Statt gefunden haben. Sehr richtig aber, obwohl gegen die Hypothesen mancher spätern alexandrinischen Gelehrten und ihre Etymologien von wandernden Pelargern, betrachtet Herodotos gerade die Pelasger als das Urvolk, die alten Eingebornen von Hellas, die nie ihre Wohnsitze verändert haben; der hellenische Stamm dagegen sei ein vielwandernder gewesen [34]). Diese Meinung ist auch die Naturgemäßere, da die Aeoliden, von fremden kaukasischen Ahnherren herstammend, als Eroberer in die verschiedenen Provinzen von Hellas eingezogen sind und hier auf dem alten pelasgischen Grund und Boden, an die Stelle der frühern mehr priesterlichen Lebenseinrichtung, neue Heldenstaaten errichtet haben. Der Gegensatz und Zwiespalt, welcher sich in der spätern Geschichte und blühenden Zeit der hellenischen Größe zwischen dem jonischen und dorischen Völkerstamme so schneidend offenbart hat, war also dem ersten Keime nach schon in jener Urzeit vorhanden*), und stellte Pelasger und Aeoliden feindlich gegen einander, bis der glänzende Nahme der siegreichen Hellenen, die alten Pelasger und selbst ihren Nahmen immer mehr verdrängte; so daß er, der vor

[34]) Siehe die ganze Stelle Clio. cap. 56—58. im Zusammenhange. Von den wandernden Pelargern dagegen s. Strab. lib. V. p. 337 C.— 339. B.

*) Ein ganz ähnlicher Gegensatz findet sich unter den germanischen Völkerstämmen, zwischen den fest angesiedelten Sachsen und den vielwandernden, erobernden Franken, oder wie diese Stämme in der früheren Zeit hießen, zwischen Cheruskern und Chatten, wie auch in dem südlichen Germanien zwischen den rauheren, alten Sueven und dem neu aufstrebenden Heldenvolke der Gothen. Denn auch diese Aehnlichkeit findet hier Statt, zwischen der Entwicklung der pelasgisch-hellenischen und der mannichfaltigen germanisch-gothischen Stämme, daß es nicht neue oder gar fremde Völker sind, die mit den neuen Nahmen im Verlauf der Jahrhunderte auftreten, sondern nur eine neue Völkerbildung aus Einem und demselben alten Stamm, wie irgend ein weltgeschichtliches Ereigniß sie wohl veranlaßt, und so lang der Stamm noch lebendig ist, in neuen Zweigen hervortreibt.

Alters in ganz Hellas vorherrſchend war [55]) ſich nun mehr und mehr in den andern verlor, indem jetzt alle, in der mannichfachen Miſchung der wandernden und erobernden oder ſich wechſelnd anſiedelnden und wieder vertriebenen Völker und Geſchlechter, neu gebildeten Staaten und Stämmen ihren Urſprung vom helleniſchen Nahmen herzuleiten und an den Ruhm desſelben anzuknüpfen ſtrebten. So ſchwierig es bei oft mangelhaften Nachrichten wegen dieſer vielfach ſich durchkreuzenden Miſchungen und Veränderungen bleibt, ein ganz vollſtändiges Stammverzeichniß aller helleniſchen Völkerſchaften zu entwerfen; ſo iſt doch die Erſcheinung im Ganzen klar, wie durch das aeoliſche Heldenleben aus dem alten pelasgiſchen Stamm eine neue Völkerbildung ſich entwickelt hat; und dieſelbe Stammeserneuerung hat ſich in dem gleichen Sinne nachher noch einmahl wiederhohlt, durch die ſeit der Rückkehr der Herakliden, überall emporwachſende Macht der doriſchen Völker, welche wir daher nur als eine neue Entwicklung des aeoliſchen Urſtammes betrachten, in welcher neuen doriſchen Lebensbildung, das Helleniſche überhaupt ſich beſonders rein entfaltet hat. Wie demnächſt Athen, das pelasgiſche Mutterland, von welchem der joniſche Nebenzweig ausgegangen, nicht bloß als Staat vor allem groß geworden, ſondern vorzüglich auch in jeder Kunſt und in der Sprache ſelbſt, alle joniſchen und doriſchen Beſtandtheile helleniſcher Geiſtesbildung wieder in ſich aufgenommen und zu einem vollſtändigen und alles umfaſſenden Ganzen geſtaltet habe, das bildet die glänzendſte Periode in der Kunſtgeſchichte des Alterthums.

Wie aber auch in der mittleren Epoche zwiſchen dem heroiſchen Alterthum und dem atheniſchen Glanz, in der Zeit, da der Gegenſatz zwiſchen dem joniſchen und doriſchen Geiſt und Leben am entſchiedenſten entwickelt und noch keineswegs wieder vermiſcht und verſchmolzen war, als eben die lyriſche Kunſt recht in ihrer Blüthe ſtand, der aeoliſche Völkerſtamm noch weit verbreitet geweſen; das wollen wir nun noch mit Kurzem in Erinnerung brin-

---

[55]) *Strab. loc. cit.*

gen, um auch in der Geschichte der Poesie der aeolischen Schule ihre rechte Stelle anweisen zu können.

* * *

Vier Menschenalter [86]) vor der jonischen Wanderung zog ein anderer althellenischer Stamm, unter den Söhnen des Orestes vom Peloponnesus, aus jenem Lande und Reiche der Atriden, dessen Bewohner in den homerischen Gedichten Achäer genannt werden, zuerst an die Küste und dann nach mannichfachen Wanderungen und langem Aufschub durch Hellas nach Klein-Asien hin, wo er auf der schönen Küste angesiedelt, unter den Inseln vor allen zu Lesbos blühte, und hier ein von dem jonischen und dorischen Staatenverein abgesondertes Völkerbündniß unter dem Nahmen des aeolischen [87]) bildete. Die Wanderung selbst hieß die aeolische oder auch die böotische [88]), weil viele Böotier sich dem Zuge angeschlossen hatten, und weil ohnehin die Böotier ursprünglich selbst zum aeolischen Stamm gehörten. Ueberhaupt aber wurden noch in den späteren Zeiten alle Völkerschaften auf dem festen Lande von Hellas außerhalb des Isthmus, nur Attika und Megara und dann die Dorer am Parnaß ausgenommen, Aeolier genannt und dem aeolischen Stamme beigezählt. Auch die Bewohner des Peloponnes waren vor der Ankunft der Dorier, größtentheils Aeolier, und es sind bei ihnen viele Spuren aeolischer

---

[86]) Strab. lib. XIII. p. 873. C. [87]) Das Wort, wovon dieser Stamm den Nahmen trug, bedeutet in allen seinen Verzweigungen: mannichfaltig, bunt, vielfach, verschiedenartig, schnell, beweglich, in geistiger und in sinnlicher Beziehung, lebensfreudig und auch vollgedrängt; wenn wir anders ἀολλῆς, als verwandt mit αἰολος hinzunehmen dürfen. Wohl war dieser Nahme geeignet, einen Heldenstamm zu bezeichnen, von welchem ein neues, fröhlich heroisches Leben ausgegangen und in den alten pelasgischen Ernst eingedrungen war. Der Stammesnahme der Jonier dürfte kaum hellenisch, sondern eher asiatisch sein; und auch der dorische Nahme läßt sich nicht so leicht und rein hellenisch deuten, als der der Aeolier. [88]) Strab. IX. 617. B.

Mundart und Sitte übrig geblieben, besonders in Elis und Arkadien, ungeachtet der ganze Peloponnes seit der Rückkehr der Herakliden, durch den Einfluß des siegenden Stammes, Achaja allein ausgenommen, dorisirt worden war [39]). Die Achäer, welche von den Doriern an die früher von Pelasgern und Joniern bewohnte Küste waren hinaufgedrängt worden, sind als ein rein aeolisches Volk zu betrachten. Sie haben sich als solches auch bis in die späteste Zeit ihrer politischen Bedeutung und blühenden Macht erhalten; und werden jederzeit sorgfältig von diesen, dasselbe Land vor ihnen bewohnenden Joniern, so wie von den im Peloponnes nachher vorherrschenden Doriern unterschieden. Die merkwürdigsten Ansiedelungen der Achäer waren Kroton im untern Italien, und Sybaris, dessen seltsame Ueppigkeit zum Sprichwort geworden ist, und welches wie Lesbos in der eignen Weichlichkeit zu Grunde ging und sich selbst zerstörte. Bemerkenswerth ist auch noch, daß jener aeolische Stamm der in der spätern Römerzeit so berühmten Achäer, den alten Nahmen beibehalten hat, welcher beim Homeros den herrschenden Volksstamm bezeichnet, oder auch die ältere, allgemeine Benennung aller Hellenen bildet. Die Thessalier aber wurden vor allen als diejenigen betrachtet, bei denen sich der Aeolismus am reinsten erhalten und die höchste Blüthe erreicht habe [40]), so wie Sparta der Mittelpunkt und Kern aller dorischen Verfassung und Sitte, Athen dagegen der Gipfel der jonischen Macht und Bildung gewesen. Lange vor dem achäischen Bunde, war das mächtige und uralte Völkerbündniß der Thessalier berühmt [41]); Thessalien aber ward als das Mutterland aller Hellenen betrachtet.

Manche Pflanzstädte, wie das achäische Kroton, oder ehedem aeolische Staaten außerhalb des Isthmus, wie Thebä, sind freilich mit der Zeit ganz dorisch geworden, so daß der Dorismus der reinsten Dorier nicht reiner sein könnte. Der lesbische Charakter wiederum steht weit ab von der Sitteneinfalt der Achäer

---

[39]) Strab. VII. 513. C—514. D. [40]) Athen. lib. XV. 634. C. [41]) Strab. IX. 657. A.

und scheint sich mehr zur jonischen Ueppigkeit hinüber zu neigen. Diese zwiefache Annäherung, wobei doch ein Uebergang in das Dorische viel häufiger gefunden wird, darf uns um so weniger Wunder nehmen, da der aeolische Charakter eben kein andrer ist, als der allgemeine hellenische, ehe sich dieser in den jonischen und dorischen getrennt hatte. Beide liegen noch vereint und wie im Keime beisammen, in der ursprünglichen Grundanlage des ältern aeolischen Lebens. Schwer ist es daher auch, das Wesen des Aeolismus, wegen seiner noch weniger entwickelten Unbestimmtheit, in scharfen und sichern Umrissen zu erfassen und einen bestimmten Begriff davon zu geben; dagegen die dorische und jonische Eigenthümlichkeit, sich durch ihren schroffen Gegensatz selbst wechselseitig einander leicht erhellen. Wohl lassen sich manche Kennzeichen angeben, durch welche die Aeolier sich auch noch in der spätern Zeit sowohl von den Joniern als von den Doriern unterscheiden. So waren sie frei von der jonischen Unruhe und rastlosen Freiheitsliebe oder Veränderungslust. Als der medische Krieg Hellas überschwemmte, so blieben die Achäer ganz ruhig, als ginge dieser Feldzug, zu welchen sich die sonst feindlich gegen einander stehenden jonischen und dorischen Stämme vereinigt hatten, die aeolischen Völker gar nichts an. Die Böotier aber und Phokenser neigten sich gar auf die medische Seite; und bei dieser Gelegenheit tritt die aeolische Stammesverschiedenheit auch in der politischen Gesinnung und in den geschichtlichen Ereignissen besonders deutlich hervor. Mit inniger Anhänglichkeit sehen wir die Aeolier in den uralten Sitten ihrer Väter beharren, wie diese Anhänglichkeit an das Alte auch den ganzen dorischen Stamm auszeichnet; aber ohne die schroffe und stolze Absonderung der Dorier, ohne diese beschränkte Verachtung gegen allen fremden Geist, und ohne daß der Haß gegen das Ausländische ausdrücklich zum Gesetz erhoben worden wäre. Auch für die Entwicklung des politischen Lebens und der bürgerlichen Verfassung, scheint die Bildung des aeolischen Stammes uralt und früher gewesen zu sein, als die dorische und jonische. Unstreitig waren die Achäer gebildeter als die Dorier, von denen sie verdrängt wurden; die Jonier vor ihnen wohnten in Achaja in

Dörfern zerstreut, die Achäer stifteten Städte [42]) und bieten uns das älteste Beispiel einer sehr einfachen Demokratie dar, die bis auf die spätern Zeiten ganz rein blieb von dem unruhigen und gewaltsamen attischen Umwälzungsgeist, und in der sich nur die allgemeine Anlage der Hellenen zur bürgerlichen Lebensordnung und einer gesetzlich freien Verfassung schon frühe in höchster Reinheit und Einfalt entwickelt hat [43]). Eine solche Demokratie bedurfte keiner sehr künstlichen Gesetzgebung, da die Verhältnisse so einfach und die Sitten noch rein waren. Gleichwohl fand sich die gleiche schlichte Einfalt der Sitten und alterthümlichen Denkart, welche bei den Achäern bemerkt ward, unter ganz andern Verhältnissen, als wäre es eine allgemeinere Stammeseigenschaft, auch zu Kumä wieder [44]). Die Lokrer in Italien hatten die ältesten geschriebenen Gesetze [45]) und unter ihnen erhielt sich dauerhaft und länger als irgend sonst, eine wohlgeordnete Verfassung und Gesetzgebung, deren Vortrefflichkeit so berühmt war, daß die meisten italischen Städte, nach der Umwälzung, welche auf den Untergang des Pythagoräerbundes erfolgte, dieselbe annahmen und bei sich einführten [46]). Die Gesetzgebung des Pittakus in Lesbos verdiente sogar mit der des Solon verglichen zu werden [47]).

Obwohl der eigentliche höchste Glanz des aeolischen Stammes und Nahmens in das heroische Zeitalter fällt, während er in der Periode der blühenden Republiken vor der jonischen und dorischen Uebermacht in den Hintergrund zurücktritt; und obwohl es mehrentheils nur so geringe Bruchstücke sind, was wir von den kleineren hellenischen Staaten aus diesem Zeitraume wissen; so

[42]) Strab. VIII. 592. A. [43]) Strab. VII. p. 589. Polyb. II. 38. [44]) Strab. XIV. 924. [45]) Strab. V. 397. C. Als Kolonie der Lokrer am krissäischen Meerbusen rechnen wir auch jene epizephyrischen Lokrer zum aeolischen Stamm; wenn gleich die Ansiedlung nicht ohne dorische Beimischung war und selbst von Spartanern angeführt wurde, da auch jene gerühmte Verfassung und Gesetzgebung keineswegs eine rein dorische, sondern eine sehr gemischte gewesen zu sein scheint. [46]) Strab. VII. 589. Polyb. II. 39. [47]) Dionys. Halic. lib. II. Vol. I. p. 292. ed. Reiske.

werden doch die angeführten Züge hinreichend sein, um es bemerklich zu machen, daß die aeolischen Staaten in Hinsicht auf die Eigenthümlichkeit ihrer Verfassung und bürgerlichen Entwicklung keineswegs so unbedeutend waren, als sie auf dem großen Schauplatz der allgemeinen Geschichte für den ersten flüchtigen Blick erscheinen mögen. Ihre Demokratie war eine wahrhafte, schlichte, auf alterthümliche Sitteneinfalt dauerhaft beruhend; nicht eine solche, die gewaltsam und übertreibend aus dem Umsturz vorhergegangenen oligarchischen Druckes hervorgeht, und durch Umwälzungen erzeugt, auch unaufhaltsam von neuem zu solchen wieder hinführt, wie zu Athen und in den jonischen Staaten. Wo aber Aristokratie in den aeolischen Verfassungen war, da scheint es auch mehr eine natürliche Adelsherrschaft gewesen zu sein, wie sie aus der ganzen Beschaffenheit des Landes und des Lebens in angestammter väterlichen Sitte hervorging; dagegen die Aristokratie in der Verfassung der dorischen Staaten mehrentheils eine auf Unterdrückung des Gegentheils gegründete Partheigewalt war, festgestellt durch strenge Gesetze, welche das ganze öffentliche Leben und auch die gemeinsame Erziehung umfaßten, und mit republikanischer Härte durchgeführt.

Der aeolische Geist war einfacher und milder, und wir können sein Eigenthümliches fast nur mit den allgemeinen Zügen der allen Hellenen gemeinsamen Eigenschaften bezeichnen, die vor der Absonderung der jonischen Sitte und Weise und vor der vollkommenen Ausbildung der dorischen Eigenthümlichkeit, hier noch in ungetheilter Fülle und Einfalt beisammen waren. Die heitere Freudigkeit des Lebens und des Geistes bezeichnet den aeolischen Charakter in der älteren heroischen Zeit, und diesem Grundzuge der hellenischen Sinnesart ist er in milder Einfalt näher und immer mehr treu geblieben. In der spätern Zeit aber ist es die seelenvolle Tiefe des Gefühls, wodurch sich alles Aeolische besonders auch in der Kunst und Poesie auszeichnet. Darin liegt auch eben der Unterschied, wenn wir die sybarittische oder lesbische Weichlichkeit mit der jonischen Ueppigkeit vergleichen, zu der sonst jene, ganz fern von der dorischen Strenge hinüber neigt; so weit sich dieser Charakter aus einzelnen Zügen abnehmen läßt, oder was die lesbischen

Sitten betrifft, in den Gesängen selbst ausgesprochen ist. Es ist eine tiefere Innigkeit und unendliche Reizbarkeit in diesen Liebes- und Lustgefühlen sichtbar; und es vereinigt sich hier und verschmilzt zusammen, die dorische Milde und Weichheit, mit der jonischen Heftigkeit und raschen Beweglichkeit, in eigenthümlicher Tiefe der höchsten Seelengluth.

Dieses ist der Styl der aeolischen Gesänge, wie er sich kund giebt in den Bruchstücken der sapphischen Lieder und in dem wenigen, was sonst noch übrig ist von der aeolischen Dichtkunst; und eben dahin gehen auch, und einen eben solchen und ganz ähnlichen Geist bezeichnen auch die Urtheile der Alten von der aeolischen Musik. In andern Gattungen geistiger Bildung mögen sie den Joniern oder Doriern gefolgt sein; so hat Hellanikos von Lesbos, wie alle Mythographen, jonisch geschrieben; wie man denn überall in der hellenischen Kunstgeschichte nicht so sehr auf das Geburtsland eines Dichters oder Autors sehen muß, als auf die Form, die er wählte, und den Styl, welchem er sich anschließt. Von aeolischen Werken in Prosa aber ist keine Kunde vorhanden, eben so wenig von einer aeolischen Philosophie, so wie etwa von einer jonischen und dorischen die Rede ist. In der Poesie aber waren sie einheimisch, und in den melischen und strophischen, zum Theil vielleicht selbst in den chorischen Gesängen sind aeolische Männer die Ersten gewesen und geblieben; in welcher Gattung die größten unter den dorischen Dichtern ihnen gefolgt sind. Auch die aeolische Mundart hat sich nur in diesen Gesängen und in der Poesie zu einem festen Styl eigenthümlich bestimmter und gebildeter Sprache entwickelt. Der dorischen Mundart steht diese spätere aeolische, so wie sie im Zeitalter der blühenden lyrischen Kunst war, wohl am nächsten, und bildet die Grundlage derselben; doch mögen auch noch manche Verschiedenheiten Statt gefunden haben, wie z. B. die Neigung zu den breiten Vokalen weniger eintönig und vorherrschend im Aeolischen erscheint, als sie wenigstens in andern Gattungen dorischer Kunst und Rede, auch in der Prosa, gefunden wird. Es darf dabei nicht übersehen werden, daß wie alle epischen Dichter ihre Sprache *nach der homerischen* bildeten und die eigenthümlichen Wendungen

derſelben beibehielten, ſo auch in dem lyriſchen Geſange, die ſpätern Dichter ihren aeoliſchen Vorgängern in der Sprache vielfältig folgten und oft mehr gefolgt ſein werden, als ihrer beſondern doriſchen Landesmundart, da dieß ſogar bei einigen der Fall iſt, die Jonier von Geburt waren. Wie alſo in allen epiſchen Dichtern die homeriſche Sprache durchſchimmert, ſo neigt der höhere lyriſche Geſang überhaupt zum Aeolismus, der beſonders in der doriſchen Kunſt nun unzertrennlich beigemiſcht, oder vielmehr als ihr von Anfang eingepflanzt erſcheint. Selbſt Pindaros nennt ſeine doriſchen Geſänge oftmahls auch aeoliſch; und allerdings war und blieb der aeoliſche Geiſt und Styl vorwaltend in aller melliſchen Poeſie und ging aus dieſer ſelbſt in die choriſche des Pindaros über. Daß der doriſche Styl in der lyriſchen Kunſt, ungeachtet dieſer Hinneigung zum Aeoliſchen, dennoch ein ganz eigenthümlicher war, bleibt unbeſtritten gewiß, und wird aus der nachfolgenden Geſchichte desſelben noch klarer hervorgehen.

Mit Rückſicht auf eben dieſe Verſchiedenheit, und um jeden eigenthümlichen Styl richtig zu bezeichnen, nennen wir auch dieſe Schule der Poeſie mit dem allgemeinen Stammesnahmen eine aeoliſche, wiewohl ſie in einem beſchränkteren hiſtoriſchen Sinne vielmehr eine lesbiſche heißen könnte. So nannten auch die Alten jene Muſik, welche vor allen zu Lesbos blühte, dort erfunden und in dieſem beſtimmten Styl ausgebildet ward, ebenfalls die aeoliſche; und noch Horatius, wo er als römiſcher Alcäus ſeine Vorbilder rühmend erwähnt, nennt dieſe lesbiſchen Geſänge und die lesbiſche Dichtkunſt nicht ſelten aeoliſch [41]). Lesbos war wie ein lieblicher Garten der Kunſt, wo die ſchönſten Blüthen des Geſanges und der Muſik ſich auf das üppigſte entfaltet und über ganz Hellas ihren bezaubernden Duft verbreitet haben. Als lesbiſche Dichter und Muſiker glänzen ſchon aus der ältern Zeit, der Erfinder Terpander, und der ſagenhafte Arion uns entgegen, wie ſpäterhin Alcäus und Sappho das Höchſte in der Kunſt und begeiſterten Kraft, wie in der Liebesgluth des Geſanges erreicht ha-

[41]) Horat. Od. II. 13. 32. III. 30. 31. IV. 3. 12. IV. 9. 12. cfr. Propert. II. 3, 39.

ben. Terpander, welcher die erste Grundverfassung der Musik zu Sparta angeordnet [49]), und die Gesetze der Lakedämonier in Lieder gebracht, und auch den homerischen Gedichten die Melodie des begleitenden Gesanges angefügt [50]) oder sie fester bestimmt hat, wird nebst manchen andern Kunstweisen auch als Erfinder der skolischen Lieder und Gesangesarten genannt [51]); wie Arion als erster Dithyrambendichter und Erfinder [52]) des cyklischen Chors, oder des dithyrambischen Tanzes, und jener eigenthümlichen Poesie des Gesanges ohne ein bestimmtes Gesetz des Rhythmus.

Früherhin war die lyrische Dichtkunst, und die sie begleitende Musik, bloß rhythmisch, wie in der jambischen und elegischen Poesie; jetzt erhielt auch die Melodie Gestaltung und vollendete Ausbildung, und von dieser neuen Gattung melodischer Lieder sind die strophischen Versmaaße des Alcäus und der Sappho als die höchste Blüthe zu betrachten. Wenn die Melodie, oder die Stimme des Gesanges herrscht über den Rhythmus, und zwar eine einzelne, nicht eine gemeinsame Masse vereinter Stimmen, welches die Harmonie in den chorischen Gesängen bildet, so theilt sich die Stimme des Gesanges, wie die Natur selbst sie getheilt hat, in eine männliche und weibliche, und die alcäische und sapphische Odengestaltung bietet uns die beiden Hauptgattungen dar, in welche das strophische Gedicht sich seinem innern Wesen nach spaltet. Im Chor ist eigentlich kein Geschlecht, da herrscht das gemeinsame Gefühl der Masse; ja auch die Unruhe der Leidenschaft schweigt mehrentheils und tritt zurück vor der würdevollen Ruhe des Ausdrucks der stark vereinten, dauernden Gesinnung. In der noch unvollkommenen, bloß rhythmischen Lyrik, ist allerdings auch die jambische Weise überwiegend männlich und mehr herbe, die Elegie aber neigt zum Ausdruck des Weichen, Schwebenden, Dahinsinkenden, Weiblichen. Diese zwiefache Richtung des rhythmischen Ausdrucks, wird nun in den strophischen Versarten der aeolischen Schule zur Schönheit des Gesanges gesteigert; indem sich das alcäische Maaß,

---

[49]) Plutarch. de mus. p. 1134. B. Siehe die Carmina conviv. Graec. ed. Ilgen. p. LXXIV—LXXVIII. [50]) Plut. ibid. p. 1132. C. [51]) ib. 1140. E. [52]) Herod. Clio. cap. 23. 24.

selbst in seinen Bestandtheilen, wie auch durch die rasch hinansteigende Richtung und schnelle geflügelte Bewegung der überströmenden Kraft, dem jambischen anschließt, das sapphische aber, wenn auch nicht in der Zusammensetzung des Einzelnen, doch in der Weichheit des ganzen Ausdrucks und dem sanften Gange sich dem Elegischen nähert. Beide aber gewähren uns für die Idee des vollkommnen männlichen wie des weiblichen Gesanges die entsprechende Anschauung, als vollendete Urbilder des Schönen, in dieser besondern Weise und bestimmten Art. In Strophen aber ist das melodische Gedicht seiner Natur nach geordnet; denn die Strophe ist selbst nichts anders als der einmahlige volle Erguß der Stimme des Gesanges, der sich mehrmals zurückwendend, öfter in der gleichen Weise und Stimmung des Gefühls wiederhohlt. In einem Gedicht, welches bloß rhythmisch ist, giebt es in der stets gleichen Fortbewegung keinen solchen Absatz, und keine melodische Gliederung; daher dasselbe auch für die höhere lyrische Schönheit ungenügend bleibt. Die Strophe selbst aber wird, wo der höchste Ausdruck begeisterter Leidenschaft und schöner Gefühle im männlichen oder weiblichen Gesange das Ziel ist, wie bei den beiden aeolischen Dichtern, kunstreicher, voller, großartiger gebaut und geordnet sein, als in dem leichten Volksgesange oder heitern Gesellschaftsliede, dergleichen Hellas wohl auch unter dem Nahmen der Skolien besaß. Auf der andern Seite ist die Strophe des aeolischen Gesanges aber auch nicht so verschlungen und in kurzen Sätzen lang hingezogen, als in den chorischen Gedichten; sondern leicht geordnet, aus wenigen aber vollen und großen Gliedern und rhythmischen Zeilen.

Den Alcäus rühmt uns der römische Rhetor, Quinctilianus [88]), als einen Dichter der ersten Größe, und dem Homeros vergleichbar; auch in der Sprache sei er gedrängt, großartig und kunstreich gebildet; wohl lasse er sich auch herab zum Gefühle und Spiele der Liebe, doch seien ihm höhere Gegenstände mehr angemessen." Den Horatius aber könnten wir nicht höher loben, als wenn wir annehmen dürfen, daß er die hohe Schönheit und hinreißende Kühnheit des Alcäus auf seine römische Weise nicht ganz unebel

[88]) Quinct. lib. X. cap. 1.

nachgebildet, und daß wir hie und da in ſeinen Oden noch einen Nachhall oder Anklang von jenem vernehmen.

Wen aber ergreift und bezaubert nicht die zarte Hoheit jener aoliſchen Frau [84]), deren Stimme wahrhaft mit Feuer gemiſcht iſt? In dieſen wenigen Geſängen und verlornen Lauten der hochgefeierten Sappho athmet die tiefſte Gluth der begeiſterten Seele, welche ſie, wie in jenem Gedichte liebevoll zu der ſchönen Göttin hinaufgewendet, ganz aushauchen möchte in Laute der klagenden Sehnſucht.

„Durch den Wohllaut der Lieder linderte ſie, wie Philoxenos ſagt, den Eros [85]),“ der in ihrem Herzen wohnte; und wohl war es „Eros, der ſie die Kunſt der Muſe gelehrt hatte;“ oder wie es auch Plato ſagt: „Eros iſt ſelbſt ein wunderbarer Dichter und auch jeder, den er berührt, wird ein Dichter, wenn er auch vorher die Muſe nicht kannte“ [86]). Vor allen aber muß man bei ſolchen Naturen und den Liebesgeſängen einer ſchönen Seele, auch deſſen eingedenk bleiben, was Plato an einem andern Orte ſagt: „daß der Dichtergeiſt ein zartes Weſen ſei, leichtgeflügelt und heilig.“ Sappho war ein Höchſtes in ihrer Art, vollkommen wie Sophokles, und erſtaunenswürdig wie Homeros in der ſeinigen. So reden auch die größten unter den Alten von ihr, und alle mehr oder minder, nach dem regen Sinn für jedes Große, welcher das ganze Alterthum beſeelte. Noch in der ſpätern Zeit geräth ein gelehrter Geograph mitten in ſeinen antiquariſchen Unterſuchungen ganz in Begeiſterung darüber, indem er ausruft, dieſe Frau ſei ein Wunder einzig in aller Geſchichte [87]). Aber nur wenige Blätter aus der reichen Fülle dieſer unſterblichen Roſen der göttlichen Muſe ſind uns erhalten worden. Ein Grammatiker hat uns die eine Ode erhalten, um den Wohllaut des Rhythmus daran zu erklären; und ein Rhetor den Anfang einer andern, als ein Beiſpiel des Erhabenen; dieſem Zufalle verdanken wir die ſchönſten Geſänge, welche vorhanden ſind.

Gleichzeitig mit der Sappho und befreundet mit ihr blühte

---

[84]) Horat. od. IV. 9. [85]) Plutarch. Amat. Vol. IX. p. 56. [86]) *Plat. Sympos.* p. 216.

auch die jüngere Dichterin Erinna ruhmvoll im aeoliſchen Geſange; und leicht würden ſich noch mehrere einzelne Züge, Bruchſtücke und geſchichtliche Erwähnungen aus den Alten zuſammenſtellen laſſen, zu einem vollſtändigeren Gemählde des reichen lesbiſchen Kunſtgartens.

In den ſpäteren Zeiten ſcheint die aeoliſche Kunſt, gleich der joniſchen, ganz in die weichſte Ueppigkeit verſunken zu ſein. Phrynis von Mytilene, zur Zeit des Sokrates, verdrängte die alte, ernſte Muſik des Terpander durch ſeine weichlichen Neuerungen; und in noch ſpätern wird Simos, aus der aeoliſchen Stadt Magneſia am Mäander, als der gänzliche Verderber der Muſik bezeichnet, welcher die ſogenannte Simodie eingeführt, wie man dieſe wolluſtige Tonweiſe nach ihm benannte [88]).

3. Von der doriſchen Schule und dem doriſchen Styl in der Dichtkunſt.

Um das Eigenthümliche des joniſchen Styls in der Poeſie richtig aufzufaſſen, mußten wir auch die joniſchen Sitten in einigen Zügen näher berühren; und um der aeoliſchen Schule ihre rechte Stelle in dem Ganzen anzuweiſen, war es nöthig, auf eine geſchichtliche Ueberſicht des weniger bekannten aeoliſchen Stamms einzugehen, wenigſtens auf die weſentliche Verſchiedenheit und den erſten geſchichtlichen Grund dieſes Stamms und ſeines eigenthümlichen Charakters hinzudeuten.

Die doriſche Stammeseigenthümlichkeit dagegen, ſo wie die beſondere Sinnesart und Sittenbildung der Dorier, ihr gemeinſames Leben in ſtrenger Freiheitsverfaſſung und Geſetzordnung, tritt ganz hell und deutlich hervor in den ſpätern Zeiten der allgemeinen helleniſchen Geſchichte und erfüllt mit ſeinem Ruhme und großen Thaten die ganze Periode des helleniſchen Glanzes, indem die doriſchen Staaten unter Sparta's ſiegreichem Vorgang oder nach ſeinem glänzenden Beiſpiele, hier mehrentheils im Wechſel allgemein bekannter weltgeſchichtlicher Ereigniſſe, die Uebermacht

[88]) Strab. lib. XV. 957. A. u. 926. C.

und Hegemonie in Hellas behauptet haben, bis auf die macedonischen Zeiten hinab. Es würde daher überflüßig sein, was hinreichend bekannt ist, von dem Charakter und Wesen der dorischen Gesetze, Sitten und Eigenthümlichkeiten, wiederhohlen und ausführlich erörtern zu wollen, was, wo es von Grund aus geschehen sollte, fast die gesammte hellenische Bildungs- und Staatengeschichte umfassen müßte; und wollen wir uns hier nur auf dasjenige beschränken, was dazu dienen kann, den dorischen Styl in der Kunst und Poesie richtig zu erfassen und genau zu bezeichnen.

An hinreichendem Stoff, an mannichfaltigen Zügen und einer Fülle von bekannten Thatsachen fehlt es nicht zu einer besondern dorischen Stamm- und Staatengeschichte. Es tritt uns hier aber ein andres Hinderniß in der geschichtlichen klaren Auffassung des dorischen Charakters und Lebens entgegen; indem schon bei den Alten selbst die Würdigung desselben ein Gegenstand des Partheistreits geworden war, seitdem Sparta und Athen, jenes im Verein der dorischen Staaten, dieses an der Spitze des jonischen Stammes, um die Uebermacht und erste Stimme oder um den Vorrang der Hegemonie in Hellas den Kampf begannen, und noch mehr seitdem Sokrates und seine Schule dem atheniſchen Sittenverderben die dorische Gesetzesstrenge, in der besten Absicht entgegenstellten und sie in ihrem Sinne, der aber keineswegs immer der einfache altdorische sein mochte, rühmten und priesen, und manche der übertreibenden Nachfolger der gegründete Vorwurf einer sehr einseitigen Lakonomanie traf, dessen wir in den Denkmahlen jener Zeit so häufig erwähnt finden. Dieser Partheistreit über den Vorzug und Werth der dorischen Verfassung und Lebensweise hat sich nun bis auf die spätern Zeiten fortgepflanzt und weiter vererbt, und hat mehr oder minder alle Schriftsteller hellenischer Sprache ergriffen, so daß nur wenige derselben, ganz rein und klar in ihrer Ansicht des Gegenstandes, aus diesem allgemeinen Nationalzwiespalt und über ihn erhoben dastehen. Dieser Partheistreit, welcher sich aus dem politischen Zwiespalt und aus dem Gegensatz der Philosophie gegen die ausgeartete und verwilderte Zeitsitte über alle Zweige des Lebens und des *Wissens oder* Denkens verbreitete, hat natürlich auch auf die

historische Beurtheilung und Ansicht der ältern dorischen Zeit und Geschichte störend zurückgewirkt, und die richtige Auffassung derselben vielfach erschwert, getrübt und verkehrt, da die Meinungsverschiedenheit und der falsche Anstrich und schiefe Gesichtspunkt, in den sich alles gestellt hat, von den Autoren des Alterthums selbst, wenigstens zu Anfang, auch auf die neuern Forscher wiederum übergehen mußte, und man sich jetzt in jedem Falle erst durch die ganze Verworrenheit einer so großen und höchst verwickelten historischen Streitfrage durcharbeiten muß, ehe man zu einem klaren Umriß, geschichtlichen Begriff und Bilde von dem dorischen Charakter und Leben, besonders wie es ursprünglich in der ältern Zeit war, gelangen kann.

Wohl haben schon einzelne Forscher, von künstlerischem Sinn geleitet, angefangen, die milde Größe, die weiche Hoheit, die zarte Schöne bei so starker Kraft und der naturvollen Anmuth in dem dorischen Styl zu erkennen; indessen bleibt noch ein großes Feld offen, um alle dahin einschlagenden Irrthümer und Mißverständnisse zu beseitigen und zu lösen, besonders aber um das dorische Leben in seiner vollen Entfaltung und ganzen Verzweigung in Kunst und Sitten nach dem innern Grunde seines eigentlichen Wesens vollständig und richtig zu erfassen und ein geschichtliches Bild davon zu entwerfen. Nur diese innere Idee des dorischen Staats und öffentlichen Lebens können wir hier hervorheben, um den Styl der dorischen Kunst daraus zu erklären; die übrigen Punkte jener gesammten Streitfrage aber, mögen für jetzt unberührt bleiben. Weit entfernt, die Schranken der dorischen Eigenthümlichkeit läugnen zu wollen, wird vielmehr gerade die bestimmte Anerkennung derselben um so eher zu einem klaren Begriff führen, von dem innern Grunde und Wesen dieses besondern Stammcharakters und ganz eigenthümlichen Volksbildung. Gern wollen wir daher zugeben, daß nicht bloß die lakonische, sondern mehr oder minder alle dorische Verfassung und Aristokratie oft sehr drückend nach außen und nach innen war, selbst in der guten alten Zeit, geschweige denn in der spätern sittlichen Entartung, wo spartanische Harmosten in dem besiegten Hellas mit roher Gewalt durch *Schrecken übel* herrschten. Der jonische Reichthum des

erfinderischen Geistes im wissenschaftlichen Gebieth war den Doriern eigentlich fremd; und gegen den Pythagoras und seine Verbündeten waren die dorischen Völker in Italien nicht weniger undankbar, als die Athener gegen den Sokrates; und haben sie sich der großen Belehrung im gleichen Maaße wie jene unwürdig und unfähig gezeigt.

Selbst die Historie, zuerst unter den Joniern durch die Mythographen entwickelt, dann von den großen atheniſchen Staatsdenkern kunstreich vollendet, blieb den Doriern fremd; und der lakonische Schriftsteller Hippasos **), der über die Verfassung von Sparta geschrieben, bildet eine Ausnahme, wie auch die Philosophie der Pythagoräer, von welchen die einzigen bedeutenden dorischen Werke in Prosa herrühren, nur einen nicht zur Vollendung gediehenen Versuch, oder eine ohne durchgreifende Folgen vorübergehende Episode in der dorischen Bildung gewesen ist. Ursprünglich war dieselbe beschränkt auf die bürgerliche Verfassung, Gesetzgebung und Erziehung; und was das innre geistige Leben und die Bildung der Seele betrifft, auf Musik und Poesie, nebst den gymnastischen Uebungen und dem Tanz, insofern sie mit jenen zusammenhingen, und auf bildende Kunst. Selbst die Mythologie, welche in Sagen und Sprüchen, alles Belehrende der Vorzeit über göttliche und menschliche Dinge umfassend, nebst der Musik und Gymnastik, den dritten Bestandtheil der ursprünglichen hellenischen Bildung ausmacht, war bei den Doriern durch Sitte und Gesetz enger in den Gränzen des väterlichen Glaubens beschränkt, um alles sittlich Störende in der ausschweifenden Dichtung zu vermeiden, dessen die alten Theogonien und epischen Gesänge nur allzu viel enthielten. Wollen wir aber, was in den Mysterien Höheres und tiefer in die verborgene Wahrheit Eindringendes, von der Unsterblichkeit der Seele, von dem früheren seligen Zustande, und dem künftigen göttlichen Leben, zu dem der Eingeweihte durch jene Reinigung gelangen solle, gelehrt wurde, als den vierten und geistigsten obwohl nicht allgemein verbreiteten Bestandtheil der hellenischen Geistesbildung betrachten; so scheint

**) *Diog. Laert.* lib. VIII, 6. 4.

es wohl unläugbar, daß auch hieran die dorischen Stämme weniger Theil gehabt, indem die Hauptsitze der berühmtesten und weitwirkendsten unter jenen Stiftungen und Verbündungen an Orten des jonischen Stammes, am meisten aber in dem Mutterstaat Athen gelegen waren. Wenn Pythagoras diesem Mangel der höhern Mysterienerkenntniß bei dem dorischen Stamme hat abhelfen wollen, so ist dieses Unternehmen erstens nicht vollständig gelungen; und überdem war es schon ein fremdes Element einer neuen und andern Geistesbildung, welche den ursprünglichen althellenischen Umkreis derselben eben so gut überschreitet, als die dunkle Philosophie des Herakleitos bei den Joniern oder die wohl klare aber doch wenig verstandene Lehre des Sokrates, die auch zu Athen als etwas Fremdartiges erschien und zwar in fruchtbarer Erweiterung fortgedauert hat, aber doch ganz abgeschlossen und bloß für sich bestehend, ohne allgemeinen Einfluß auf das öffentliche Leben. Hier stehen uns nun in der geschichtlichen Erfassung des also beschränkten dorischen Geistes und Lebens, unsre jetzigen Begriffe von wissenschaftlicher Bildung entgegen, die wir uns einerseits nicht ohne das ganze Beiwesen gelehrter Hülfsmittel und Anstalten denken können, indem wir anderseits die gesellschaftlichen Verhältnisse und sinnlichen Künste der Verfeinerung, wie sie sich bei blühendem Welthandel und üppig wucherndem Gewerbe in den großen Städten entwickeln, allzu ausschließend zum Maaßstabe der höheren Geistescultur annehmen. Wir dürfen aber hiebei nicht vergessen, daß es unter den Hellenen überhaupt eigentliche Gelehrte und denkende Forscher anfangs nur Einzelne gegeben, am meisten unter den Joniern, dann zu Athen; wo sich zuerst obwohl noch sehr schwach, eine Art von Gemeinsamen der gelehrten Bildung entwickelt hat, was dann zu Alexandrien vollständiger erweitert und dauernd begründet ward. Auch kann es nicht geläugnet werden, daß die bildende Kunst eine Höhe und Vortrefflichkeit, die wir nicht zu bezweifeln vermögen, vorzüglich grade in solchen dorischen Staaten erreicht hat, welche mit Ausnahme von Korinth und wenigstens im Vergleich mit der rhetorischen Vielseitigkeit und sophistischen Gelenksamkeit des attischen Volks, *oder mit der* ins Ungeheure gehenden Schwelgerei

von Rom, oder gar mit unſrer modernen Vervollkommnung des materiellen Lebens, noch in großer Sitteneinfalt und altväterlicher Beſchränktheit der Sinnesart beſtanden haben, welche ſie vielleicht um ſo geeigneter machte, das hohe Schöne in der Kunſt zu erreichen. Der doriſche Styl der Baukunſt wird vor allem bewundert; der alten doriſchen Säulenordnung ward die reichgezierte korinthiſche, als eine ſpätere dem Urſprung nach ebenfalls doriſche angefügt. Drei berühmte doriſche Schulen der blühenden bildenden Kunſt, werden uns genannt: zu Aegina, zu Sicyon und Korinth. An den beiden zuletzt genannten Orten erreichte die Mahlerei und Bildhauerkunſt nach dem Urtheile der Alten überhaupt die höchſte Blüthe [60]; und wollte man den doriſchen Antheil an der bildenden Kunſt in einem beſondern Werke geſchichtlich entwickeln, ſo würde dieß viele Belehrung gewähren, und nicht minder Erſtaunen erregen, über den großen Reichthum der doriſchen Kunſt. Zur Zeit des Darius Hyſtaspes hatten die Bewohner von Argos den Ruhm, die Erſten in der Muſik zu ſein [61]. Bei den Arkadiern wie in Kreta [62] war die Muſik ein weſentlicher Theil der Erziehung, die geſellige Bildnerin der Jugend bis ins dreißigſte Jahr. Die Poeſie des Geſanges und Muſik, beſonders die Flöte blühte zu Thebä wie zu Sparta [63], „wo nebſt dem Schwerte der Jugend, wie ein alter Dichter ſingt, die helltönende Muſe waltet und die gerechte Ordnung.“ Gaſtfrei nahm Sparta die edelſten Sänger aus der Fremde zu ſich, den Terpander und Tyrtaeus, Thaletas und Alkman. Neben der Weisheit der Alten und unter den Waffen der Männer bewegten ſich hier freudig die Chöre der Muſe, und auch die Kunſt des Tanzes, als eine Gymnaſtik ſchöner Bewegung, welche zugleich zur kriegeriſchen Gewandtheit nützlich ſein mochte, ward zu Sparta als ein weſentlicher Theil der öffentlichen Erziehung geachtet [64]. Unter den verſchiedenen Kunſtarten der helleniſchen Nationaltänze, wurden nebſt den wollüſtigen joniſchen, beſonders auch viele doriſche Tänze, wie der lakoniſche,

[60]) Strab. VIII. p. 586. A. [61]) Herod. Thal. 131. [62]) Strab. X. 739. C. [63]) Arist. Polit. VIII. cap. 6. [64]) Quinct. I. *cap. 1.*

kretiſche, troizeniſche und der von Mantinea gerühmt, und vom Ariſtoxenes, dieſen beſonders auch in der Bewegung der Hände der Vorzug gegeben [65]). Um den Gegenſatz der barbariſchen und helleniſchen Sitten recht fühlbar zu machen, ſtellt der doriſch geſinnte Xenophon die aſiatiſchen Tänze und die ſchönen arkadiſchen gegen einander, im Selbſtgefühl helleniſcher Bildung und edlen Gefühls [66]).

An doriſchen Orten waren jene berühmten Wettſpiele der Schönheit und Feſte des Eros, den hiernach auch die bildende Kunſt als Vorſteher der Kampfſpiele in eigenthümlicher Art darſtellte; wie dergleichen Feſte der Schönheit Statt fanden, mehrentheils unter Jünglingen, zu Theſpiä, zu Megara am Feſte des Diokles zu Elis, am Feſte des liebenden oder des küſſenden Apollo, und zu Sparta auch unter Jungfrauen; und noch in ſpäter Zeit rühmt ein römiſcher Dichter die Schönheit der lakoniſchen Jünglinge [67]). Die Spartaner waren nach Hippaſos [68]) Erfinder der Gymnaſien; indem ſie bei ihnen als Mittelpunkt des öffentlichen Lebens die größte Bedeutung und höchſte Vollendung erhielten; und wie Sokrates durch ſein weiſes Geſpräch und die Philoſophie ſeiner Vaterſtadt Ruhm brachte, ſo bewirthete der Spartaner Lichas die Fremden, die nach Sparta kamen, nach Xenophons Ausdruck, mit gymnaſtiſchen Feſten [69]), den Sitten ſeines Landes gemäß. Zu Sparta und zu Elis nahmen auch die Jungfrauen Antheil an den gymnaſtiſchen Spielen und Uebungen; überhaupt aber lebten die doriſchen Frauen nicht auf joniſche Weiſe in aſiatiſcher Abſonderung und Unterdrückung, ſondern es war die ganze doriſche Bildung des Leibes und der Seele zum Schönen, Guten und Großen auch den Frauen, wenigſtens denen von edlem Stamme, gemeinſam, bis zur ſpartaniſchen Aufopferung des weiblichen Zartgefühls. Etwas ganz Eigenthümliches bei dieſer nur nach der Idee des Schönen geſtalteten und eingerichteten Lebensweiſe war auch die Nacktheit jener gymnaſtiſchen Spiele, welche bei den öffentlichen Volksfeſten und olympiſchen Wettkämpfen nach doriſcher Sitte

[65]) Athen. lib. I. p. 23. [66]) Anabas. lib. VI. cap. 1. [67]) Martial, VII, 79. [68]) Athen. I. p. 14. [69]) Xen. Memor. Sacr. lib. I. cap. 2.

allgemein eingeführt war, und im Gegensatz asiatischer und jonischer Verhüllung von den Alten selbst, welche der Einführung jener Sitte noch nahe genug standen, als das eigentliche Merkmahl hellenischer Sinnesart betrachtet und bezeichnet ward [70]). Diese Nacktheit, und die gymnastischen Uebungen der Jungfrauen gehören zu den Sonderbarkeiten der dorischen Sitten; und selbst nach heidnischer Götterlehre und Ansicht von dem Göttlichen ward es als etwas Auffallendes bemerkt, wenn Philippos von Kroton, der schönste aller Hellenen seiner Zeit und Sieger in den olympischen Spielen wegen der Schönheit seiner Gestalt zu Egestä als Heros verehrt, und ihm als solchen ein Tempel erbaut und Opfer gebracht wurden [71]). So ganz vorherrschend war die Idee und begeisterte Liebe des Schönen in dem dorischen Leben. In Beziehung auf die besondern Sitten des weiblichen Geschlechts aber muß man dagegen auch den Antheil der dorischen Frauen an aller edlen Bildung ruhmwürdig bemerken. Sie dachten männlich und waren groß gesinnt, wie uns dieses in so vielen Erzählungen und Zügen von spartanischer Aufopferung und ruhmvoller Vaterlandsliebe von dem lakonischen und anderm dorischen Frauengeschlecht geschildert wird. Vorzüglich aber war ihnen auch die geistige Kunst des Schönen und der Gesang der Muse befreundet; unter den Lehrern des erhabenen Pindaros werden außer dem großen Musiker Lasos und dem kunsterfahrnen Simonides, auch die dorischen Dichterinnen, Korinna und Myrtis ruhmvoll genannt. Ward aber von der einen Seite bei den dorischen Völkern auch das zartere Frauengeschlecht durch männliche Bildung geadelt und stark gemacht, so sehen wir von der andern Seite selbst die Gebräuche des Kriegs und die Sitten der Schlacht bei diesem wunderbaren hellenischen Stamm durch ein eignes Gefühl des Schönen beseelt und gezügelt. Dem Eros opferten die Kreter, durch Jünglinge von auserwählter Schönheit, vor dem Kampf, die Könige der Spartaner aber brachten den Musen das Opfer beim Anbeginne der Schlacht, wie zu einem festlichen Götterspiele.

---

[70]) Die Hauptstelle beim Thukydides ist bekannt. Vergl. Plat. de legg. lib. V [71]) Herod, Terpsich. 47.

Unter einem mächtigen, aber sanften Gesange rückten sie in den Kampf, festlich geschmückt und mit Myrthen bekränzt. Die, welche in den olympischen oder andern geweihten Festspielen als Sieger den Kranz errungen, standen und fochten zunächst um den König in der Ordnung des Heers [71]). Im peloponnesischen Kriege unterbrachen sie einmahl den blutigen Kampf um die Oberherrschaft und schloßen einen Waffenstillstand, um vierzig Tage lang das schöne Götterfest des holden Hiacynthos zu feiern, jenes geliebten Jünglings, den Apollo unvorsichtig im jugendlichen Spiel getödtet, und verwandelnd sein Andenken in der Blume dieses Nahmens verewigt hatte. So war alles bei ihnen in einem Sinne und Gefühl des Schönen gestaltet und das ganze dorische Leben selbst war in des Friedens weicher Ruhe, nur wie ein gymnastisches Festspiel, glänzend in aller Blüthe der Musenkunst; der Krieg aber einem olympischen Wettkampf um den Siegerkranz des unsterblichen Ruhms zu vergleichen. Wohl mag man es in diesem Sinne verstehen, wenn noch der redliche Plutarchos, in Erforschung der alten dorischen Zeit und Sitte vertieft und einheimisch geworden, sagt: „die tapfersten Völker seien die gewesen, welche am meisten von der Liebe beseelt waren [72]), wie jene dorischen Völker, die Thebaner, Lakedämonier und Kreter; weil nähmlich die Begeisterung der männlichen Freundschaft, die hohe Ruhmbegierde und innige Liebe des Vaterlandes, vor allem aber das gemeinsame Leben im würdevollen Gefühl des Schönen, das Eine war, wovon alles bei diesen Völkern ausging, im Krieg wie im Frieden, im Staat wie in der Kunst, in der alten Sage und im Kampfe der Gegenwart, in der Ordnung des Gesetzes und in der Bildung der Einzelnen.

Der Gang der Untersuchung hat uns mitten in den Gegenstand hineingeführt, und in der That läßt sich das dorische Leben in seiner Fülle und Eigenthümlichkeit nur in solchen einzelnen Zügen als ein Ganzes lebendig erfassen. Nur in diesem geschicht-

---

[71]) Plutarch. Sympos. lib. II. quest. 5. [72]) Plutarch. Amator. Vol. IX. p. 57. ed. Reiske.

lichen Zusammenhange und nur aus dem dorischen Leben selbst läßt sich sodann auch das eigenthümliche Wesen des dorischen Staats richtig begreifen. Wenn uns die Philosophen diese dorische Verfassung als eine Aristokratie der Tugend und durchaus wohlgeordnete Gesetzgebung preisen, um sie der anarchischen Volksherrschaft, die zu ihrer Zeit so herrschend geworden war, entgegenzustellen; so haben sie ihren eignen Staatsbegriff von weiser Gerechtigkeit hineingetragen, wie sie hinwieder zur lebendigen Darstellung ihrer Ideen sehr vieles Einzelne aus den dorischen Sitten entnahmen. So hat Plato in sein Gemählde des vollkommnen Staats, wohl hie und da auch einiges Aegyptische aufgenommen, das Ganze aber in dorischem Sinne ausgeführt; und beim Xenophon trägt selbst jene zur Dichtung erweiterte Geschichte des großen Perserkönigs und der Aristokratie seiner Edlen die spartanische Farbe. Aber nicht auf den Begriff des Gesetzes und der Gerechtigkeit war der dorische Staat gegründet, in welcher Hinsicht er wenigstens unsern Forderungen und Ansichten vom Recht und einem auf das Recht gegründeten Staat übel entsprechen würde; sondern es war der Zweck des dorischen Staats die Einheit, oder die vollkommne Gemeinschaft aller in ihm verbündeten Kräfte und durch ihn gebildeten Naturen, und die aus diesem gemeinsamen Leben hervorgehende Liebe und Begeisterung der edlen Geschlechter und freien Bürger; die bald unter den besondern Gestalten der männlichen Freundschaft, der Ruhmbegierde oder der Aufopferung für das Vaterland hervortrat, zu der aber der allgemeine Keim schon in dem stillen Genuß und Bewußtsein jenes schönen, gemeinsamen Lebens lag. Und weil nun Liebe und Begeisterung die Seele des Staats, und dieser selbst nichts andres als die zusammenhaltende Form und gesetzliche Ordnung jenes ganz auf den Genuß und Begriff des Schönen gerichteten dorischen Lebens war; so können wir nicht umhin, es zu gestehen und zu erkennen, so auffallend und fremd uns dieses auch anfangs scheinen mag, daß selbst der Staat bei den dorischen Völkern auf der Idee des Schönen beruhte und gerichtet war, und nur von dieser Idee alle beseelende Lebenskraft empfing. Ist aber diese Idee des Schönen überhaupt *das Vorwaltende*, was den Geist und die Bildung des hellenischen

Alterthums auszeichnet; so darf man nun um so mehr auch im Ganzen sagen, und als großen geschichtlichen Umriß feststellen, was schon aus so vielen Einzelnheiten hervorgeht; daß sich der hellenische Charakter in dem dorischen Stamm am reinsten, eigenthümlichsten und vollständigsten, so wie auch eben deshalb am sonderbarsten und abweichendsten entwickelt und entfaltet hat, und daß eben dieß den dorischen Stamm am wesentlichsten auszeichnet, und geschichtlich seine Stelle und Bedeutung bestimmt.

Daß diese so ganz nur auf die Idee des Schönen gegründete dorische Bildung und Lebensweise nach dem Maaßstabe aller in dem Menschen liegenden höhern Kräfte und tieferen Anlagen, so wie ihrer vollständigen Entwicklung sehr einseitig und ungenügend in geistiger Hinsicht beschränkt, auch in sittlicher Beziehung keineswegs fehlerfrei gewesen sei, soll dabei nicht verkannt oder geläugnet werden.

Wenn der hellenische Geist nicht so ganz hingenommen und erfüllt gewesen wäre von diesen gymnastischen Festen, den Spielen der Kunst, überhaupt aber von der Schönheit des Lebens; so möchten die zerstreuten Lichtspuren der Mysterien und die neue Geistesbahn des Pythagoras oder Sokrates allgemeiner durchgegriffen und hingeführt haben zu einer tiefern Erkenntniß der Wahrheit; deren verborgnes Wesen die Hellenen meistens nur ganz unvollkommen im Bilde des Schönen erkannt haben. Einleuchtend ist auch, daß dieser Gedanke einer vollkommnen Einheit des öffentlichen Wesens und Alles umfassenden und zusammenschmelzenden gemeinsamen Lebens, niemahls hat streng ausgeführt und ganz vollendet werden können; wie dieß mit jeder auf eine einseitige Idee gegründeten Lebensordnung der Fall ist, daß sie nah am Ziele unfertig stehen bleibt; obwohl es darauf angelegt und zu Sparta, wie Aristoteles, [14]) von dem man hier keine Uebertreibung oder allzu günstige Vorliebe besorgen darf, bemerkt, wirklich bis zum gemeinschaftlichen Gebrauch mancher Güter des Eigenthums ausgedehnt war; und in diesem Sinne kann man

[14]) *Polit. II. 5.*

wohl sagen, daß erst Plato in seiner Republik das vollendete Bild dieses dorischen Lebens, wie es nie vollständig zur Wirklichkeit gelangt ist, entworfen hat, wo in der Idee des Staats und gemeinsamen Lebens alle Persönlichkeit untergeht, und selbst das Heiligthum der Ehe ihr zu Liebe vernichtet wird. Daß aber dieses in der Wirklichkeit doch nie geschehen, und Platos Entwurf nur Idee geblieben ist, hat die Natur bewirkt, welche zu mächtig entgegen gestanden.

Zu einer andern hellenischen Entartung der Sitten und Unnatur lag der erste Keim der Gefahr allerdings schon in der ganzen Anlage des dorischen Lebens, indem jene männliche Freundschaft, welche auf den Abweg führen konnte, aufs innigste mit dem Wesen des auf Liebe und die Begeisterung des Schönen gegründeten dorischen Staats verwebt war, wie uns dieses die Alten selbst so oft andeuten, in ihren Bemerkungen über die vom Gorgidas gestiftete heilige Schaar der Thebaner, andre ähnliche Verbrüderungen und auffallende Sitten der Kreter und andrer dorischer Völker. Indessen muß man sich wohl hüten, das gränzenlose Sittenverderben der spätern Zeit und alle anstößigen Thatsachen und Sittenzüge oder üppigen Gedichte derselben, auf das ganze Alterthum zu übertragen, und sich das Bild so mancher edlen Männerfreundschaft und aus dieser Begeisterung hervorgegangenen hohen Thaten, gegen den bessern Geist der alten Geschichte, wegen der möglichen unsittlichen Entartung, die in einzelnen Fällen auch in der früheren Zeit Statt gefunden haben kann, zu entstellen. Es lag in der dorischen Lebenseinrichtung selbst ein starkes Gegengewicht wider diese Entartung, die aus den gymnastischen Schönheitsspielen, so wie diese das ganze Leben erfüllten, leicht hervorgehen konnte; zuerst in der großen Sitteneinfalt der alten Zeit dann in der Begeisterung selbst, welche nebst dem Schönen zugleich alles Edle und Hohe mit umfaßte, und von unwürdiger Sinnlichkeit zurückhalten mußte; auch in der edleren Bildung der dorischen Frauen, dagegen die jonische und asiatische Geringachtung des Geschlechts, und der daraus entstehende Ueberdruß an demselben, auf einem andern Wege zu dieser Unnatur geführt hat. Am meisten aber lag dieses Gegengewicht in der strengen Gesetzgebung

selbst; denn wenn auch die dorischen Gesetzgeber meistens, wie Solon nach ihnen, die Liebe erlaubten, so geschah dieses doch immer in dem Sinne einer edlen männlichen Freundschaft, in hoher Begeisterung des Schönen, und für den Ruhm des Vaterlandes bis zum freiwilligen Heldentode treu und ewig vereint. Dieser Geist belebte die kretischen und thebanischen heiligen Schaaren; und in diesem Sinne tadelte Pammenes, erfüllt von der Idee jener männlichen Heldenliebe, den Homeros, daß er unkundig der Liebe, die Schaaren in seiner Schlachtordnung nach dem Stamm und Geschlecht, nicht aber die Liebenden und Freunde zusammengestellt habe [75]).

Ueberhaupt aber war diese im dorischen Leben herrschende Idee des Schönen, wenn sie auf der einen Seite in ihrer Begeisterung bis zur Vergötterung ging, von der andern Seite einer strengen Ordnung unterworfen, und wurde durch bestimmte Gesetze in ihren Gränzen und in der großartigen Form unverändert erhalten. Die Alten sind voll von dem Lobe jener weisen Gesetzgeber, welche besonders in den dorischen Staaten streng über die Aufrechterhaltung der Musik gewacht haben, um jede Neuerung zu verhüten, durch welche die große alte Tonweise ins Weichliche entarten, oder sonst in eine Verwilderung des leidenschaftlichen Ausdrucks hätte gerathen können. Unter der Musik aber ist in solchen Fällen, was wesentlich damit verbunden war, die Poesie und die Tanzkunst mehrentheils mit zu verstehen; obwohl die Gesetze zunächst vorzüglich auch auf die eigentliche Musik selbst gingen. Nicht bloß die Spartaner hatten solche beschränkende Gesetze über Musik und Poesie; auch bei den Thebanern, in Kreta [76]) und Arkadien fand das Gleiche Statt; auch die Pellener und Mantinea [77]), dessen vortreffliche Verfassung Polybius anrühmt [78]), hatten solche Gesetze, und zu Argos ward eine schädliche Neuerung in der Musik bestraft [79]). Uns bleibt eine solche Beschränkung der Kunst durchaus fremd und will uns nicht zusagen, so wie wir

[75]) Plutarch. Sympos. tom VIII. p. 428. [76]) Strab. lib. X. 739. B. [77]) Plutarch. de mus. p. 2093. ed. Steph. [78]) Polyb. Exc. VI. cap. 41. [79]) Plutarch. ibid. p. 2097.

uns auch auf der andern Seite in die unbegränzte Freiheit, welche dem poetischen Geiste in der alten Komödie zu Athen gestattet wurde, nicht finden können und Anstoß daran nehmen. In dem dorischen Leben waren aber einmahl die Kunst und die Sitten unzertrennlich Eins; und wenn solche beschränkende Gesetze bei den Thebanern auch für die bildende Kunst [80]) statt fanden, so haben wir bei der hohen Blüthe und Vollendung der dorischen Bildner-Schule und Werke eben keinen Grund anzunehmen, daß dieß einen schädlichen Einfluß für die Kunst gehabt habe. Bemerkenswerth bleibt es immer, daß zu Sparta, einem der Hauptsitze der dorischen Dichtkunst, wo eine so große Liebe zu den homerischen Gesängen [81]) herrschte, die jambischen Gedichte des Archilochos, als mit der Idee des Schönen und der wahren Poesie streitend, verboten und nicht geduldet wurden [82]); wie späterhin dasselbe dem Timotheos, wegen seiner regellosen neuen Weise in der dithyrambischen Dichtung geschah; daher denn auch die Spartaner, wie Aristoteles sagt [83]), von sich behaupten mochten, daß sie ohne es besonders erlernt zu haben, wohl beurtheilen könnten, welche Gesänge gut seien und welche nicht.

Die drückendste Schranke der dorischen Bildung für das Leben war die Aristokratie ihrer Verfassung, welche in dem ganzen Wesen desselben begründet war, wenn die Anlage dazu auch nicht schon von Natur vorhanden gewesen wäre. Denn jene öffentliche Erziehung und das ganze gemeinsame schöne Leben unter steten gymnastischen Uebungen, musikalischen Spielen und festlichen Wettkämpfen erforderte eine ganz freie Muße, und nur die edlen Geschlechter mochten sich wohlhabend und unabhängig dieses Glanzes erfreuen. Und da nur auf denen, welche diese edle Erziehung genossen hatten, der Staat beruhte, da nur ihnen die Waffen anvertraut und nur sie für Bürger geachtet wurden, so ward eben damit unvermeidlich die ganze übrige Masse vom Staat aus-

---

[80]) Aelian. lib. IV. cap. 4. [81]) Wolf. Proleg. CXL. Plut. apopht. Lac. Plat. de legg. lib. III. [82]) Nicom lib. X. cap. 9. [83]) Nicom. lib. X. cap. 9.

geſchloſſen und in den Zuſtand der Heloten herabgewürdigt, daher Plinius wohl bedeutſam die Spartaner, als die Erfinder der Sclaverei benennt [84]). Ein ähnlicher Zuſtand findet ſich unter verſchiedenen Benennungen faſt in allen doriſchen Staaten; wie auch bei dem aeoliſchen Volk der Theſſalier, wo die dienſtbare Claſſe den Nahmen der Peneſter trug. Die Anlage dazu lag ſchon in dem Heldencharakter der Aeolidenſtaaten und in dem bei allen helleniſchen Völkern von daher vorherrſchendem Adelgeſchlechte; zum Theil auch wohl in der Unterdrückung der eroberten Urvölker von älterem pelasgiſchen Stamme. In den doriſchen Staaten aber ward dieſe natürliche Ariſtokratie noch durch Erziehung, Geſetze, Gewohnheit und Sitte viel höher geſteigert, feſter begründet und die Sonderung nach Grundſätzen um ſo ſchärfer durchgeführt, je mehr ſich jene urſprüngliche Ariſtokratie ſelbſt republikaniſch entwickelte. Doch wird die Behandlung der dienſtbaren Menge nicht überall ſo drückend geweſen ſein, wie bei den Spartanern, nach deren ſtrenger Erziehung, wie ihnen Iſokrates [85]) vorwirft, ſelbſt freie Jünglinge grauſamer gezüchtigt wurden, als anderswo die Sclaven. Es mögen auch manche von jenen edlen Geſchlechtern in den doriſchen Staaten in mildem Glanze geherrſcht haben. Die Milde der Beherrſcher von Sicyon rühmt ſelbſt Ariſtoteles [86]); die Verfaſſung von Sicyon aber war anfangs die reine doriſche Ariſtokratie, wie Plutarchos ſagt [87]), aus der ſie erſt nachher in Partheiungen, Volksanarchie und Tyrannenherrſchaft geriethen, bis ſie dann, obwohl ſie Dorier waren, die Verfaſſung und ſelbſt den Nahmen der Achäer annehmen mußten [88]). Ueberhaupt war die

---

[84]) Plin. lib. VII. cap. 56.

[85]) Isocr. Panegyr. cap. 34. [86]) Arist. Polit. V. 12. [87]) Plut. Arat. tom. V. p. 508. 509. [88]) Plutarch. ibid. tom. V. p. 521. Es iſt in den Ausdrücken ſelbſt der doriſche Stolz ſichtbar, als ob es für dieſen Stamm, der ſich wie von einem höhern Adel zu ſein dünkte, ſchon eine Schmach wäre, mit zu einem aeoliſchen Volke gezählt zu werden; und an dieſer Stelle wird einmahl die bleibende aeoliſche und doriſche Stammesverſchiedenheit recht ſcharf bezeichnet, die ſich auch durch den gegenſeitigen Haß der Achäer und Dorier beurkundet, während die Gränzen dieſer Stammesverſchiedenheit mehr in einander fließen, bei ſo man-

dorische Verfassung, wo sie einmahl entartete, verderbter und schlechter als jede andre, als die nicht sowohl auf einer kunstreichen Staatseinrichtung, sondern ganz auf den Sitten und auf dem Leben selbst beruhte. Dieß geben selbst die Lobredner der dorischen Einrichtungen unter den Alten zu, und führen häufige Beispiele im Einzelnen davon an, wie die bürgerlichen Unruhen von Argos während auf der andern Seite selbst solche Schriftsteller unter den Alten, welche dem Dorischen eher abgeneigt erscheinen, doch gern zugeben, daß die spartanische Verfassung vortrefflich gewesen sei [89]), um den Staat nach der väterlichen Sitte und das Vaterland in seinen eng umschloßnen Gränzen, gegen äußre Angriffe und innre Unruhen dauerhaft zu erhalten und ihm eine unerschütterliche Festigkeit zu geben. So rühmt auch Aristoteles [90]), obwohl nicht dorisch gesinnt, und in seiner ganzen Geistesart mehr zur jonischen Natur hinneigend, die Vortrefflichkeit der gemeinsamen spartanischen Erziehung, auf die sie so großen Ernst verwenden. Als nun aber Sparta mit der anwachsenden Macht aus den Schranken jener alten Sitteneinfalt und des väterlichen Bodens heraustrat, da

chen andern aeolischen Völkern im Peloponnes und außerhalb des Isthmus, zum Theil auch in den italischen Pflanzstädten aeolischen oder gemischten Ursprunges, welche alle nach dem vorherrschenden dorischen Einfluß, auch in Verfassung und Sitte ganz dorisch geworden waren. Eben so scharf wie hier Plutarchos in der Geschichte des Verfalls von Sicyon, sondert indessen auch Aristoteles noch die aeolische und dorische Stammesverschiedenheit in der schon oben S. 198 angeführten Stelle, wo er die Mischung dieser zwei Volksstämme in der Anlage von Sybaris, als Ursache des Verderbens, tadelt. Für den Peloponnes ist die Stelle bei Strabo lib. VII. 513 C — 514 D. classisch. Rein aeolisch waren im Peloponnes nur die Achäer geblieben. Von den übrigen heißt es in jener Stelle; „daß diejenigen, welche von den Doriern am entferntesten waren, die Bewohner von Arkadien und Elis, in aeolischer Mundart sprechen; die übrigen bedienten sich einer aus beiden Dialekten gemischten Mundart, indem sie bald mehr bald minder aeolisiren, und redeten fast in jeder Stadt eine andre Mundart; alle schienen aber zu dorisiren, oder von dorischer Art zu sein, wegen des vorherrschenden Einflußes." [89]) Wie Polybius Exc. lib. VI. cap. 46.

[90]) Polit. lib. VIII. cap. 1. fin.

änderte sich die Gestalt der Dinge, weil die ganze Verfassung und diese obwohl schöne doch so eng umgränzte Lebensordnung auf den weitern Schauplatz der neuen Herrschaft gar nicht abgemessen war. Schnell vorübergehend war der Ruhm und die Zeit des Glanzes von Sparta, so lang es Hellas im Kampf gegen die Perser schützte oder von den Tyrannen reinigte [91]). Bald aber, so wie die Oberherrschaft der Spartaner entschieden war, erhoben sich von allen Seiten die Klagen gegen sie, und hier finden alle die Vorwürfe ihre Anwendung, welche die Schriftsteller von der entgegenstehenden Seite, wie Isokrates [92]), wegen ihrer Ungerechtigkeit ihnen machen, oder was die Geschichte selbst von ihren Bedrückungen und strengen Härte erzählt; wie es selbst Plutarchos, so sehr er sonst der dorischen Parthei geneigt ist, eingesteht und mehrere Beispiele von der Grausamkeit der Spartaner gegen die Besiegten anführt [93]). Man kann leicht die verschiedenartigen Urtheile der Alten über Sparta und seine Einwirkung, so wie über andere dorische Staaten und ihre Gesetze, vereinbaren und jedem seine rechte Stelle anweisen, wo alles in seiner Beziehung und richtigen Anwendung völlig wahr und auch geschichtlich begründet erscheint, sobald man nur einmahl das Wesen der dorischen Verfassung und Eigenthümlichkeit überhaupt erkannt, und in diesem Geiste die Geschichte und Entwicklung des dorischen Stamms klar aufgefaßt hat. Ueberall aber finden wir die Aristokratie irgend eines oder einiger edlen alten Geschlechter in den dorischen Staaten vorherrschend, welche von der Oligarchie des Reichthums, wie sie in einigen jonischen Seestädten oder Handelsstaaten obwaltete, oder oftmals auch aus demagogischen Partheiungen und anarchischen Volksunruhen hervorging, noch wohl unterschieden werden muß; indem sie durch die strenge Schöne jenes gemeinsamen dorischen Lebens schon einen ganz andern Charakter erhält und außerdem auch von Ursprung aus, mehr ganz auf dem angestammten Adel der alten

---

[91]) Thucyd. lib. I. cap. 18. [92]) Panegyr. cap. 32. [93]) S. Plut. Lysand. Vol. III. p. 28. 39. 40. ed. Reiske, über die zahlreichen Hinrichtungen von der Volksparthei unter Lysander.

Ahnen und deren oft noch ſagenhaften Heldenruhm beruht. Dieſes geht recht anſchaulich aus den doriſchen Siegesgeſängen des Pindaros hervor, wo das Lob des ruhmbekränzten Beſungenen mehrentheils hinüberſchreitet in die wunderbare Sage von den Ahnen ſeines Heldenſtammes, unter denen beſonders viele doriſche Geſchlechter und Siegernahmen hervorglänzen. Zu Korinth herrſchten die Bakchiaden, ehe das Geſchlecht des Kypſelus emporkam, wie die Akeſtoriden zu Argos [94]); Argos aber zählt Herodotos [95]) wie Korinth [96]) unter die rein doriſchen Staaten. Auch zu Rhodus, welches den Ruhm der doriſchen Geſetzgebung durch die Vortrefflichkeit der feinigen noch bis in die ſpätern Römerzeiten erhielt, war eine ſolche Ariſtokratie der edlen Geſchlechter, der Diagoriden und Aſklepiaden; und obwohl Rhodus, als See- und Handelſtaat für das Volk und ſein Wohl und Bedürfniß bedachtſam Sorge trug, ſo war bei ihnen doch keine demokratiſche Verfaſſung [97]). Beſonders glänzte das Geſchlecht der Battiaden in dem doriſchen Kyrene an der Küſte von Libyen, auch durch den Ruhm zahlreicher Siegerkränze in den olympiſchen und andern geheiligten Wettſpielen. Rhodus zählte unter andern ausgezeichneten Männern beſonders viele berühmte Athleten [98]); auch zu Kroton blühte die Kunſt der Athletik, und dieſe in Ton und Art zu den doriſchen gehörige italiſche Pflanzſtadt, hatte die größte Anzahl von olympiſchen Siegern aufzuweiſen [99]). Die olympiſchen Spiele ſelbſt nennt Strabo eine Erfindung der Eleer [100]); von den vier großen Kampfſpielen der Hellenen, wurden außer den olympiſchen, noch zwei andere, die iſthmiſchen an der korinthiſchen Landenge und die nemäiſchen im Gebiete von Argos, auf doriſchem Boden gefeiert; und was ſo eben in Beziehung auf einige einzelne doriſche Staaten angeführt worden, gilt auch im Allgemeinen, daß eine vorzüglich große Anzahl der Sieger in den Kampfſpielen von doriſchem Stamme war, indem

---

[94]) cfr. Schol. in Callim. Pallad. lavacr. v. 34. [95]) Herod. Uran. 73. [96]) ibid. cap. 43 [97]) Strab. lib. XV. 965. B. [98]) Strab. XV. 968. A. [99]) ibid. p. 403. A. [100]) ibid. lib. VIII. p. 544. A. lib. VI.

dieſe ganze Einrichtung großer gymnaſtiſcher Volksfeſte am meiſten in das doriſche Leben eingriff, und gleichſam den glänzenden Mittelpunkt desſelben bildete. Alles aber ſtand in dieſem doriſchen Leben auch von Seiten der Kunſt im innigſten Zuſammenhange und war zu einem unzertrennlichen Ganzen verwebt und verbunden. Wie zu Sparta, wo die doriſche Schule der lyriſchen Kunſt mit Alkman begonnen, die gymnaſtiſchen Künſte und Spiele zuerſt geblüht haben, ſo wurden ſie auch bei den Thebanern beſonders hoch geehrt und mit Ernſt ausgebildet [1]), wo die doriſche Poeſie durch Pindaros den Gipfel der Schönheit erreichte. Abſichtlich haben wir Sparta aus dem ganzen Umkreis dieſer Unterſuchung über die Idee des doriſchen Lebens nicht weglaſſen oder ausſchließen wollen, um nicht etwa dem verjährten Irrthum wieder Raum zu geben, als ſei dieſes bloß ein rauhes Kriegervolk nach alter Römer- oder Sabinerart geweſen; denn obwohl Eroberungsſucht und das Streben nach der Hegemonie dem Charakter etwas Fremdartiges beigemiſcht haben, ſo iſt doch Sparta früherhin in ſeiner blühenden Zeit der glänzendſte Mittelpunkt der doriſchen Bildung auch in der Kunſt des Schönen und der Poeſie geweſen. Auch in der bildenden Kunſt hat Sparta einige berühmte Bildhauer hervorgebracht; und es werden Dorykleidas und Dontas, als Schüler des Dipoenos und Scyllis genannt. Wie aber die Poeſie der doriſchen Geſänge vorzüglich diente, die öffentlichen Feſte und die Sieger in den Kampfſpielen zu verherrlichen, ſo ging der Sinn für das Schöne in der bildenden Kunſt, und ihre große Entfaltung in ſo hoher Form und doch ſo lebendiger Natur, vorzüglich aus dieſen gymnaſtiſchen Uebungen und Spielen hervor; und die noch bewunderte Idee dieſer ſchönen Gebilde hat ſich in der Mitte dieſer eigenthümlichen doriſchen Feſte erzeugt und zur Reife entwickelt. Was wir noch von der Herrlichkeit dieſer Werke ſehen, kann auch am beſten dazu dienen, uns manche Sonderbarkeit der doriſchen Sitte zu erklären, wie die Nacktheit der gymnaſtiſchen Spiele; denn jene Götter- und Heldengebilde, was davon aus der blühenden Zeit, oder in ihrem Geiſte entworfen,

[1]) *Ephorus bei Steph. Byzant. voc. Βοιωτία.*

noch übrig ist, obwohl unbekleidet, blicken uns doch nicht lüstern und buhlerisch an, sondern in strenger Schöne und ernst in der Fülle und Blüthe der Hoheit stehen sie vor uns; und sollten uns wohl den Sinn öffnen, mit welchem in diesem festlichen Leben der Hellenen die menschliche Gestalt angeschaut wurde. Mit den übrigen dorischen Künsten der Gymnastik und Sculptur, Poesie und Musik, war auch die Tanzkunst auf das innigste verbunden, die als ein gymnastisches Spiel schöner Bewegung, und als eine fließende Bildnerei ein Mittelglied zwischen jenem und der Bildhauerkunst war, für die sie oft auch die schönsten Gegenstände der Darstellung hergab; indem sie auf der andern Seite sich der Musik und Poesie, als eine rhythmisch sich bewegende Mimik auf das genaueste anschloß. Hoch wurde daher die dorische Orchestik [2]) gepriesen und die Herrlichkeit und Schöne der spartanischen Tänze und glanzvollen Jungfrauen-Chöre feiert Aristophanes in einem begeisterten Chorgesange [3]). Die eigne Kunst-Gattung des Tanzes welche Hyporchema benannt war, wurde dem Pindaros als Erfindung beigelegt [4]) und solche des großen Dichters nicht unwürdig geachtet; dieser hyporchematische Tanz aber, der unter Pindaros und Xenodamos blühte [5]), ist der Beschreibung nach besonders mimisch gewesen und war mit der Poesie, deren Inhalt er auszudrücken suchte, auf das genaueste verbunden. Selbst den Apollo nannte Pindaros, „den Tänzer, König der Freude, bogengeziert"; und auch in Lakonien [6]) ward der Gott unter solchen Beinahmen verehrt. Es war dieses Alles, Gymnastik und Tanz nebst der Bildnerei, Poesie und Musik, ein untheilbares Ganzes, und obwohl wegen der hohen Schönheit und Bildung wohl Kunst zu nennen, doch nicht angelernt und ausgeklügelt oder nachgemacht, sondern ganz Natur und Eins mit dem Leben geworden. Dieses Selbstgefühl edler Naturen, mit Geringachtung alles Angelernten spricht sich in den dorischen Dichtern so entschieden aus, wie in der wirklichen Geschichte. „Weise ist nur," singt Pindaros, „wer von Natur tief denkt; Lehrlinge überfließend von Allgeschwätz, krächzen

[2]) Arist. Poet. 26. Plut. de mus. [3]) Lysistr. v. 1267 — 1312.
[4]) Clem. Strom. I. 308. 365. [5]) Athen I. 15. D. [6]) ibid. I. 22.

wie Raben leeren Schall gegen Zeus göttlichen Vogel" [7]. „Viele ſtreben nach Ruhm durch erlernte Vorzüge; aber die Natur iſt überall das Erſte" [8]. In dem gleichen Sinn ſagt der doriſche Redner beim Thukydides: „Was uns von Natur Edles eigen iſt, können die Athener nicht durch Erlernung erreichen; was ſie aber in der Wiſſenſchaft voraus haben, können wir durch Bildung uns aneignen" [9]. Dieſelbe Uebereinſtimmung findet ſich in den Aeußerungen des Hiſtorikers und des Dichters über die doriſche Anhänglichkeit an alte Sitte und Beharrlichkeit im väterlichen Geſetz. „Bei uns iſt es Sitte," ſagt der doriſche Redner ferner, „die Tugenden im Kampf zu erwerben, und die väterlichen Gebräuche nicht zu ändern." „Immerdar" ſingt der thebaniſche Dichter, „wollen die Söhne der Herakliden in den doriſchen Satzungen verharren" [10]. Und auch im Geſpräch der Philoſophen beim Plato heißt es noch: „Es iſt bei den Lakedämoniern nicht gebräuchlich, in den Geſetzen Neuerungen zu machen, und ihre Söhne anders als nach der väterlichen Gewohnheit zu erziehen" [11]. Noch bis in die ſpäteſten Zeiten hinab, unter ſchon ganz veränderten welthiſtoriſchen Verhältniſſen, finden ſich Spuren von dieſer feſten Anhänglichkeit an das Alte, als der übrig gebliebene Grundzug des doriſchen Stammcharakters. Die Kreter, deren Hartnäckigkeit der römiſche Geſchichtſchreiber Vellejus bemerkt [12], wurden zuletzt unter den helleniſchen Ländern von den Römern beſiegt; und ſelbſt nach der Einführung des Chriſtenthums blieben die doriſchen Völker im Peloponnes am längſten dem Heidenthum zugethan [13], weil ſich bei ihnen jenes ſinnlich ſchöne Leben am gediegenſten entwickelt hatte.

Wir wenden uns nun zu der Poeſie, welche aus dieſem doriſchen Leben hervorging, und in den pindariſchen Geſängen den innern Geiſt desſelben auch wieder im treueſten Bilde abſpiegelt. Unter den neun für claſſiſch geachteten Dichtern der lyriſchen Kunſt

---

[7]) Olymp. II. 154.—159. [8]) Olymp. IX. 152. seq. [9]) Thuc. I, 121. [10]) Pyth. I. 121—125. [11]) Plat. Hipp. maj. tom XI. p. 11. [12]) Vellej. II, 34. 38. [13]) Unter andern hat auch Gibbon dieſes bemerkt und nachgewieſen.

gehören sechs der dorischen Schule an; welche nebst den zwei aeolischen Dichtern, Alkäos und Sappho und dem einzigen jonischen Anakreon, jenen Kreis der lyrischen Kunst erfüllen. Wohl mag es sein, daß die alexandrinischen Gelehrten und Kritiker der Dichtkunst, welche diese Auswahl geordnet haben, die vier vornehmsten Dichter des chorischen Gesanges in der dorischen Schule den Alkman, Stesichorus, Pindaros und Bakchylides in die Reihe aufgenommen haben, um zugleich, wie sie es überall liebten, den Stufengang der Kunstentwicklung nach der Zeitfolge durch den Epoche machenden Dichter jeder Zeit und Stufe zu bezeichnen und das Eigenthümliche einer jeden durch ein vollgültiges Beispiel und Urbild derselben anschaulich zu machen. Wie aber die dorische Bildung überhaupt ein untheilbares Ganzes war, welches einmahl aufgegangen, schnell zur vollen Blüthe erwuchs, und sogleich auch, wie es entartete, völlig zerstört war; so scheint auch in der dorischen Kunst wohl eine fortschreitende Entfaltung in anwachsender Schöne Statt gefunden zu haben. Aber nur allmählig, von Anfang an in derselben Idee und dem gleichen milden Tone treu verharrend; ohne jene gänzliche Katastrophen und Umwälzungen der Kunst, wie wir diese in dem Gange der atheniſchen Poesie bemerken, wo mit jeder neuen, großen Epoche derselben, auch eine ganz andre Grundidee in dem veränderten Styl hervortritt und alles beherrschend umwandelt und neu gestaltet.

Alkman, welcher zu Sparta einheimisch geworden, oder obwohl von fremder Abkunft, schon dort geboren war, hat den chorischen Gesang zuerst begründet [14]) und ist in jeder Hinsicht als der erste große Urkünstler und das Haupt der dorischen Schule zu betrachten. Er dichtete für die Chöre der spartanischen Jungfrauen die Gesänge; in seinen Bruchstücken [15]) aber findet sich schon

[14]) Clem. Strom. I. 308. [15]) Welcker hat diese Fragmente so vortrefflich zusammengestellt, daß man bei der reichen Ausbeute nur begierig wird, eine vollständige Sammlung aller Fragmente der aeolischen und dorischen Schule, die wenigen ächten Bruchstücke des Anakreon mit eingeschlossen, mit dem gleichen Kunstsinne geordnet zu erhalten.

jene dorische Weichheit und zarte Anmuth oder Charis, welche wie Pindaros sagt, „alles Milde unter den Sterblichen hervorbringt"; so daß wir hier den Gedanken an eine aeschylische Härte und noch schroffe Erhabenheit der ersten Kunststufe ganz zu entfernen haben. Einige Besonderheiten der lakonischen Mundart thaten seiner Süßigkeit keinen Eintrag; denn sonst dichteten die Künstler dieser Schule in der allgemeinen dorischen Sprache und es wird als eine Ausnahme bemerkt, daß Korinna in der gemeinen böotischen Landessprache dichtete. Alkman besang die spartanischen Dioskuren, und den Apollo, wie er dort in dem eigenthümlichen karneischen Landesfest besonders verehrt ward, welches nebst den gymnastischen Spielen, auch Wettkämpfe der Musik, oder der Musenkunst des Gesanges, der eigentlichen Musik und Poesie umfaßte. Ferner besang er die Grazien, unter diesem altdorischen Nahmen, deren er aber nur zwei, die Phaenna und Kleta, die Glänzende und die Ruhmbesungene kannte. Nach dorischer Denkart preiset er vor allem die Eunomie oder dorische Sittenordnung, deren Schwester die Glückseligkeit sei, so wie auch der Peitho, der Ueberredung und Friedlichkeit, und eine Tochter der Vorsicht. Ihm wird außer dem alkmanischen, oder auch nach dem Vaterlande, dem er durch Wahl und Kunst angehörte, sogenannten lakonischen Versmaaße, und einer neuen Grundordnung der Musik [16]), auch jener berühmte kriegerische Chorgesang der Greise, Männer und Jünglinge zu Sparta zugeschrieben, und auch der lesbische Arion als sein Schüler genannt; wie denn überhaupt die Gränzen der aeolischen und dorischen Schule, ungeachtet der bleibenden wesentlichen Verschiedenheit im Ganzen, doch nicht so eng gezogen waren, daß nicht im Einzelnen manche Uebergänge, der Einfluß der Nachbildung, und selbst hier und da eine Verbindung der Lehre und unmittelbaren Nachfolge Statt gefunden hätte. So gewiß jener Umstand nicht ohne Bedeutung ist, für die Gesetze und weitere Ausbildung des Rhythmus und der ganzen Gestaltung des melodischen Gedichtes, ja auch für die Bilderſprache, Gegenstand und Behandlung dieser neuen

[16]) Plutarch de mus. p. 2080. ed. Steph.

Kunstart; so muß doch Stesichoros, der auch der Zeit nach zwischen Alkman und Pindaros in der Mitte steht, obwohl dem Alkman näher, nach den Angaben der Alten vor allen als der zweite Begründer oder Vollender des chorischen Gesanges betrachtet werden; ja er erhielt sogar von diesem Umstande den Nahmen Stesichoros, der eben dieses bezeichnen soll, da er vordem Tisias geheißen hatte. Auch von ihm wird manches dichterisch und sagenhaft berichtet, wie vom Arion und wie es mit der Lebensgeschichte mehrerer dieser alten Sänger geschehen; die vom Isokrates [17]) und Plato [18]) erhaltene Erzählung, wie er, weil er die Helena in einem Gedichte geschmäht hatte, geblendet worden, und nachdem er durch Palinodie in einem neuen andern Gesange dieses zurücknahm und wieder gut machte, das Gesicht wieder bekommen habe, gründete sich doch auf das eigne Zeugniß und Gedicht des Sängers, und hatte also wohl eine geschichtliche Veranlaßung, wenn sie gleich nachgehends dichterisch aufgefaßt und erweitert worden sein mag.

Wir finden darin jene eigne dorische Behutsamkeit und fromme Sorge für das Sittliche und die höhere sittliche Wahrheit in der Sage, jene auch in den Pindarischen Gesängen so oft sichtbare Euphemie; um, wo es die Götter und Helden betrifft, alles zum Guten zu deuten und zu reden, und nichts von heiligen Gegenständen auszusprechen, was unsittlich und ruhmwidrig lauten, und jene verehrten Wesen verletzen oder einen ungünstigen Schein auf sie werfen könnte.

Alle Urtheile der Alten treffen darin zusammen, der Muse des Stesichoros einen besondern Charakter von Ernst und Erhabenheit beizulegen, wie noch Horatius mit solchem Beiwort seiner erwähnt [19]). Wie jeden erhabenen Dichter erster Größe stellten die Alten ihn darum mit dem Homeros zusammen, als der ihm nachgefolgt sei, oder nahe komme; dieß rühmt noch in später

---

[17]) Isocr. Encom. Helen. tom. II. 144. [18]) Phaedr. vol. X. p. 313. [19]) Carm. IV. 9. v. 5—13. Stesichorique graves Camenae.

Zeit ein redneriſcher Kunſtkenner, darin gewiß nur dem Urtheile der ältern Zeit folgend, vom Steſichoros wie vom Archilochos [20]). Der römiſche Kunſtrichter aber, der uns ſo viele Urtheile der Alten erhalten, treu geſammelt und wohl geordnet hat, Quinctilianus [21]) ſagt von ihm, indem er die Kraft ſeines Dichtergeiſtes rühmt: „daß er die Laſten des epiſchen Geſanges mit der Leier getragen habe, indem er die größten Kriege und die herrlichſten Heerführer beſungen, und ſeinen Helden in That und Rede die gebührende Würde und Hoheit leihe. Wenn er Maaß gehalten hätte, ſo würde er mit dem Homeros als der nächſte an ihm, wetteifern können; ſo aber ſei er überſtrömend und zu voll ergoſſen, was, obwohl zu tadeln, doch ein Fehler ſei, der aus Kraft entſpringe. Dieſe letztere Bemerkung iſt vielleicht eher auf den gedrängten Strom tiefer Begeiſterung zu beziehen, welcher in dem choriſchen Geſange herrſchen ſoll, und dem in ſolcher Kunſtart Unerfahrnen als ein Uebermaaß erſcheinen konnte, als daß eine wirkliche Unangemeſſenheit Statt gefunden hätte, die ſich hier nicht wohl vorausſetzen läßt. Denſelben dem Steſichoros ſo allgemein beigelegten Charakter der Erhabenheit athmet auch die ihm beigelegte Dichtung, oder um es angemeſſner auszudrücken, jener große Sagengedanke, daß Athene, die furchtbare Göttin der Weisheit, vollgewaffnet aus dem Haupte des Vaters ſprang, wie ſolcher wunderbaren Geburt ſchon der homeridiſche Hymnus auf den Apollon [22]) erwähnt. Durch Hephäſtos Kunſt unter dem Schlag des ehernen Beiles, emporſprang ſie, die kriegeriſche Göttin, aus des Vaters Haupte, aufjauchzend mit hochgewaltigem Schrei; und wohl war ſolcher Gedanke der ernſten Muſe des Steſichoros würdig. Doch dürfen wir uns dieſe Erhabenheit, wie die Pindariſche, wohl nicht anders als mit der doriſchen Milde und Weichheit vereint denken; auch in ſeiner Oreſteia, oder dem Gedichte vom Oreſtes, hatte der Sänger die Gewalt, mit welcher die ſchönlockichten Chariten die Gemüther überwinden, bei ſüß herannahendem Frühlinge in phrygiſchem Geſange zu feiern ermuntert. Wenn es gegründet

[20]) Dionis. Chrysost. Orat. LV. tom. II. p. 284. [21]) Quinct. lib. X. cap. 1. [22]) Hymn. in Apoll. v. 308. 309.

iſt, daß Steſichoros dem choriſchen Geſange, der vorher bloß aus Strophe und Antiſtrophe beſtanden, das dritte Glied des Epodos hinzugefügt, ſo kann er für die äußre rhythmiſche Geſtaltung desſelben als der eigentliche Vollender gelten, obwohl Pindaros weit vor allen der erſte in dieſer Gattung bleibt [23]). Zwiſchen beiden folgen der Zeit nach noch zwei andere Dichter aus der doriſchen Schule, welche mit jenen zwar in den claſſiſchen Umkreis der lyriſchen Kunſt aufgenommen, dennoch mehr außer der Reihe zu ſtehen ſcheinen, wenigſtens nicht auf gleiche Weiſe mit in den Stufengang der Kunſtentwicklung des choriſchen Geſanges, als dem eigenthümlichen Gebilde der doriſchen Dichtkunſt, eingreifen, noch auch ganz dem doriſchen Styl entſprechen, ſo weit ſich ſolcher aus den Nachrichten, den wenigen Bruchſtücken, Urtheilen und ſonſtigen Charakterzügen abnehmen läßt. Ibykos, aus Rhegion, einer italiſchen Pflanzſtadt gemiſchten Urſprungs gebürtig, und auf der joniſchen Samos bei dem Beherrſcher Polykrates lebend, mithin ſchon ſeiner Umgebung nach, nicht ganz in den doriſchen Kreis gehörend, obwohl er in doriſcher Mundart gedichtet hat, wird der lieberaſendſte genannt, als der vor allen am meiſten in Liebe entbrannt geweſen [24]). Ein ſo ganz leidenſchaftlicher Geiſt entſpricht nicht wohl dem doriſchen Charakter und Styl der Milde und Ruhe; vielleicht haben ihn die alexandriniſchen Kunſtrichter nur darum unter die Claſſiker aufgenommen, um neben den erotiſchen Geſängen der aeoliſchen Schule und des joniſchen Anakreon, doch auch einen doriſchen Liebesdichter ähnlicher Art mit in der Reihe zu haben; die Bruchſtücke aber ſind nicht hinreichend, um zu einem vollen Urtheil zu gelangen. Simonides wird dagegen als der größte und hinreißendſte Klagedichter von den Alten bezeichnet und geprieſen, während Pindaros in der Elegie kalt geweſen; und hier hat ſich wenigſtens ein Bruchſtück, von hinreichend hoher Vortrefflichkeit erhalten, um dieſen elegiſchen Charakter des Simonides vollſtändig zu bewähren. Es enthält dieſes Bruchſtück auch in Styl und Ausdruck der Sprache, die überall klar und beſtimmt,

[23]) *Quinct.* lib. X. cap. 1. [24]) Cic. Tusc. IV. qu. 33.

so leicht und voll hinfließend, doch nirgends überschäumt, höchst vollendet, den hinreißenden Klagegesang der Danae, den sie, ausgestoßen von dem zürnenden Akrisios, weil sie dem Vater der Götter Liebe gewährte, im Nachen auf wildem Meere, über den schlummernden Knaben, den ihr Arm umschlingt, aus der Seele hinströmt. Diese wunderschöne und zarte Klage, wie nur je eine menschlichen Lippen im Gesange entfloß, macht es wohl begreiflich, wie die Gewalt dieses Dichters, die Gemüther in weichem Schmerz zu bezaubern, so vielfach von den Alten gepriesen ward und fast in ein Sprichwort übergegangen ist. Vielleicht ist Simonides eben so sehr wegen dieser elegischen Vortrefflichkeit, worin er der Erste unter allen lyrischen Dichtern sein mochte, mit in die classische Auswahl aufgenommen worden, als wegen der großen Mannichfaltigkeit seines reichen Dichtergeistes, durch die er noch mehr aus dem gewöhnlichen Umkreis der eigentlich dorischen Bildung heraustritt. Denn so wie er an vielen Orten geblüht hat, beim Hieron, der in Sicilien herrschte, beim Pausanias von Sparta [25]), und bei den Pisistratiden Hipparch oder Hippias zu Athen [26]), so hat er sich auch in sehr verschiedenen Kunstarten geübt und dichterischen Ruhm erworben; und der Gedankenreichthum seiner Sittensprüche verräth schon einigermaßen die Schule der damahls eben emporkommenden Sophisten, weit mehr wenigstens als dieß bei den andern dorischen Dichtern jener Zeit der Fall ist; doch bewährt uns auch hier manche gefühlvolle Betrachtung über die rührende Beschränktheit des menschlichen Daseins, die elegische Richtung, welche ihn als Dichter vor allen ausgezeichnet hat.

Wie reich die dorische Schule der Poesie überhaupt geblüht habe, beweisen so viele berühmte Dichternahmen, noch außer den classischen, und einigen schon früher vorübergehend erwähnten, wie die der Dichterinnen Praxilla von Sicyon, der Telesilla von Argos, des Ariphron von Sicyon und Timokreon von Rhodus, so vieler andren nicht zu gedenken. Unter allen aber, welche nicht in dem classischen Umkreis mit aufgezählt werden, scheint keiner so geeig-

[25]) Epist. Platon. 2. tom. XI. p. 65. [26]) Plat. in Hipparch. tom. V. p. 261.

net, die Stelle zwischen dem Stesichoros und Pindaros in dem Stufengange der Kunstentwicklung des chorischen Gesanges auszufüllen, als der schon mehrmahls erwähnte Musiker und Dichter, Lasos, dem einige auch die Erfindung des cyklischen Chors und der dithyrambischen Kunstgattung zuschreiben, die Herodotos jedoch ausschließend dem Arion beilegt, „der von allen Sterblichen, so viel wir deren kennen, zuerst den Dithyrambus gedichtet, also benannt und zu Korinth aufgeführt habe" [27]). Ohne Zweifel aber deutet jene Angabe wohl auf eine neue Epoche machende Erweiterung der dithyrambischen Kunst durch den Lasos, welchen Aristophanes neben dem hochberühmten Simonides als dessen Nebenbuhler und Mitkünstler nennt [28]), ihn also mit diesem auf die gleiche Stufe stellt.

Den Charakter der Pindarischen Gesänge in Sprache und Bildern, in der Anordnung und dem Gedankengange, in der ganzen Gestaltung und eigenthümlichen Einflechtung von Episoden, so wie auch nach seiner dorischen Gesinnung und besondern Ansicht der Götterfage, vollständig zu bezeichnen und zu schildern; das würde eine eigne und abgesonderte Ausführung erfordern. Hier, wo es nur darauf ankommt, den Begriff der dorischen Schule im Allgemeinen in richtigem Umriß zu erfassen, begnügen wir uns, nur den einen Charakterzug seiner dorischen Milde und Weichheit hervorzuheben, damit nicht das falsche Bild einer wilden Begeisterung, wie bei den spätern Dithyrambendichtern, oder von dem erkünstelten Schwulst eines alexandrinischen Schulpoeten an die Stelle dieser großen dorischen Poesie trete. Diese Denkart und Idee aber von milder Hoheit, diese Stimmung eines ruhigen, großen Gemüths, eines weichen, tiefen Gefühls, ist so vorherrschend in den Pindarischen Gesängen und spricht sich überall so deutlich aus, über das Leben im Ganzen, wie über die eigne Kunst, daß sie kaum verkannt werden können, wo nicht falsche Begriffe vorgefaßter Meinung im Wege stehen. Von der freundlichen Ruhe, der Gerechtigkeit machtvoller Tochter, singt er: „Du weißt milde zu wirken und zu dulden zugleich, nach rechter Zeit" [29]). Weich nennt er die Worte

[27]) Herod. Clio. cap. 23. [28]) Vesp. 1410. [29]) Pyth. VIII. init.

seines Gesanges [30]); „wohin soll ich senden", sagt er an einer andern Stelle, „die Pfeile des Ruhms aus dem weichen Sinn [31])?" Unsterblich ist das Wort, welches die Zunge hervorzieht, mit der Anmuth Gunst, aus dem tiefen Gemüth [32]); denn die Anmuth ist es, welche unter den Sterblichen alles Milde wirkt [33]). Die Heiterkeit ist der bekämpften Mühen beste Heilung, wie sie weise Gesänge lindernd berühren; nicht erfrischt die laue Welle so milde die Glieder, als die schöne Rede mit der Leier vereint [34]). Eines Schattens Traum ist der Mensch; kommt aber ein Strahl ihm, vom Gotte gegeben, ist lichter Glanz dem Manne gewährt und ein mildes Leben [35]). Diese und andre ähnliche Ausdrücke und eigenthümliche Worte bezeichnen recht eigentlich jene Idee von dorischer Milde in der Kunst und im Leben, die sich auch in dem Styl dieser Gesänge abspiegelt, in der sanften Hoheit der Sprache und Gefühle und der weichen Großheit aller Umrisse und Gestalten. Mit dem Bakchylides aber, dessen Blüthe in die letzte Zeit des Pindaros fällt, scheint die dorische Dichtkunst dieser alten großen Schule sich zum Ende zu neigen. Zwar ist, nach den Bruchstücken zu urtheilen, Styl und Sprache und Denkart noch ganz dorisch; und wie Pindaros die Ruhe, so preiset Bakchylides die Friedlichkeit in der gleichen dorischen Gesinnung. Auch ist keine Verwilderung bei ihm sichtbar, die erst bei den spätern Dithyrambendichtern über den chorischen Gesang, wie eine Fluth des Verderbens hereinbrach, und diese große alte Form von hoher Poesie zerstörte. Wohl aber bemerkt man im Bakchylides die mindere und schon sinkende Kraft; es fehlt die pindarische Größe, und wenn es wahr ist,

---

[30]) Ibid. v. 42. Nem. IX, 116. [31]) Olymp. II. 126. [32]) Nem. IV. 6. [33]) Olymp. I. 48. [34]) Nem. IV, init. [35]) Pyth. VIII. 139. Μειλιχος ist das eigentliche, übliche Wort für die dorische Weichheit und Milde. Unter diesem Beinahmen des Milden wurde Zeus von Alters zu Korinth verehrt. Μειλιχόμειδε die „mildlächelnde" wird die hohe Sappho in jenem schönen Verse von Alkäos genannt, wo er sie anruft, die „dunkelgelockte, die reine" (S. Welcker's Sappho S. 282); und wer denkt hiebei nicht an den mild lachenden Blick der Aeginetischen Gestalten, welche uns den alten dorischen Styl in der Bildhauerkunst so deutlich vor Augen stellen?

was die Scholiasten berichten, daß die Gesänge des Bakchylides beim Hieron den Pindarischen vorgezogen wurden: so kann es schon von da an gelten, was Eupolis gesagt hat: „die Pindarischen Gesänge seien in Schweigen begraben, weil die Menge des Schönen unkundig sei“ [84]). Denn so wie das dorische Leben selbst zerstört oder entartet war, so ging auch der Sinn für die dorische Kunst verloren, weil die Idee des Schönen in beiden nur eine und dieselbe gewesen ist.

[84]) Athen. I. 3. A.

Inhalt.

Seite

I. Geschichte der epischen Dichtkunst der Griechen 9

Erstes Kapitel.

Von den Orgien und Mysterien der orphischen Vorzeit, und den verschiedenen Meinungen der Alten darüber - - - - - - 12

Zweites Kapitel.

Historische Andeutungen von dem frühesten Bildungszustande und der ältesten Dichtart der Hellenen - - - - - - - - - 27

Ueber die Natur des alten Hymnus - - - 39

Drittes Kapitel.

Von dem epischen Gesange in der vorhomerischen und in der homerischen Zeit - - - - - - - - - - - - - - - - 43

Viertes Kapitel.

Ansichten und Urtheile der Alten von den homerischen Gedichten - 67

Fünftes Kapitel.

Weitere Erörterung der aristotelischen Grundsätze über die epische Dichtart - - - - - - - - - - - - - - - - 83

Sechstes Kapitel.

Kunsturtheil der spätern Kritiker von den homerischen Werken - - 109

Siebentes Kapitel.

Ansichten der Neuern von der Naturpoesie - - - - - - - - - 121

Achtes Kapitel.

Von der Aechtheit und Diaskeuase der homerischen Gedichte - - - 132

Neuntes Kapitel.

Von der hesiodischen Periode des epischen Zeitalters und von der Schule der Homeriden - - - - - - - - - - - - - - 153

Ueber die hesiodischen Weltalter und die homerische Heldenzeit - - - - - - - - - 158

Zehntes Kapitel.

Mittleres Epos - - - - - - - - - - - - - - - - 170

II. Bruchstücke zur Geschichte der lyrischen Dichtkunst - - - - - - - - - - - - 183

1. Jonischer Styl der lyrischen Kunst - - - - - - - - - 185
(Bis hieher geht die alte Ausgabe von 1798.)

2. Vorarbeiten zur Geschichte der verschiedenen Schulen und Epochen der lyrischen Dichtkunst bei den Hellenen. 1795.
1. Zur Geschichte und Charakteristik der jonischen Schule. - 201
2. Charakter der aeolischen Schule - - - - - - - 211
3. Von der dorischen Schule und dem dorischen Styl in der Dichtkunst - - - - - - - - - - - - - - 225

Gedruckt bei J. Et. v. Hirschfeld.

Fried. v. Schlegel's

sämmtliche Werke.

Zweite Original-Ausgabe.

Vierter Band.

Wien.
Im Verlage bei Ignaz Klang.
1846.

Studien
des
klassischen Alterthums.

Zweiter Theil.

Vorrede.

Was von dem größeren Werke über die Geschichte der Griechischen Poesie vollendet war, ist in dem vorigen Bande geliefert worden. Mehrere dazu gehörende einzelne Abhandlungen und frühere Vorarbeiten, so wie der erste Entwurf des Ganzen, sind in diesem Bande enthalten; noch einige andere Stücke und fertig gearbeitete Ausführungen von verwandtem Inhalt und aus derselben Zeit, werden vielleicht noch in einem der folgenden Bände ihre Stelle finden. Der bei weitem größere Theil gegenwärtigen Bandes betrifft aber nicht mehr die Poesie und Kunst der Griechen allein, sondern vornehmlich die innre Sittengeschichte, die politischen Gebräuche, und die welthistorische Entwicklung der beiden classischen Völker des Alterthums.

Für die Idee des Schönen, welche als das göttlich Positive, das herrschende Princip und die ewige Grundlage in der Kunst und den Sitten, wie überhaupt in der gesammten *Bildung* der Griechen war, erweitert sich nun die

Aussicht und der Gesichtspunkt, indem hier an einzelnen, in einer oder der andern Beziehung besonders merkwürdigen Beispielen entwickelt wird, wie jene Idee des Schönen auch in das Leben eingriff und einwirkte, und es so ganz eigenthümlich gestaltete. Es bilden diese Versuche insofern den Uebergang von einer bloß auf das Einzelne gerichteten kritischen Forschung über den Text der classischen Werke oder der historischen Thatsachen, zu einer allgemeinen und mehr philosophischen Uebersicht und Betrachtung, worin das Ganze der alten Kunstbildung und Weltgeschichte wissenschaftlich umfaßt würde, und wodurch die gesammte Alterthums-Kunde nach Einer großen Idee, fest begründet und klar geordnet, in zureichender Vollständigkeit auftreten und dargelegt werden könnte. Dieses war der Gedanke, welcher der ganzen Unternehmung in allen diesen jugendlichen Vorarbeiten zum Grunde lag.

Für die Römer aber und den Charakter ihrer Bildung und Geschichte, weil auf diese die Kunst und Idee des Schönen nicht mehr anwendbar oder doch nicht zureichend zur Erklärung befunden wird, ist hier die Idee des Großen zum Grunde gelegt, nachdem die Römer selbst in der Kunst, wo sie dieselbe eigenthümlich aufgefaßt haben, mehr nach dem Großen als nach dem Schönen streben. Dieses Große, welches die Römer in allen ihren Hervorbringungen wie im Leben, in den einzelnen Charakteren wie im Ganzen auszeichnet, beruht aber nicht immer auf einer eigentlich sittlichen Gesinnung, wenigstens nach unsern Begriffen von einer solchen; sondern vielmehr auf einer freien und vollständigen *Entfaltung* der großen Naturkraft, wie dieser Unterschied an einem *glänzenden* Beispiele in der Charakterschilderung des Caesar

besonders deutlich hervorgehoben und bemerklich gemacht worden ist. Aus solcher freien Entfaltung glücklicher Naturanlage war bei den Griechen die schöne Kunst, in jener ihnen eigenthümlichen Vollkommenheit hervorgegangen, wie bei den Römern ihre Thatengröße; weshalb beides noch auf verwandtem Grunde und dem gleichen Boden ruht, das Schöne in der Kunst der Griechen und das Große in dem Leben der Römer, und sich daher auch nach demselben Charakter freier Naturbildung des Menschengeistes historisch an einander reiht.

Die Beurtheilung und Erklärung sittlicher Gegenstände und Charaktere aber, nach jenen beiden Kunst- und Natur-Ideen des Schönen und des Großen, hat für unsere Denkart immer etwas Paradoxes und kann leicht anstößig erscheinen. Ich hoffe jedoch, indem ich bemüht war, das Alterthum nach seiner eignen Idee ganz so aufzufassen, wie es wirklich gewesen ist, nirgends der Wahrheit unserer reineren sittlichen Ideen zu nahe getreten zu sein oder etwas vergeben zu haben; indem diese, wenn nur die gebührende Unterscheidung der Gesichtspunkte beobachtet wird, mit der Anerkennung und Bewunderung der großen Kraft in den alten Sitten und Charakteren sehr wohl zusammenbestehen kann. Die sämmtlichen in diesem Bande enthaltenen Aufsätze sind in den ersten Jahren meiner literarischen Laufbahn, von 1794 — 1796 und dann bis 1798 abgefaßt, gegenwärtig aber im Einzelnen sehr erneuert und beinahe völlig umgearbeitet worden; indem ich jedoch zugleich bemüht war, sie im Ganzen und Wesentlichen, was nähmlich die darin herrschende und zum Grunde liegende Idee und kritische oder geschichtliche Auffassung betrifft, durchaus unverändert zu lassen. Von *dieser eigenthümlichen* Behandlungsweise und Art der

Umgeſtaltung werden ſich diejenigen leicht überzeugen können, welche die frühere Geſtalt dieſer Verſuche mit der jetzigen vergleichen wollen. Mich hat dabei der Gedanke geleitet, daß alles, was in der Alterthumswiſſenſchaft einigen Werth haben ſoll, dieſen vor allen auch durch eine große Sorgfalt im eignen Ausdruck, wie durch ein Gepräge von Styl und Kunſt in der ganzen Behandlungsweiſe, bewähren muß.

1.

Von den Schulen der griechischen Poesie. 1794 *).

Der erste Blick des Forschers auf alle noch vorhandnen ganzen Werke und Bruchstücke der griechischen Poesie verliert sich in ihre unübersehliche Menge und Verschiedenheit, und erregt fast Zweifel an der Möglichkeit, in ihnen ein Ganzes finden zu können. Ohne die Einsicht in dieses aber wird seine Kenntniß immer dürftig und unsicher bleiben müssen; und dennoch darf er es nicht wagen, durch willkührliche Eintheilungen der Wahrheit Gewalt anzuthun, um einen künstlichen Zusammenhang zu erzwingen. Aber es bedarf auch dieser willkührlichen Eintheilungen nicht. Die Natur selbst, welche die griechische Poesie als ein Ganzes erzeugte, theilte auch dieses Ganze in wenige große Massen, und verknüpfte sie mit leichter Ordnung in Eins. Diese Unterschiede

*) In wiefern die hier gegebne Eintheilung und anordnende Uebersicht des Ganzen der Kunstgeschichte der griechischen Poesie, in diesem ersten Umriß noch viel zu beschränkt vorgezeichnet worden, und in einem ungleich größeren Maaßstabe aufgefaßt werden muß; das wird aus den ausführlichen, späteren Ausarbeitungen über denselben Gegenstand hinreichend hervorgehen. Weil aber die Idee des Ganzen hier zuerst aufgestellt worden, so habe ich diesen Aufsatz, mit welchem meine literarische Laufbahn 1794 begonnen hat, nicht gänzlich umgestalten, wenigstens einzelne kleine Berichtigungen ausgenommen, nichts darin verändern oder hinzusetzen wollen, wodurch jene Grund-Idee wesentlich berührt würde. Es mag derselbe hier, als Denkmahl zur Erinnerung jener früheren Zeit, seine Stelle finden, und auch noch jetzt für die Freunde kunstgeschichtlicher Forschungen in dieser Beziehung einigen Werth haben.

und Verknüpfungen aufzusuchen, die natürlichen Gattungen und Stufen der griechischen Poesie, den Zusammenhang derselben, ihren Charakter, ihre Gränzen und Gründe genau zu bestimmen; das ist der Gegenstand dieses Versuchs.

Es sei zu diesem Behufe erlaubt, den Ausdruck „Schule" von der bildenden Kunst zu entlehnen. Dieser Ausdruck bezeichnet hier wie dort, eine regelmäßige Gleichartigkeit des Styls, durch welche eine Gattung oder Reihenfolge von Künstlern sich von den übrigen absondert, und ein künstlerisches Ganzes bildet. Diese Gleichartigkeit des Styls braucht aber nicht immer so, wie bei der bildenden Kunst, durch Unterricht fortgepflanzt zu sein; obwohl bei den griechischen Dichtern selbst eine Art von Unterricht in der Kunst Statt gefunden haben muß, indem wir bei vielen der berühmtesten, neben ihren Lehrern in andern Künsten, oft auch ihre Lehrer in der Poesie genannt finden. Nur zufällig darf sie nicht sein, sondern sie muß aus einem natürlichen innern Grunde entspringen, und also naturgemäß und unter gewissen Voraussetzungen nothwendig sein. Der Zusammenhang nach Zeit und Ort führt uns auf die Regelmäßigkeit der Uebereinstimmung; und diese giebt uns den Leitfaden an die Hand, ihre innere Nothwendigkeit zu entdecken.

Die Bestimmung der Schulen und ihrer Gränzen, die Kriterien dessen, was einer jeden Schule angehört, und die Aufzählung der Werke, welche sie umfaßt, ihre Charakteristik, die Entwicklung der Idee, welche sie beherrschte und lenkte, der wesentlichen Eigenschaften und innern Gründe, aus welchen ihr Charakter und ihr Ton entsprang; dieses ist das erste und nothwendigste Erforderniß zu einer gründlichen Kenntniß der griechischen Poesie. Durch das Zusammennehmen alles Gleichartigen, wird das Einzelne verständlicher; viele von den Dunkelheiten, welche auch bei dem anhaltendsten Studium des Einzelnen über dessen Charakter übrig bleiben, werden aufgehellt. Die gefundne Regelmäßigkeit hilft die Gründe, die wesentliche Beschaffenheit und naturgemäße innre Nothwendigkeit einer jeden Kunstform und Art entdecken, und giebt uns einen festen Standpunkt, aus welchem *wir es wagen* dürfen, aus dem Bekannten auf das Unbekannte zu

ſchließen. Wir dürfen ſelbſt verlornen Theilen des Ganzen ihre künſtleriſche Bedeutung und Geltung nach dem geſchichtlichen Zuſammenhang in dieſem beſtimmen; und gelangen endlich, welches nur auf dieſem Wege möglich iſt, zur Erkenntniß des großen Ganzen der geſammten alten Kunſtentwicklung. Bis zur vollſtändigen Ausführung einer vollendeten Geſchichte der griechiſchen Poeſie, möge der nachfolgende erſte Umriß dieſe Idee der Prüfung der Kenner empfehlen.

Die Charakteriſtik einer Schule der griechiſchen Poeſie beurtheilt und charakteriſirt erſtlich die Darſtellung; entweder an und für ſich, ihre Vollkommenheit und Richtigkeit; und ſtrenge, naturgemäße Allgemeinheit; oder ihre Organe. Dieſe ſind Formen, die Dichtarten; oder ſie ſind materiell, und deren ſind drei: Sage und Mythus, Dichterſprache und Metrum. Ferner beſtimmt ſie, ob und inwiefern der darſtellende Kunſtgeiſt das Dargeſtellte empfangen oder erzeugt hat; ſie beſtimmt das Natürliche und das Ideale oder Erdichtete in der Darſtellung. Es giebt zwei Elemente der Kunſt; Darſtellung und Schönheit. Nächſt der Kunſt, wird alſo die Schönheit charakteriſirt und beurtheilt, ihre Theile, ihr Inhalt oder Sinn, die Erſcheinung desſelben, und die Verhältniſſe beider. Zu der vollſtändigen Kenntniß einer Dichter-Schule gehört aber, außer der Kenntniß ihres Charakters, auch noch die Kenntniß der Gründe, aus welchen dieſer entſprang, fortdauerte und unterging, und die des hiſtoriſchen Zuſammenhanges im Ganzen.

Es giebt in der griechiſchen Poeſie vier Hauptſchulen: die Joniſche, die Doriſche, die Atheniſche und die Alexandriniſche. Es giebt noch außer dieſen Künſtler, welche durch Gleichartigkeit des Styls wohl eine Claſſe bilden, die aber künſtleriſch nicht wichtig genug iſt, um den Nahmen einer Schule zu verdienen. Es giebt einzelne Künſtler, welche ſich nicht leicht unter irgend eine Schule ordnen laſſen; es giebt eine Periode, wo es gar keinen Styl, alſo auch keine Schule, mehr gab; es giebt endlich Perioden, über welche ſich mit Sicherheit faſt gar nichts feſtſetzen läßt. Dieß gilt vorzüglich von der vorhomeriſchen Zeit, die deshalb hier mit Stillſchweigen *übergangen wird.*

Die homerischen Werke, Hesiodus, und einige Fragmente, nebst den römischen oder alexandrinischen Nachbildungen verlorner epischer Dichter dieser Zeit und Gattung, sind, was wir noch von der jonischen Schule besitzen. Die Darstellung in den Werken derselben ist noch nicht reine, schöne Kunst; Poesie, Geschichte und Philosophie waren noch nicht getrennt. Es gab, statt dieser, nur Eines: den Mythus oder die Sage, als den Keim, aus welchem sich später alle drei allmählich entwickelten. Der Mythus war nicht bloß Stoff der Poesie, sondern selbst Zweck; sein nothwendiger Begleiter vor der Bildung der Prosa, war das Metrum, ursprünglich nichts als ein natürliches Medium des Gedächtnisses und Träger der gemeinsamen Erinnerung aller Sage bei den alten Völkern. Man kannte nur eines, den Hexameter, welcher dem Sinne am leichtesten und dem Gedächtnisse am faßlichsten ist. Es gab nur zwei Formen, das Epos und den Hymnus; oder eigentlich nur eine, denn auch der Hymnus war episch; den ältern orphischen Hymnus würde ich nicht zu dieser Schule rechnen. Diese Form war die einfachste und leichteste, die Erzählung; die epische Erzählung aber war früher Medium und Träger des Mythus und der Sage, als reines Medium der Schönheit und der Darstellung, was doch Formen der Poesie sein sollten. Die Organe der Poesie waren unter den Griechen früher vorhanden, als die letztere selbst; aber in den Hervorbringungen der jonischen Schule, war doch Poesie schon bei weitem das Ueberwiegende, wenn man sie auch zu Zeiten noch nicht als Werke der Kunst betrachten kann und sie bloß als mythische Erzeugnisse und Bruchstücke der Sage ansehen und auffassen muß. Der Mythus oder der Stoff der Sage ist in diesen alten Gedichten im hohen Maaße poetisirt, das Metrum erhebt sich oft zur musikalischen Schönheit oder zum pathetischen Ausdrucke, die Sprache ist höchst anschaulich und leicht. Die Darstellung ist durchaus naturgemäß, und daher allgemeingültig, richtig und unübertrefflich wahr. Die gegenseitige Beziehung der Theile, der innre Zusammenhang des Ganzen im Epos, verkündigt die künftige künstlerische Selbstständigkeit des Drama. Vergebens bemüht man sich aus innern Gründen die Ordnung der Iliade für neuer und unächt zu erklä-

ren, wenn man es nicht aus äußern darthut; denn in der einzelnen Rhapsodie ist schon dieselbe schöne Einheit, harmonische Fortgleitung und Zusammenstimmung, oder wohlbemessne und künstlerisch empfundene klare Ordnung der Darstellung, wie in dem Ganzen. Das Ideale im Stoff ist überhaupt viel später, als das in der Form; und doch findet sich auch das erste im Homer, in der Naturvollkommenheit seiner heroischen Charaktere. Jeder Held ist bei ihm der höchste in seiner Art, und dieß ist nicht Natur, sondern Ideal; allein im Ganzen war freilich das Ueberwiegende in der Darstellung, Natur vor dem Ideal; eben so überwog, in dem hervorbringenden Dichtergeiste, wie in dem vernehmenden Kunstsinn, die Empfänglichkeit die Selbstthätigkeit; und in dem Schönen, die Erscheinung den Inhalt. Daher ist in den Erzeugnissen dieser Schule so viel Reichthum und Wechsel und Fülle der reizenden sinnlichen Erscheinung; so viel natürliche Anmuth und Leichtigkeit, kurz so viel schönes Leben; das höhere Geistige aber durchschimmert nur noch sanft jene Hülle, wie das sittliche Gefühl eines seelenvollen Knaben. Die äußern Verhältnisse des Künstlers, die günstigen Anlagen der Natur, welche in dieser Periode den Trieb des Schönen erzeugten und nährten, sind zur Genüge bekannt.

Die Kennzeichen, nach welchen man die Gränzen der jonischen Schule leicht bestimmen kann, sind Zeit und Charakter, die epische Form, und das Jonische im Dialekt, den Sitten und im Styl. Nur abwärts sind diese Gränzen nicht so leicht zu bestimmen; denn zwischen der jonischen und der darauf folgenden Schule fällt ein bedeutender Zwischenraum, welcher wohl viel Merkwürdiges, aber auch viel Unbekanntes und manches Dunkle enthält. Der Charakter der jonischen und der dorischen Schule müssen die beiden festen Punkte sein, von denen man bei der Untersuchung ausgeht; aber kaum läßt sich hoffen, alle Schwierigkeiten zu lösen, und alle Kunstwerke auf eine befriedigende Art zu ordnen. In diese Zwischenzeit fallen zwei Classen von Dichtern, von denen sich vermuthen läßt, daß ihr Styl gleichartig war, die mir aber den Nahmen Schule, nicht zu verdienen scheinen. Die ersten sind die Gnomiker *Theognis, Phocylides*, u. s. w. meistens Jonier; die andern, die

ſogenannten Phyſiologen Empedokles, Xenophanes, Parmenides. Sie dichteten joniſch, und Empedokles vorzüglich homeriſch. Vielleicht beſitzen wir im Lucretius eine Nachbildung von dem Style des Zuletztgenannten.

Ganz verſchieden von dem joniſchen Geiſte war der doriſche. Dieſe Verſchiedenheit äußerte ſich in Gebräuchen, Sitten, Geſetzen, in dem Charakter der Sagen und Mythen, im Dialekt, der Muſikart, und auch in der Poeſie. Die Eigenthümlichkeiten und der Umfang dieſer letztern ſind ſo bedeutend, ihre Unterſchiede von der übrigen griechiſchen Poeſie ſo ausgezeichnet und zuſammenhängend, ſie entſpringen ſo ganz aus dem doriſchen Stammcharakter und der beſondern doriſchen Sittenbildung, daß wir genöthigt ſind, eine eigne doriſche Schule in der griechiſchen Poeſie anzunehmen. Die Dorier waren der ältere, reinere, vorzüglich helleniſche Stamm; und die beiden eigenthümlichen Produkte des griechiſchen Geiſtes, Gymnaſtik und Muſik, ſind größtentheils ein Werk der Dorier. Es iſt nicht von der erſten Erfindung die Rede; aber die Dorier vorzüglich gaben dieſen beiden weſentlichen Formen und Beſtandtheilen der helleniſchen Erziehung, Geſtalt, Bildung und Vollendung. Sie entfalteten ſich am vollſtändigſten und blühten am ſchönſten vorzüglich unter den Doriern, welche ihre Thätigkeit mehr auf ſie einſchränkten, nicht ſo zerſtreuten, wie die Jonier. Gymnaſtik und Muſik machten die ganze urſprüngliche griechiſche Erziehung und Bildung aus, die von Anfang mehr nur eine Sitten- und Gefühlsbildung, als eine eigentliche Geiſtesbildung war; und der doriſche Geiſt ging nie weit über dieſe Gränzen hinaus. Unter Muſik im alten Sinne des Wortes, war auch lyriſche Poeſie begriffen; dieſer poetiſche Theil der Muſik erhielt ganz doriſche Bildung und doriſchen Ton, und dieſe geſammte doriſche Lyrik macht eben die doriſche Schule aus. Die Elegie, das Epigramm und das Idyll gehört aber nicht zu dieſer Lyrik, ſondern nur das geſungene Lied, oder Melos. Daß dieſes ein doriſches Produkt ſei, beweiſen die vorhandenen Werke und Fragmente ſelbſt; die beſtimmteſten Nachrichten, daß die meiſten lyriſchen Dichter doriſch geſchrieben haben, unter andern aber auch die Thatſache, daß ſelbſt

der Chor der atheniſchen Dramen ſich in Form und Mundart noch zum Doriſchen hinneigt.

Die Kriterien, um die Gränzen dieſer Schule zu beſtimmen, ſind erſtlich die Dichtart, nähmlich eigentliche Lyrik im alten Sinne des Worts; und dann das doriſche im Dialekt und im Charakter. Doch wird man eigentliche lyriſche Werke aus der Zeit in welcher doriſche Kunſt blühte, wenn jene auch Aeoliſch, wie die des Alcäus und der Sappho, oder ſelbſt Joniſch, wie die des Anakreon, geſchrieben ſind, vielleicht am beſten zu dieſer Schule rechnen können; denn ſie gehören zur eigentlichen Lyrik, und dieſe iſt im Ganzen ein doriſches Gebilde. Die Zeit iſt wohl ein Kennzeichen, um von dieſer Schule auszuſchließen, wie den Leonidas und Theokrit, welche beide aber, ungeachtet des Dialektes, auch deshalb nicht dazu gerechnet werden könnten, weil ihre Werke nicht zur eigentlichen lyriſchen Gattung gehören; aber ſie iſt kein gültiges Kennzeichen, um ein Werk dazu zu rechnen. Denn es giebt zu gleicher Zeit Poeſien und Poeten, welche man weder zur joniſchen, noch zur doriſchen, noch zur atheniſchen Schule rechnen kann, ſondern die mehr allein ſtehen, wie die joniſchen Jambendichter und Meiſter der älteren Elegie eine beſondere Abtheilung der joniſchen Dichtkunſt bilden, und noch mehr Epicharmus und die doriſchen Anfänger des Drama, welche ſich nicht in jene Ordnung der vier Hauptſchulen und Kunſtſtufen einreihen laſſen. Da die übrigen und größten doriſchen Dichter ſich aber faſt ausſchließlich der lyriſchen Kunſt gewidmet und dieſer ihre eigenthümliche Geſtalt und kunſtreiche Form gegeben und ſie vollendet haben, ſo gebühret nur ihr der Nahme einer doriſchen Kunſt; im Epos und Drama müſſen ſie den Joniern oder den Athenern den Preis überlaſſen. Die älteſten Elegiker ſind Jonier, vermuthlich alſo die Elegie ſelbſt eine joniſche Erfindung, beſonders da das Metrum nur ein veränderter Herameter iſt. Bei der Betrachtung der lyriſchen Kunſt der Hellenen iſt aber vorzüglich nur von dem Melos, dem geſungenen ſtrophiſchen Liede, und dem Chor, als dem gemeinſamen größeren Melos die Rede; und dieſe ſind ein Erzeugniß der doriſchen Schule. Der Anfang derſelben iſt ſehr in Dunkel verhüllt. Das Ende der doriſchen Lyrik und Muſik aber fällt, allem Vermuthen nach,

zusammen mit dem Verderben ihrer Sitten und Staaten, einer Folge des Ehrgeizes beider feindlich gegen einander stehenden Griechen-Stämme. Während ihrer Blüthe scheint die dorische Kunst sich selbst gleich gewesen zu sein, es ist keine beträchtliche Verschiedenheit getrennter Kunstepochen und wesentlicher Hauptveränderungen im Styl, sondern nur ein steter regelmäßiger und stufenweiser Fortgang der harmonischen Ausbildung in ihr sichtbar. Außer dem Pindar besitzen wir von den Werken dieser Schule noch eine sehr beträchtliche Anzahl Bruchstücke und römische Nachbildungen. Berühmte Dichter derselben waren: Bakchylides, Ibykus, Korinna, u. s. w.

Der beste Commentar zum Studium dieser Schule ist der Charakter der Dorier selbst während ihrer schönsten Zeit, welchen man aus dem Thucydides und auch aus dem Pindar kennen lernt. Der Styl ihrer Sitten war Größe, Einfalt und Ruhe; friedlich und doch heldenmüthig, lebten sie in einer edlen Freude. Eben dieser Geist der Größe, Einfalt und Ruhe, beseelte auch ihre Verfassungen und ihr bürgerliches Leben, erzeugte ihre gerühmte Eunomie. Die Grundlage ihres Charakters war eine schöne Anhänglichkeit an väterliche Sitte und väterlichen Glauben. Ihre Bildung, ihre Tugend selbst war eine väterliche Sitte. Aber, da der Ehrgeiz und Hang zur Verschwendung und Ausschweifung, welcher ganz Griechenland ergriff, auch die dorischen Verfassungen und Sitten verderbte, so verschwand auch ihre Tugend, und mit dieser ihre Kunst, welche nur der Abdruck ihrer einfachen Tugend war. Die Athener haben noch nach ihrem Falle das menschliche Geschlecht durch ihre Philosophie umgestaltet, aber die Dorier waren forthin gar nichts mehr werth; mit einem Streich fiel Alles dahin.

Eben diesen Charakter der Größe, Einfalt und Ruhe, finden wir in der Schönheit der dorischen Dichtkunst ganz wieder. Die dorische Schönheit ist nicht die höchste innere Selbstständigkeit des erfindenden und dichtenden Geistes, sondern ein freies Erzeugniß einer edlen und gebildeten Natur. Dieses freie Entstehen aus bloßer Entfaltung der Natur, ohne Absicht und Zwang, aber erzeugt Ruhe, Gleichgewicht in der Haltung aller Theile, und dadurch den Schein der Vollendung. In dem dorischen Geiste

ist Empfänglichkeit und Selbstthätigkeit im Gleichgewicht. Das Wesen der Darstellung steht hier in der Mitte zwischen Natur und Ideal, es ist Auswahl edler Natur; daher sind die Gränzen der dichterischen Welt und Sphäre enger beschränkt, als in der vorigen und in der folgenden Schule. Die Darstellung des Sinnlichen ist weniger anschaulich als in der jonischen Schule, und die Darstellung des Geistigen weniger klar als in der atheniſchen; der Grund liegt in der sittlichen Richtung und in der anschauenden Ruhe des sinnigen Kunstgeistes. Zur Reinheit hat die Poesie große Fortschritte gemacht, und nur selten darf ein poetisches Werk bloß als mythisches Erzeugniß angesehen werden. Die einzig vorherrschende Form ist Lyrik, so wie das Epos eine ausschließlich jonische Form, und als Drama die Atheniſche ist; und man darf nie vergessen, daß diese Lyrik selbst nichts anders ist, als der poetische Theil der Musik. Die dorische Lyrik ist eine veranlaßte Poesie, oder eine Kunst des Angenehmen, welche ihren Zweck durch das Schöne erreicht. Sie ist der Mund des Ruhmes, und die Sprache der Freude. Eben weil die Lyrik eine bloß angenehme Kunst ist, ist Metrum und Sprache nicht bloß Mittel in ihr, sondern muß an und für sich schön sein; das Metrum ist musikalische Schönheit, sein Ton, wie der Ton der Sprache, ist sanfte Pracht. Der dorische Mythus und Sagenstyl ist edler, der jonische reicher. Die Bildung der Edlen und die väterliche Sitte beherrschten und lenkten die Kunst; nur innerhalb dem Raume, welchen diese der Kunst anwiesen, ward das Schöne erkannt und begünstigt. Um diese Gränzen zu überschreiten, hätte die Kunst eher Widerstand als Begünstigung erwarten dürfen.

Im Epischen und Lyrischen blieb den spätern Künstlern wenig mehr übrig, als den Joniern und Doriern zu folgen; aber die vollkommenste Form der Poesie, das Drama, war noch so gut als gar nicht vorhanden. Es ist das eigenthümliche Werk und Erzeugniß der atheniſchen Schule. Sollten auch die Athener die ersten Anfänge des Drama nicht erfunden haben, so waren sie es doch, die ihm Gestalt, Bildung und Vollendung gaben. Vornehmlich nur dramatische Werke können zur atheniſchen Schule gerechnet werden; denn es ist sehr unwahrscheinlich

daß ſie im Epiſchen oder ſelbſt im Lyriſchen, die einzige dithyrambiſche Gattung vielleicht ausgenommen, bedeutend oder eigenthümlich genug geweſen ſein ſollten, um eine eigne Schule darin zu bilden; ſie werden darin mehr den Joniern und Doriern gefolgt ſein. Die Gränzen dieſer Schule beſtimmen ſich daher von ſelbſt, und haben nicht die Schwierigkeit wie die Gränzen der vorigen Schulen. Die Werke, die wir noch beſitzen, ſind die tragiſchen Gebilde des Aeſchylus, Sophokles, Euripides, dann Ariſtophanes, die Fragmente andrer komiſcher und tragiſcher Dichter, und die römiſchen Ueberſetzungen und Nachbildungen im Plautus und Terenz, von ganzen Werken der neuern Komiker, des Menander, Apollodor, Philemon, Demophilus, Diphilus.

In Athen ward die Poeſie zu einer reinen Kunſt des Schönen; die Darſtellung war ganz ideal, und der Stoff und alles Aeußerliche der Kunſt nichts als Organ, und als ſolches zur höchſten Vollkommenheit in der Form und nach dem Ideal aufſtrebend. Die metriſche Kunſt der dramatiſchen Sylbenmaaße, ſowohl in dem mehrentheils jambiſchen, dialogiſchen, als in dem ſtrophiſch geſungenen und choriſchen Beſtandtheil, ward nun ein Mittel und Werkzeug des höchſten leidenſchaftlichen, ſo wie des höchſten ſittlichen Ausdrucks für Charakterhoheit und Würde. Eben ſo die Diction, welche bei der höchſten ſittlichen und geſellſchaftlichen Regſamkeit und Ausbildung des Menſchen die feinſten und verborgenſten Aeußerungen ſeiner Natur bezeichnen lernte. Wenn ſie im Anfang weniger ſchön war, ſo vereinigte ſie in ihrer Vollendung, mit der Hoheit und dem Adel der Doriſchen, noch jene ſcharfe Beſtimmtheit und den umfaſſenden Reichthum, welche dieſer fehlten. Außer dem Mythus im tragiſchen Sagenkreiſe, gehörte nun auch das wirkliche, öffentliche und häusliche Leben, für die Komödie und das ſpätere Drama zur Sphäre der Poeſie. Und dadurch erhielt jede erhabene, ſchöne und hinreißende Leidenſchaft, oder auch erhabener und ſchöner Charakter, was die Alten Ethos und Pathos nennen, als der eigentliche Gegenſtand der Poeſie, bei den Athenern ſeinen weiteſten Spielraum; von ihnen allein empfing es die ideale Behandlung,

die sein Kunstgesetz ist. Die Athener sind die Erfinder des Tragischen und Komischen in der Dichtkunst; sie gaben den tragischen und komischen Darstellungen die Form, welche allein den vollständigsten Umfang mit der höchsten künstlerischen Selbstständigkeit vereinigt; sie sind die Erfinder des Drama's. Der belebende Trieb und die beseelende Kraft der Kunst war hier der Charakter der Athener selbst, die freieste Regsamkeit und höchste Entfaltung der ganzen menschlichen Natur, die äußerste sittliche und geistige Schnellkraft, ihrem eigenen Gange ganz ungehemmt überlassen. Das lenkende oder vielmehr herrschende Princip vom Anfange der atheniſchen Schule bis zu Ende derselben war der öffentliche Geschmack und Kunstsinn, und dieser war nichts als eine reine Aeußerung der öffentlichen Sittlichkeit, deren treuer Abdruck auf jeder Stufe der Kunstsinn war. Aber er bestimmte weiter nichts als das Ideal des Schönen, und gab über nichts Zufälliges willkührliche Gesetze. Unter den Athenern allein, wie sonst bei keinem Volke in der alten und neuen Geschichte, genoß die Poesie während einer kurzen Zeit, ihr ursprüngliches und vollgültiges Recht an unbegränzte äußere Freiheit und unbeschränkte Autonomie. Besonders die poetische Darstellung des öffentlichen Lebens, die alte Komödie, ist davon ein merkwürdiges Beispiel. Das herrschende Princip der Kunst war ein für die besondere Form einer jeden Gattung näher bestimmtes Ideal des Schönen; und der öffentliche Geschmack, welcher dieses bestimmte, war eine reine und getreue Aeußerung der öffentlichen Sittlichkeit, deren Abbild uns selbst in der Geschichte zum Maaßstab für die Steigerung oder den Verfall der letzteren dienen kann. Der Gang der Poesie und der Sitten war sich also vollkommen gleich und regelmäßig, weil beide ungehemmt der Entwicklung der eignen Natur überlassen waren. So erhält auch die Geschichte der atheniſchen Dichtkunst von der andern Seite durch die Geschichte der atheniſchen Sitten reichhaltige Bestätigungen und Erläuterungen. Der Gang der Kunst indeß erscheint einfacher und ist viel leichter zu fassen und zu beobachten, als der Gang der Sitten; denn es ist äußerst schwer, oft unmöglich, aus der öffentlichen Geschichte, nach Absonderung alles Fremdartigen, mit Sicherheit die reine öffentliche Sittlichkeit herauszuziehen.

Der beſte Leitfaden dazu iſt der Gang der Kunſt und des in ihren Darſtellungen herrſchenden verſchiedenen Styls. Man findet die vier vorzüglichſten Perioden desſelben in der politiſchen und ſittlichen Geſchichte wieder, und beide erläutern ſich gegenſeitig. Es giebt vier Stufen des atheniſchen Geſchmacks. Der Charakter der erſten Stufe iſt harte Größe, ein gewaltſames Streben nach dem Höchſten, welches nicht ganz befriedigt wird. Der Erhabenheit des Aeſchylus fehlt es an ſchöner Anmuth, ſeiner Darſtellung an Leichtigkeit, ſeinem Drama an innerer Vollſtändigkeit; das Tragiſche hat das Uebergewicht über das Schöne. Das höchſte Streben des Kunſtgeiſtes ſeiner natürlichen Entfaltung erreichte in der zweiten Periode ſein äußerſtes Ziel, das höchſte Schöne. In den Werken des Sophokles verſchwindet die vollendete Kunſt, und ſeine Schönheit iſt der Gipfel der griechiſchen Poeſie. Nur die Abſicht kann die Werke des Triebes verewigen, für ſich erzeugt der natürliche Trieb nichts Beharrliches. Der griechiſche Geiſt wie der Kunſtſinn verlor die Harmonie und verſank in der dritten Periode in eine kraftvolle, aber geſetzloſe Schwelgerei. Nicht bloß der Menſch, auch die Kunſt vergaß ihre Geſetze, und erlaubte der Rhetorik und Philoſophie einen ſchädlichen Einfluß auf die Tragödie, wie perſönlichen Abſichten auf die Komödie. Die Komödie mißbrauchte ihre Freiheit, und da raubte man der Kunſt ihr angebornes Götter-Recht, niemand zu gehorchen als ſich ſelbſt. Die geſetzloſe Schönheit des Euripides und Ariſtophanes iſt hinreißend, verführeriſch, glänzend; aber bald folgte auf Schwelgerei in der vierten Periode Ermattung, welche ſich nicht mehr über das Feine und Liebenswürdige erheben konnte; nur aus Schwäche iſt ſie mäßiger und ſcheint ſie ſittlicher als die vorige Periode. Die poetiſche Anmuth und geiſtreiche Feinheit der neuern Komiker iſt die letzte Stufe der Schönheit.

Nachdem die Schönheit aufhörte, das Ziel der Kunſt zu ſein, bildete ſich ein ganz neuer Styl der Poeſie, die alexandriniſche Schule. Denn Alexandrien ward nun der Sitz der Gelehrſamkeit und der Gelehrten überhaupt, und auch vorzüglich der Sitz dieſer *neuen* Poeſie. Da indeß in allen poetiſchen Werken dieſes Zeitalters *im Ganzen* derſelbe Styl herrſcht, ſo begreife ich alle dieſe

unter jenem Nahmen. Die Eigenthümlichkeit der eigentlichen Alexandriner wie Apollonius, Kallimachus, Lykophron, ſcheint Schwerfälligkeit und überladne Gelehrſamkeit in noch höherem Maaße, als ſie auch bei allen andern Dichtern derſelben Zeit allgemein herrſchend war. Die Leichtigkeit des Aratus erklärt ſich am beſten aus ſeinem Aufenthalte zu Athen; und die Natürlichkeit des Theokrit ſcheint mehr ein ländliches Leben in Sicilien als alexandriniſche Bildung vorauszuſetzen. Die entſcheidenden Merkmahle oder Gränzen dieſer Schule ſind erſtlich das Zeitalter; dieſes Kennzeichen iſt indeß nicht ganz ſicher, weil der Anfang und das Ende desſelben ſich nicht völlig beſtimmt angeben laſſen. Deſto ſicherer aber iſt das andere Kennzeichen, der Styl; weil er ſich ſo beſtimmt und entſchieden von dem vorhergehenden und nachfolgenden auszeichnet. Außer den ſchon genannten Dichtern, einigen andern weniger bedeutenden, den Fragmenten von andern, beſitzen wir auch eine beträchtliche Menge römiſcher Nachbildungen alexandriniſcher Vorbilder, welche aber nicht immer leicht aus dem übrigen herauszufinden ſind; der Styl des Ovid, noch mehr der des Properz, ſtellenweiſe und in einzelnen Beziehungen auch der des Virgil hat einen alexandriniſchen Anſtrich.

Die in gewiſſer Rückſicht ſo unnatürliche Trennung der Kunſt und des Schönen, auf welche ſich anwenden läßt, was Sokrates von der Trennung des Guten und Nützlichen lehrte, iſt auch das ganz natürliche Ende der Kunſt, wie alle Formen ihren Geiſt überleben. Dieß war auch das Schickſal der griechiſchen Kunſt. Der überladne Geſchmack der Gelehrten und die Eitelkeit eines unſicher herumſchweifenden Geiſtes einzelner Wort- und Gedicht-Virtuoſen oder Poeſiegaukler beherrſchte die Kunſt. Kunſt ward der Zweck der Kunſt; an die Stelle der Schönheit trat die Künſtlichkeit, man ſuchte ſeine Geſchicklichkeit in der Ueberwindung großer Schwierigkeiten zu zeigen; daher die Wahl ſolcher todten Stoffe, wie in Nikanders mediciniſchem Gedicht. Eben daher abſichtliche Dunkelheit, geſuchte Gelehrſamkeit, und künſtliche Spielereien. Außer dem Schwierigen, war alsdann Ziel der Kunſt das Auffallende oder, was irgend dem ſtumpfen Sinn noch Aufmerkſamkeit abnöthigen kann. Dergleichen iſt das Seltne, Alte und Ueberla-

dene in den ernsthaften Werken, Schlüpfrigkeit der lyrischen Gedichte, oder auch sogar das Rohe einer ungebildeten Natur. Es ist der Verderbtheit ganz natürlich in dieses zurückzufallen, und Theokrit ist eine sehr begreifliche Erscheinung dieser Schule. Seine Einfalt ist nicht ungebildete Natur, auch nicht Schönheit, denn sie ist ohne Gefühl für das Sittliche; sondern sie ist der Rückfall der Verderbtheit in Rohigkeit. Es ist zwar in den alexandrinischen Werken ein eigenthümlicher und neuer Styl, aber dieser ist doch eigentlich nichts Erfundnes, sondern nur Nachahmung und eine neue Mischung des schon Vorhandnen. Man brauchte die Formen, die Metra und die Sprachmanier aller vorigen Schulen und Zeiten, vorzüglich der ältesten, nach Gutdünken durch einander. Die Werke der Alexandriner sind zwar trocken, schwerfällig, todt, ohne innres Leben, Schwung und Größe; so wie mit der Freiheit die öffentliche Sittlichkeit verschwand, so gab es auch in der Poesie eigentlich kein Pathos und Ethos mehr. Diese wurden nun auch eben so trocken behandelt, wie die todten Stoffe, welche die Künstler am liebsten zu wählen schienen; doch findet in dieser Rücksicht vielleicht eine geringe Abstufung nach Maßgabe der Zeit Statt. Allein obgleich von Schönheit hier gar nicht mehr die Rede sein kann, so haben sie doch einen sehr bedeutenden künstlerischen Werth; die Darstellung ist mit festem Sinn und Fleiß vollkommen ausgearbeitet und durchgebildet, und in so fern für alle Zeiten ein bleibendes und gewissermaßen vollendetes Beispiel solcher Art oder Abart, wie die griechische Kunst überhaupt in jedem Fache und auf jeder Stufe ihrer Entwicklung.

In den alexandrinischen Werken gab es doch noch einen Styl; der Charakter und der Ton derselben ist gleichartig und regelmäßig; er läßt sich auf allgemeine Eigenschaften, feste Kunstmaximen und einen bestimmten Charakter zurückführen. Jetzt folgt eine Zeit ohne Styl, ohne Regelmäßigkeit; ihr Charakter ist Charakterlosigkeit, ihr Nahme Barbarei. Daß alexandrinische Gelehrsamkeit und Künstelei sich ein andres Feld wählte, konnte sehr zufällige Ursachen haben, welche uns nichts angehen, denn innre Gründe aus der Natur der Kunst waren es nicht. Im alexandrinischen Styl hätte die Kunst ewig fort bestehen mögen, wenn die Geduld des Publi-

kums eben so unermüdlich gewesen wäre, oder wenn nicht der Kunstsinn der Zeit von einer andern Seite her eine neue und bessere Richtung bekommen hätte.

Der Zeitpunkt, wo die alexandrinische Poesie aufhörte, scheint mit dem Anfange der alexandrinischen Philosophie und mit dem Ende des griechischen Reichs in Aegypten zusammenzufallen. Sie ward alsdann noch eine Zeitlang in Rom fortgesetzt. Unter den griechischen Poeten aber gab es nun keinen Styl mehr; also auch keine Schule; jeder ist einzeln, und so ist es begreiflich, daß sich in dieser Zeit ein Oppian findet, der so viel mehr poetischen Werth hat, als die alexandrinischen Lehrdichter. In der lyrischen Poesie erhielt sich noch am längsten einige Manier und angenehme Form; aber sie versank in den spätern Epigrammendichtern der Anthologie größtentheils ganz in das Schlüpfrige und Gemeine einer bloß sinnlich wollüstigen Darstellung.

Der Gang der griechischen Poesie war also im Ganzen folgender. Sie ging von der Natur aus; dieß war die jonische Schule, und gelangte durch Bildung in der dorischen Schule zur Schönheit. Diese stieg in der attischen Kunst von der Erhabenheit zur Vollkommenheit, und sank wieder zur schwelgerischen Fülle und Ausschweifung, und dann zur bloßen Anmuth und zierlichen Feinheit hinab. Nachdem die Schönheit nicht mehr vorhanden war, ward die Kunst bei den Alexandrinern zur Künstelei, und verlor sich endlich in Barbarei.

II.

Vom künstlerischen Werthe der alten griechischen Komödie. 1794 *).

Nichts ist seltner als eine schöne Komödie. Der komische Dichtergeist ist nicht mehr frei, er schämt sich seiner Fröhlichkeit

*) Daß Aristophanes, dessen dithyrambischen Reichthum dichterischer Erfindung Plato so wohl kennt und in verwandter Geistesart mitempfindend oftmahls anerkennt; dessen poetische Kraft auch der heil. Hieronymus, noch in den letzten Zeiten des Alterthums, nach dem ihm eignen classischen Sinn, hoch und werth hielt: als ein Urkünstler der ersten Größe, in andrer und ganz eigenthümlicher Art, neben den erhabensten Meistern der alten tragischen Kunst seine Stelle einnehme und verdiene; das war damahls, als dieser kleine Aufsatz, die Frucht einer langen, einsamen Durchdenkung der Werke jenes Dichters, zuerst erschien, noch durchaus nicht so allgemein anerkannt, als dieses jetzt überall zu vernehmen ist; nachdem uns auch der innige Zusammenhang dieser überschäumenden poetischen Lebensfülle mit den fröhlichen Volksfesten des alten, heidnischen Naturglaubens seither vielfältig, mythisch und geschichtlich, anschaulich und belehrend ist entwickelt worden.

Nur Eines, was sich mehr auf die Philosophie bezieht, finde ich noch zur Einleitung zu erinnern nöthig, über die Idee der Freude und der Freiheit, welche in dieser künstlerischen Betrachtung der alten Komödie und Dionysos-Spiele hier überall zum Grunde liegt. Es beruhet dieses auf dem Gedanken, daß nicht bloß die vollkommne Einheit und vollendete Harmonie als das allein Gute zu ehren, sondern daß auch die unendliche Fülle des Lebens, in ihrer Würde als göttlich zu erkennen und heilig zu achten sei. Und darin weicht diese sonst in der künstlerischen Begeisterung für die Idee und das Ideal zu der Platonischen hinneigende Betrachtungsart noch wesentlich von derselben ab; da nach

und fürchtet durch seine Kraft zu beleidigen. Er erzeugt daher kein vollständiges und reines Werk aus sich selbst, sondern begnügt sich, ernsthafte dramatische Handlungen aus dem häuslichen Leben mit seinen Reizen zu schmücken. Aber damit hört die eigentliche Komödie auf; die komische Kraft wird unvermeidlich durch eine mehr oder minder tragische Wirkung ersetzt; und es entsteht eine neue Gattung, eine Mischung des komischen und des tragischen Drama, welche sich gewöhnlich mit bescheidnem Stolz den ersten Platz über beide anmaßt. Was ihre Ansprüche gelten, ist

---

der Platonischen Denkweise, welche hierin viel zu sehr zum Parmenides hinüberneigt, nur das Eine und die Einheit als gut und vollkommen aufgestellt und anerkannt, alle Mannichfaltigkeit dagegen als vom Uebel und als ungöttlich bezeichnet wird. Die Idee der göttlichen Fülle aber, als der lebendigen Entfaltung jenes ewigen Einen, in immer anwachsender Schöne, wie diese Idee hier vorausgesetzt, und als das Zweite neben und nach dem Ersten, anerkannt und angenommen wird, beruht an sich auf einem eignen, andern und tieferen Grunde der Erkenntniß. Im Alterthum wird sie besonders in der früheren, noch unverderbten, jonischen Philosophie gefunden; wie sie auch dem Geiste der alten Mythologie überhaupt entspricht, so wie dieser in dem Ganzen derselben sich kund giebt. Denn obwohl es auch in dieser nicht an einzelnen Mythen und Sinnbildern fehlt, in denen ebenfalls die Vielheit selbst als ein Uebel und unglücklicher Zwiespalt oder verderblicher Abfall von der ewigen Einheit bezeichnet wird; so ist doch die gesammte Mythologie schon ihrem Wesen nach, auf die Mannichfaltigkeit des göttlichen Daseins gerichtet, und kann der Sinn des Ganzen nicht anders bestehen als im lebendigen Gefühl von der anerkannten Schönheit der ewigen Fülle.

Sehen wir aber auf die drei verschiedenen Stufen und Sphären oder Reiche der Mythologie, in ihrer Beziehung auf die Kunst der Poesie; so ist einleuchtend, daß die Idee der furchtbaren alten Götter in den Werken der großen tragischen Dichter vorwaltet. Die Macht der neuen, jüngeren Götter, die volle Herrlichkeit der Heldenwelt, in den heroischen Thaten und Schicksalen zahlreicher Göttersöhne, wird in den epischen Gesängen, schon von den homerischen anzufangen, in reichem, dichterischem Glanz entfaltet. Die alte Komödie aber bezieht sich am meisten auf die geheime Feier der fremden und verborgnen Götter, besonders des Dionysos, als des Gottes der unsterblichen Freude, der wunderbaren Fülle und ewigen Befreiung.

eine andre Frage; aber die Natur des Komiſchen kann man nur in der unvermiſchten reinen Gattung kennen lernen; und nichts entſpricht ſo ganz dem Ideal des reinen Komiſchen, als die alte atheniſche Volks-Komödie. Sie iſt eines der wichtigſten Denkmahle für die Theorie der Kunſt; denn in der ganzen Geſchichte der Kunſt ſind ihre Schönheiten einzig, und vielleicht eben deswegen allgemein verkannt. Es iſt ſchwer, nicht ungerecht gegen ſie zu ſein. Sie nur zu verſtehen, erfordert eine vollendete Kenntniß der Griechen; und mit unbeſtechlicher Strenge ihre wirklichen Vergehungen von dem abzuſondern, was nur uns beleidigt, erfordert einen Kunſtſinn, der über alle fremde Einflüſſe erhaben, auf das Schöne allein gerichtet iſt.

Die Griechen hielten die Freude für heilig, wie die Lebenskraft; nach ihrem Glauben liebten auch die Götter den Scherz. Ihre Komödie iſt ein Rauſch der Fröhlichkeit, und zugleich ein Erguß heiliger Begeiſterung; urſprünglich nichts anders als eine öffentliche, dem heidniſchen Götterdienſt gewidmete und geheiligte Darſtellung und Handlung, ein Theil von dem Volks-Feſte des Dionyſos, welcher Gott ein Bild der innern verborgenen Lebenskraft und aller Lebensfreude, für die Eingeweihten aber zugleich die Pforte und der Wegweiſer eines höheren und reinen, unſterblichen Daſeins, und der allgemeine Befreier von allen trüben, irdiſchen Banden war. Dieſe Vermählung des Leichteſten mit dem Höchſten, des Fröhlichen mit dem Göttlichen, enthält eine große Wahrheit. Die Freude iſt an und für ſich gut, ſelbſt die ſinnliche enthält urſprünglich nur ein unmittelbares Gefühl des geſunden Lebens und organiſchen Wohlſeins. Die geiſtige Freude aber iſt nichts anders als das begeiſterte Gefühl und Mitgefühl von der unendlichen Lebensfülle und überſtrömenden Schöpferkraft der Natur. Von dieſer überſtrömenden Fülle des freieſten Lebens nun, giebt uns die Dionyſoskunſt der alten Komödie das treueſte und eigenthümlichſte Bild und Sinnbild. Dieſe Freude iſt der eigenthümliche, natürliche und urſprüngliche Zuſtand der höhern Natur des Menſchen im geſunden geiſtigen Zuſtande; der Schmerz erreicht ihn nur durch den geringeren oder kranken und verderbten Theil ſeines Weſens. Rein-ſittlicher Schmerz iſt nichts als ent-

behrte Freude, und rein-sinnliche Freude nichts als gestillter Schmerz; denn der Grund des thierischen Daseins ist Schmerz. Aber Beides sind nur Begriffe der Absonderung; in der Wirklichkeit bilden beide ungleichartige Naturen in durchgängiger Gemeinschaft ein Ganzes, den Menschen, verschmelzen in einen Trieb, den menschlichen; der Schmerz wird sittlich, und die Freude wird sinnlich.

Weil reine menschliche Kraft sich in Freude äußert, so ist sie ein Symbol oder die sinnbildliche äußere Erscheinung des Guten, des gesunden Lebens oder des ungestörten vollkommnen Daseins; sie ist das Schöne der Natur. Sie verkündigt nicht bloß Leben, sondern auch Seele. Leben und unbegränzte, reine Freude bedeuten Liebe. Denn alles Leben deutet auf seine Wurzel und auf die Frucht seiner Vollendung; und der höchste Moment der Lebenskraft ist seine Verdopplung, die Vereinigung mit einem gleichartigen Leben. Leben und Geist aber sind im Menschen unzertrennlich, und die Bande des Lebens vereinigen die Geister. Nur der Schmerz trennt und vereinzelt; in der Freude verlieren sich alle Gränzen. Mit der Hoffnung ungehinderter Vereinigung, scheint die letzte Hülle der Thierheit zu verschwinden; der Mensch ahnet den Zustand des völlig befriedigten Daseins, nach welchem er nur streben kann, ohne ihn zu besitzen. Es giebt für jedes empfindende Wesen eine Freude, welche keinen Zusatz zu leiden scheint, weil sie keine Gränzen hat, als die beschränkte Empfänglichkeit des Sinnes. In dem Höchsten, was er fassen kann, erscheint dem Menschen das Unbedingt-Höchste; seine höchste Geistes- und Seelen-Freude ist ihm ein Bild von dem vollkommnen innern Dasein des unendlichen Wesens. Der Schmerz kann ein höchst wirksames Mittel und Element des Schönen sein; aber die Freude ist schon an sich schön. Schöne Freude also ist der höchste Gegenstand der schönen Kunst.

Die Poesie kann diese Freude auf zweierlei Art behandeln. Sie ist entweder Aeußerung eines schönen Zustandes im Subjekte, in der lyrischen Darstellung; oder sie ist eine vollendete selbstständige Nachahmung in der dramatischen Darstellung. Schöne lyrische Freude muß edel und natürlich sein; die Aeußerung einer unedlen Freude würde häßlich, die einer erkünstelten würde unwirksam

sein. Was wäre eine Freude, die nicht von selbst schön wäre, sondern wie einem Gesetze, der Schönheit aus Pflicht gehorcht? Sie darf sich nicht einmahl selbst zwingen; fremder Zwang aber vernichtet sie unvermeidlich. Schöne Freude muß frei sein, unbedingt frei. Auch die kleinste Beschränkung raubt der reinen Freude ihre hohe Bedeutung, und damit ihre Schönheit; Zwang der innern, geistigen Freude ist in der Darstellung immer häßlich, ein Bild der Vernichtung und des Schlechten. Eine bloße Aeußerung des Gefühls, die lyrische Darstellung der Freude, kommt nicht so leicht in Gefahr, ihre äußere Freiheit zu verlieren, desto mehr die dramatische. Sie nimmt den Stoff zu ihren Schöpfungen aus der Wirklichkeit, ihre Bestimmung ist eine öffentliche laute Darstellung des Lächerlichen, und ihre Freiheit ist dem Laster, der Thorheit, dem Vorurtheil und geheiligten Irrthume fürchterlich. Aber eben dadurch wird sie einer neuen hohen Bedeutung, einer neuen Schönheit fähig. Wenn die Freude, wo wir Schranken erwarteten, uns mit Freiheit überrascht; so wird sie zugleich das schönste Symbol der bürgerlichen Freiheit, wie sie nach weisen Gesetzen geordnet, in der wahren, auf Recht und Sitten gegründeten Republik waltet; und jederzeit hat eine tiefere Staatskunst, hie und da selbst in monarchischen Staaten, solche festliche Freudenspiele in sinnbildlicher Freiheit, nach altem, gleichsam zum Recht gewordenen Gebrauch, gern bestehen lassen, oder auch selbst zur Erheiterung und Anfrischung des öffentlichen Lebens veranlaßt und befördert.

Ueberhaupt wird Freiheit durch das Hinwegnehmen aller Schranken dargestellt. Eine Person also, die sich bloß durch ihren eigenen Willen bestimmt, und die es offenbar macht, daß sie weder innern noch äußern Schranken unterworfen ist, stellt die vollkommne innre und äußre persönliche Freiheit dar. Dadurch daß sie im frohen Genusse ihrer selbst nur aus reiner Willkühr und Laune handelt, absichtlich ohne Grund oder gegen alle Gründe, wird die innre Freiheit sichtbar; die äußre aber in dem fröhlichen Muthwillen, mit dem sie äußre Schranken verletzt, während das Gesetz großmüthig seinem Rechte entsagt. So stellten sich die Römer in den Saturnalien die Freiheit dar, wo alle Bande auch für die Sklaven gelöst waren, und die sonst Herren waren, ihnen zum

Schein dienten, in dem bedeutſamen ſinnbildlichen Lebensſpiel dieſer feſtlichen Tage; ein ähnlicher Gedanke liegt noch jetzt bei dem römiſchen Carnaval zum Grunde, in welchem noch ein Reſt jener alten Saturnalien zur Erinnerung aufbehalten iſt. Dieſe feſtlichen Tage ſind gleichſam ein komiſches Spiel der Wirklichkeit, ganz im Geiſt der alten atheniſchen Volksfeſte, aus denen jene eigenthümliche Dionyſos-Kunſt und Poeſie des Witzes hervorging. Daß die Verletzung der Schranken dabei nur ſcheinbar ſei, nichts wirklich Schlechtes und Häßliches enthalte, und dennoch die Freiheit unbedingt erſcheine; das iſt die eigentliche Aufgabe einer jeden ſolchen Darſtellung, und war es alſo auch für die alte griechiſche Komödie.

Eine ſolche gränzenloſe Freiheit genoß ſie zu Athen. Schon ihr religiöſer Urſprung erzog und bildete die komiſche Muſe zur Freiheit, der Dichter und ſein Chor waren heilige Perſonen; aus ihnen redete der Gott der Freude, und unter dieſem Schutze waren ſie unverletzlich. Aber bald ward aus einem religiöſen Inſtitut auch ein politiſches, aus dem Feſte eine öffentliche Angelegenheit, aus der Unverletzlichkeit des Prieſters eine ſymboliſche Darſtellung der bürgerlichen Freiheit. Der Chor beſonders deutete auf das atheniſche Volk, welches in der Schönheit eines Spiels ſeine eigne, nach alter Verfaſſung der freieſten Republik geheiligte, Idee und oberſte Gewalt erblickte. Unter dem Schutze der Religion und der Politik, erhielt die Kunſt des Schönen das, worauf ſie eigentlich an und für ſich ſchon ein unverlierbares Recht hat, und was ihr nur der ängſtliche, ſtets an der Oberfläche klebende Scharfſinn der Menſchen ſo oft zu rauben geneigt iſt: die Freiheit, ſich ihrer Natur gemäß nach ihrem eigenen Geſetz zu bewegen und zu entfalten. Wie die Wahrheit und die Tugend, iſt die Schönheit ein ächtes erſtgebornes Kind der menſchlichen Natur, und hat mit jenen ein gleiches vollgültiges Recht, niemand zu gehorchen als ſich ſelbſt. Die Poeſie kommt leichter in Gefahr, dieß Recht zu verlieren, als andre Künſte; am meiſten die komiſche Muſe, welche nur bei einem Volke, und bei dieſem einen Volke nur auf eine kurze Zeit, frei war. Wenn irgend etwas in dichteriſchen Werken, in Hinſicht auf Urſprung und Bedeutung, göttlich genannt werden darf, ſo iſt es die ſchöne Fröhlichkeit und die erhabene Freiheit in den Werken des Ariſte-

phanes; nicht minder als das höchste Schöne der tragischen Kunst. Aber was die Schönheit der alten athenischen Komödie möglich machte, veranlaßte und erzeugte auch ihre Fehler, welche den Verlust ihrer Freiheit und ihrer Schönheit nach sich zogen.

Daß die Freude frei und in ihrer Natürlichkeit schön sei, setzt eine Bildung des Menschen durch Freiheit und Natur voraus, wo alle seine Kräfte ihrem freien Spiel und ihrer eignen Entwicklung ungehemmt überlassen sind. Dann wird der Mensch, seine Bildung und seine Geschichte, ein gemeinschaftliches Resultat seiner beiden ungleichartigen Bestandtheile und Naturen; beide sind in unzertrennlicher Gemeinschaft, die Tugend ist mit Anmuth und Reiz umkleidet, und die Sinnlichkeit schön. Aber freie menschliche Bildung findet in sich selbst ihr Ende, weil früher oder später die Sinnlichkeit das Uebergewicht gewinnen muß. Wie alle bloßen Erzeugnisse des freien menschlichen Triebes, kann auch die freie Komödie höchstens nur einen Moment vollkommner Schönheit haben; nachher wird aus der Freude Ausschweifung, aus Freiheit zügelloser Frevel. Allein auch diesen Moment hat die griechische Komödie nicht erreicht; dazu hätten zwei Zeitpunkte zusammen treffen müssen; der wo die Sitten noch nicht verderbt, und der, wo der komische Sinn und die komische Kunst schon völlig gebildet waren. Es ging aber zu Athen gerade umgekehrt; die Sitten waren schon sehr verderbt, und der komische Sinn noch roh. Der Künstler Aristophanes schließt sich an die Geschichte vom Anfange der Kunst, der Mensch Aristophanes findet seinen Platz in der Geschichte vom Verfalle. Dieß ist aus zwei Gründen sehr begreiflich; die komische Kunst bildet sich später als die tragische, und das Publikum der Komödie verdirbt früher. Weil sie mehr die Empfänglichkeit beschäftigt, als die Selbstthätigkeit in Anspruch nimmt, und weil sie in Athen nicht die gebildetere Erziehung voraussetzte wie die Tragödie, so war ihr Publikum schlechter als das tragische, wie die öffentliche Meinung der Alten und die Lehren der Philosophen es ausdrücklich bestätigen. Die Tragödie spannt und erhebt ihr Publikum, und hält schon dadurch das Verderben des Geschmacks so lange als möglich ab. Die Komödie hingegen verführt ihr Publikum, beschleunigt die Ausartung des Kunstsinns. Denn die

Freude iſt überhaupt etwas Verführeriſches; ſie macht leicht die Kraft nachläſſig, die Sinnlichkeit berauſcht und überwiegend. Die komiſche Kunſt der Griechen ward ſpäter gebildet als die tragiſche; dieſe fand ihren Stoff in den epiſchen und lyriſchen Dichtern ſchon höchſt gebildet und poetiſirt; jene mußte einen ganz rohen Stoff erſt zur Poeſie erheben, das wirkliche geſellige Leben, welches ſich ſelbſt ſehr ſpät ausbildete, nach ihrem Ideal dichteriſch geſtalten. Ueberhaupt ſcheint der tragiſche Dichtergeiſt früher rege zu werden, als der komiſche; der erſte erfordert nur die großen Hauptmaſſen und Grundzüge der menſchlichen Bildung und des menſchlichen Schickſals; zu dem letztern muß der menſchliche Geiſt und das menſchliche Leben, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, ſchon bis in die kleinſten Einzelnheiten durchgebildet und ausgeführt ſein.

Aus der Natur des freien Komiſchen überhaupt, und aus dem Urſprunge und Charakter der alten griechiſchen Komödie, erklären ſich ſehr leicht ihre vorzüglichen Fehler; Rohigkeit, ehe der allgemeine Sinn künſtleriſch gebildet, Verderbtheit, nachdem die öffentliche Sittlichkeit ſchon entartet war. Beides findet ſich im Ariſtophanes; aber es iſt weit weniger zu befürchten, daß wir uns an ſeinen Fehlern, welche unſre Sitten noch weit mehr beleidigen als die Geſetze der Kunſt, den Geſchmack verderben, als daß wir ſeine unübertrefflichen, dichteriſchen Schönheiten über jene verkennen möchten.

Nichts verdient Tadel in einem Kunſtwerke als Vergehungen gegen die Schönheit und gegen die Darſtellung, das Häßliche und das Fehlerhafte. Was nur angenommenen Begriffen und Forderungen oder Vorurtheilen gewiſſer Stände, Nationen und Zeitalter widerſpricht, iſt darum nicht ſchlechthin verwerflich. Wir insbeſondre müſſen unſere künſtleriſchen Vorurtheile in dieſem Punkte vergeſſen; wir müſſen uns erinnern, daß die ſchöne Kunſt mehr iſt als die Geſchicklichkeit, einer verzärtelten Empfindlichkeit zu ſchmeicheln; wir müſſen aufhören, eine Beleidigung eines bloß auf Gewohnheit beruhenden Zartgefühls für ſtrafbarer zu halten, als eine Verletzung der Schönheit und der Kunſt. Gewiß iſt dieſe übertriebene und eigenſinnige Empfindlichkeit, der Kunſt weit nachtheiliger als der kräftige Naturausdruck der Alten. Dieſer

erzeugt nur einzelne Fehler, jene macht aller Kunst ein Ende und würdigt sie wie mehrentheils bei den Neuern, zu einem bloßen Spiel der Eitelkeit nach dem Eigensinn der Mode herab. Es ist uns anstößig, daß die griechische Komödie zu dem Volke in seiner Sprache redet; wir verlangen, daß die Kunst vornehm sei. Aber die Freude und die Schönheit ist kein Privilegium der Gelehrten, der Adelichen und der Reichen; sie ist ein heiliges Eigenthum der Menschheit. Die Griechen ehrten das Volk; und es ist nicht die kleinste Vortrefflichkeit der griechischen Muse, daß sie auch dem ungebildeten Verstande, dem gemeinen Manne die höchste Schönheit verständlich zu machen wußte. Freilich übertraf auch der gemeine Mann zu Athen, nicht bloß an natürlichem Geiste und geselliger Bildung, sondern noch weit mehr an Freiheit und Schnellkraft des sittlichen Charakters und Gefühls, alle seines Gleichen. Das beweis't uns unter andern eben der Aristophanes, welcher uns oft so deutlich überführt, daß es auch zu Athen Pöbel gab. Das Komische richtet sich, weit mehr als das Tragische, nach dem Grade der Reizbarkeit und der Fassungskraft seines Publikums, und diese hängen wieder von dem Maaße der geselligen Ausbildung und aller Seelenkräfte ab; daher der Unterschied unter dem niedern und edlen Komischen. Um eine nicht so reizbare Empfänglichkeit zu beleben, werden stärkere Reize, heftigere Erschütterungen erfordert; die Widersprüche und Gegensätze, überhaupt die Verhältnisse, welche der ungebildete Verstand fassen soll, müssen gröber und faßlicher sein. Wie wandelbar überhaupt diese Verhältnisse sind, erläutert das Beispiel der Kinder, der Wilden, des gemeinen Mannes. Der rohere Mensch ist gegen das Widrige, welches das Komische oft enthält, nicht so empfindlich; ihn kann auch wohl das Komische eines leidenden oder schlechten Gegenstandes ergötzen. Es ist die eigentliche Aufgabe der Komödie, das Unvollkommne, welches ihr als Beimischung unentbehrlich ist, um der Freude dramatische Kraft und Wirksamkeit zu verleihen, so viel als möglich zu entfernen, zu vergüten oder zu mildern, ohne jedoch die Wirkung zu vernichten, oder den Mangel der komischen durch tragische Eindrücke zu ersetzen; eine Forderung, die noch nie ganz befriedigt ist. An Kraft fehlt es der komischen Kunst im Anfange

icht, aber sie ist beleidigend; von dem einen wesentlichen Ele-
ent des Komischen, dem Unvollkommnen und Unangenehmen,
thält sie weit mehr, als nöthig wäre zur Beimischung und als
räger der heitern Lust und geistigen Freude. Für ihr roheres
ublikum muß freilich das Schöne in ihren Werken über das
äßliche das Uebergewicht haben, sonst könnten sie ihm nicht gefal-
n. Aber wenn der allgemeine Kunstsinn sich bildet, wenn der
erstand und die Reizbarkeit des Publikums sich verfeinern, so
ird es die Werke, die es ehedem schön fand, nur beleidigend
aben. Diese Rohigkeit aber, welche oft auch in praktischer Be-
ehung wahrhaft und reell unsittlich ist, muß man sich hüten,
it der künstlerischen Unsittlichkeit zu verwechseln; diese ist nichts
s Mangel an Harmonie und gesetzlicher Ordnung im Ganzen,
ügellosigkeit der einzelnen Kräfte, die jenem Ganzen nur dienen
llen, aus Uebergewicht der Sinnlichkeit. *)

Man darf nicht glauben, daß die attische Volks-Komödie
durch, daß sie, wie ich vorhin erwähnte, ganz die besondre
prache ihres Publikums redete, ihre objektive Allgemeinheit ver-
ren habe, und zu einer bloßen Darstellungsmanier und beson-
rn Charakteristik herabgesunken sei. Ueberhaupt widersprechen
ch vollkommne Allgemeingültigkeit und höchste Individualität der
unst nicht; sie muß vielmehr beide vereinigen. Als Organ der
latur und der Schönheit, hat sie kein andres Publikum als die
enschheit; mag ihr sichtbares Publikum noch so bestimmt und
eschränkt sein, sie hat es in ihm nur mit dem Menschlichen, mit

*) So ist zum Beispiel Euripides nach jenem künstlerischen Begriff der Alten von Sittlichkeit ein unsittlicher Dichter; weil er gegen die strenge Harmonie fehlt, als dem höchsten Gesetz erhabener Schönheit, und sich ganz von der Leidenschaft hinreißen läßt; wie jene neuere ausschweifende Musik, deren Emporkommen die Pythagoräer und nach ihnen Plato in so vielen Stellen seiner Schriften als ein Kennzeichen von dem Verfall des Staats und der Sitten bezeichnet. In dem andern Sinne aber, der nur auf die einzelnen praktischen Lehren sieht, ist Euripides keineswegs ein unsittlicher Dichter, da er vielmehr von Moral und Sentenzen, so gut die Alten sie irgend hatten und kannten, reichlich überfließt.

dem Unveränderlichen zu thun. Aber die Materie, die Sprache der Kunst, kann nicht zu individuell sein, weil sie dadurch immer an Verständlichkeit und wirksamer Kraft gewinnt; die komische Muse insbesondre kann ihre Schöpfungen nur in das Einzelne eines wirklichen Lebens hineinbilden; der Grund ihrer Gemählde, der Schauplatz, auf dem ihre Personen handeln sollen, muß die lebendigste Wirklichkeit und höchste Individualität sein.

Noch ein andrer Fehler des Aristophanes, nicht gegen die Schönheit, sondern gegen die Reinheit der Kunst, erklärt sich ganz natürlich aus den bürgerlichen Verhältnissen der attischen Komödie. Entweder müßten die Rechte der Kunst durch die allgemein verbreitete Einsicht in die Würde ihrer Bestimmung anerkannt werden, oder es kann der Komödie die Freiheit nur durch ein Institut gesichert werden. So war es bei den Griechen; aber noch ehe sie sich aus ihrem fremdartigen Ursprunge zu reiner Poesie entwickelte und völlig bildete, entartete sie schon in persönliche und politische Nebenabsichten. Die Satyre des Aristophanes ist sehr oft nicht poetisch, sondern persönlich, und eben so demagogisch als die Art, mit der er den Wünschen und den Meinungen des Volks schmeichelt. Zügellosigkeit hat zur natürlichen Folge Erschlaffung, Mißbrauch der Freiheit, den Verlust derselben. Nach diesem, welcher sehr bald erfolgte, war der griechischen Komödie noch weit weniger möglich, was sie selbst während ihrer schönsten Blüthe und freiesten Regsamkeit nicht erreicht hat, das höchste komische Schöne. Hätte die griechische Kunst es auch erreicht, so hätte sie es nicht bewahren können, hätte es bald verlieren müssen, wie das höchste Schöne im Tragischen, welches sie wirklich erreicht hat. Denn sie war ein Erzeugniß des freien Kunstvermögens; und im freien Laufe der sich selbst überlassenen menschlichen Natur, ist die Vollkommenheit nur ein Moment. Wenn aber nicht die freie Natur in ihrer eignen, vollen Entwicklung, wie bei den Alten, sondern Absicht, ein gedachter Zweck und bestimmter Verstandesbegriff, das eigenthümliche Wesen und der bestimmende Grund der menschlichen Bildung ist, wie unter uns; so wird ganz natürlich der Anfang zuerst damit gemacht, den Menschen zu zerspalten, seine höhere Natur zu vereinzeln. Die Sinnlichkeit ist alsdann im Stande, der Unter-

drückung oder der Empörung; das Natürliche ist ohne Bildung nicht schön, die Freude darf nicht frei sein.

In andern Kunstwerken ist der Geist von seiner äußern Lage unabhängig; seine innere Freiheit kann ihm niemand rauben. Aber die komische Kunst verlangt auch äußre Freiheit, kann ohne diese sich nur bis zur Anmuth und geistreichen Feinheit, nie bis zum höchsten Schönen erheben. Sie wird es erreichen, wenn die vollendete Verstandesbildung wieder zur Anerkenntniß und dem freien Leben der Natur auch im Gebiethe der Kunst zurückkehrt und wieder endigt, wo sie einst angefangen hatte; wenn aus Gesetzmäßigkeit Freiheit wird, wenn die Würde und die Freiheit der Kunst auch ohne den Schutz eines verjährten Vorrechts nach alter Sitte sicher, wenn jede geistige Kraft des Menschen frei und doch der Mißbrauch der Freiheit unmöglich sein wird. Alsdann würde auch die reine Freude, ohne den Zusatz des Schlechten, welcher jetzt dem Komischen nothwendig ist, an sich genug dramatische Wirksamkeit haben; die Komödie würde das vollkommenste aller poetischen Kunstwerke sein, oder vielmehr an die Stelle des Komischen würde das Entzückende *) treten, und wenn es einmahl vorhanden wäre, ewig beharren. Die Poesie kann dieß gemeinschaftliche Ziel nicht für sich allein erreichen, aber sie kann auch ohne fremde Hülfe sich ihrem Ideal nähern. Das Schauspiel muß so viel als möglich mit der dramatischen Vollkommenheit die alte Fröhlichkeit vereinigen, zur Natürlichkeit zurückkehren und sich der Freiheit nähern. Wenn auf einem solchen Wege nur einige Schritte gethan sind, so läßt sich alles hoffen; und auf diesem Wege giebt es keinen bessern Wegweiser, kein vollkommneres Vorbild, als die alte griechische Komödie. Sie ist ein unübertreffliches Muster schöner Fröhlichkeit, erhabener Freiheit, und komischer Kraft, bei allen Fehlern, die sie übrigens haben mag.

Aber noch außer denen, die ich schon entwickelt habe, wirft

*) Hier liegt die Ahnung jener Idee, welche ich in der Darstellung der Literatur, bei Gelegenheit des Calderon, als christliche Verklärung der erleuchteten Fantasie bezeichnet habe, in welcher das eigenthümliche Wesen des romantischen Lustspiels besteht.

man dem Ariſtophanes vor: ſeine Stücke ſeien ohne dramatiſchen Zuſammenhang und Einheit, ſeine Darſtellungen bis zur äußerſten Caricatur übertrieben und unwahr, er unterbreche oft die Täuſchung. Der letzte Tadel iſt nicht ohne allen Grund; nicht bloß in jenem politiſchen Zwiſchenſpiel der Parekbaſe, wo der Chor mit dem Volke redete, ſondern auch außerdem kommen in häufigen Anſpielungen der Dichter und das Publikum zum Vorſchein. Der Anlaß liegt in den politiſchen Verhältniſſen der Komödie, aber eine andere Rechtfertigung ſcheint mir auch in der Natur der komiſchen Begeiſterung zu liegen. Dieſe Verletzung iſt nicht Ungeſchicklichkeit, ſondern beſonnener Muthwille, überſchäumende Lebensfülle, und thut oft gar keine üble Wirkung, erhöht ſie vielmehr, denn vernichten kann ſie die Täuſchung doch nicht. Die höchſte Regſamkeit des Lebens muß wirken, muß zerſtören; findet ſie nichts außer ſich, ſo wendet ſie ſich zurück auf einen geliebten Gegenſtand, auf ſich ſelbſt, ihr eigen Werk; ſie verletzt nur, um mehr zu reizen, ohne wirklich zu zerſtören. In der Begeiſterung des poetiſchen Witzes ſchadet und ſtört es nicht, wenn die Täuſchung ſcheinbar vernichtet wird; weil das Weſentliche des Eindrucks einer ſolchen Darſtellung, nicht in dem geordneten Zuſammenhange dieſer und in der Täuſchung beſteht, ſondern in eben jener Begeiſterung des Witzes, welche alle Schranken durchbricht. Dieſer charakteriſtiſche Zug des Lebens und der Freude wird in der Komödie noch bedeutender, durch die bildliche Beziehung auf die höchſte Freiheit, als den eigentlichen Sinn und belebenden Geiſt dieſer dichteriſchen Dionyſosſpiele.

Dramatiſche Vollſtändigkeit iſt in der reinen Komödie, deren Beſtimmung öffentliche Darſtellung und deren beſtimmende Macht und leitendes Geſtirn der künſtleriſche und ſittliche Sinn der Menge iſt, nicht möglich; wenigſtens ſo lange nicht möglich, bis ſich das Verhältniß der Empfänglichkeit zur Selbſtthätigkeit im Menſchen ganz ändert, bis reine Freude, ohne allen Zuſatz von Schmerz, hinreicht, ſeinen Trieb aufs höchſte zu ſpannen. Bis dahin wird die komiſche Kunſt, um die Kraft und Lebendigkeit zu erreichen, ohne welche alle dramatiſche Darſtellung unnatürlich und unwirkſam iſt, das Schlechte und den Schmerz zu

Hülfe nehmen müssen; bis dahin bleibt also auch der Erbfehler der komischen Kunst und Wirkung, die unvermeidliche Lust am Schlechten. Die reine Lust ist selten lächerlich, aber das Lächerliche, sehr oft nichts andres als die Lust am Schlechten, ist weit wirksamer und lebendiger. Die eigentliche Aufgabe der Komödie ist, mit dem kleinsten Schmerz das höchste Leben zu bewirken; ihr bestes Mittel dazu ist die Stellung, z. B. in einer überraschenden Plötzlichkeit der Gegensätze. Ohne Nachtheil der lebendigen Kraft und Wirkung, hat sie noch nicht allen Zusatz des Häßlichen entbehren können; wie denn auch, nach der Meinung fast aller Philosophen, Unvollkommenheit ein wesentlicher Bestandtheil des Lächerlichen in der Natur ist, welchem das Komische in der Kunst entspricht. Geistige Freude ist rein und ruhig; eine Freude aber, die so heftig, unruhig, vermischt ist, wie die, welche das Komische bewirkt, ist höchst sinnlich. Sie erzeugt einen Rausch des Lebens, welcher den Geist mit sich fortreißt; und Schönheiten, welche die Selbstthätigkeit zu sehr in Anspruch nehmen, gehen verloren. Eine vollkommen durchgeführte ursachliche Verknüpfung, die innere dramatische Nothwendigkeit und Vollständigkeit, sind viel zu schwerfällig für einen leichten zerstreuenden Rausch; und der Genuß der Harmonie erfordert Besonnenheit, Beisammensein der ganzen Seele. Vollkommne tragische Ganze, oder auch wohl epische und philosophische Ganze im dramatischen Gewande, welche mit allen Reizen des Komischen geschmückt sind, sind gar nicht selten; aber ich zweifle, daß sich ein vollkommnes dramatisches Kunstwerk findet, in welchem die Einheit des Ganzen poetisch, und zwar nicht tragisch, sondern reinkomisch wäre. Diese Aufgabe kann nur dadurch gelöst werden, daß der Knoten zerhauen wird; indem die Poesie des Witzes in der Fülle ihrer Begeisterung alle Schranken durchbricht, wie in den dichterischen Dionysosspielen des Aristophanes, und den Unzusammenhang der kühnsten Fantasie selbst an die Stelle der Einheit des gewöhnlichen Zusammenhanges setzt.

Nachdem die griechische Komödie nicht mehr frei, die komische Kraft und Begeisterung der alten Dionysoskunst erloschen war, die, wenn sie noch vorhanden gewesen wäre, nur den zärtlicheren Sinn beleidigt haben würde, nachdem aus Sittenlosig-

keit Erſchlaffung entſtanden war, nachdem ferner die dramatiſche Kunſt, die Sprache der Poeſie, der Philoſophie, und des geſelligen Lebens, auch das geſellige Leben ſelbſt die höchſte Stufe der Ausbildung erreicht hatte; da entſtand die neuere griechiſche Komödie. Sie hatte die Schönheiten, welche die Komödie ohne Freiheit und ohne komiſche Kraft noch haben kann; Anmuth im Styl, Liebenswürdigkeit in den Charakteren, eine zierlich gebildete Sprache und Feinheit im Dialog. Der Mangel der komiſchen Kraft und Wirkung ward, wie es überhaupt unvermeidlich geſchieht, mehr oder minder durch tragiſche Eindrücke erſetzt; die Tragödie ſelbſt war damahls auch ſchon im Verfall, und die neue Miſchung mußte beide erſetzen. Von der Tragödie entlehnte ſie die ſanfte Wärme der Leidenſchaft, welche ſich oft dem tragiſchen Ernſt nähert, und den eigenthümlichen Zauber der dramatiſchen Kunſt, den Sinn der Hörer durch die leichte Entwicklung einer ſchöngeordneten vollſtändigen Handlung zu ſpannen. Der Ausbildung und Verſchönerung dieſer neuen Gattung war vieles ſehr günſtig; die attiſche Geiſtesbildung, der natürlich entwickelte Witz und die eigenthümliche Sprachfeinheit, alles was die Alten mit dem Ausdrucke der Urbanität bezeichnen, dann die Vorbilder der alten Komödie und Tragödie, und ſelbſt die übergebliebenen Erinnerungen der ehemahligen Freiheit; aber auf der andern Seite ſetzte der herrſchende Sinn, welcher ſchon ſehr verderbt war, der Kunſt enge Gränzen. Er war nur noch für Anmuth und zierliche Feinheit empfänglich. Bei einem Volke, wo das Gefühl und Urtheil der Menge noch nicht ſo erſchlafft iſt, oder wo es überhaupt die Kunſt nicht leitet, kann der dichteriſche Geiſt im gemiſchten Drama ſich ohne Zweifel weit höher ſchwingen. Im Stoff der neuern griechiſchen Komödie herrſcht nicht weniger Einförmigkeit als in ihrem Ideal. Die ſittliche Anmuth des Menander war das höchſte, was der damahlige Sinn noch zu faſſen fähig war. Aber dieſer Dichter liebte die Philoſophie, und bildete eine Ausnahme; ſeine Zeitgenoſſen ſelbſt zogen ihm ja andre Dichter vor, in welchen ſie ihre eigne erſchlaffte Sinnlichkeit und Weichlichkeit der Sitten im fein gebildeten Ausdruck und einſchmeichelnden Gewande wiederfanden.

Die Natur dieſer Miſchung der Tragödie und der Komödie zu unterſuchen, ſie mit den Geſetzen der Schönheit und der Kunſt zu vergleichen, und die Frage zu entſcheiden, ob die Reinheit des Tragiſchen und des Komiſchen eine Bedingung ihrer Vollkommenheit iſt oder nicht; das iſt eine Aufgabe, die auch rein nach der Theorie betrachtet und erörtert werden könnte. Für das Gebieth der claſſiſchen Dichtkunſt aber hat die Kunſtgeſchichte der Alten hier ſchon entſchieden, indem alle großen, höchſten und eigenthümlichſten Erſcheinungen und Hervorbringungen der Poeſie in die Epoche der Trennung beider Gattungen fallen; die Periode der Miſchung aber nur einen ſchwachen, matten Nachhall der alten Dichtergröße im Komiſchen wie im Tragiſchen bildet.

III.

Ueber die alte Elegie, und einige erotische Bruchstücke derselben; und über das bukolische Idyll. 1798.

Viele Gattungen der alten Poesie sind in dem Zeitalter, auf der Stelle, wo sie sich bildeten und blühten, auch auf ewig verblüht. Ihr Geist hat sich nach den Naturgesetzen der Metempsychose, welche auch im Reiche der Kunst gilt, in andre Gestalten verloren, oder er ist der Erde gen Olymp entflohen, wie einst die himmlischen Gespielen des goldnen Weltalters vor der hereinbrechenden eisernen Zeit. Andern Gebilden der Kunst ward mehr als eine Woge in der ewigen Fluth und Ebbe des Lebens zu Theil. Sie durchlebten mehr als einen Sommer der Bildung, und oft entsproßte dem Stamm, der schon verdorrt schien, ein neues Gewächs, dem alten ähnlich, ja gleich, und doch verwandelt.

Nächst dem Epos hat sich diese Metamorphose der sich selbst verjüngenden Poesie nirgends schöner offenbart und bewährt als in der Elegie. So groß war die Lebenskraft oder die Bildsamkeit dieser vielgestalteten Dichtart, daß sie seit ihrem Entstehen fast nie aufgehört hat zu blühen, und daß sie auch noch, nachdem so viele andre Dichtarten untergegangen, oder in Mißbildung entartet waren, den Geist der feinsten und edelsten Bildung athmete, und das Schönste und Reizendste, was das Leben und die Kunst dieses Zeitalters noch hatte und haben konnte, in zierlichen Formen für die Nachwelt bewahrte. Auch die Meister und ersten Künstler andrer Dichtarten huldigten ihr nicht selten, und eine Geschichte der griechischen Elegie würde nur wenige der großen Stifter und Heroen der Poesie nicht nennen dürfen.

Ja so allgemein ist ihr Charakter, so weltbürgerlich ihre Gesinnung, daß sie es ungeachtet ihrer zarten Weichheit doch nicht verschmähte, die härtere Sprache der großen Roma zu reden, ja sogar aus dem südlichen Mutterlande nach Norden zu wandern. Die Römer glaubten in dieser Kunstart den Griechen näher gekommen zu sein, und sind ihren Vorbildern hier wenigstens treuer geblieben als in vielen andern Werken. Unter den Deutschen der jetzigen Zeit hat man das Metrum derselben nachgebildet, und ein eben so großer und liebenswürdiger Dichter, hat zu seinen frühern schönen Lorbern auch den Nahmen eines Wiederherstellers der alten Elegie gesellt.

Sie ist nun nicht mehr bloß eine schöne Antiquität; sie ist auch hier einheimisch, und lebt unter uns. Wer mag es also noch wohl mißbilligen, wenn jemand glaubte, keine noch so mannichfaltige und neue Entwicklung sei der Elegie versagt, und sich in Vermuthungen über die verschiedenen Metamorphosen und Bestimmungen verlöre, welche ihr auch die Zukunft wohl bereitet? Wenn aber gleich Ahnungen der Art die Kunstgeschichte umschweben dürfen und müssen, so ist es doch sichrer, sich vorzüglich an diese selbst zu halten, und nur die Gestalt eines jeden Kunstgebildes gleichsam vor unsern Augen werden und wachsen zu sehen. Auch ist es hier dem Gegenstande selbst gemäß; denn die Elegie umfaßt die Gegenwart, aber sie blickt vorzüglich gern in die Vergangenheit, lieber als in die Zukunft. Die natürliche Stimmung der Kunstgeschichte ähnelt bei dieser Dichtart der Stimmung des Künstlers selbst. Man möchte sagen, es sei etwas Elegisches bei den Bruchstücken der alten Poesie mit stiller Liebe zu verweilen, die gleich Blättern wechselnden Geschlechter der Poesie mit heiterm Ernst zu betrachten, wie sie entstehen und vergehen; die zarte Anmuth der Vorwelt nachzubilden, was man dabei fühlt oder denkt, zu sagen, sie zu uns und uns zu ihr zu versetzen.

Es ist wohlthätig, nach der großen Aussicht auf das unermeßliche Weltall der alten Poesie, nun auch den Blick wieder auf eine Gattung zu beschränken, sich ihr inniger zu nähern, und mit der Theilnahme eines Freundes oder Liebenden in alle Einzelnheiten ihrer Natur und ihrer Geschichte einzugehen, bald nur zu ge-

nießen, und bald das Gefühl durch Nachdenken zu erhöhen, besonders wenn die Art selbst so mannichfaltig und umfassend ist, wie diese.

Da die Natur der elegischen Dichtart so ganz historisch ist, und ihr Wesen nur in dem Stufengange der Kunstgeschichte künstlerisch richtig aufgefaßt werden kann, so scheint es beinah überflüßig, vor dem irrigen Sprachgebrauch der Neuern, und den damit verknüpften Vorurtheilen, wie vor allen nicht geschichtlichen Begriffen von der Elegie zu warnen. Jener Sprachgebrauch scheint das Wesen der Elegie in klagende Empfindsamkeit zu setzen, welche in dem weiten und mannichfachen Gebieth der alten nur eine sehr kleine Stelle einnimmt. Zwar redet auch im Mimnermos und Solon eine schöne Trauer über die Nichtigkeit des flüchtigen Lebens; und zur Zeit des Simonides, Pindaros, Euripides und Antimachos verstand man unter dem Nahmen der Elegie oft vorzugsweise Klaggesänge, besonders über verstorbene Geliebte. Aber wie vieles umfaßte nicht selbst die alte und mittlere Elegie der Griechen, was außerhalb der Gränzen jenes Begriffs liegt? Schlachtgesänge voll befehlender Würde und geflügelter Kraft, wie die von Kallinos und Tyrtaeos, sinnreiche Bemerkungen und Einfälle über die Natur sittlicher und über die sittlichen Verhältnisse natürlicher Dinge, wie die von Theognis und viele von Solon und Mimnermos. Die Muse der spätern Elegie aber, welche die sonst das Aeltere gern vorziehenden Griechen am höchsten schätzten, und die Römer mit Bewunderung nachbildeten, ist die befriedigte Sehnsucht, die glückliche Liebe. Sie ist ganz der Anmuth geweiht, und der Leidenschaft; nachläßig hingegeben und in weiches Gefühl aufgelöst, wie sie ist, liebt sie erotische Tändeleien und verirrt auch wohl in ganz sinnliche Schilderungen.

Die Bruchstücke dieses letzten Zeitalters, in welchem die elegische Kunst nach dem Urtheile der Alten ihren Gipfel erreichte, verdienen zunächst eine vorzügliche Aufmerksamkeit, weil sie der vollständiger erhaltenen und uns bekanntern römischen Elegie näher liegen, und doch von diesem Standpunkte aus, die Aussicht auf die ältere griechische Elegie nicht mehr so ganz entfernt ist. Auch sind die Bruchstücke glücklicherweise von der Art, daß sie

viel Stoff und Veranlaſſung zum Nachdenken über die eigentliche Natur der alten Elegie geben können, die hier ſchon auf Nebenwege auszuweichen und zu luſtwandeln ſcheint; und doch, wenn erotiſche Anmuth und Bildung die Seele der ſpätern griechiſchen Elegie ſind, kann wohl nichts elegiſcher gefunden werden, als das wunderſchöne Bruchſtück des Hermeſianax.

Wir bemerken zuerſt ein Bruchſtück des Phanokles von der Liebe des Orpheus zum Kalais. Das Werk, zu welchem dieſes Fragment gehörte, hieß die Schönen oder die Eroten; eine mythiſche Elegie von den berühmten Jünglingen der Vorzeit und von der Liebe der Götter und Helden zu ihnen; eine erotiſche Sagenlehre oder Archaeologie. Die Richtung dieſer zärtlich begeiſterten Freundſchaft und Liebe auf das männliche Geſchlecht und ſchöne Jünglinge, wie ſie ſich auch in den Liedern des Anakreon, in den Oden des Horaz, ja ſelbſt in den Dialogen des Plato und anderer Sokratiker findet, und ſelbſt in die Mythologie der Alten verwebt war, wie in der Sage vom Apollo und dem ſchönen Jüngling Hyakinthos, muß man nicht immer gleich zum Argen deuten, da bei reineren Sitten oft nur eine untadliche, platoniſch begeiſterte Freundſchaft zwiſchen Männern darunter verſtanden und gemeint iſt, und es oft auch nur Poeſie und zur Gewohnheit gewordne übliche dichteriſche Redeform war, ohne daß ein ſtrafbares Verhältniß wirklich und im Ernſt vorhanden geweſen wäre. Dieſes darf man bei manchen Anſpielungen in den Werken der Alten nicht überſehen, um ihre Mythologie und Kunſt ungetrübt durch dieſe Störung aufzufaſſen; wo indeſſen die ſchreckliche Verirrung und Unnatur des ſinnlichen Triebes ſichtbar, als eine wirkliche hervortritt, da fällt freilich jeder andre Eindruck und jede mildernde poetiſche Erklärung weg.

Oder wie einſt, von Oeagros erzeugt, der Thrakier Orpheus,
Kalais aus dem Gemüth liebte, des Boreas Sohn.
Oftmahls ſaß er nunmehr in den ſchattigen Hainen, beſingend
Sein Verlangen, und nie war ihm der Buſen in Ruh.

Sondern im Geiſte geheim, ſchlafloſe Bekümmerniß immer
Härmt' ihn, er ſchaute nur an Kalais blüh'nde Geſtalt.
Aber die Biſtoniden, umdrängend, tödteten jenen,
Grauſame, welche für ihn ſchneidende Schwerter gewetzt,
Weil er im thrakiſchen Volke zuerſt die männliche Liebe
Hatte gelehrt, und nicht weibliches Sehnen erfüllt.
Und ſie hieben ſein Haupt mit dem Erz ab, warfen alsbald es
In die thrakiſche See hin mit der Laute zugleich,
Feſt mit dem Nagel daran es heftend, daß in dem Meere
Beide zuſammen genetzt ſchwommen von blaulicher Flut.
An die heilige Lesbos nun ſpülte ſie dunkel das Meer an.
Da ſich der Leier Getön über die Wellen erhob
An die Inſeln und Küſten, die ſalzbeſchäumten, begruben
Männer das hell vordem tönende orphiſche Haupt;
Legten die Laut' ins Grab, die klingende, welche die ſtummen
Felſen, des Phorkys ſogar grauſe Gewäſſer beſiegt.
Seitdem waltet Geſang und der Saiten gefällige Kunſt dort,
Unter den Inſeln iſt keine ſo liederbegabt.
Als die ſtreitbaren Thraker der Frau'n feindſelige Thaten
Hörten, und alle darum ſchrecklicher Kummer befiel:
Zeichnete jeder die Gattin, damit ſie, die ſchwärzlichen Punkte
Tragend am Leibe, hinfort dächten des grauſenden Mords.
Alſo zahlen dem Orpheus bis jetzt, dem erſchlagnen, die Weiber
Bußen für jene Gräu'l, welche an ihm ſie verübt. *)

Die ſchöne Einfachheit, welche dieſes Bruchſtück unterſcheidet, ſcheint ihm Anſprüche auf ein verhältnißmäßig höheres Alterthum zu geben. Indeſſen kann die Zeit, wann Phanokles lebte und blühte, nicht mit Genauigkeit beſtimmt werden. Wenn es aber auch gar keine Winke darüber gäbe, ſo würde ihm doch ſchon der in dem Bruchſtücke vom Orpheus ſichtbare Hang, alte Sitten ſinnreich durch alte ſeiner Abſicht gemäß ausgebildete und der Gegenwart angeſchmiegte Sagen zu erklären, ſeine Stelle in der Periode der elegiſchen Kunſt anweiſen, wo die Dichter zugleich auch Gelehrte, Liebhaber und Kenner des ſchönen Alterthums waren, und wo die erotiſche Poeſie, nicht zufrieden, die lieblichen Freuden der Gegenwart, die zarte Leidenſchaft des

*) Ueberſetzt von Aug. Wilh. Schlegel.

Dichters selbst, durch eine gebildete Darstellung zu verewigen, auch die Vergangenheit nach ihrer eigenthümlichen Ansicht verwandelte, und die Gestalten der Vorwelt mit dem Geist der reizendsten Liebesdichtung neu beseelte.

Ueber das Bruchstück des Hermesianax. Die griechische Poesie hat einen entschiedenen und ursprünglichen Hang, die Vergangenheit und die Gegenwart zu verweben und zu verschmelzen. Auch wenn sie, um sich zu vervielfältigen, sich in bestimmte Arten theilt, und nur auf einen Zweig ihrer vollständigen Bestimmung beschränkt, weiß sie durch Abschweifungen, die doch immer wieder auf den Hauptzweck zurückführen, ihren Sinn für das Ganze der Natur und mythischen Dichterwelt zu offenbaren. Sie spielt wenigstens in Bildern, Beziehungen, Gleichnissen und Beispielen in die angränzenden Gebiethe hinüber, und erhebt sich über die Schranken ihrer Gattung ins Unendliche, ohne doch dem Gesetz ihrer einmahl angenommenen Eigenthümlichkeit im mindesten untreu zu werden, weil sie sich das Fremdartigste zu verähnlichen weiß, und alles umzubilden und sich anzueignen strebt.

So liebt das alterthümliche Epos Beschreibungen und Gleichnisse aus der lebendigsten Gegenwart der Natur; und so liebt die leidenschaftliche Elegie mythische Beispiele auszuwählen, und in schöne Kränze zu flechten. Sie spart die Blumen nicht und liebt auch hier den geschwätzigen Ueberfluß, wie die weiche Empfindung selbst, deren schöner Ausdruck sie sein will. Alles was dazu mitwirken kann, mag es sich noch so sorglos im Lustwandeln zu verirren scheinen, geht doch grade zum Ziel und kann in ihr nicht eigentlich Episode genannt werden.

Auf diesem Wege hatte sich auch die klagende und tröstende Elegie des Antimachos über den Tod seiner Lyde zu einem Werke von weitem Umfang entfaltet; und nach einigen Bruchstücken zu urtheilen enthielt auch die größte Elegie des Mimnermos auf seine geliebte Nanno sehr viel alte Sage.

Auf eine ähnliche Weise führt Hermesianax in diesem merkwürdigen elegischen Bruchstücke, seiner Freundin Leontion, nach welcher eine Sammlung seiner Elegien in drei Büchern benannt ward, das Beispiel der größten Dichter und Denker in der einfachsten Ordnung

an, indem er das Schönste und Eigenthümlichste von dem, was die Poesie oder die Geschichte über die berühmtesten Leidenschaften erzählte und darbot, mit leichter Hand hervorhebt, und bedeutsam und zierlich ausbildet; mit einer Fülle von Geist und Dichtung, die gedrängt ist, und doch leicht, zart und flüchtig.

So anziehend das schöne Bruchstück dem Liebhaber der Poesie und des schönen durch seine unbeschreibliche Anmuth, und dem Freund der alten Geschichte durch die Menge von geschichtlichen Anspielungen und Andeutungen ist, so merkwürdig ist es denen, welche die Kunst üben, die schriftlichen Denkmahle und Bruchstücke des classischen Alterthums zu ergänzen und zu reinigen, durch seine Verdorbenheit; daher auch die größten Philologen wie Ruhnkenius, und andre nach ihm, sich große Mühe gegeben haben, die rechten Lesarten wieder herzustellen, die zweifelhaften aber durch eine bessere Auslegung der oft räthselvollen Anspielungen geschichtlich zu deuten und verständlich zu machen.

So reich und beziehungsvoll ist diese zierliche Rhapsodie von reizenden Epigrammen, daß es auch dem schnellsten Sinn bei vertrauter Bekanntschaft mit dem behandelten Stoff schwer, ja unmöglich fallen dürfte, gleich beim ersten Eindruck alle Feinheiten des Künstlers wahrzunehmen. Seiner Absicht gemäß, die unwiderstehliche Macht der zärtlichen Sehnsucht durch große und schöne Beispiele zu offenbaren, umfaßt er gleichsam alle Zeitalter der Bildung und der Geschichte von den ehrwürdigen Stiftern uralter Mysterien, den dichtenden Priestern der grauen Vorzeit, bis zu seinem Freunde und Zeitgenossen, dem also schon damahls hochgeehrten, und von Propertius und Ovidius so oft gefeierten Philetas, bis zu dem auch in der Vaterstadt des Hermesianax, dem dichterreichen Kolophon, bekannten Philoxenos, dem geistvollsten und ausschweifendsten Virtuosen des üppigsten Zeitalters und der gesetzlosesten Dichtart. Alles weiß er zu brauchen und zu bilden; allegorische Priestersagen, wie die vom Orpheus; Anekdoten vom Leben der Dichter, die oft auch durch Dichter entstanden, oder ausgeschmückt waren, wie die Weiberfeindschaft des Euripides durch eifersüchtige Komiker, und wie die gegen die Zeitrechnung erdichtete Liebe des Anakreon zur Sappho, vielleicht der neueren

Komödie ihr Daſein verdankt, die auch als erſte oder zweite Quelle der Liebe der Sappho zum Phaon zu betrachten iſt; endlich die Werke der Dichter ſelbſt, wie bei Mimnermos und Antimachos, die ihm durch das doppelte Band des gemeinſamen Vaterlandes und der gleichen Kunſtart näher waren und auch in ſeiner Behandlung nebſt dem Philetas mit beſonderer Liebe und noch genauerer Unterſcheidung des Eigenthümlichen hervorgehoben ſcheinen könnten. So auch bei Sappho und Alkaeos, der nicht glücklich liebte, nach einigen noch vorhandnen Verſen von jener an ihn zu urtheilen, die in ihrer Einfalt etwas Zartes und Hohes haben; ſo auch beim Philoxenos, der ſelbſt in den Latomien, in welche ihn der Tyrann, der ſein Nebenbuhler war, werfen ließ, weil er die Liebe der Galathea gewonnen hatte, ein Gedicht von der damahls ſchon über ihre Gränzen auf die Wege andrer Gattungen ausſchweifenden dithyrambiſchen Gattung abfaßte, welches den alten ſatyriſchen Dramen nachſtreben mochte, worin er mit Anwendung der alten Sage auf ſein Unglück, den Dionyſios als Kyklopen, die geliebte Flötenſpielerin als Galathea und ſich ſelbſt als Odyſſeus darſtellte. Ueberhaupt würde man ſehr irren, wenn man glaubte, der Liebe der alten Poeten, die freilich nicht ſo durch die Gefühle der Ehre und die Bilder himmliſcher Reinheit, in das Gebieth des Geiſtigen geſteigert war, wie die romantiſche, habe irgend ein Reiz gefehlt, den die geiſtreichſte Geſelligkeit, die reizbarſte Leidenſchaftlichkeit bei gebildeter und ſchöner Sinnlichkeit und ein zartes Gefühl verleihen können. Eben ſo die Liebe der Philoſophen, an denen der Dichter, der alles nur aus einem elegiſchen Standpunkt betrachtet, die Gewalt der Liebe wie durch einen Gegenſatz zeigt; ſchon daß ſie liebten, ſcheint ihm außerordentlich, da er hingegen bei den Dichtern die außerordentliche Art, wie ſie ihre Liebe durch wunderbare Thaten oder durch bewunderte Werke bewährten, hervorzuheben ſucht. Alles ſtrebt er zu elegiſiren, und auch das verſchiedenartigſte weiß er näher zu rücken, ähnlich zu geſtalten und freundlich zu verbinden, ſo daß das Ganze wie aus einem Guß iſt; und wenn er ſo ungleiche Gegenſtände, wie Theano, die weiſe Freundin des ſtrengen Pythagoras, die gebildete Aſpaſia, die erſte Frau ihres Zeit-

alters in allen geselligen Künsten, und Lais, welche in dem seiner Hetären wegen berühmten Korinth in den Künsten der Verführung die berühmteste war, in gewissem Sinn als gleich und auf gleiche Art behandelt; so weiß er doch überall das Eigenthümliche mit der feinsten Schicklichkeit herauszuheben, wie zum Beispiel beim Sophokles die nach den Alten ihm ganz eigne Süßigkeit. Beim Homeros und Hesiodos, wo ihn Sage und Geschichte verließ, und keine Geliebte nannte, hilft er sich, da der Ruhm dieser Dichter zu glänzend war, um in dieser Auswahl der berühmtesten Nahmen fehlen zu dürfen, mit einer absichtlich offenbaren Erdichtung. Es ist in dieser ganzen Dichtung und reichen Blumenlese erotischer Züge und Anspielungen aus dem ganzen mythischen und geschichtlichen Alterthum eine eigne Ironie und Anmuth bei dem zarten erotischen Sinn.

Der wunderbare und eigenthümliche Zauber, der aus diesem Gemisch von Liebe und Witz, von schmachtender Hingegebenheit und geselliger geistreichen Feinheit hervorgeht, muß freilich für die zum Theil verloren gehen, welche aus Unkunde der alten Geschichte, bei der Betrachtung und dem Genuß dieses Bruchstücks das entbehren müssen, was die frühere Bekanntschaft mit dem Stoff und die Vergleichung desselben mit der Behandlung und Ausbildung des Dichters gewährt.

Bedeutender und gefälliger Schmuck ist ein wesentliches Bedürfniß und eine schöne Zierde der menschlichen Natur und der menschlichen Kunst. Auch die Poesie liebt ihn mit angeborner Neigung. Der wahre Dichter ist unbeschränkt frei; aber selbst seine Abwege werden ihn zum Ziele führen, und in einem ächten Kunstwerk wird selbst das, was nur ein Schmuck und hinzugefügte Zierde scheint, so innigst vom Geist des Ganzen beseelt sein, wie das mitausdrückende Metrum und die Sprache in der Art, Stellung und Bildung der Wörter, der eigensten Eigenthümlichkeit des Werks und seiner Gattung entspricht. Was man im Gegensatz dieser grammatischen und metrischen die poetische Ausbildung der Poesie nennen könnte, die sich in Beispielen, episodischen Beschreibungen, Bildern und Gleichnissen entfaltet und kund giebt, darf eben so *wohl auch* an sich gewürdigt werden. Die Bedeutsamkeit, gesetzliche

Freiheit in Verhältniß zu seinem Ganzen, eine gewisse Entfaltung und Steigerung, und vor allem jene Umgestaltung, durch die, was uns schon bekannt war, nun wieder neu erscheint, sind Eigenschaften, die jedes Gleichniß, Beispiel oder Bild besitzen muß, ohne Rücksicht auf das Einzelne und die besondre Art. Aus diesem Gesichtspunkte hat das Bruchstück des Hermesianax noch außer seiner elegischen Vortrefflichkeit eine gleichsam eigenthümliche und selbstständigere; denn an Zierlichkeit und Zartheit der poetischen Mahlerei dürfte diese Reihe kleiner Kunstwerke wohl vor allen den Kranz erhalten. Wenn die Beschreibungen der alten Tragödie reich und groß gegliedert mit architektonischer Festigkeit wie für die Ewigkeit dastehen; wenn in der pindarischen Poesie oft eine hohe Gestalt von einfachen und allgemeinen Zügen sanft vor uns zu ruhen oder in mildem Glanz zu schweben scheint: so möchte man diese Bilder des Hermesianax an sorgloser Lebensfülle mit den erhobenen Arbeiten, an zierlicher Sorgfalt mit den geschnittnen Steinen des Alterthums vergleichen.

Das Bad der Pallas von Kallimachos. Dieses in der Sprache und auch durch eine gewisse Vorliebe für gymnastische Bilder zum dorischen Styl sich neigende Gelegenheitsgedicht war für ein Fest von der Gattung bestimmt, in welchen eine Handlung der Gottheit vorgestellt ward, bloß wie zum Spiel, wenn gleich nicht ohne Bedeutsamkeit und andeutende Beziehung auf ihre Geheimnisse; welche Feste der Natur nur eines Geschlechts, Alters oder Standes angemessen, und im Vergleich mit den großen Volksversammlungen und Kampfspielen, wo jeder freie Hellene seine Kraft und Geschicklichkeit versuchen und beweisen durfte und sollte, sehr eng umschränkt waren; so eng, daß ihre Vortrefflichkeit eben in ihrer Eigenthümlichkeit bestand. Wenn an dem Feste selbst, dem Sinne blühender Jungfrauen von edelstem Geschlecht einer dorischen Stadt von altem Glanz alles so entsprach, wie in diesem elegischen Festgesange des sinnreichen und gelehrten Kallimachos, so war es in seiner Art wohl schön, und entsprach dem kleineren Zwecke, die natürlichen Gelegenheitsgedanken und eigenthümliche Sage grade dieses Orts und dieser Veranlassung verschönernd in Erinnerung *zu bringen und* in lebendigem Andenken zu erhalten.

Wenn schon die Richtung des Ganzen an bestimmte Personen, das Gegenwärtige, Lokale, die plötzlichen Sprünge des hervortretenden Dichters diesen elegischen Hymnus, der von allen epischen des Kallimachos von Grund aus und sehr weit verschieden ist, der lyrischen Gattung, auch nach allgemeineren noch nicht durch die Strenge der scheidenden Kunst bestimmten Begriffen von derselben, aneignet; so könnte eine Geschichte, welche ein so seltsames Gemisch von Willkühr und Nothwendigkeit, von Zufall und Absicht enthält, für die Elegie, welche so gern mit streitenden Empfindungen spielt, und Widersprüche verkettet, ein sehr angemessener und glücklicher Stoff scheinen. In jedem Fall wäre die Voraussetzung, die Beschaffenheit des Rhythmus, der überall in der alten Poesie der Natur des Ganzen so genau und tief entspricht, könne bei einem so absichtsvollen Künstler zufällig sein und von keiner Bedeutung, durchaus geschichtswidrig.

Vergleicht man diese Elegie des Kallimachos mit dem Bruchstücke des Hermesianax, so kann es befremden, daß jener der berühmtere war. Ohne uns in Vermuthungen darüber zu verlieren, ob diese Sonderbarkeit des Kunsturtheils der Alten eben so natürlich und nothwendig war, wie das verschiedene Vorziehen der Ilias und der Odyssee bei den Alten und bei den Neuern, müssen wir nur kurz erinnern; daß dieser elegische Hymnus des Kallimachos wie seine elegischen Epigramme doch nur eine Nebenart und Ausnahme in seiner gesammten Poesie bildete, und daß wir nur aus seinen erotischen Elegien würden beurtheilen können, warum er für den besten in dieser Gattung gehalten ward. Er konnte wie der überströmende Philetas leidenschaftlicher, antithetischer, ja sogar gefeilter sein, wenn er gleich an natürlicher Anmuth den Hermesianax nie erreicht haben wird.

Ueber das Idyll, und die bukolischen Dichter der Alten.

Nachdem die großen Formen der alten Poesie aufgehört hatten, zeigte sich die neue zierliche Kunst gelehrter Dichter in man-

cherlei geistreichen Versuchen neu ersonnener oder neu gewendeter Dichtungsarten, unter denen das Idyll noch früher blühte oder doch gleich früh mit der spätern Elegie der Hellenen, von welcher wir einige der merkwürdigsten und berühmtesten Ueberbleibsel erwähnt haben.

Idyllen sind in der ursprünglichsten Bedeutung, was wir vermischte Gedichte, Darstellungen nach dem Leben nennen würden; der Nahme Bildchen ist unbestimmt und allgemein genug für solchen Inhalt, und erinnert zugleich an die Form und das Maaß derselben. Jede Sammlung solcher kleineren dichterischen Erzeugnisse wird mehr oder minder zur lyrischen Gattung gehören, welche die erzählende, dialogische und selbst die lehrende Form in einem gewissen Grade annehmen darf, ohne darum ihr Wesen zu verlieren. Denn die Einheit einer solchen Sammlung liegt nicht in den einzelnen Gedichten, sondern in ihrem durch verwandte Sinnesart und Seelenrichtung geknüpften nur darin beruhenden Zusammenhange, im Ganzen der geschilderten Lebensweise und Natur, oder des geselligen Kreises, denen sie angehören, im Dichter selbst und in dem Eigenthümlichen seiner Ansicht; und diese innere Gefühls-Einheit ist ja der objektiven des Epos und des Drama gerade entgegengesetzt, und eben das unterscheidende Merkmahl der lyrischen Gattung.

Die Seele alles bloß Eigenthümlichen aber in der Darstellung ist die Liebe und die eigne Gestalt, die sie in jedem annimmt. Daher der ursprünglich erotische Geist des Idylls, und da dieses nicht bloß Selbstbetrachtungen oder freundschaftlich dialogische Ergießungen enthält, wie andre Unterarten der lyrischen Gattung, sondern kleine liebliche Darstellungen, so ist ihm die ländliche Natur und ländliche Dichtung müßiger Hirten ganz angemessen und beinah wesentlich; so daß sogar Helden und Götter, die sie auch etwa zur Abwechslung wählt, unter ihrem zierlichen Pinsel nun auch einen bukolischen Anstrich bekommen.

Der älteste unter den noch vorhandenen und nach meinem Urtheil der beste Dichter der idyllischen Gattung war Bion. Von ihm ist das unvergleichliche Bruchstück aus der Liebesgeschichte des Achilles und der Deidamia; dieses mag allein hinreichend

ſcheinen, jenen Vorzug zu rechtfertigen. Das Liebesgeſpräch dürfte gleichfalls von ihm ſein; es ſteht mit ſeiner naiven Anmuth in der ſchönſten Mitte zwiſchen der unverſchönerten und oft widrigen Naturwahrheit, die man beim Theokritos findet, und der flachen Idealität mancher modernen Schäfergedichte, und bewegt ſich in dem gemeſſen wechſelnden Dialog mit anmuthiger Leichtigkeit. Aber auch die wenigen andern Ueberbleibſel, die glaubwürdig mit Bions Nahmen auf uns gekommen ſind, athmen eine ſüße Innigkeit, ſind überaus lieblich und liebevoll. Derſelbe Geiſt lebte allem Anſchein nach in ſeinen andern Gedichten, die nun verloren ſind. Sie gehören zu denen, die mit den Geſängen der Sappho auf Anſtiften der Geiſtlichen zu Conſtantinopel wegen ihres allzu erotiſchen Inhalts vertilgt wurden.

Sein und des Philetas Schüler, Theokritos, iſt der berühmteſte ſeiner Gattung geworden. Er gefällt ſich am meiſten in kräftiger Darſtellung üppiger Hirten, aber zärtliches Gefühl kannte er nicht. Er ſuchte weit mehr das Lokale, wobei ihn Sophrons Mimen begünſtigten, deren Nachahmung für ſeine Manier entſcheidend geweſen ſein mag.

Wegen der gerühmten Einfalt, die jedoch eigentlich nur in der genauen Nachahmung der rohen aber nichts weniger als unſchuldigen Natur liegt, welche er darſtellt, und nicht in der Art, wie er darſtellt, könnte es bei dem erſten unreifen Nachdenken ſcheinen, Theokritos ſei der ältere, hie und da noch harte und herbe Künſtler ſeiner Gattung. Forſcht man weiter, ſo ſieht man wohl, wie das allgemeine Geſetz der natürlichen Kunſtentwicklung für die künſtliche Bildung der gelehrten Epoche helleniſcher Poeſie hier noch eine nähere Beſtimmung erleidet und wir wundern uns nicht mehr, den roheren Theokritos auf den zierlich vollendeten Bion folgen zu ſehen, da ja auch in der Elegie dieſes Zeitalters Hermeſianax, deſſen feine Ausbildung wohl von keinem der andern erreicht wurde, älter war als Kallimachos, dem freilich die oft bis zum Aberglauben geglaubte Entſcheidung der Kritiker, den claſſiſchen Gipfel ſeiner Gattung zuſprach.

Daß Theokritos ein Schüler des Bion war, nehme ich aus dem Gedicht auf Bions Tod, welches in den Ausgaben unter

denen des Moſchos ſteht, in zwei Handſchriften aber und von der Eudocia dem Theokritos beigelegt wird, woraus folgt, daß der 100te Vers ehemals ohne Punkt geleſen worden. Der Scholiaſt meldet in der Notiz vom Theokritos, nach einigen ſei Moſchos ſein Nahme geweſen, Theokritos „der Gottgewählte" aber ſein Beinahme. So dürfte alſo wohl der bukoliſche Moſchos mit dem Theokritos Eine Perſon, und er von dieſem nur durch ein Mißverſtändniß abgeſondert worden ſein, welchem die Exiſtenz eines andern nicht ſehr viel ſpätern Moſchos nachhalf, der nach Suidas, wo die Verwechslung ſchon Statt findet, ein Schüler des Ariſtarchos war, und alſo doch nicht Zeitgenoſſe des Philetas und Verfaſſer des Gedichts auf Bion ſein konnte. In den Lebensumſtänden ſpricht nichts dagegen, und es begreift ſich, warum auch Moſchos ein Syrakuſer war. Auch in den dem Moſchos beigelegten Gedichten und Bruchſtücken iſt nichts, was die eingebildete Verſchiedenheit des Charakters begründen könnte; man müßte denn den Begriff von der Manier des Theokritos viel zu eng gefaßt haben. Wir wiſſen, daß er ſich in manchen andern Arten verſucht hat, und das Gedicht, die Spindel, ohne Zweifel von ihm, liegt ſchon ziemlich fern von ſeiner gewöhnlichen bukoliſchen Darſtellungsart. Der kleine Gegenſtand iſt darin mit zarter Liebe behandelt und auf das Wechſelverhältniß der verſchiedenen Stämme bezogen; es läßt uns einen Blick in das heitre ruhige Familienleben der Hellenen thun.

Man wird wie von ſelbſt zu Vermuthungen der Art geführt, bei einer Sammlung von Werkchen und Bruchſtücken, in die offenbar ſo viel Fremdartiges eingefloſſen iſt, wie in die bukoliſche.

Warum ich der Meinung beiſtimme, welche die drei in ihr befindliche Bruchſtücke aus der Sage des Herkules dem Piſandros zuſpricht, habe ich in der Geſchichte der epiſchen Poeſie in dem Abſchnitt von dem mittleren Epos angegeben. Ich wage es bei der gegenwärtigen Gelegenheit den Kennern der Kunſtgeſchichte noch einige ähnliche Bemerkungen mitzutheilen. Die Europa kann, wie ich dafür halte, von keinem der Bukoliker ſein; es iſt augenſcheinlich ein Bruchſtück aus Metamorphoſen irgend eines gelehrten Dichters dieſer Zeit. Ein Bruchſtück wie dieſes, zuſammen-

genommen mit der allgemeinen Thatsache, daß Ovidius Metamorphosen alexandrinischer Dichter vor Augen hatte, kann uns ein Bild geben, wie viel ihm vorgearbeitet war. So könnten auch die Bacchantinnen, Bruchstück eines epischen Gedichts sein. In dem unzusammenhängenden Gesang an Hieron ist der 76ste—100te Vers ein vortreffliches Siegeslied, so schön man es nur irgend aus dieser Zeit erwarten darf, weit über Theokritos. Das letzte gilt auch von den Gedichten, die Ἄιτης und Παιδικα überschrieben sind; doch geben mir diese zu keiner so bestimmten Vermuthung Raum, wie die Europa.

Da die Sammlung so beschaffen ist, darf es nicht überflüssig und muß sehr erlaubt scheinen, manche Stücke derselben von neuem zu prüfen, ob sie auch dem Theokritos angehören, und ob sich nicht eines oder das andre vom Bion darunter verloren hat, wobei der erotische Geist des letzten und der mimische des ersteren, die festen Punkte sind, welche die Untersuchung leiten müssen.

IV.

Ueber die Darstellung der weiblichen Charaktere in den griechischen Dichtern. 1794.

Die Art, wie die Weiblichkeit in den griechischen Dichtern behandelt wird, giebt viel Licht über den sittlichen Zustand der griechischen Frauen. Aus dem Bilde kann man das Urbild kennen und beurtheilen lernen. Eine Reihe der ausgezeichnetsten weiblichen Charaktere, aus den größten Dichtern, der Zeitfolge nach entworfen, wird uns ein Gemählde des griechischen Ideals der Schönheit im weiblichen Charakter geben, wie es sich allmählig bildete, vollendete und wieder ausgeartet ist. Wem indessen einfache Natur und bescheidne Schönheit nicht genügen, der wird weder die Charaktere, noch die poetische Darstellung derselben sehr anziehend finden. Beide sind nur einfach, wahr und naturgemäß.

Schon im heroischen Zeitalter, von dessen Sitten uns die homerischen Gedichte ein so reichhaltiges, und beinahe vollständiges Gemählde geben, war das weibliche Geschlecht in einer weniger günstigen Lage, als das männliche, im Ganzen ungebildet und unterdrückt. Die Kräfte des Mannes hatten einen ungleich größeren Spielraum, zu wirken und sich zu entwickeln. Auf Abentheuern und in fast unaufhörlichen Fehden begriffen, zwang ihn die Noth, in sich selbst Hülfe zu suchen, und so erlangte er Kühnheit, schnelle Erfindungskraft, Selbstständigkeit und Zuversicht. Die ältesten, tapfersten und reichsten Männer einer kleinen Völkerschaft berathschlagten gemeinschaftlich über ihre Angelegenheiten. Eine neue Gelegenheit den Verstand und das sittliche Gefühl zu entwickeln! An geheiligten Festen wurde durch

Musik und Poesie das Herz des Mannes gebildet, Helden- und Götter-Sagen erfüllten seine Einbildungskraft mit großen Bildern, die oft die großen Gedanken alter Weisheit umhüllten. Gemeinschaftliche Freude war der Keim, aus dem sich die Blume schöner Geselligkeit bald entfalten sollte. Den Frauen fehlten alle diese Veranlassungen zur Bildung; selbst vom Umgange und der Geselligkeit mehr entfernt, waren sie auf das häusliche Leben beschränkt. Unterdrückung und Geringschätzung brachten das weibliche Geschlecht dahin, zu entarten, und diese Mißhandlung vielleicht endlich zu verdienen. Wenn die weibliche Seele nicht durch einen höhern Geist edel erhoben wird, so sinkt sie leicht in Erniedrigung. Daher erklärt sich so mancher auffallende Zug im Homer und besonders im Hesiodus, der uns vermuthen läßt, daß Geringschätzung des weiblichen Geschlechts und Mißtrauen gegen dasselbe schon in diesem Zeitalter beinahe allgemeine Denkart war; denn in der hesiodischen Periode des epischen Zeitalters war die Lebensordnung und Sittenverfassung der alten heroischen Zeit schon völlig entartet. Die homerischen Helden scheinen von keiner andern Vollkommenheit eines Weibes zu wissen, als Jugend, Reize, Geschicklichkeit in weiblichen Arbeiten, und Verständigkeit; denn so kann man vielleicht am besten einen sehr unbestimmten Ausdruck des Dichters übersetzen, mit welchem er aber mehr Abwesenheit großer Thorheiten und Laster, als eigentliche Sittlichkeit und höhere Eigenschaften des Gemüths zu bezeichnen scheint. Er ist so reich an Ausdrücken für männliche Größe, und männliche Tugenden; wie äußerst selten aber redet er so von seinen Heldinnen? Am besten kann man sich von der Ueberlegenheit des männlichen Geschlechts über das weibliche schon in diesem Zeitalter überzeugen, durch die Vergleichung der Liebe und der Freundschaft desselben. Man vergleiche nur alles, was Homer von jener dargestellt hat, mit der Freundschaft des Achilles und Patroklus! Es ist dieses auch nicht etwa bloß eine Eigenthümlichkeit des Dichters, sondern es ist Charakter des ganzen Zeitalters. Allerdings finden sich einzelne schöne Züge vom Gegentheil, im Ganzen aber ist die Frauen-Liebe der homerischen Helden nichts als *eigennützige* Sinnlichkeit und daneben Geringschätzung; sie reden

von ihren Geliebten nicht selten wie von Sklavinnen, und wie von einer Waare. Nur übertreibe man diese Vorstellung nicht, und vergesse nicht, daß dieß nicht bloß die herrschende Denkart in einem noch rohen Zustande menschlicher Entwicklung, sondern daß es auch die der Sittenverderbtheit ist! Der Geist der weiblichen Liebe war im Ganzen in diesem Zeitalter noch nicht zum Edlen und Schönen entfaltet. Die heroische Freundschaft hingegen ist die schönste Vermählung männlicher und kriegerischer Größe und zarten Gefühls. Sie ist die edelste Frucht dieses Zeitalters, und so sehr Charakter desselben, daß schon aus dem Dunkel der ältesten Sagen, die Helden uns paarweise entgegen strahlen, Kastor und Pollux, Herkules und Jolaus, Theseus und Pirithous. Alle hervorstechenden Helden der Iliade sind von einem tapfern Genossen freundlich begleitet. Daß solche Heldenverbrüderungen erhaben und mächtig sind, liegt schon in der Natur der Sache; wie edel und zart sie waren, davon hat uns Homer ein ewiges Gemählde hinterlassen in der Freundschaft des Achilles und Patroklus.

Die homerische Poesie ist nicht sowohl eine ideale Schönheit, als ein getreues Abbild der Natur; so wie diese selbst in der Wirklichkeit damahls, so ist auch der Dichter, als wahrhafter Wiederschein seiner damahligen Welt und ganzen Umgebung, der Schönheit in männlichen Charaktern ungleich näher, als in weiblichen. In diesen finden sich nicht selten beleidigende Züge von Rohheit und Gemeinheit, besonders an seinen Göttinnen. Es erinnert an unedle Sitten, und dünkt uns gemein nach unsern Begriffen, wie Pallas die Aphrodite im Zank schlägt, ihr die Hände zusammen hält, und Köcher und Pfeile ums Gesicht wirft, sie bitter verhöhnend. Es ist aber auch wieder rührend und anmuthig, wie die weinende Schöne schüchtern zum ehrwürdigen Vater flüchtet, ihr Leiden klagend; und dieser sie lächelnd tröstet, ihr sagt, daß nicht Krieg und Streit, sondern die Werke der Liebe ihr Amt seien. Es ist nicht lobenswerth, und beleidigt das sittliche Gefühl, wenn Here ihren Gemahl, der auf dem Ida sitzend, den kämpfenden Trojanern Glück und Sieg sendet, durch heuchlerische Liebkosungen absichtlich in ihre Arme lockt, und dann schlau den Augenblick seiner Schwäche nutzt, um den Trojanern den Sieg

zu entreißen. Bei solchen Zügen und Scenen, welche Göttinnen zugeschrieben und in die Götterwelt verlegt sind, könnte man wohl leicht durch die symbolische Bedeutung das wegnehmen oder mildern, was sonst dem feineren Sinn rauh auffällt; aber es findet sich Aehnliches auch in der Menschenwelt und dem Sittengemählde der heroischen Frauen. Der unverhohlene Eigennutz der Penelope, die ihren Liebhabern durch allerlei Künste Geschenke abzulocken weiß, erscheint fast nur als eine kindliche Schalkheit, durch die Unbefangenheit, mit der sie sich noch ihrer Klugheit rühmt. Um so mehr sieht man daraus, wie die allgemeine Sitte, und wie fern vom Ideal diese ganze Heldennatur noch war.

Es finden sich aber auch sehr schöne weibliche Charakterschilderungen und Züge in diesem Gemählde der Heldenzeit. In der That, Homers Heldinnen sind selten edel, doch wenn sie es sind, so sind sie dann um so mehr hinreißend. Eben weil ihr Wesen so ganz beschränkt und ihr Charakter sich selbst überlassen war, so ist der kleinste zarte oder schöne Zug, den wir hier finden, gewiß aus reiner Weiblichkeit entsprungen, und nicht von fremder Bildung entlehnt. Ihre Tugend ist freie Natur, ihre Einfalt ist vollkommen, und bezaubernd diese ungezwungene Anmuth der Seelen. Hier ist keine durch Bildung zerstörte Weiblichkeit! Die ungewisse Hoffnung vollkommner Charakter-Schönheit durch eine ideale Seelen- und Sittenbildung hatte die Menschen noch nicht von dem Wege der Natur abgeführt. Einige haben in der Sittenschilderung Homers bemerken wollen, er stelle die Trojaner feiner, gebildeter und liebenswürdiger dar, als die Griechen. Und wohl fühlt man sich geneigt, dieß zu glauben bei dem Abschiede der Andromache, welche alle Wonne und Rührung treuer Liebe und mütterlicher Zärtlichkeit in einem lebendigen Gemählde vereinigt. Hektor geht in den gefahrvollen Kampf, und nimmt Abschied von seiner Gemahlin, und von seinem kleinen Sohne. Wie reizend und wie bedeutend ist die Schilderung des Kleinen! und wie bezeichnet der besondere Zug so natürlich den Charakter des Knaben! Er fürchtet sich vor dem Helmbusch des Vaters, und flieht schüchtern in den Schoos seiner Amme. Der Vater entwaffnet sich, nimmt ihn, spielt mit ihm und küßt ihn. Hier werden

beider Herzen des Helden ſelbſt, wie ſeiner edlen Gemahlin getroffen und begegnen ſich; alle zärtlichen und rührenden Gefühle werden rege in unausſprechlich ſchöner Miſchung, und ergießen ſich in ein wehmüthiges Lächeln liebevoller Thränen. Es war dem Hektor beſtimmt, von der Hand des Achilles zu fallen, und die Klagen der Andromache, die Klagen der Mutter Hekuba bei ſeinem Tode ſind ſo wahr und kraftvoll, wie die Ausbrüche der Leidenſchaft beim Homer überhaupt. Aber in der Wahrheit und Kraft leidenſchaftlicher Darſtellungen ſind ihm vielleicht andre Dichter gleich. Weit mehr ihm allein eigen iſt die Zartheit, mit der er oft die feinſten Eigenthümlichkeiten der Weiblichkeit ergriffen, den leiſeſten Laut der Natur verſtanden, oder errathen hat, und die Schonung, mit der er das Verſtandne andeutet. Der weibliche Charakter wird ſo oft nicht verſtanden, eben weil es die ſchöne Natur des Weibes iſt, ſeine Seele zu verhüllen, wie ſeine Reize; ſelbſt die offenſte weibliche Hingebung iſt noch ſcheu und zart. Aus dieſem Hange und dem Unbewußtſein der Unſchuld entſpringt eben jene ſittliche Anmuth und Liebenswürdigkeit, welche in der Nauſikaa durch den Zuſatz von Verſtändigkeit und Güte zur Schönheit der Seele erhoben iſt. Der irrende Odyſſeus iſt von dem ſtürmiſchen Meere erſchöpft und hülflos, an eine fremde Inſel ausgeworfen. Er bereitet ſich für die rauhe Nacht ein armſeliges Lager im Walde, und ſo verläßt ihn der Dichter. Dieſe Inſel bewohnte ein glückliches, gaſtfreies Volk, Freunde und Lieblinge der Götter, die in Spielen und Feſten ihr Daſein leicht und fröhlich verſcherzen. Die Tochter des Königs, Nauſikaa iſt nach den Sitten der Einfalt in der Zeit der Altvordern, gerade mit ihren Jungfrauen zu einer großen Wäſche ans Ufer des Meeres gefahren, wie ſie ihrem Vater ſagte, für ihre zwölf Brüder, die täglich zu Tanze gingen; wie uns aber der Dichter verräth, dachte ſie an die Zeit, die ihr vielleicht nahe war, und an eine ſchöne reinliche Ausſteuer. Sie iſt am Ufer mit ihren Mädchen im fröhlichen Spiel beſchäftigt; ihr Geräuſch weckt den Odyſſeus, er nähert ſich ihnen, ihre Geſpielinnen fliehen bei ſeinem Anblick ſchüchtern zurück, ſie allein bleibt mit unbefangener Zuverſicht. Er fleht ſie um Hülfe an, und erſcheint ihr wohlgefallend; ſie

räth und hilft ihm, wie sie kann. In allem, was Nausikaa sagt, und in ihrem ganzen Benehmen ist die schönste Mischung von Offenheit und Furchtsamkeit, von sich entwickelndem Verlangen und von zartem Gefühl. Ohne an sich zu denken, und um sich zu wissen, ohne die geringste Absicht, handelt sie nach dem reinen Eindrucke auf ein unschuldiges Herz.

Homer ist überhaupt sehr reich und abwechselnd an Charakteren; der Geist und die ganze Art seiner weiblichen Charaktere ist im Allgemeinen schon durch das vorhergehende hinlänglich bestimmt. In jedem einzelnen Charakter wird er näher bestimmt, durch die Stelle, welchen dieser im Gedichte und in dem Ganzen desselben einnimmt; und wenn man einzelne Charaktere aus einem Gedichte heraushebt, darf man nicht vergessen, daß der Dichter die Erfordernisse dieser einem jeden zugetheilten Stelle befriedigen muß, daß er viele Angaben und Umrisse der Sage nicht ändern darf, und daß er also nicht ganz frei ist, den Charakter zu dichten, wie er will. Hier kann der Dichter vorzüglich seine überlegne Kraft zeigen, wenn er auch in diesen Gränzen frei zu sein weiß, und mit dem, was die Nothwendigkeit erfordert, noch die sittliche Schönheit vereinigt. Der Charakter der Helena war, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine äußerst schwierige Aufgabe, welche durch die Kunst und den glücklichen Sinn des Dichters vollkommen befriedigend aufgelöst ist. Die Heldin des Gedichts lief Gefahr, verächtlich zu werden, und dadurch die Theilnahme zu verlieren; sie entläuft mit dem Paris ihrem Manne und ihrem Vaterlande. Der Dichter konnte dieß nicht verstecken; er hat es nicht beschönigt, und auch nicht verschleiert, und dennoch beleidigt sie nie unser Gefühl. Sie ist ganz, wie sie sein muß, um unsre Theilnahme erregen zu können; unglücklich, denn das Herz der Armen ist getheilt; sie kann von den alten Freunden nicht lassen, und hängt doch an den neuen; welche auch fallen, es fallen die Ihrigen. Ihre Schwäche und tiefe Reue ist mit so wunderbarer Schonung behandelt, daß sie nicht nur nicht verächtlich dadurch wird, sondern gerade dadurch unsre ganze Theilnahme und Rührung erregt. Wie schön wird ihre Klage und ihr Bedauern erregt, durch Rückerinnerung an das Vaterland, bei dem Anblick

des gesammten griechischen Heeres! Die trojanischen Greise schauen eben dorthin, sitzend auf Troja's Mauern, unter ihnen Priamus. Er ruft die liebe Tochter Helena zu sich, und fragt nach dem Nahmen, Geschlecht, Charakter und den Thaten dieses und jenes Helden. Noch zuvor, wie Helena unter sie tritt, erregt ihre Schönheit das Erstaunen der ehrlichen Greise. Troja habe unendlich viel erlitten, meinen sie, und daran sei Helena Schuld; aber sie sei auch schön, wie eine Göttin, es verlohne sich ihr Besitz des großen Kampfes. In diesem Zuge liegt eine Spur von der beinahe gränzenlosen Bewunderung und Verehrung weiblicher Schönheit, welche den Heldenvölkern der alten Zeit so natürlich und gleichsam eingeboren ist, und überall in das Sagenhafte hinüberschreitet.

Man erinnert sich hiebei an die Nymphe Kalypso, und die Zauberin Circe, die den Odysseus auf seiner wundervollen Fahrt aufhalten, und an ihre Liebe fesseln. Es scheint nicht ohne Bedeutung, daß beide übermenschliche Wesen sind, um zu bezeichnen, daß die Macht weiblicher Reize, und die Bande weiblicher Liebe stärker als alle irdische Gewalt und Einwirkung und von durchaus wunderbarer und magischer Art sind, wie es sich an diesen mährchenhaften Wesen zeigt. Noch schöner aber und sinnvoll für das Gefühl des Menschlichen erscheint es dagegen, daß Odysseus in den Armen der Göttin Kalypso nicht zufrieden, und nicht glücklich ist, und sich nach seiner sterblichen Genossin, Penelope, sehnt. Alle ihre Freuden und ihre Unsterblichkeit bleiben ihm fremd; am Felsenufer sitzend, schaut er weinend und klagend über das unermeßliche Meer nach seiner geliebten Heimath. Diese geliebte Heimath und die treue Penelope geben allen Schicksalen und Wundern des Odysseus erst einen umgränzenden Hintergrund, gleichsam einen heimathlichen Boden, worauf sie ruhen. Sie geben dem Gedichte Bestandheit und Zusammenhang. Der friedliche und häusliche Genuß des ruhigen Lebens am eignen Herd, und die reizenden Wunder und anziehendsten Gefahren des umherirrenden Helden leihen sich gegenseitig die schönsten Reize. Die Sehnsucht des herrlichen Dulders wird endlich befriedigt; er kehrt zu dem Besitz seines Hauses

und ſeiner Penelope zurück. Der Charakter derſelben beſteht nur aus wenigen einfachen Zügen beharrlicher Treue, häuslicher Vorſorge, und weiblicher Klugheit; man darf die verſtändige Ehefrau nicht trennen von der häuslichen Welt, in der ſie lebt, ſo wie dieſe nicht von dem ganzen Gedichte und Gemählde altväterlicher Heldenſitten.

Die lyriſche Dichtkunſt der Griechen, welche erſt nach der epiſchen zur Blüthe gelangte, war die Aeußerung feſtlicher Freude oft auch die Götterſprache einer ſchönen Liebe. Selbſt der erhabene Pindaros beſingt die Anmuth holder Frauen, im zarten Gefühl des Schönen, mit der ihm eignen Weichheit und freundlichen Hoheit. Doch bilden dieſen einzelnen Zug lyriſcher Anmuth und Schönheit keine vollſtändigen Charakterſchilderungen.

So wie Homer ganz Natur iſt, ſo iſt die attiſche Tragödie ganz ideal und geht durchaus auf die ſittliche Schönheit. Wir können vorzüglich aus ihr das griechiſche Ideal der Schönheit in weiblichen Charakteren kennen lernen. Wir dürfen aber dabei den wichtigen Unterſchied der Charakter-Schönheit und der Charakter-Güte nicht vergeſſen. Nur im zweiten Styl der Tragödie ſind beide in Harmonie, das höchſte und vollkommene Schöne des Charakters kann nicht ohne ſittliche Güte Statt finden. In dem erſten und dritten Styl aber finden wir zwiſchen beiden nicht ſelten den ſchneidendſten Widerſpruch.

Die weiblichen Charaktere im Aeſchylus ſind, wie ſeine Werke überhaupt, hart aber groß. Außer einigen nur wenig angedeuteten Charakteren, iſt nur ein ganz durchgeführter auf uns gekommen, nähmlich der der Klytemnäſtra; er iſt ſchrecklich und ſchauderhaft. In dem Trauerſpiele Agamemnon ermordet ſie ihren von Troja ſiegreich rückkehrenden Gemahl, am Tage ſeiner Rückkehr. Ihre Beweggründe ſind Rache für die vom Vater geopferte Tochter Iphigenia, Eiferſucht über die Kaſſandra, Furcht wegen ihrer heimlichen Verbindung mit dem Aegiſthus, und Herrſchſucht. Die überlegne Kraft, mit welcher ſie ihr Verbrechen nicht nur ausführt, ſondern auch erträgt, machen ſie zu einer großen heroiſchen Verbrecherin. Zwar iſt das Weib in ihr vertilgt; nachdem ſie den Gemahl mit freundlicher Würde heuchleriſch empfangen und in das

Netz gelockt hat, zückt sie selbst das Schwert. Ruhig und kühn offenbart sie ihre That, wie sie ist, ohne sie zu verschleiern. Aber sie ist wenigstens menschlich geblieben; sie triumphirt nicht, wie der feigherzige elende Aegisthus. In dem darauf folgenden Stücke derselben tragischen Trilogie kehrt der verstoßne Sohn Orestes, der von frühster Kindheit an verbannt war, weil sie seine Rache fürchtete, auf das Geheiß des Apollo in das väterliche Haus heimlich und unbekannt zurück, und ermordet sie und ihren neuen Gemahl Aegisthus. Auch in dieser Tragödie hat der Dichter ihre schreckliche Größe mit mächtiger Hand dargestellt. Die stärkste Stelle des Stücks ist das erschütternde Flehen der knienden Mutter vor dem rasenden Sohne, der schon das Schwert schwingt, um seinen Vater zu rächen. Vom Apollo gesandt, an dem Grabe des Ermordeten von Unwillen und Rachlust entflammt und überwältigt, stürzt er sinnlos in die schreckliche That. Umsonst ist das mütterliche Flehen! Aber kaum ist es vollbracht, so erscheinen ihm auch die Eumeniden, immer näher und schrecklicher dringen sie auf ihn und fassen endlich ihren Raub.

Die übrigen weiblichen Charaktere des Aeschylus sind nicht so vollständig ausgeführt, es sind nur einzelne große Umrisse, wie die erhabene Weissagung der sterbenden Kassandra, die königliche Würde der Atossa, die weibliche Heftigkeit des Chors in den Sieben Helden und andere. Vielleicht sind wir mit den weiblichen Charakteren dieses Dichters nicht glücklich gewesen; es ist möglich, daß die Zeit uns das Beste geraubt hat. Die Niobe des Aeschylus ist verloren. War sie vielleicht ein Gegenstück zum Prometheus? Wie jener, hat sie nach der Sage, im Bewußtsein ihrer Kraft den Göttern getrotzt. Der Dichter wird also in ihr ein Bild erhabnen Uebermuthes entworfen haben, der Ueberlegenheit menschlicher Kraft über das Schicksal im höchsten Schmerz; und hatte hier wohl Veranlassung einen großen Charakter zu schildern.

Die Größe ist der Anfang der Schönheit; wenn die Natur in ihrem Gange nicht gestört wird, so geht aus harter Erhabenheit Vollendung hervor. Nach dem Aeschylus läßt sich Sophokles gleichsam erwarten. In ihm hat die griechische Dichtkunst das äußerste Ziel ihrer Kräfte erreicht. In ihm finden wir daher auch

das höchſte Schöne des weiblichen Charakters, und zwar nicht blos des tragiſchen, ſondern ſelbſt in ganz allgemeinem Sinne. Wenn einige ſeiner weiblichen Charaktere, wie Jokaſte, Dejanira nicht ſo ſehr hervortreten, ſo ſind ſie dennoch nicht minder nach demſelben Ideal gedacht und entworfen. Aber das Schöne iſt in den Tragödien des Sophokles über das Ganze der Handlung und aller Perſonen gleichmäßig verbreitet; kein einzelner Theil iſt ſchöner als er im gegenſeitigen Verhältniß zu den andern ſein darf; mit erhabener Leichtigkeit dient jeder dem Geſetz des Ganzen, und iſt doch für ſich beſtehend, frei. In dieſer Vertheilung des Schönen, in der Harmonie des Ganzen iſt Sophokles durchaus vollkommen. Zum Beiſpiele kann der Charakter der Dejanira dienen, welcher auf das Schönſte durchs Ganze beſtimmt iſt. Die kleinſte Aenderung ſelbſt willkührlich ſcheinender Züge würde unſre Rührung ſchwächen, oder die Schönheit ſtören. Grade daß der Dichter ihr nicht mehr gab, als verſtändige Gutmüthigkeit, Treue und ein redliches Herz, macht für dieſe Lage die ſtärkſte Wirkung. Ihr rührendes Mitleid mit der Jole, welches bald ſchrecklich auf ſie ſelbſt zurückkehren ſoll, und ihr Tod, welcher den tiefſten Schmerz mit der höchſten Wonne vereinigt, gehört zu dem, was nur dem Sophokles eigenthümlich iſt, und ſich in dieſem Maaße von ſittlicher Schönheit unter allen alten Dichtern nur bei ihm findet. Der Charakter der Elektra iſt eine hinreißende Miſchung von leidenſchaftlicher jugendlicher Erzürnung, tiefem verhaltnen Unwillen über ihr eignes und des Vaters erlittenes Unrecht, von ernſter Größe und zärtlicher Empfindſamkeit. Wie tief dringen ihre hohen Klagen in das Herz! Man verſuche es nur, den kleinſten Zug anders zu denken, ohne das Ganze zu zerſtören. Die höchſte Anmuth weiblicher Unſchuld und Sanftheit hat der Dichter in der Ismene erreicht; ſie dient ihrer Schweſter Antigone wie zum Gegenſatz. Ismene leidet im Stillen bei dem Unglück ihres Hauſes, bei der Beſchimpfung eines unglücklichen erſchlagenen Bruders. Antigone handelt, ſie will nur das reine Gute, und vollbringt es ohne Anſtrengung; mit Leichtigkeit geht ſie ſelbſt in den Tod. Alle Kräfte ſind in ihr vollendet und unter ſich Eins; ihr Charakter iſt der einer Heldin von

göttergleicher Güte; und wenn das Göttliche dem Menschen sichtbar wird, so erscheint die höchste Schönheit.

Das dichterische Ideal des weiblichen Charakters hat bei den Griechen im Sophokles seine Vollkommenheit erreicht. Nicht lange erhielt sich die griechische Bildung auf dieser Höhe; die Sitten und die Kunst verloren Ebenmaaß und Ruhe, und mit diesen die strenge Tugend im Leben und das höchste Schöne im Styl der Kunst. Der Uebergang von der Vollkommenheit zur äußersten Zügellosigkeit, zu der üppigsten Schwelgerei der Seele, geschah nicht allmählig und stufenweise, sondern mit einemmahle und plötzlich. Es war ein Sprung, nach welchem kaum noch eine Rückkehr zu der strengen Harmonie der großen Zeit möglich war. Den Charakter dieser Periode kann man am besten im Alcibiades kennen lernen. Sein Charakter ist gewissermaßen der Charakter seiner Zeit; so wie er selbst der Abgott und das Ideal seiner Zeit war. Und für alle Zeiten kann er als ein Ideal eines sittlichen Schwelgers gelten; er vereinigte mit der Zügellosigkeit so viel Güte und Kraft, als möglich ist; er verlieh dem Laster verführerische Reize, ja er wußte ihm durch seine großen Eigenschaften Bewunderung zu erregen. An Bildung und Kraft fehlte es seinen Zeitgenossen noch nicht; im Gegentheil blühten alle Kräfte des Menschen in der üppigsten Fülle; nur das rechte Maaß und die geordnete Ruhe, Harmonie und Gesetz fehlten. Mit den öffentlichen Sitten und der öffentlichen Meinung änderte sich auch der allgemeine Sinn in der Kunst. Dieser beherrschte bei den Athenern die Poesie so sehr, daß sie immer den Sitten folgen mußte, und nicht leicht der einzelne Künstler sich über seine Zeit erheben konnte. Das Ideal des öffentlichen Geschmacks und der Dichtkunst wurde ein künstlerischer Ueberfluß, und dieß ist der Charakter des Euripides, des dritten großen Tragödiendichters der Griechen, von dem wir noch Werke besitzen. Unter einer ganz verschiedenen Außenseite, finden wir dennoch das Wesentliche aus dem Charakter des Alcibiades und dieser ganzen Zeit, auch durch den eigenthümlichen Kunstgeist und sittlichen Styl seiner Werke bestätigt. In seinem Ideal, in seinem Dichtergeiste und seiner Kunst ist alles übrige im größten Ueberfluße vorhanden; nur Uebereinstimmung, Gesetzmäßigkeit fehlt. Mit Kraft

und Leichtigkeit weiß er uns zu rühren und zu spannen, bis ins Mark der Seele zu dringen und durch den reichsten Wechsel zu reizen. Die Leidenschaft, ihr Steigen und Fallen, besonders ihre heftigen Ausbrüche stellt er unübertrefflich dar. Charakter enthält er weniger als Leidenschaft, nur in leidenschaftlichen Charakteren gefällt er sich; wie in dem der Medea, welche aus Eifersucht und Rache ihre eignen Kinder ermordet, oder einer Phaedra, welche eine rasende Liebe zu ihrem Stiefsohn faßt, und nach der unglücklichen Entdeckung durch eine unvorsichtige Vertraute, sich selbst umbringt, und durch einen zurückgelassenen Brief, voll falscher Beschuldigungen, ihrem Geliebten den Tod zuzieht. Selbst Edelmuth und Größe ist bei dem Euripides nicht beharrliche Natur, wie beim Sophokles, sondern heftiger Ausbruch einer Leidenschaft, plötzliche Begeisterung. So stürzt sich Evadne, trunken von dem sie ergreifenden Gefühl, mit dem Schmucke einer Siegerin, in den Scheiterhaufen ihres Gemahls. So geht Alceftis für ihren Gemahl in den Tod, freudig und mit Einfalt; mit jugendlichem Widerstreben trennt sie sich von dem schönen Leben, dessen letzten Hauch sie schon an der Schwelle des Todes noch mit Liebe einathmet. Auch die Hingebung und Standhaftigkeit der Polixena, welche von den Griechen am Grabe des Achilles geopfert wurde, ist mehr Leidenschaft als Charakter. Aber nicht selten verdirbt er selbst solche schöne Stellen. Denn so wie seinem Ideale, so fehlt es auch seinem bildenden Geiste und der Darstellung selbst an Harmonie und Gesetzmäßigkeit. Er weiß sich selbst als Künstler nicht zu zügeln und zu beherrschen, vergißt sich oft in der Ausführung eines einzelnen Theiles, eines Lieblingsstoffes so sehr, daß er darüber das Ganze völlig aus den Augen verliert. Er läßt zum Beispiel seine Personen gern philosophiren, und thut es zu oft; denn nicht selten hört man aus ihnen nur den philosophischen Dichter reden. Er liebt lange, glänzende Reden; sie sind immer schön, aber er verschwendet sie oft am unrechten Orte. Zum Beispiel, Makaria, welche sich freiwillig für ihre Geschwister dem Tode hingiebt, kann gar nicht aufhören zu reden, und Abschied zu nehmen. Am meisten verführt ihn seine Neigung, so viel Leidenschaft als nur möglich

in sein Werk zu bringen, bis zu Unwahrscheinlichkeiten. So ist es widersprechend, daß Kreusa, deren zärtliche Betrübniß und Sehnsucht nach dem verlornen Sohn, so edel dargestellt ist, den Sohn, der ihr als Stiefsohn aufgedrungen wird, gleich ermorden will. Dieser grausame Entschluß ist nicht hinlänglich begründet und herbeigeführt; auch geht der Dichter leicht und flüchtig darüber hin, um den Widerspruch zu verhüllen. Die schönen einzelnen Stellen, die er da glänzend ausführen wollte, die Verzweiflung der Kreusa über das Mißlingen dieser Absicht, und die freudige Ueberraschung bei der Entdeckung, daß Jon ihr rechter Sohn sei, verführten den Dichter zu diesem Widerspruch und haben ihn mehrentheils über das Ziel fortgerissen. Sophokles verlieh seinen Charakteren so viel Schönheit, als das Gesetz des Ganzen und die Bedingungen der Kunst erlaubten; Euripides legt in seine Personen so viel Leidenschaft als möglich, gleichviel ob diese edel oder unedel ist, oft ohne Rücksicht auf das Ganze und die Forderungen der Kunst. Am vortrefflichsten ist er, wenn er in seinem Stoffe die Schönheit des Charakters schon gegeben findet, oder wenn er gezwungen ist, schön zu sein, um zu rühren. So ist in der Iphigenia in Aulis die Leidenschaft edel, und die Rührung schön; weil mit der Liebenswürdigkeit der leidenden Unschuld das Mitleiden steigt. Eine beleidigte Göttin forderte von dem Heerführer der Griechen, Agamemnon, seine Tochter zum Opfer, und nur unter dieser Bedingung ward der griechischen Flotte der günstige Wind verheißen, auf welchen sie schon so lange umsonst gehofft hatten. Agamemnon läßt Mutter und Tochter ins Lager kommen, unter dem Vorwande, die letztere mit dem Achilles zu vermählen. Bei dem Wiedersehen des Vaters ergießt sich ihr reines und zärtliches Herz in die liebenswürdigsten Liebkosungen, die den unterrichteten Zuschauer, zusammengenommen mit der Beklommenheit des Vaters, schon ganz mit Wehmuth erfüllen. Sein Herz ist geöffnet, damit ihr heißes Flehen um ihre Jugend und um das schöne Leben es ganz durchdringen könne. Da sie endlich einsieht, daß ein Versuch zu ihrer Rettung nur ihren großmüthigen Freund Achilles mit in ihr Verderben ziehen würde, entschließt sie sich zu leiden, edel und frei für ihr Vaterland zu sterben. So löset sich

Mitleiden in Bewunderung, Rührung in Schönheit auf. Es ist ein edler Zug und tief gedacht, daß gerade die Gegenwart des Achilles, dem sie gewogen scheint, und die Hülfe, die er ihr auf seine Gefahr biethet, die ganze Kraft ihrer Seele rege macht und hervorruft. Aber Schönheit des Charakters gehört beim Euripides unter die Ausnahmen; sein eigentliches Gebieth und Wesen ist die Leidenschaft, deren Tiefen er ganz kannte. Wie wahr und wirksam ist nicht die Unentschlossenheit der Medea, ihr Hin- und Her-Wanken zwischen dem Entschluß, ihre Kinder zu ermorden, bis zur Ausführung! Der plötzliche Uebergang der Hermione von der heftigsten Wuth gegen ihre Nebenbuhlerin, welche sie mit ihrem Kinde ermorden will, zur tiefsten Beschämung und Reue, in welcher sie kaum vom Selbstmorde abgehalten werden kann! Es kann kein reicheres und erschütternderes Gemählde des weiblichen Schmerzens geben, als die Trojanerinnen. Die Klagen der Königin und ihrer Frauen über den Fall des einst blühenden Troja; die Klagen der alten Mutter über alle die erschlagenen Helden, ihre Söhne; die prophetische Raserei der Kassandra, der Schmerz der Andromache, der ihr kleiner Sohn genommen und getödtet wird; die Klagen der Großmutter über die Leiche des Kindes; und dann das Ende, die Wegführung in Sclaverei und Schande, die emporsteigenden Flammen von Troja, und das allgemeine Wehklagen! Es bildet das alles ein herrliches Ganzes in diesem elegischen Trauerspiel. Aber in demselben Stücke ist der Streit der Hekuba mit der Helena äußerst unedel. Dieß sind solche Zank-Scenen fast allemahl beim Euripides, und doch liebt er sie sehr, als Anlaß zu leidenschaftlichen Ausbrüchen, worin er sich vor allem gefällt, und zu langen kunstvollen Reden. Es giebt Stellen der Art, welche alle Langmuth des aufmerkenden Kunstsinnes erschöpfen; besonders trifft die Hekuba immer das Schicksal, gemein zu sein. Aber eigentlich sind doch selbst diese Stellen nach demselben Ideale entworfen, wie die schönsten; der Dichter scheint nur sich selbst ungleich zu sein, er ist es nicht. Zur Charakter-Schönheit hat er sich nie erhoben, in der Leidenschaft ist er aber immer unübertrefflich.

Noch ein besondrer Charakterzug des Euripides darf hier nicht

übergangen werden, über den man sehr viel gesagt hat, nur das nicht, warum er eigentlich merkwürdig ist. Euripides ist ein Weiberfeind, und nimmt, wo er kann, Gelegenheit, gegen das weibliche Geschlecht auf die härteste Weise zu deklamiren. Er gab dadurch seinem gewaltigen Feinde, dem großen Komödiendichter Aristophanes, Gelegenheit zu den bittersten Spöttereien. Aber beinahe möchte man sagen, die Werke des Aristophanes enthalten selbst die Rechtfertigung des Euripides. Sehr viele Gründe lassen uns im voraus vermuthen, das allgemeine Verderben des Zeitalters habe sich bei dem weiblichen Geschlechte vorzüglich frühe und heftig geäußert. Aber dieses Maaß von weiblicher Zügellosigkeit und Sittenverderbniß, wie es uns Aristophanes darstellt, überrascht uns doch, und übersteigt allen Glauben. Zwar ist die Natur in seinen Darstellungen nach dem Bedürfnisse der Komödie verändert, ins Komische idealisirt, also mit Uebertreibung und Caricatur ins Schlimmere ausgemahlt. Aber dennoch ist die Komödie des Aristophanes in allen Einzelnheiten ein Spiegel des öffentlichen Lebens und insofern wie ein Gemählde nach der Natur zu betrachten. Wenn gleich die persönlichen Anspielungen und Nachbildungen darin zur Parodie umgestaltet und das Ganze, nur als ein Spiel der kühnsten Fantasie angeordnet ist, oder vielmehr scheinbar ungeordnet, überströmt aus der Fülle des dichterischen Witzes; die Darstellung enthält dennoch unzählige Züge, die aus der Wirklichkeit entlehnt sind, und ist in vielen Stücken ein Denkmahl für die Sittengeschichte der damahligen Zeit. Vollständig durchgeführte weibliche Charaktere fanden in der alten Komödie nicht Statt, und finden sich nicht in ihm; aber die Sitten der Weiber, die er aufführt, so manche einzelne Züge, Geist und Farbe des Ganzen geben ein nur zu vollständiges Gemählde weiblicher Sittenlosigkeit. Denn wenigstens die einzelnen Züge zu diesem hat der Dichter aus der Wirklichkeit entlehnt, wovon sie auch das unverkennbare Gepräge an sich tragen; wenn auch die komisch erfundenen Begebenheiten selbst, welche jenem Sittengemählde zur dichterischen Einfassung dienen, und denen schwerlich etwas in der Wirklichkeit entsprechen konnte, auf die Rechnung des Dichters kommen,

als ein muthwilliges Spiel ſeiner Fantaſie. Der bloße Inhalt einiger Stücke kann ſchon errathen laſſen, was unſere Sprache kaum genauer ausführen dürfte. In einem derſelben rotten ſich alle Weiber einer Stadt zuſammen, unzufrieden über den ſchon lange geführten Krieg, verſchwören ſich zu der ſtrengſten Enthaltſamkeit, und zwingen durch die ſtandhafte Befolgung ihres Beſchluſſes die Männer, Frieden zu ſchließen. In der weiblichen Volksverſammlung bemächtigen ſich die Weiber, als Männer verkleidet, durch Liſt, des Marktplatzes und der Regierung, beſchließen die Herrſchaft der Weiber und Gehorſam der Männer, Freiheit und Gleichheit auch in der Liebe, Gemeinſchaft der Güter und der Männer. Durch ein andres Geſetz erhalten die Häßlichkeit und Alter gleiche Rechte auf die Liebe und den Beſitz der Männer, als Schönheit und Jugend; und hier wie dort gewinnt der poetiſche Muthwille des Dichters den freieſten Spielraum, dem er ſich auch in reichlichem Maaße überlaſſen hat.

Die neuere attiſche Komödie, ſo wie wir ſie in den römiſchen Nachbildungen des Plautus und Terentius noch kennen und haben, iſt ein treues Bild des häuslichen Lebens der ſpätern Zeit von Athen, und ſtellt uns dieſes noch anſchaulicher dar, als die alte Komödie das öffentliche. Sie giebt uns ein deutliches und ziemlich vollſtändiges Bild von der häuslichen Lage des weiblichen Geſchlechtes im Ganzen; enthält aber faſt gar keine vollendete Ausführung eines weiblichen Charakters von einiger Bedeutung, führt überall nur ſehr wenige weibliche Perſonen auf, am wenigſten verheirathete Bürgerinnen, oder Töchter freier Bürger. Die handelnden und redenden weiblichen Perſonen ſind faſt allein aus der Klaſſe der von den Alten im Staat geſetzlich geduldeten Hetären und Concubinen oder öffentlichen Mädchen, welche zu Athen oft mehr Bildung beſaßen, als die Frauen von höherem, bürgerlichen Stande, die ganz auf die häuslichen Pflichten beſchränkt waren. Daher die komiſchen Dichter den Charakter der Hetären auch keineswegs immer ganz verwerflich oder ſittenlos darſtellen, ſondern im Ganzen weit beſſer als es nach ihrem Stande, ſo wie wir dieſen beurtheilen, zu erwarten wäre. Oft ſchildern ſie ſolche Charaktere auch mit liebenswürdigen Eigenſchaften vereint, und der

edleren Empfindungen fähig, und die Darstellung selbst ist mehrentheils edel gehalten und bleibt in den Gränzen des Anständigen.

Obgleich überhaupt nicht selten in der poetischen Anmuth der neuern Komödie, auch eine sittliche Liebenswürdigkeit und Anmuth des Charakters sichtbar wird, und obgleich Geist, feines Gefühl und eine wohlwollende Stimmung des Gemüths, fast allen diesen Charakteren eigen ist, und nur selten die Gränzen dieses Ideals durch etwas Beleidigendes überschritten werden; so herrscht dennoch eine große Einförmigkeit in diesen Charakteren, besonders in den weiblichen, welche überrascht, und eine Erklärung verlangt. Da die Erziehung und die Lebensart der Mädchen jener Klasse so ganz ähnlich war, so ist es zwar ganz natürlich, daß sich diese Aehnlichkeit auch auf ihren Charakter und auf dessen Darstellungen in der Kunst erstreckte. Dieselbe Einförmigkeit aber findet sich in einem geringeren Maaße auch in allen Charakteren der neueren attischen Komödie wieder; und wohl mag es auf den ersten Anblick befremden, daß in einem Zeitalter, wo die Geschichte uns noch die glänzendsten Beispiele männlicher und weiblicher Tugend darbietet, die Kunst unsrer Erwartung, diese unter einer andern Hülle in ihr wieder zu finden, so schlecht entspricht. Allein, wie schon oben gesagt worden ist, der öffentliche Geschmack beherrschte das Theater zu Athen ganz; nur nach dem allgemeinherrschenden Ideal bildete der Künstler seine Werke. Wo es noch große männliche oder weibliche Tugend in diesem Zeitalter gab, da war sie eine Ausnahme von dem öffentlichen Charakter; lebte entweder ganz einsam und unbekannt, wie in den Schulen der Philosophen, oder wenn sie öffentlich hervortrat, in dem entschiedensten Streite mit der öffentlichen Meinung, mit den Sitten ihrer Zeit, wie es dem Phocion und andern Patrioten erging, die zu spät gekommen waren, um den Verfall des Staats noch abwehren oder aufhalten zu können. Diese Bemerkung gilt auch schon für die vorhergehende Periode, für das Zeitalter des Alcibiades; wo die Philosophie wenigstens höher stand, und einen strengeren Styl behauptete, als wir ihn im Leben oder in der Kunst gewahr werden.

In Alexandrien sank die Poesie zu einer gelehrten Kunst

herunter. Unter der macedoniſchen Soldatenherrſchaft verſchwand die höhere Sittlichkeit und die erhabene Geſinnung aus dem öffentlichen Leben, und dadurch auch aus der Dichtkunſt. Das Schöne hört auf, der Zweck der Poeſie zu ſein; und der ſittliche Menſch war nicht mehr ihr Gegenſtand. Charakter und Leidenſchaft, deren äußere Geſtalt und Umriſſe oder Andeutung wenigſtens manche Dichtarten gar nicht entbehren können, wurden gerade ſo trocken, ſo künſtlich und ſo gefühllos behandelt, als die todten Stoffe, welche die alexandriniſche Poeſie am liebſten zu ihrem Gegenſtande wählte, um an überwundnen Schwierigkeiten ihre Kunſt ſehen zu laſſen. Die Geſchichte auch dieſes Zeitalters iſt noch nicht ganz leer von Beiſpielen ſittlicher Kraft und Größe, aber das ſittliche Große lag nunmehr ſchon außerhalb dem Gebiethe der Poeſie.

V.

Ueber die Diotima. 1795 *).

In dem Platonischen Gespräche, das Gastmahl, unterredet sich Sokrates mit seinen Freunden über die Liebe; und als ihn die

*) Diese Abhandlung aus der Sittengeschichte des weiblichen Geschlechts im griechischen Alterthume, enthält manche Züge und Thatsachen, die uns Gelegenheit geben würden, wenn wir nach unsern christlich gereinigten Begriffen urtheilen wollten, uns weit über die Alten zu erheben. Würde man dabei aber nicht auf die Grundsätze und Ideen der neuern Völker, sondern auf die wirklich bestehenden Sitten unserer Zeit sehen, so würde der Vergleich doch bei weitem nicht immer so sehr zu unserm großen Ruhm und Vortheile ausfallen. Wollen wir aber, da bei so ganz verschiedenen Grundbegriffen eigentlich gar kein Vergleich Statt findet, mit der Zusammenstellung in der gleichen Region der verschiednen heidnischen Völker des Alterthums stehen bleiben; so dürfen wir es wohl dankbar erkennen, daß bei unsern germanischen Vorfahren das wahre Naturverhältniß und die Würde und Bestimmung der Frauen, so wie das Heiligthum einer edlen Liebe und treuen Ehe, viel tiefer erkannt und aufgefaßt worden, als solches in allem künstlerischen Glanz der schönen Griechenwelt Statt gefunden, von welcher die ungünstige Lage des weiblichen Geschlechts, und aller seiner Verhältnisse, so wie der darauf sich beziehenden Sitten, vielmehr die Schattenseite bildet. Um jedoch diese an sich richtige Bemerkung von aller einseitigen Uebertreibung und unwahren Beimischung rein zu erhalten, darf es auch nicht verkannt werden, daß demungeachtet, zwischen der asiatischen Unterdrückung des Geschlechts, und eigenthümlicher hellenischer Unsitte und Entartung, doch auch bei den Griechen, und besonders bei den dorischen Völkern, so wie

Reihe trifft, seine Meinung zu sagen, so erzählt er statt dessen ein Gespräch, welches er mit der Diotima, einer Seherin gehabt. „Sie besaß, heißt es daselbst, in der Seherkunst und in vielen andern Dingen hohe Weisheit, verschaffte einst den Athenern, als sie zehn Jahre vor der Pest [1]) opferten, Aufschub der Seuche, und lehrte mich die Kunst zu lieben [2])." Im Gespräche selbst nennt sich Sokrates ihren Bewunderer, ihren Schüler [3]). Die reichhaltigen Gedanken über das Verlangen und das Schöne, wel-

---

nach der Pythagorischen Lebensweise und nach den Platonischen Grundsätzen, eine hohe Idee von sittlicher Schönheit des weiblichen Charakters sich hervorgethan hat und in ganz eigenthümlicher Gestalt wirklich geworden ist.

Jene Idee des Schönen auch in diesem Verhältniß und in Beziehung auf die weibliche Bildung hervorzuheben und durch alle Einzelnheiten und auffallenden Verschiedenheiten der griechischen Sittengeschichte in diesem Punkte zu verfolgen; das war der Zweck dieser Abhandlung, dem alle jene Einzelnheiten nur zur Unterlage dienen sollen, die hier keineswegs bloß um den Sinn durch ein, von den unsrigen so abweichendes Sittengemählde zu ergötzen angehäuft sind. Dieses mag leicht von andern mit reicherer Belesenheit weit unterhaltender und gelehrter geschehen. Jene Idee des Schönen in der weiblichen Bildung aber, welche hier durchgehends als das Ziel festgehalten und aufgesucht wird, kann dem kleinen Werke, welches bei seiner ersten Erscheinung bei manchen Freunden des Alterthums eine günstige Aufnahme fand, auch jetzt noch einigen Werth beilegen. Denn nachdem das classische Alterthum in diesen ersten Studien und jugendlichen Versuchen durchaus nach diesem Standpunkte aufgefaßt wurde, der auch für das Ganze derselben immer der wahre und rechte bleiben wird, was war natürlicher und was lag näher, als diese Idee des Schönen in der Kunst und in den Sitten, welche der eigentliche Geist des griechischen Alterthums ist, nun auch auf die weibliche Bildung anzuwenden, und in wiefern dieselbe bei den Alten erreicht worden oder nicht, durch alle verschiedenen Lagen, Stände und Entartungen des weiblichen Geschlechts in Griechenland hindurch, geschichtlich genau zu untersuchen; wozu die Frage, wer die Platonische Diotima gewesen, die erste Veranlassung, so wie den letzten Schlußstein darbot.

[1]) Olymp. 85, 1. [2]) Sympos. Plat. vol. X. edit. Bip. p. 227. [3]) ibid. p. 237. 239.

che der Platonische Sokrates ihr in den Mund legt, sind eben so umfassend als scharfsinnig, eben so bestimmt als zart. Die sanfte Größe, mit der er sie reden läßt, verräth eine Seele, welche dem hohen Verstande entsprach, und stellt uns ein Bild nicht nur schöner Weiblichkeit, sondern vielmehr vollendeter Menschheit dar. Ihr Gespräch mit dem Weisen ist eines der vortrefflichsten Ueberbleibsel des Alterthums; was aber den Gegenstand desselben betrifft, so darf es kaum erinnert werden, daß der Platonische Sokrates, wie in einigen andern Gesprächen, so auch hier, unter der Liebe, welche er von ihr gelernt zu haben bekennt, nicht vergängliche Freuden versteht, sondern nichts andres als die reine Güte eines vollendeten Gemüths.

Die vielleicht an sich geringfügige Frage, wer diese Diotima war, welche Plato so hohe Dinge sagen läßt, und wie diese Griechin zu einer Bildung gelangte, welche unsrer gewöhnlichen Meinung von griechischen Frauen so sehr widerspricht; erregt zuerst dadurch die Aufmerksamkeit, daß sie als eine Paradoxie der Geschichte erscheint, welche dem Scharfsinn des Alterthumsforschers zu schaffen macht. Dann wird sie Veranlassung, die gewöhnlichen Vorurtheile über die griechischen Frauen zu berichtigen, und dadurch über das öffentliche und häusliche Leben der Griechen ein neues Licht zu verbreiten. Was die Untersuchung auf diesem Wege sammelt, wird sich von selbst zu einem Bilde der griechischen Weiblichkeit ordnen, in welchem zwar noch Lücken bleiben, dessen geschichtlicher Zusammenhang jedoch den Freund der Griechen auf's angenehmste überrascht. So wie es oft nicht unmöglich gewesen ist, aus den kleinsten Bruchstücken einer zerstückelten Statue, und bei beträchtlichen Lücken, das Ganze des Bildes wieder herzustellen; so zeigt sich auch hier ein Leitfaden, das Verlorne zu ergänzen, das Zerstückte wieder zusammenzusetzen, und die Aussicht zu einer nicht ganz unvollständigen Geschichte der griechischen Frauen.

Plato sagt uns von der äußern Lage der Diotima nichts weiter, als daß sie aus Mantinea war [4]: er erwähnt ihrer in keinem seiner noch vorhandnen Gespräche, außer dem genannten.

[4] Sympos. p. 248.

Bei ältern Schriftſtellern finde ich keine Spur, und die ſpätern begnügen ſich meiſtens ſie zu nennen. Wir müſſen alſo zu Vermuthungen unſre Zuflucht nehmen. Eine ſchlüpfrige Bahn, auf der uns die ſorgfältigſte Prüfung leiten muß! — Die gewöhnliche Meinung iſt: daß geſittete Frauen bei den Griechen ohne Bildung, vom Umgange mit Männern ganz ausgeſchloſſen, ja unterdrückt und verachtet waren, und daß nur die Buhlerinnen höhere Bildung hatten und Umgang mit Männern genoſſen. Wer von dieſer Meinung voll iſt, und Plato's Geſpräch nur flüchtig lieſt, der wird unſre Frage ſehr raſch entſcheiden, und die Diotima ohne Zweifel für eine Hetäre erklären [5]), weil ſie eine ſehr ausgezeichnete Geiſtesbildung haben ſoll, und mit einem Manne Geſpräche wechſelt. Eine Erklärung, welcher ſich ſo wichtige Einwürfe entgegenſtellen, daß wir ſie durchaus verwerfen müſſen.

Das griechiſche Kleinaſien war das Vaterland der Hetären, das üppige Korinth ihr reichſter Sammelplatz und Athen die hohe Schule, wo ſie ihre höchſte Bildung und im Umgange mit den erſten Staatsmännern, wie Perikles oder Alcibiades, ſogar einen politiſchen Einfluß erreichten. Nach den heidniſchen Sitten und Gebräuchen ward hierin nichts anſtößiges gefunden; da ſelbſt die Tempel, wie zu Korinth voll von ſolchen Hierodulen waren. Die allgemeine Grundlage des alten Götterdienſtes war einmahl eine Vergötterung des materiellen Lebens; die höheren, geiſtigen Ideen, welche auch zerſtreut darin liegen, bilden nur die einzelne Ausnahme, das geheime, beſſere Saatkorn des Göttlichen auf dem wilden Acker der heidniſchen Sinnlichkeit. Jener Naturglauben mußte dahin führen, die Wolluſt als etwas ganz unverfängliches oder gleichgültiges zu betrachten; inſofern nur die bürgerlichen Geſetze, welche gegen den Ehebruch ſehr ſtrenge waren, nicht dadurch verletzt wurden. Die bürgerlichen Geſetze aber gingen die Hetären und Hierodulen nichts an, weil dieſe nicht frei waren, und am Staat keinen Theil hatten. In Jonien vornähmlich ſchien die Natur, der Himmel ſelbſt, zum Genuß einzuladen, zur Weich-

[5]) Dieß ſcheint unter andern in der bekannten Schrift: Ueber die Weiber, S. 27. zu geſchehen.

lichkeit zu verführen; und das Beispiel benachbarter üppiger Völker, wie der Lydier war kaum nöthig, um den Hang zur Sinnlichkeit noch mehr zu entwickeln. Die jonische Bildung ging mehr auf die Einbildungskraft und den Verstand, vernachlässigte dagegen die Sitten, welche daher schnell entarteten. Die älteste städtische Verfassung der Jonier war frei, aber die Freiheit des Einzelnen war durch keine weise Gesetzgebung in Schranken gehalten und zur Einheit geordnet. Diese Verfassung war frühe, ja eigentlich ursprünglich, oligarchisch; und schon Aristoteles hat bemerkt, daß die Weiber in Oligarchien sittenlos sind *). Sie artete bald in Tyrannei aus, und endigte schnell in Sklaverei unter fremden asiatischen Völkern; wo alsdann die ausschweifende Wollust noch um so mehr üppige Pflege und bereitwillige Diener fand. Selbst die Bürgerinnen lebten im griechischen Kleinasien sittenlos, wie das übereinstimmende Urtheil die Lesbierinnen beschuldigt. Natürlich fand sich dann keine größere Strenge bei solchen, in denen der Verlust der bürgerlichen Freiheit vielleicht das Gefühl der sittlichen Freiheit und der innern Würde schwächte, welche durch Abhängigkeit der Verführung preis gegeben waren, oder denen schändlicher Eigennutz die Unschuld noch unmündig raubte. Es darf uns daher nicht befremden, in den reichsten Städten Joniens, und überhaupt in den bevölkerten See- und Handelsstädten des festen griechischen Landes, eine zahlreiche Zunft von Weibern zu finden, die von dem Erwerbe ihrer Reize lebten und im Staate nicht nur förmlich geduldet wurden, sondern noch unter dem besondern Schutz der Gesetze standen, insofern sie, wie die Hierodulen, mit zu dem Tempelbienst gehörten und gebraucht wurden.

Die griechische Bildung aber, welche nur eine Bildung des Geistes und des Körpers zum Schönen und nach der Idee des Schönen war, mehr auf einen alten Naturbegriff gegründet, als nach dem innern Sittengesetz eingerichtet, erstreckte sich über das ganze Leben in seiner freiesten Entwicklung, und umfaßte alle Seiten der menschlichen Natur; daher das Edle in ihr sich so frei und groß entfalten konnte, während auch das Gemeine und

*) Polit. IV., 15.

Niedrige noch durch jenen eigenthümlichen Schimmer und künſtleriſchen Anſtrich von ſinnlicher Schönheit wenigſtens äußerlich veredelt ward. Dieſes findet denn auch ſeine Anwendung auf den Stand der Hetären, wie die Alten uns denſelben ſchildern, nach den einzelnen Sittenzügen und den allgemeinen Urtheilen über denſelben, ja es erklärt ihre ganze Anſicht davon. Der Stand ſelbſt erſchien wohl auch ihnen, als zum Looſe der Sclavinnen gehörend, als ein nicht geehrter, und erniedrigter; außerdem aber und an ſich fanden ſie nichts Naturwidriges oder gar die innere, göttliche Stimme des Rechts Beleidigendes darin. Dieß konnte auch um ſo weniger der Fall ſein, weil der ganze Stand und Zuſtand der Hetären bei den Alten genau mit ihrem Sclavenweſen zuſammenhing; und es doch ſelbſt für eine reinere und ſtreng ſittliche Beurtheilung einen großen Unterſchied machen würde, ob der unglückliche Zufall einer unfreien Geburt, oder die eigne ſchlechte Wahl zu jener erniedrigten Lebensweiſe der Hierodulen geführt habe.

Wie alles, was die Natur und das Leben hervorbringt, das Edle und Große, und das Niedrige und Verwerfliche, ſo war denn auch der Stand der Hetären in dem ſinnlichen Alterthum nicht ganz ausgeſchloſſen von der Bildung des Schönen, obgleich dieſe in ihrer ganzen Fülle nur ein Eigenthum der Freien ſein konnte; ja ſelbſt einiger Annäherung zum Edlen, und der beſſern ſittlichen Eigenſchaften wurden ſie, wie in den Schilderungen des Menander, nicht ganz unfähig geachtet. Treue Anhänglichkeit und Aufopferung gegen ihre Beſchützer, und liebenswürdige Bildung und geſellige Eigenſchaften wurden an den Hetären gerühmt, die ſinnliche Verbindung aber ſelbſt für etwas ganz Erlaubtes gehalten, wo die Ehe ſelbſt nur bürgerlich, und die innere Bedeutung und Heiligkeit eines ſolchen Bandes nach dem ſinnlichen Naturglauben noch gar nicht erkannt oder verſtanden war. Gleich tief unter dem freien Erguß eines begeiſterten Herzens, und gleich weit über gefühlloſe Nichtswürdigkeit, war das Leben der Hetären einer ſchönen ſinnlichen Kunſt zu vergleichen. Dieſe Lebensweiſe und Hetären-Kunſt empfing ihre erſte Ausbildung vielleicht in dem üppigen weichlichen Milet, ihre letzte Vollendung zu Athen.

Schon Solon, der gerechteste, weiseste, menschlichste aller griechischen, ja vielleicht aller Gesetzgeber des Alterthums, der was er nicht zu ändern vermochte, statt kraftloser oder verderblicher Verbote, gesetzmäßig zu ordnen versuchte, sicherte zwar die Sitten der Bürgerinnen durch strenge Strafgesetze gegen Ehebruch, Verführung und Verkupplung der Freien; gewährte aber den Hetären Duldung und Schutz. Ja er kaufte zuerst Mädchen für öffentliche Häuser, und stiftete der Venus Pandemos den ersten Tempel in Attika. „Eine herrliche, eine patriotische Erfindung!“ ruft der Komiker Philemon [1]) mit scherzhaftem Pathos aus. Die gleiche Absicht, das mindere Uebel zu dulden, um das größere zu verhüten, hat für diesen Fall wohl auch in andern Gesetzgebungen obgewaltet; und unverkennbar hatte auch Solons Hetärenduldung den Zweck, daß die Ehe desto strenger und unverletzt erhalten würde. Auf der andern Seite aber müssen wir seine Hetärengesetze auch in Verbindung stellen, mit der im ganzen Alterthum so auffallend seltnen, milden Schonung, welche der Solonischen Gesetzgebung gegen den Stand der Sclaven, der Fremden und Unfreien überhaupt eigenthümlich war; da das ganze Kapitel von den Hetären nach der Ansicht und Eintheilung der alten Gesetzgeber, mit zu dem Sclaven- und Fremdenwesen gehört. Der menschenfreundliche Solon gewährte den Unglücklichen, welchen die Geburt die Rechte der Bürgerinnen versagte, oder ein Zufall sie entriß, das einzige was in seiner Macht stand, wenigstens öffentliche Duldung. Der menschliche Geist des Attischen Volks bestätigte das Gesetz Solons, und gewährte ihnen öffentliche Schonung; und so fiel wenigstens ein Grund der Nichtswürdigkeit weg, indem rettungslose Verachtung nicht zur sittlichen Abstumpfung führte. Das öffentliche Urtheil zu Athen erkannte das Gute und Schöne unter jeder Gestalt, und ließ keinen menschlichen Zustand als ganz fremd und von der menschlichen Theilnahme ausgeschlossen betrachten. Wie oft und wie leicht konnte, bei der Art der alten Kriege, ein grausamer Zufall Mädchen, die im Bewußtsein der bürgerlichen Freiheit und in edeln Sitten erzogen

[1]) Athen. Deipnos. ed. Casaub. lib. XIII. p. 569. fin.

waren, in das Schicksal und die Lebensart der Sclavinnen stürzen! Und auch bei diesen war die erste Veranlassung ihrer Lebensart nicht sowohl eigne Schuld, Sinnlichkeit oder Eigennutz, als das Unglück der Geburt.

So wird es begreiflich, wie es eine Eigenthümlichkeit des seinen Menander, des Philosophen der neuen Komödie, sein konnte, die Hetären fast immer gut und edel darzustellen; so wird es begreiflich, daß wir sie oft in einer dauernden Verbindung mit Männern antreffen, in welcher sich, mit der Anmuth der Geliebten, die ernste Thätigkeit der Frau, die Würde der Mutter vereinigt, und welcher zur Ehe nur die bürgerliche oder priesterliche Weihe fehlte, da die bürgerliche Ehe ein Vorrecht der Freien blieb. So lebten fast die meisten spätern attischen Philosophen in einer Art von natürlichen Ehe mit Hetären. Wenn gleich nicht alles wahr ist, was nachlässige, stumpfsinnige, oder lügenhafte Sammler nach unbestimmten Geschichten des Tages erzählen, oder Komödiendichtern, welche sagten, was das Volk, das den Philosophen sehr abgeneigt war, gern hörte, nachgeschrieben haben; wenn gleich die Sitten nicht aller Philosophen gleich strenge waren, obwohl ohne Vergleich reiner, als die der übrigen Menge; so bleibt diese Thatsache an und für sich doch immer befremdend. Der Grund dieser Sonderbarkeit aber ist dieser: die Philosophen hatten die größte und gerechteste Abneigung gegen bürgerliche Heirathen. Eine Familienverbindung war von einer politischen unzertrennlich; wer häusliche Geschäfte führte, konnte den öffentlichen nicht entsagen. Und so wurden sie denn durch eine Heirath in den trüben Strudel des öffentlichen, geschäftigen Lebens fortgerissen, wo damahls wenigstens Eigennutz und Sinnlichkeit, Betrügerei und Zwietracht, sich in ewigem kleinlichen Kreise drehten. Um ungestört zu denken, und nach ihren Grundsätzen zu leben, mußten sie sich dem vergifteten Strome der politischen Thätigkeit entreißen; und dieß konnte nur auf solche Weise ganz geschehen.

Im Allgemeinen waren zwar die, welche der Rechte der Bürgerinnen entbehrten, auch frei von ihren Pflichten; aber Gesetzlosigkeit war zu Athen nicht auch Sittenlosigkeit, und selbst

Sittenlosigkeit kann bei jedem gebildeten Volke noch so viele Bruchstücke des Guten und Schönen retten, daß sie ein der Achtung nicht ganz unähnliches Gefühl einflößt. Römische Laster sind nicht selten noch mit einer Willensstärke, einer selbstständigen Kraft gepaart, welche die ursprünglich große Anlage und Gesinnung verräth, die nur einer bessern Richtung bedurft hätte. Die griechische Bildung zeigt dagegen auch in ihrer Verderbtheit eine Regsamkeit jeder einzelnen, eine Vollständigkeit aller Kräfte des Gemüths, eine Fülle in freier Einheit, gegen welche die römische Größe nur roh und dürftig am Geiste erscheint.

Die milesische Aspasia war es vorzüglich, welche die attischen Hetären lehrte, sich durch Geist und Schönheit, Unabhängigkeit, durch die feinste Cultur aber öffentliche Achtung zu erwerben; sie, deren Umgange die größten Männer ihres Zeitalters selbst ihre schönste Bildung verdankten. In dem Menexenus des Plato, nennt Sokrates diese Freundin des Perikles, „seine Lehrerin in der Beredsamkeit; sie haben viele andre große Redner gebildet, und auch den vollkommensten, den Perikles *)." Durch die Aspasia ward diese gesellige Lebensweise ganz zur Kunst des schönen Umgangs ausgebildet; und wie etwa ein Meister der Mahlerei oder Plastik seinen Geist nicht nur in eignen Werken ausdrückt, sondern auch in seinen Schülern fortpflanzt, so ging auch von ihr eine ganz neue Form und Sittenweise des geselligen Lebens zu Athen aus. Wie in den Werken der Poesie oder der Beredsamkeit, wie in der bildenden Kunst und Musik, wie in jedem Theile der sittlichen Bildung und des öffentlichen Lebens, so entspricht auch dieses gesellige Verhältniß in dem Gange seiner Entwicklung dem Charakter und Styl der verschiedenen Zeitalter und Stufen des atheniſchen Staats und des herrschenden öffentlichen Geistes, die wir auch in dem Charakter der berühmtesten Hetären wieder finden und deutlich gewahr werden, so sonderbar dieß auch anfangs scheinen mag. Aspasia versetzt uns in das würdevolle Zeitalter des großen Perikles; Lais fällt zusammen mit der schwelgerischen Zeit des Alcibiades; Thais aber, und die

*) Plat. Vol. V. p. 277.

andern Charaktere, wie sie Menander geschildert hat, tragen ganz das Gepräge jenes Zeitalters der feinsten Geistescultur, die aber schon in das Schwächliche herabgesunken war. Von den Hetären aus dieser letzten Zeit haben wir die vollständigsten Darstellungen im Terenz und Plautus; und die Hetärengespräche Lucians stimmen mit ihnen so sehr überein, daß man wohl annehmen darf, Lucian, oder der Vorgänger, welchem er folgte, hatten Schriftsteller der neuen Komödie vor Augen. Die neue attische Komödie fiel in das Zeitalter des feinen Styls; und nachdem der komischen Dichtkunst die Darstellung des öffentlichen Lebens entrissen war, blieb ihr nur die Darstellung des einzelnen Lebens übrig, an dessen Leidenschaften, und Verwicklungen die Hetären eigentlich mehr Antheil hatten, als die Matronen; nachdem das ganze Eheverhältniß im Alterthum einmahl so ganz irrig gestellt war.

Plato und Xenophon bezeugen es, daß Sokrates mit der Aspasia umgegangen ist; auch wird ihr ein scherzendes Gedicht an den Sokrates, über seine Neigung zum Alcibiades, zugeschrieben [9]). Man könnte denken, dieß sei nur eine Ausnahme gewesen; weil Aspasia durch ihre Freundschaft mit dem mächtigen Perikles ein öffentliches Ansehen, ja sogar einen Einfluß in die Staatsgeschäfte erhielt, welcher dem mancher königlichen Geliebten in einigen neuern Monarchien nicht ganz unähnlich ist. Es findet sich aber noch ein andres Beispiel, welches diese Auslegung nicht zuläßt. Als man mit Sokrates einmahl von der Theodote sprach, „einer schönen Frau, die mit ihrer Gunst freigebig, und deren Schönheit unbeschreiblich sei; die Mahler drängten sich herbei, um sie zu zeichnen, deren Auge sie ihren schönen Körper sehen ließ," so besuchte auch er sie mit seinen jungen Freunden, indem er sagte: „das Unbeschreibliche könne man ja aus Beschreibungen nicht kennen lernen [10]). Auch zu unsrer Zeit mögen die Künstler der schönen weiblichen Modelle nicht wohl entbehren; indessen gehört doch die volle Sittenfreiheit des Alterthums dazu, welche aus einem durchaus verschiedenen Grundbegriff von diesem ganzen

[9]) Athen. V. p. 219. [10]) Xenoph. Memor. III, p. 618. ed. Leuncl.

Verhältnisse und Stande hervorging, um diese Unbefangenheit des weisen und unstreitig auch in seinen Sitten sehr ernsten und strengen Sokrates in diesem Falle nicht unschicklich oder auch nur erklärbar zu finden; ohne daß man ihn desfalls eines besondern Cynismus beschuldigen oder etwa mit dem Diogenes zusammenstellen dürfte, „jenem weisen Hunde," wie ihn ein Alter nennt, „der mit männlichem Sinn sein nacktes Leben ausarbeitete."

So wenig aber von dieser Seite nach den Sitten des Alterthums etwas im Wege stehen würde, da Sokrates ja sogar diese Theodote, eine anerkannte Hetäre, zu sehen nicht für unanständig gehalten hat; so kann man doch der Meinung durchaus nicht beistimmen, daß auch jene vom Plato hochgepriesene Seherin Diotima eine Hetäre gewesen.

Wäre aber dieß der Fall, so wäre es schon sonderbar, daß der Nahme der Diotima in keinem von den ziemlich weitläuftigen Hetärenverzeichnissen zu finden ist, und daß Plato von einer Buhlerin, die so unbedeutend war, daß kein Anekdotensammler, kein Literator von ihr wußte, so viel Wesen macht. Vollends unmöglich konnte sie aber von der Liebe dann so reden, und Plato sie so reden lassen. Von der Lais, welcher eben jener Diogenes den Preis der Ueppigkeit unter den griechischen Hetären zuerkannte [11]), sagt uns ein Epigramm ausdrücklich, „daß sie ihre allerverbreitete Gunst nach dem Gewinn ordnete" [12]). Wenn wir aber auch von diesem üblen Umstande hinwegsehen, und uns das sittliche Verhältniß der Hetären so denken, wie es nur immer in den bessern Ausnahmen am allergünstigsten geschildert werden kann; so bleibt doch für eine bloß sinnliche Liebe des Schönen immer nur die unterste Stufe Diotimens das höchste Ziel. Die Schönheit der einzelnen Gestalten nähmlich ist, nach der Lehre der Seherin, die unterste Stufe auf der Leiter zum Ziele der Liebeskunst, dem unvergänglichen und allgemeingültigen Schönen, in dessen Genuß das Leben erst Leben genannt zu werden verdient. Der Strom ihrer Rede ergießt sich mit der heiligen Begeisterung, die keine Venus

[11]) Schol. ad Aristoph. Plut. v. 179. [12]) Anthol. Graec. cur. Jacobs. II. p. 29.

Hetäre gewähren kann, und mit welcher der Gott der Seher und Künstler allein seine liebsten Günstlinge erfüllt. Auch war ihr Leben, nach dem Zeugniß des Platonischen Sokrates, dem Gotte der Harmonie geweiht; sie war die Priesterin des unsterblichen Sehergottes und verkündigte huldreich den Sterblichen, was der göttliche Jüngling ihrer reinen Seele vertraute. Mit diesem priesterlichen Amt war keine Hetäre bekleidet, diese heilige Kunst Apollo's übte keine Sclavin! Man wird viele Beispiele finden, daß Seher herumreisende Fremdlinge waren, aber keines, daß sie Sclaven gewesen. Nichts widerspricht den griechischen Sitten so sehr. Die kleinste heilige Handlung war bei den Griechen öffentlich und bürgerlich, und schon ein gottesdienstliches Fest war ein bürgerliches Vorrecht. Die Hetären waren von den eignen Festen der Bürgerinnen ausdrücklich ausgeschlossen. Es wird als eine Sonderbarkeit bemerkt, daß zu Korinth, wo Tausend solcher Mädchen von auserlesener Schönheit den Tempel der Venus schmückten [13]), nach einer alten Sitte, wenn der Venus ein großes Fest gefeiert ward, die Hetären Theil an demselben nahmen [14]); die aber dennoch von den Bürgerinnen abgesondert gewesen zu sein scheinen, und außerdem ihre eignen Aphrodisia hatten [15]). Ueberhaupt vergißt man es oft, oder bezweifelt es wohl gar, daß die Hetären fast nie Freie waren. Die Mädchen wenigstens, welche Solon kaufte, oder deren eine bestimmte Anzahl der Göttin zu weihen, korinthische Bürger nicht selten das Gelübde thaten [16]), waren doch nicht frei? Zu Athen verlor jede freie Person, welche um Geld feil war, die Bürgerrechte, und der Kuppler ward am Leben gestraft; auch durch den Ehebruch verloren die Frauen das Recht, an den Festen der Bürgerinnen Theil zu nehmen; und wir können von dieser Seite der atheniſchen Gesetzgebung keinen Vorwurf machen, daß sie nicht hinreichend strenge gewesen.

---

[13]) Strab. libr. VIII. p. 580. seqq. ed. Casaub. Amst. 1707. fol. [14]) Athen. libr. XIII. p. 573. fin. [15]) Athen. ibid. p. 574. [16]) Wie jener Xenophon, an dessen der Göttin gelobte und geweihte Hetären Pindar einen Gesang dichtete, von dem noch ein Bruchstück vorhanden ist. Athen. p. 574.

Diotima ist also keine Hetäre. Entweder steht sie unerklärlich und einzeln in der griechischen Geschichte da; oder es gab, gegen die gewöhnliche Meinung, noch außer den Hetären, eine andere Klasse von griechischen Frauen, in welcher jene Geistesbildung möglich war, welche ihr Gespräch voraussetzt; und es ist das Vorurtheil ungegründet, als ob bei den Griechen von dem weiblichen Geschlecht nur die Hetären eine ausgezeichnetere Geistesbildung gehabt hätten.

Da Proklus, ein später aber nicht unbelesener Schriftsteller, in seinem Commentare zu der Republik des Plato, über dessen Lehre von der weiblichen Erziehung redet, sagt er: der Satz, daß die Vollkommenheit und Bestimmung beider Geschlechter nur eine und dieselbe sei, habe den Platonischen Sokrates bewogen, für beide Geschlechter die gleiche Erziehung zu bestimmen: die Veranlassung dazu habe ihm aber die Erfahrung gegeben. Hier beruft er sich auf das Leben der Pythagorischen Frauen, und nennt unter denselben, neben der Theano und Mycha, auch die Diotima [17]). Aber durch diese Erklärung ist unsre Frage, scheint es, nur allgemeiner und verwickelter geworden; denn die Nachrichten von Pythagoras und seinem geheimen Bunde sind zwar zahlreich, aber eben so unsicher als unbestimmt. So sind auch die Nachrichten von diesen Pythagorischen Frauen, über welche der attische Philochorus geschrieben hatte, theils sehr unbestimmt, theils haben sie nur späte Gewährsmänner. Anerkannt aber ist es, daß unter den Freunden und Nachfolgern des Pythagoras nicht nur Männer, sondern auch Frauen sehr berühmt wurden, deren Jamblichus siebzehn nennt [18]). Seiner Tochter Damo soll Pythagoras seine Schriften hinterlassen haben. „Der Leidenschaft, welche ihn an die Theano" — eine Philosophin, der man auch Gedichte zuschrieb [19]) — „fesselte," erwähnt der Dichter Hermesianax in der merkwürdigen Elegie [20]), deren historischer Theil jedoch nicht ohne dichterische Freiheit oder Nachlässigkeiten ist. Einigen dieser Pythagorischen Frauen wurden in sehr späten Zeiten wissenschaftliche Werke untergeschoben,

[17]) Proclus in Polit. Platonis, p. 420. lin. 9. seqq. ed. Basil. 1534. fol. [18]) Cap. ult. [19]) Clem. Alex. Strom. I. p. 133. [20]) Athen. XIII. p. 599. A.

aus denen sich Bruchstücke beim Stobäus finden. Von andern erzählt man Heldenthaten, die an das Wunderbare gränzen, treffende Antworten, oder philosophische Sittensprüche. Die Prüfung des Einzelnen geht uns hier nichts an. Das Allgemeine aber, was alle jene Nachrichten übereinstimmend, entweder ausdrücklich bestätigen, oder stillschweigend voraussetzen, hat einen sehr glaubwürdigen und einsichtsvollen Zeugen für sich, den Dikäarchus [21]; daß nähmlich Pythagoras auch eine Gesellschaft von Frauen vereinigte, und daß nicht Männer allein, sondern auch Frauen seine Schüler waren. Er unterrichtete bei seiner Ankunft zu Kroton auch die Weiber [22]. Sie genossen also eine höhere Bildung, als sonst griechische Frauen, ja sogar eine wissenschaftliche. Daraus scheint nothwendig zu folgen, was auch andre Nachrichten stillschweigend voraussetzen, daß sie vom Umgange mit Männern nicht ausgeschlossen waren. Also schon Ein Beispiel gegen die gewöhnliche Meinung! Ueber ihre öffentlichen Verhältnisse, und ihre häusliche Lebensart, haben wir so wenig wie über die Gesetzgebung des Pythagoras überhaupt, bestimmte Nachrichten. Waren sie etwa nicht bloß in ihrer Erziehung, sondern auch in ihren Rechten und Pflichten, von den andren griechischen Frauen verschieden?

Es springt in die Augen, daß dieser, wenn gleich unbestimmte, Begriff mit unsrer Diotima sehr gut übereinstimmt. Er erklärt ihre wissenschaftliche Bildung, ihren philosophischen Geist. Das Amt der Seherin, ihre Sprache, die sich zwar ganz in die reinsten Ideen auflösen läßt, aber doch nicht ohne einige Aehnlichkeit mit der Sprache der Mysterien ist, verträgt sich recht wohl mit der Eigenthümlichkeit des Pythagorismus, wie er kurz vor oder auch noch zur Zeit des Plato sein mochte. Auch davon, daß es um die Zeit des Sokrates und Plato noch Pythagorische Frauen selbst in Griechenland geben mochte, findet sich eine Spur. Unter den vielen Komödien über die Pythagoräer, die auf der attischen Bühne gegeben wurden, führt Athenäus ein Stück unter dem Nahmen der Pythagorizusen von Kratinus an, ohne je-

[21]) Vit. Pythag. Porphyr. ed. Küst. p. 21., ex Dicaearcho. [22]) Jambl. cap. XI.

doch zu bemerken, ob es der ältere, der Aeſchylus der alten Komödie, oder der jüngere Dichter gleiches Nahmens geſchrieben habe; und eine Komödie mit derſelben Benennung vom Alexis erwähnt Diogenes.

Aber ſelbſt Dikäarch iſt ein ſpäter Zeuge; und da die Reſultate der Unterſuchung ſo unbeſtimmt ſind, ſo kann es nicht überflüſſig ſcheinen, ihnen durch Analogie eine doppelte ſehr ſtarke Beſtätigung zu geben. Dieſe finden wir erſtens in den Meinungen der Philoſophen, vorzüglich des Plato, über Weiblichkeit und weibliche Erziehung; und nächſtdem auch in den lakoniſchen Sitten, dem zweiten Beiſpiele gegen die herrſchende Vorſtellung von dem Mangel aller höheren Bildung bei dem weiblichen Geſchlecht im griechiſchen Alterthum. Man denke ſich den Pythagoriſchen Bund etwa als einen frühen noch rohen Verſuch, die Sitten und den Staat den Ideen einer höhern Vernunft gemäß einzurichten, Philoſophie mit doriſcher Politik und Muſik zu vereinigen, und dem überwiegenden Hang zur Demokratie entgegenzutreten, nicht ohne Vorliebe für ägyptiſche Kaſten-Abſonderung. Nur Geſetzgebung und öffentliche Erziehung ſichern gegen Oligarchie, und öffentliche Tugend iſt die einzige Aegide der Demokratie gegen Ochlokratie und Tyrannei; drei Ungeheuer, welche damahls Griechenland verheerten. Pythagoras gründete die Verfaſſung ſeines philoſophiſchen Bundes, am meiſten auf die doriſchen Sitten, und die damit verbundene Ariſtokratie. Ein Verſuch, welcher aus der dreifachen Urſache mißlang, weil erſtlich der griechiſche Charakter überhaupt mit ägyptiſcher Kaſteneinrichtung, und auch das doriſche Leben mit dieſer Philoſophie nicht recht vereinbar war, und endlich weil der Strom des demokratiſchen Zeitgeiſtes alles unaufhaltbar mit ſich fortriß. Was iſt demnach die politiſche Philoſophie Plato's, in welcher wir alle dieſe Züge wiederfinden, anders als die reife, vollſtändige Ausbildung des Pythagoriſchen Keimes? In der Platoniſchen Politik werden wir alſo die Erläuterungen und Beſtätigungen der Pythagoriſchen zu ſuchen haben.

Wenn ſich irgend etwas aus der Geſchichte des Pythagoras und ſeines Bundes als gewiß oder wahrſcheinlich annehmen läßt; wenn es einen Leitfaden giebt, den Weg aus dieſem Labyrinthe

zu finden, so ist es dieser: die Pythagorische Lehre und Lebensordnung war ganz im dorischen Styl, für dorische Sitten, und für dorische Staaten entworfen. Die geschichtlichen Züge von den Sitten und dem Leben des Pythagoras und seiner Nachfolger verrathen unverkennbar jene milde Großheit, als das unverkennbare Merkmahl des dorischen Sitten-Styls. Zu Kroton hatte er selbst seinen Sitz, hier stiftete er seinen Bund, hier war der Mittelpunkt der Gesellschaft. Die höchste Blüthe der Gymnastik aber zu Kroton scheint auf die dorischen Sitten, und die nach dem Zeugniß des Dikäarchus aristokratische Verfassung der tausend Geronten [23]) auf dorischen Ursprung zu deuten. Darf man annehmen, daß diese, nach den Berichten des Herodot und Strabo's, achäische Kolonie, an welcher jedoch nach andern Berichten auch die Spartaner einen Antheil hatten, in Folge dieser Beimischung und dieses daher vorherrschenden Einflußes in Sitten und Charakter eine dorische gewesen, oder mehr und mehr geworden sei; so wird sich auch der heftige Nationalhaß von Kroton gegen Sybaris, besser begreifen lassen. Sybaris war halb [24]) achäisch und ganz demokratisch, wie die Verjagung der Reichen zur Zeit des Pythagoras bestätigt; und der König Telys bei Herodot [25]) war, nach einem öfter von ihm gebrauchten Ausdruck, ein demagogischer Tyrann, dessen Herrschaft gestürzt und dessen Anhänger ermordet wurden [26]). Sybaris scheint der Gesellschaft des Pythagoras abgeneigt gewesen zu sein, wie der Krieg mit Kroton, während der Weltweise daselbst herrschte, und die Sage zu beweisen scheint, er sei zuerst bei Sybaris ans Land gestiegen, habe aber seinen Entschluß bald geändert [27]). Der andre Staat, wo der Pythagorische Bund hauptsächlich blühte, Tarent, war eine lakonische Kolonie, und ward erst spät, kurz nach dem persischen Kriege, demokratisch [28]). Da nun die dorischen Sitten zu Sparta sich am reinsten erhielten, und die höchste Bildung und Blüthe erreichten, da auch die Nachrichten hier wenigstens zahlreicher sind; so dürfen

[23]) Ap. Jamblich. 15. Porphyr. 18. [24]) Arist. Polit. V. 3. [25]) Terpsich. 44. [26]) Athen. XII. p. 521. fin. ex. Heracl. Pont. [27]) Jamblich. 36. [28]) Aristot. Polit. libr. V. cap. 3.

wir hoffen, auch in den lakonischen Sitten Erläuterung für die Geschichte der Pythagorischen Frauen zu finden.

Die verschiednen Systeme der griechischen Philosophie, das jonische, welches auf die Natur gegründet war, das skeptische, welches in die Sophistik entartete, und das geistige, welches auf der innern Anschauung der Idee beruhte, entstanden nicht auf einmahl, sondern bildeten sich allmählich und zusammenhängend aus, indem auch der Philosoph wie der Dichter oder der Bildner seinem Meister folgte, und so das angefangene Werk seines Vorgängers vervollkommnete. Daher sind in der Lehre von der weiblichen Bestimmung und der weiblichen Erziehung, die größten Sittenlehrer und Staatsdenker von jenem System, welches von der Idee ausgeht, unter den Griechen von den frühesten Zeiten bis in die spätesten so übereinstimmend. Daher hat vielleicht schon Pythagoras, der Vater jener tiefsinnigen Ideenlehre und des darauf gegründeten idealen Staats und Lebens unter den Griechen, den ersten Keim dazu erfunden, die ersten Umrisse entworfen, aus denen nachher die Meinungen und Lehren des Plato und der Stoiker sich gebildet haben. Nicht nur Plato verwarf in seinem Entwurfe eines vollkommnen Staates die Ehe, und forderte Gemeinschaft der Weiber wie der Güter; sondern auch Diogenes der Cyniker, Zeno, und Chrysippus, die Fürsten der Stoa, stimmten dieser Meinung bei [20]); welche von uns darum, weil sie unsre Eigenthümlichkeit beleidigt, noch nicht sogleich für vernunftwidrig gehalten und erklärt werden sollte, ehe wir die eigenthümlichen Sitten, die ganze Lage des weiblichen Geschlechts bei den Griechen, und ihre in dieser Hinsicht so durchaus fehlerhafte Lebenseinrichtung zur Genüge erkannt und geprüft haben, aus welchen, als das andre Extrem, die entgegenstehende Idee der Philosophen eigentlich hervorging. Es ist aber leichter, diese zu verspotten oder geringzuschätzen, als ihren tieferen Sinn zu verstehen; die Forderung nähmlich, daß die Weiblichkeit wie die Männlichkeit der höhern Menschlichkeit untergeordnet sein soll; und die von jenen Philosophen so tief erfaßte, dem ersten Grunde nach

[20]) Diog. Laert. lib. VII. cap. 7. §. 65.

aber schon in der dorischen Verfassung liegende Lehre und Idee, daß eine vollständige Gemeinschaft des ganzen Lebens das Wesen des Staats ist, deren erste Bedingungen nur Gesetzmäßigkeit und Freiheit sind. Was aber widerspricht dieser so schneidend, als die Absonderung der Ehe und des Eigenthums? Es lag in der Natur dieser Idee, daß sie niemahls wirklich werden konnte; und nach Plato's eignem Geständniß gehört dieß für die Zeit, „wo die Weisen herrschen, oder die Herrscher Weise sein werden;" eine Zeit, welche aber in diesem Sinne wohl niemahls erscheinen, noch auch wünschenswerth ausfallen dürfte. Ich erwähne dieses nur, weil es in Verbindung steht mit den Meinungen Plato's und der Stoiker über weibliche Bestimmung und weibliche Erziehung, welche uns die Nachrichten von den Pythagorischen Frauen erläutern und bestätigen können; indem man die solchen eigenthümlichen Meinungen zum Grunde liegende Idee in ihrer ganzen Schärfe und nach dem auffallenden Extrem, wohin sie geführt hat, auffassen muß, um auch jene richtig zu beurtheilen. Zwar fand noch eine Verschiedenheit zwischen der Lehre des Plato und der Stoiker [30]) Statt, die aber für unsern Zweck gleichgültig ist. Genug, beide behaupteten, die Bestimmung des männlichen und weiblichen Geschlechts sei die nähmliche; und der Stoiker Kleanthes schrieb ein eignes Werk darüber, daß die männliche und weibliche Vollkommenheit nur eine und dieselbe sei [31]). Plato fordert in seinem Entwurfe eines griechischen Freistaats, daß die öffentliche Erziehung sich auf die Frauen erstrecke; sie sollen an der Gymnastik und Musik, an den öffentlichen Gesellschaften, kurz an der Bildung, an den Pflichten, aber auch an den Rechten der Männer Theil nehmen. Die griechische Geschichte hat die Rechtmäßigkeit dieser Forderung vollkommen bestätigt, und die Ideen und gesetzgebende Weisheit Plato's nach der damahligen Lage der Welt und der Dinge insoweit wenigstens gerechtfertigt; indem der sittliche Zustand und Charakter des weiblichen Geschlechts in den dorischen

[30]) Proclus in Polit. Plat. p. 416. [31]) Diog. Laert. libr. VII. cap. 5. §. 6.

Staaten unstreitig viel edler entfaltet und glücklicher eingerichtet war, als in den jonischen Ländern oder nach den athenischen Sitten. Die Vernunft sagt uns, daß ein Staat, in welchem die Ordnung des Ganzen und die Freiheit der Bürger nur auf Kosten und mit der sittlichen Unterdrückung und Vernichtung der einen Hälfte des menschlichen Geschlechts erreicht wird, sehr unvollkommen sei; und die Erfahrung lehrt, daß ein Staat, wo die öffentliche Erziehung nicht den ganzen Menschen umfaßt, nothwendig sehr bald entarten muß. Die Peripatetiker waren der entgegengesetzten Meinung [82]); Aristoteles tadelt nicht nur die Platonischen Grundsätze und die lakonischen Sitten in dieser Rücksicht, sondern er kann sich auch über den geringern Werth und die mindere Fähigkeit der Weiber nicht hart genug ausdrücken [83]). Eine ähnliche Stelle beim Lucretius [84]) ist doch vielleicht nicht hinreichend, um vermuthen zu dürfen, daß Epikur in diesem Stücke wie Aristoteles dachte, obwohl es sonst nicht unwahrscheinlich ist.

Mit den Meinungen Plato's, der die spartanischen Sitten in diesem Stücke nur insofern tadelte, weil sie auf halbem Wege stehen blieben, und mit dem Versuche des Pythagoras, stimmen die Sitten der lakonischen Frauen sehr gut überein. Die Jungfrauen hatten Theil an der öffentlichen Erziehung [85]), und an der Gymnastik und Musik, welche den Umfang auch der männlichen Bildung in Sparta erschöpften. Die Frauen entsagten zwar den gymnastischen Uebungen, und führten die Aufsicht über die häuslichen Geschäfte, ohne jedoch mit weiblichen Arbeiten sich so sehr zu beschäftigen, wie etwa die attischen Frauen; nahmen auch keinen Antheil an den bürgerlichen Gastmahlen, aber doch an der Gesellschaft der Männer, und genossen auch die öffentliche Achtung in sehr hohem Maaße. Die spartanische Sittengeschichte konnte aus bekannten Ursachen sehr leicht verfälscht werden, welches frühe geschah, indem schon ältere Philosophen durch ihre Vorliebe für dorische Gesetzmäßigkeit und dorische Kraft den

[82]) Procl. ibid. [83]) Aristot. Poët. cap. 15; Hist. animal. libr. IX. cap. 1. [84]) Lucret. V. 1354. seq. [85]) Plat. de legg. VII. p. 357.

ſpätern Declamatoren Anlaß dazu gaben. Wer alſo alle Geſchichten Plutarchs vom Heldenmuthe der Spartanerinnen unbedingt annehmen wollte, der würde nur beweiſen, daß er nicht prüfen könne; wer alle unbedingt verwerfen wollte, daß er nicht zu unterſcheiden wiſſe. Auch laſſen ſich nicht ſelten ohne Sehergabe, die alten ächten Erzählungen von den ſpätern Schulübungen, bei dieſem Schriftſteller unterſcheiden, welche letztern nach Art der ältern erfunden wurden; wie z. B. die älteſte einfache Sinnſchrift auf eine lakoniſche Mutter, die ihren in der Schlacht flüchtig gewordenen Sohn ſelbſt umbrachte, von den beiden ſpätern. [36]). Worin alle Nachrichten mit den älteſten und beſten übereinſtimmen, das läßt ſich wohl als wahrſcheinlich vorausſetzen: daß nähmlich die lakoniſchen Frauen zu der Zeit, da die Sitten noch nicht entartet waren, von hoher Vaterlandsliebe beſeelt, und ſogar fähig waren, derſelben die Muttergefühle aufzuopfern. So einzig dies in der Geſchichte bleibt, ſo iſt es dennoch nicht unwahrſcheinlich. Denn zu Sparta ward überhaupt die Natur dem Geſetz und der Liebe aufgeopfert. Kein Trieb der Natur und keine ſittliche Gewohnheit iſt wohl ſo mächtig als die Schamhaftigkeit; daher kann man es als den eigentlichen Moment betrachten, wo ſich die Eigenthümlichkeit der helleniſchen Sitte und des doriſchen Lebens, von der ältern mehr aſiatiſchen oder auch joniſchen Gewohnheit völlig losriß, und in eigner Geſtaltung abgeſondert hinſtellte, als die Spartaner in ihrer Begeiſterung für dieſe gymnaſtiſchen Feſte, die Kleidung abwarfen, und nackend ihre Kampfſpiele feierten; und der große Hiſtoriker ſelbſt hat es gar wohl, als eine entſcheidende Epoche helleniſcher Sittenentwicklung deutlich bezeichnet [37]). Anfänglich ſchien dieſe öffentliche Nacktheit der Männer ſelbſt den Griechen, wie den andern Völkern und Aſiaten jederzeit, unanſtändig und lächerlich, bis dieſe künſtleriſche Begeiſterung und eigenthümlich doriſche Idee des Schönen ſiegte, und nun überall zur Gewohnheit wurde [38]). Die andern Völker und auch die Jonier hielten die Männerliebe für ſchändlich, welche ſie nur als Laſter kannten [39]);

[36]) Plutarch. Apophth. Lacon. et Brunckii Analecta, II. p. 115. [37]) Thucyd. I. 6. [38]) Plat. Rep. V. vol. VII. p. 9. [39]) Sympos. Plat. p. 186.

bei andern doriſchen Völkern, wie zu Elis und bei den Böotern war es, wie Plato und Xenophon tadelnd bemerken [40]), nur die ſinnliche Liebe ſchöner Geſtalten, was in jenen gymnaſtiſchen Spielen der Jünglinge dabei vorwaltete. Die Lacedämonier aber, rühmt man, unterſchieden den himmliſchen Amor von dem irdiſchen, und die Seele ihrer Liebe war Tugend und Bildung.

Die gymnaſtiſchen Uebungen der Mädchen, mit leichter oder ohne alle Bekleidung, widerſprachen allerdings den joniſchen und aſiatiſchen Sitten, und mit unſern Begriffen und Gewohnheiten ſteht jene Sitte ſo ſehr im Widerſpruch, daß man ſie kaum noch glaublich findet, und die Thatſache ſelbſt, obwohl mit großem Unrecht, hat in Zweifel ziehen wollen [41]). Der Geſundheit aber und der Geſtalt waren jene gymnaſtiſchen Uebungen des weiblichen Geſchlechts wohl nicht nachtheilig; denn die Schönheit, Geſundheit und große Bildung der lakoniſchen Frauen iſt aus vielen Zeugniſſen der Alten hinreichend bekannt. In ſpätern Zeiten hingegen konnten ſie die ohnehin eingerißne Sittenloſigkeit vielleicht verdoppeln. Der römiſche Kallimachus [42]) beneidet Sparta um die günſtige Gelegenheit, die zwangloſe Freiheit, welche die gymnaſtiſchen Spiele der Mädchen den Liebenden gewährten, und wünſcht Rom ähnliche Sitten. Es iſt nähmlich bekannt, daß die lakoniſchen Frauen, nachdem ihre Sitten entartet waren, an Ausſchweifungen, Herrſchſucht und Habſucht alle andre griechiſche Frauen übertrafen, und das Uebermaaß ihrer Laſter entſprach ihrer urſprünglich großen ſittlichen Kraft. Ariſtoteles hat ein kräftiges Gemählde davon entworfen [43]), welches in ſeinem Zeitalter vermuthlich ſehr treu war. Hatte er aber die Abſicht, unbedingt zu tadeln, und vermiſchte er die Zeiten, ſo läßt er ſich eher

---

[40]) Sympos. Plat. p. 185. Xenoph. Rep. Lac. p. 536. Leunclav.

[41]) Das gewöhnliche Beiwort der ſpartaniſchen Jungfrauen, φαινομηριδες, deutet ſchon auf eine ſehr leichte und freie Bekleidung. Noch mehr beweiſet aber für die Allgemeinheit der doriſchen Sitte, die Erklärung, welche ein Scholiaſt von dem Worte Δωριάζειν giebt: το γυμνας φαινεσθαι γυναικας. [42]) Propert. Eleg. III. 13. [43]) Aristot. Polit. libr. II. cap. 9.

entschuldigen, als rechtfertigen. Nachdem die Eigenheiten der griechischen Stämme sich verwischten, nachdem die Blüthe dorischer Tugend verwelkte, welches schon im peloponnesischen Kriege geschah, ging auch bald die bestimmte Kenntniß davon verloren. Da konnte man von der dorischen Tugend überhaupt sagen, was schon Eupolis von den dorischen Gesängen des Thebanischen Adlers sagte: „Sie sind verstummt, durch die Gefühllosigkeit des Haufens [43]." War sie auch nur kurz, so hat es doch eine Zeit gegeben, wo man in der Blüthe der dorischen Sitten und Tugend behaupten konnte, daß lakonische Frauen männliche Kraft und Selbstständigkeit, lakonische Jünglinge aber weibliche Bescheidenheit, Schamhaftigkeit und Sanftmuth besaßen [44]); nach dem Ideal des dorischen Lebens von der innern harmonischen Einheit der edelsten Menschennatur und Bildung.

Aber mußten nicht diese männlichen Uebungen der spartanischen Mädchen, wie die wissenschaftliche Bildung der Pythagorischen Frauen, die Weiblichkeit vertilgen? Sie scheinen uns so vernunftwidrig, wie die Behauptungen Plato's, und beleidigen unsre ganze Eigenthümlichkeit. Manche Eigenheit jener Sitten und Meinungen findet ihre Entschuldigung in der frühern Stufe der Wissenschaft und noch sehr mangelhaften Erkenntniß; manche andre, ihre völlige Rechtfertigung in der Beschaffenheit und Natur der griechischen Freistaaten. Trennen wir aber das Wesentliche vom Zufälligen, so ist der Grundsatz an sich wohl nicht verwerflich; die Weiblichkeit sollte wie die Männlichkeit zur höhern Menschlichkeit gereinigt werden; und der Versuch, wenn er gleich mißlang, bleibt immer ruhmwürdig, in den Sitten und im Staate das zu erreichen, was die Idealkunst der attischen Tragödie wirklich erreicht hat: das Geschlecht, ohne es zu vertilgen, dennoch der Gattung unterzuordnen. Die Richtung der griechischen Sitten ging auf das Nothwendige; die der unsrigen, auf das Zufällige und Einzelne. Nach der Idee des Alterthums sollte der Adel der Menschennatur überhaupt im Manne wie im Weibe vorwalten, die innere Kraft der Gesinnung und des Geistes, der Charakter

[43]) Athen. libr. I. p. 3. [44]) Xenoph. Rep. Lac. p. 537.

der Gattung ſollte die Oberhand haben über die beſondern und abweichenden Eigenſchaften der beiden Geſchlechter. Bei den Neuern iſt es dagegen grade umgekehrt; man kann die Weiblichkeit nicht weich und weiblich oder weibiſch genug ſchildern, und nimmt es auch ſo, als ob es ſo ſein müßte und gar nicht anders gebildet und geſtaltet werden könnte; eben ſo übertrieben, rauh und roh ſchildert und nimmt man auf der andern Seite die Männlichkeit. Was iſt aber wohl nach jener Idee von ſittlicher Schönheit und Harmonie, häßlicher als die überladne Weiblichkeit, was iſt widriger als die übertriebne Männlichkeit, die in unſern Sitten, in unſern Meinungen, ja auch in unſrer beſſern Kunſt, herrſcht? Auch auf die künſtleriſchen Darſtellungen, welche idealiſch ſein ſollen, wie auf die Verſuche, den Begriff der Weiblichkeit rein zu entwickeln, äußert dieſe neuere Denkart und Anſicht ihren ſtörenden Einfluß. Man betrachtet dabei die Beſtandtheile und beſondern Eigenſchaften der Weiblichkeit oder der Männlichkeit als nothwendige Eigenſchaften, welche die Freiheit des Gemüths vernichten würden. Sie ſind aber nur Hinleitungen oder Erleichterungen der Natur; und dieſe zu lenken, ohne ſie zu zerſtören, mit Schonung der Natur der Nothwendigkeit gehorchen, das iſt das höchſte Kunſtwerk der Freiheit. Man nimmt über dem in den Begriff der Weiblichkeit zu viel Merkmahle auf, die zwar aus der Erfahrung geſchöpft ſind, aber nur einer übertriebenen Weiblichkeit zukommen; indem man jene unbedingte Hingebung, und ein gänzliches Anſchmiegen an den allein ſelbſtſtändigen Mann, ohne allen eignen Willen und innern Beſtand, als den eigentlichen Vorzug des Geſchlechts aufſtellt und betrachtet. Man verſteht darunter nichts anders als die innere Charakterloſigkeit, welche das Geſetz ihre Sitten von einem fremden Weſen empfängt; und welche niemahls Tugend ſein kann, da nur freie Liebe und die Feſtigkeit der innern Geſinnung dieſe Nahmen verdienen. Zwar iſt die von Außen gegebne Einheit hier freilich vollendeter, als die ſelbſtthätige von innen mühſam erkämpfte Beharrlichkeit des Mannes. Aber eben der herrſchſüchtige Ungeſtüm des Mannes, und die ſelbſtloſe Hingegebenheit des Weibes, ſind ſchon übertrieben und häßlich. Nur ſelbſtſtändige Weiblichkeit mit ſittlicher Stärke vereint, nur ſanfte Männ-

lichkeit in milder Kraft, ist gut und schön. Dieses ist die wahre und gereinigte Idee der sittlichen Schönheit im weiblichen Charakter, so wie dieselbe in den Platonischen Verfassungsidealen und in der dorischen Sittenbildung zum Grunde lag; welche wir auch ungeachtet mancher Sonderbarkeit der spartanischen Einrichtungen und der Platonischen Gedanken, für jene Zeit und ganze Umgebung des Alterthums wohl als eine in ihrer Art große und gediegene, obgleich wie alle sittlichen Begriffe des Alterthums, nicht bloß unvollendet gebliebne, sondern auch in sich selbst schon ungenügende und einseitige Lebens-Idee erkennen müssen, sobald wir sie richtig verstanden haben.

Gegen die gewöhnliche Meinung haben wir also nun schon zwei Beispiele von griechischen Frauen kennen lernen, welche von der Gesellschaft und der Bildung der Männer nicht ausgeschlossen waren. Es giebt deren noch zwei; noch zwei Klassen von mehr als andre gebildeten griechischen Frauen. Die erste ist so bekannt, daß ich nur an sie zu erinnern brauche; die macedonischen Fürstinnen, vom Anbeginn der griechischen Weltherrschaft bis zur Zerstörung aller Griechisch-Asiatischen Reiche durch die Römer. Sehr häufig zwang diese Fürstinnen die Noth, oder verführte sie die Herrschsucht, an den Streitigkeiten, den Geschäften und Verbrechen des Ehrgeizes, und also auch an der Bildung ihrer Männer, Brüder und Söhne, Theil zu nehmen, oder wohl gar über große Völker selbst zu herrschen. Nach dem Tode Alexanders des Großen, wurden Sieg und Macht ein Preis des Tapfersten, des Kühnsten, des Verschlagensten. Im steten Kampf der heftigsten Triebe, im Ueberfluß aller Mittel, konnte sich alles Große entwickeln, was mit so unglücklichen Verhältnissen einer ganz ungeordneten Despotie, nach der wechselnden Militärgewalt in ununterbrochenem Partheienkrieg, irgend bestehen kann. Denn nur zu oft war die ungerechte Herrschaft auch der Preis des Schlechtesten unter allen den streitenden Partheien. „Wer seine Eltern oder Kinder nicht ermordete," sagt Plutarch, „dessen frommen Sinn bewunderte man; der Brudermord ward gleichsam als ein königliches Postulat, wie die Postulate des Geometers, und als allgemeingültig und zur Sicherheit nothwendig, von Jeder-

mann zugeſtanden [46])." Die glänzenden Verbrechen, die Seelengröße der Olympias, die hohe Bildung und der Geiſt der Kleopatra, ſind allgemein bekannt. Andre Fürſtinnen, die ſelbſt im Mittelpunkte der Verderbtheit gut und einfach blieben, verdienten bekannter zu ſein.

Die zweite Klaſſe begreift die lyriſchen Dichterinnen, deren Griechenland nicht wenige und nicht unberühmte hatte. War es nicht eben ſo wohl Sappho und Erinna, wie Alcäus, welche in der Blüthezeit der lyriſchen Kunſt, Lesbos zum ſchönſten Garten der Muſik machten? Aber auch außer Lesbos, konnte Korinna Nebenbuhlerin, Freundin, Meiſterin des Pindarus ſein. Die ſchöne [47]) lesbiſche Sappho nennt Strabo ein Wunder; in der Poeſie nähere ſich ihr keine andre Frau auch nur von ferne. Von ihren Bruchſtücken kann man ſagen, wie Meleager von den lyriſchen Blumen derſelben, die er in ſeinen dichteriſchen Kranz flocht: „von der Sappho wenige nur, aber Roſen." Die dichteriſchen Beinahmen eines „weiblichen Homerus," einer „ſterblichen Muſe," ſind geſchichtliche Wahrheit [48]). Sie liebte zärtliche Luſt [49]), und ward die Stifterin einer Schule des Schönen und der Kunſt unter den lesbiſchen Mädchen, ihren jüngeren Freundinnen; die Verläumdung ſagt, einer Schule der Sittenloſigkeit [50]).

Was verſteht man nicht alles unter Bildung? Die Poeſie allein ſcheint vielleicht manchem kein gültiger Anſpruch dazu. Allerdings war auch die griechiſche Poeſie und die griechiſche Bildung ganz verſchieden von der unſrigen; von den griechiſchen Frauen darf man keine andre als griechiſche Bildung erwarten. Und was kann wohl im Alterthum ſo genannt zu werden verdienen, als die Poeſie der Griechen, der Keim, aus welchem der

---

[46]) Plutarch Vit. Demetr. vol. V. p. 7. edit. Reisk. [47]) Plat. Phaedr. tom. X. p. 296. [48]) Anthol. Gr. ed. Jacobs. II. 25. 101. [49]) Athen. XV. p. 687. init. [50]) Suid. in Σαπφ. Ovid. Heroid. XV. Vortrefflich iſt die edle Dichterin gegen die Anekdotenſucht, welche alles Hohe ſo gern ſchmähen und in die allgemeine Unwürdigkeit herabziehen möchte, gerechtfertigt in Welckers Schrift über die Sappho.

Baum ihrer ganzen Bildung entsprang, und die schönste Frucht, mit der er sein Wachsthum vollendete? Auch scheint es, die Dichterinnen gingen freier mit Männern um, als andre griechische Frauen. Von der Sappho ist dieses unstreitig; außer der Liebeserklärung des Alcäus und ihrer freimüthig edlen Antwort darauf [51]), setzen es manche andre Bruchstücke und Nachrichten ausdrücklich oder stillschweigend voraus; der Geist ihres Lebens und ihrer Gesänge verräth es. Auf ihre Liebe zum Phaon möchte ich dabei keine Rücksicht nehmen, weil ein alter Schriftsteller der Meinung war, es sei eine andre Sappho gewesen, die den Phaon liebte [52]). Obgleich ihre Gedichte sich in Aller Händen befanden, und die Vorliebe für sie sehr groß war, so läßt es sich doch begreifen, wie solche Verwechslungen veranlaßt werden, und überhaupt die größten Unrichtigkeiten in ihre Geschichte sich einschleichen konnten. Die Komiker brachten sie nähmlich nicht selten aufs Theater, und bedienten sich ihrer dichterischen Freiheit so sehr, daß Diphilus sogar [53]) den kecken Archilochus und Hipponax, die Fürsten der jambischen Poesie, zu ihren Liebhabern machte; und mit entgegengesetztem Anachronismus, dichtet Hermesianax von ihrer Liebe zum Anakreon [54]). Auch von der Korinna ist Veranlassung da, vorauszusetzen, daß sie mit Männern freier umging; und wahrscheinlich war es mit den übrigen Dichterinnen eben so. Entweder verließen sie mit einer männlichen Kunst auch die gewöhnliche Sitte und häuslich beschränkte Lebensweise der übrigen griechischen Frauen; oder es ist überhaupt nicht unwahrscheinlich, daß zu Lesbos, und vielleicht in einigen anderen kleinen aeolischen wie in den dorischen Freistaaten, die Frauen zwar nicht an der öffentlichen Erziehung Theil nahmen, wie zu Sparta, aber doch

---

[51]) Arist. Rhetor. libr. I. cap. 9. [52]) Athen. libr. XIII. p. 596. D. Hierüber ist alles Nöthige in Welckers Schrift beigebracht und berichtigend auseinandergesetzt. [53]) Id. ibid. p. 599. A. [54]) Außer dem Antiphanes und Diphilus, schrieben auch Ephippus und Timokles eine Komödie, Nahmens Sappho, welches höchst wahrscheinlich die Dichterin war, wie auch in dem Lustspiele gleiches Nahmens der beiden ersten; und der Komiker Plato hat einen Phaon gedichtet.

auch nicht durch Gesetzgebung vom öffentlichen Leben und vom männlichen Umgange ausgeschlossen waren, wie zu Athen; daher es mehr von der Willkühr und Lage der Einzelnen abhing.

Die Lebensart der Künstlerinnen hat Mißverständnisse veranlaßt; und ich habe, ich weiß nicht mehr in welcher Schrift eines Neuern, sogar die Sappho als Hetäre angeführt gefunden. Allein die griechischen Dichter waren ehrwürdige Lehrer eines freien Volkes, und nach dessen Glauben, geweihte Lieblinge der Götter; die heilige Musik war ein Vorrecht der Freien. Selten werden die Fälle sein, daß Sclaven oder Hetären die Kunst übten; wenigstens läßt sich als ausgemacht festsetzen, daß diejenigen, welche an öffentlichen Musenspielen Theil nahmen, beides nicht sein konnten. Sappho war aus einer, wie es scheint, wohlhabenden Kaufmannsfamilie; ihr Bruder Charaxus handelte zu Naukratis mit Wein; und darüber daß er eine sehr schöne Hetäre, welche er liebte, frei kaufte, scherzte und spottete vielmehr die Schwester in manchem Gedicht [55]), als daß sie selbst eine Hetäre gewesen wäre, und auf einen Befreier gehofft hätte.

Das Beispiel der Sappho und der andern griechischen Dichterinnen widerspricht der Meinung, welche Rousseau mit so mächtiger Beredsamkeit vorgetragen hat, daß die Weiber der ächten Begeisterung und hoher Kunst ganz unfähig seien. Eine Meinung, die aus Vernunftgründen nicht bewiesen werden kann, und welche die Erfahrung nicht begünstigt, da uns die Geschichte so große und ruhmvolle Ausnahmen gegen diese allzu allgemein ausgesprochene Behauptung aufstellt; zu geschweigen, daß eine unvollständige Erfahrung keinen vollständigen Beweis geben kann. Bemerkenswerth ist es, daß bei so vielen, so berühmten Künstlerinnen in Musik und Lyrik, keine griechische Frau in der dramatischen oder der bildenden Kunst bekannt geworden ist. Man hat es vielleicht übersehen, daß es, wie zwei Arten der Kunst, so auch zwei wesentlich verschiedene Arten der Begeisterung giebt, die dramatische und die lyrische. Man hat den Wink des Plato nicht beachtet, der im Jon

[55]) Herodot. Euterp. cap. 134, 135. Strab. XVII. p. 1161, fin. Anthol. Gr. II. 52.

die Eigenthümlichkeiten der plastischen und der musikalischen Begeisterung scharf und zart bestimmt. Diese musikalische Begeisterung ist mit der lyrischen eins; und wenn man von der vollständigen dramatischen, welche freilich auch die lyrische umfaßt, diese letztere trennt, so bleibt die plastische übrig. Vielleicht hat die Natur dem weiblichen Geiste wohl jenen Umfang und die Bestimmtheit, welche die dramatische Kunst erfordert, zwar nicht versagt, eine Macht, welche ihr über das freie Gemüth nicht zusteht, aber doch unendlich erschwert. Dagegen stimmt die Natur der lyrischen Begeisterung mit dem Begriff der Weiblichkeit und mit der Natur der weiblichen Seele so ganz überein, daß man sie auch die weibliche Begeisterung, wie die dramatische die männliche, nennen könnte. Vielleicht hat man aus einer ähnlichen Verwechslung den Weibern allen philosophischen Sinn abgesprochen, weil ihnen der systematische Geist fehlt, der doch nur ein Theil von jenem ist. Aber die Gabe, die tiefsten und zartesten Laute der Seele innig vernehmen und rein mittheilen zu können, ist doch, wo es auf Kenntniß des Gemüths und der Sitten ankommt, von unschätzbarem Werth; und wer mag sie den Weibern absprechen? So lange noch kein vollendetes System des Wahren in allumfassender Klarheit entfaltet und vollendet dasteht, bleibt das systematische Verfahren mehr oder weniger trennend und naturwidrig; und das systemlose lyrische Philosophiren zerstört wenigstens das Ganze der Wahrheit nicht so sehr, als die einseitigen, unvollkommnen Systeme. Im richtigen und tiefen Seelengefühl des Wahren übertreffen die Frauen, welche unverdorben und zum Guten und Schönen gebildet sind, bei weitem die meisten Männer. Auch wird der Denker, je vollendeter sein System ist, um desto weniger den Werth der lyrischen Philosopheme einer Diotima verkennen.

So viele Ausnahmen leidet also die gewöhnliche Meinung, daß nur sittenlose Frauen bei den Griechen an höherer Bildung und an männlichem Umgange Theil gehabt hätten. Aber war nicht dennoch in einigen oder wohl gar in den meisten griechischen Freistaaten, wenn gleich nicht in allen, schlechte Erziehung, ungerechte Unterdrückung; rohe Verachtung, das Loos der Bürger-

innen? Und wenn die einmüthigsten Zeugnisse, wenn Beweise aller Art, keinen Zweifel übrig zu lassen scheinen, daß dieß zu Athen der Fall war, Athen aber der Gipfel der griechischen Bildung und Geselligkeit gewesen ist; was soll man von der Geselligkeit, dem sittlichen Sinn, der Liebe der Griechen überhaupt denken?

Einige, die von der Lage der attischen Frauen ganz übertriebne und unbestimmte Begriffe hatten, und diese auf die Griechen überhaupt ausdehnten, haben es unternommen, die Griechen gegen eine falsche Anklage aus falschen Gründen zu vertheidigen; weil sie nähmlich die Rechtfertigung der attischen Sitten als Unterlage für ihre Satyre auf die Sitten des Jahrhunderts brauchen konnten. Es scheint ihnen wohl gar ein Vorzug der Alten, daß die verführerische Anmuth des reizenden Weibes, und die ernste Thätigkeit der Frau, die Würde der Mutter, bei denselben ganz getrennt war, daß die zwiefache Anlage, welche die Natur in das Herz des Weibes pflanzte, sich auch in zwei verschiedne Stände und Lebensarten schied. Auch ist es wahr, daß dadurch die seltsamen, bald empörenden, bald lächerlichen, Mischungen unsrer Sitten vermieden wurden, wo sich oft die Neigungen einer Buhlerin und der äußre Anstand einer Matrone in scheinbarer Würde, die Ansprüche der letztern, und der Leichtsinn der erstern, beisammen finden. Allein, wie eine höhere Sittenkunst auch bei uns die Anmuth mit der Würde, so wie Zartheit und Größe der Seele verbinden und zu einem Ideal der vollständigen Weiblichkeit in sich vereinigen kann, so konnte eine edlere Naturbildung auch bei den Griechen dasselbe Ziel erreichen. Auf diese Weise wäre die griechische Eigenthümlichkeit vielleicht gegen die unsrige, aber noch nicht gegen die höhern Forderungen der Vernunft, gerechtfertigt. Bei uns ist es überdem jener höhern sittlichen Kunst doch unbenommen und frei, nach vollständiger weiblichen Bildung zu streben; wie läßt es sich aber rechtfertigen, daß die Bildung der höhern weiblichen Natur in dem freien Athen durch die Gesetze selbst gehemmt, und die trennende Bestimmtheit der Natur zur Zerstörung der Vollständigkeit gemißbraucht ward? Die eigentliche Meinung jener Schriftsteller scheint diese zu sein: die Weiber können und sollen nur nützlich sein,

macht die beklagenswerthe Ueppigkeit eines Volkes nun einmal angenehme Weiber unentbehrlich, so ist es am besten, sie sind eines von beiden, jedes aber ganz. Das heißt mit andern Worten behaupten, die Weiber seien nur um der Männer willen da; es heißt, das Gute und Schöne von der weiblichen Bestimmung ausschließen, worüber die Griechen jedoch ganz andrer Meinung waren.

Andre hingegen, und bei weitem die meisten, bleiben bei eben so unbestimmten und übertriebenen Begriffen von den attischen oder überhaupt von den griechischen Frauen, der Denkart des Jahrhunderts treu, und tadeln die Sitten der Griechen und diese selbst aufs heftigste. Es fehlte den Griechen, nach ihrer Meinung, wohl an Sinn für weibliche Anmuth und Schönheit in Wesen und Sitten, ihre gesellige Bildung war gegen die unsrige nur sehr roh, das Schöne vermochte ihr stumpfes Gemüth nicht zur Liebe zu reizen, oder sittenlose Ueppigkeit, ungerechter Eigennutz, erstickten frühzeitig den zarten Keim. Viele, welche dieß nicht sagen, denken es doch. Zum Beweise, daß die Griechen für weibliche Anmuth und Schönheit nicht weniger reizbar waren als die Neuern, ja auch für die höhere Liebe in ihrer Art empfänglich; berufe ich mich erstlich auf die Ueberbleibsel der bildenden Kunst, weil doch hier der untrügliche Augenschein das Vorurtheil für gesunde Sinne am leichtesten und schnellsten entwaffnet. Ist nicht der Kreis der idealischen Gestalten der weiblichen Göttinnen, wie ein voller Kranz, aus den schönsten Blüthen der Weiblichkeit geflochten [*)]? Auch die wenigen Ueberbleibsel der griechischen bildenden Kunst beweisen nicht nur, daß wie überhaupt, so auch in der Darstellung der weiblichen Gestalt, während der guten Zeit, das Reizende dem Schönen untergeordnet; und auch nach dem Verfall des Kunstgefühls, selbst in Werken mittelmäßiger Künstler nicht das Einzelne, sondern das Allgemeine dargestellt ward; was mehr ist, als man oft von den besten neuern Künstlern aller Art, aus Zeitaltern, die man goldne nennt, sa-

*) Man sehe die meisterhafte Charakteristik derselben, in der Abhandlung über männliche und weibliche Form, im dritten Stück der Horen. 1795.

gen kann; ſondern ſie beweiſen auch die feinſte Gabe, die zarteſten Eigenthümlichkeiten der weiblichen Natur aufzufaſſen und wiederzugeben. Es bezeichnet die griechiſche Sage und Sprache, in vielen der ſchönſten ſinnbildlichen Dichtungen und Ausdrücken und anmuthsvollen Ideen das Weſen der Weiblichkeit und die Begeiſterung der Liebe, eben ſo beſtimmt als zart; ſo daß ſich auch hier die griechiſche Eigenthümlichkeit als eine allgemein menſchliche bewährt und es kann auch in dieſem Sinne das Griechiſche immer noch, wie beim Iſokrates [57]), als alle höhere Bildung bezeichnend gelten [58]).

Ich berufe mich ferner zum Beweiſe des Sinns der Griechen für weibliche Anmuth und ſittliche Schönheit auf die dichteriſchen Kunſtwerke, auf die ſchöne Natur in Homers Darſtellung weiblicher Sitten und Leidenſchaften. Zwar iſt die Seele ſeiner Darſtellung, Natur und nicht das freie Ideal, er ſtellt nicht das Allgemeine im Einzelnen dar, ſondern er erhebt das Einzelne zum Allgemeinen. Die Darſtellungen der weiblichen Seele in den charaktervollſten und der Natur getreueſten neuern Dichtern, wie Shakespeare und Goethe, ſind mannichfaltiger und reichhaltiger für den Geiſt, aber auch die Einfalt des alten joniſchen Sängers hat ihre Schönheit und iſt oft nicht ohne Anregungen eines tieferen Zartgefühls. Die Schönheit der weiblichen Sitten und Leidenſchaften in den Darſtellungen des Sophokles aber, iſt ein vollkommnes Ideal, dem ſich bis jetzt kein neuerer Dichter auch nur von fern nähert. Denn was haben wir vom dichteriſchen Ideal, wie überhaupt, ſo auch in der Darſtellung der Weiblichkeit, aufzuweiſen, als Theorien die nicht fertig, und Verſuche die mißglückt ſind? Man erinnere

---

[57]) Isocr. cur. Battie. Panegyr. p. 144. tom. I. [58]) Barbaren ſind, nach dem Sinne des Strabo, Völker, in deren Maſſe die Natur und rohe Gewalt über die Vernunft und Freiheit das Uebergewicht hat (βια λογου κρειττων εστι). Griechen wären alſo Völker, in deren Maſſe die Sitte und Bildung über die Natur das Uebergewicht hat. So legt ſich jede gebildete Nation im Gefühle und auf dem Gipfel ihrer Bildung, den allgemeinen Charakter der geſammten Menſchheit bei. Strab. lib. I. fin. lib. IX. p. 615. B.

ſich ferner an die idealiſche Schilderung der edelſten Frauen in den Sokratiſchen Geſchichtsdichtungen des Xenophon, an die Darſtellung der Liebe in der beſſern lyriſchen Kunſt und ſo manches andre **). Wer überdem den Griechen hier das Gefühl abſprechen wollte, müßte es ihnen durchgängig abſprechen. In dem Charakter neuerer Völker findet ſich wohl hier Bildung und feines Gefühl, und dicht daneben in andrer Beziehung eine große Stumpfheit und Unbildung oder Mißbildung; aber nur eine gänzliche Unkenntniß kann dieß auf die Griechen übertragen. Ihre Bildung und ihr Geiſt war in durchgängiger Berührung, und ununterbrochnem Zuſammenhang; ihre Geſchichte iſt Ein lebendiger Stoff durch Eine Seele zu Einem Ganzen vereinigt. Eine höchſt lebendige, ſinnliche und ſittliche Reizbarkeit iſt die Grundlage ihrer Bildung, der Geiſt ihrer Geſchichte; nicht nur ihre Tugend und Größe, ſondern auch ihre Schwächen und Laſter entſpringen aus dieſer außerordentlichen Lebendigkeit des Sinns und Beweglichkeit des Charakters, die nicht nur unſern Glauben, ſondern faſt die Gränzen unſrer Einbildungskraft überſteigt, und doch der feſteſte Leitfaden des griechiſchen Alterthumsforſchers iſt, der ſich ohne eine jener griechiſchen Lebendigkeit ähnliche Reizbarkeit nie über das Gemeine erheben wird. Könnte man nicht überhaupt den Beweis auch von der andern Seite gegen die Neuern umkehren? Wer für ſchöne Männlichkeit in Weſen, Geſtalt und Sitten gar kein Gefühl hat, und gar keinen Werth darauf legt, wie dieſes wohl in ſo manchen Gebilden und Hervorbringungen der neuern Zeit vermißt wird; deſſen erheuchelte Huldigung für ſchöne Weiblichkeit iſt verdächtig, und vielleicht nichts andres, als nur eine durch Kunſt und Verfeinerung übertünchte Sinnlichkeit. Wer aber auch die ſchöne Männlichkeit lebhaft empfindet und richtig würdigt, der hat überhaupt Sinn und Reizbarkeit für das Schöne und Gute, welches in beiden Geſchlechtern nur ein und dasſelbe iſt.

Mehrere Urſachen äußern einen ſehr nachtheiligen Einfluß auf unſre Urtheile über die Weiblichkeit, die Liebe und die ge-

**) Siehe über alles dieſes die vorſtehende Abhandlung über die Darſtellung der weiblichen Charaktere in den griechiſchen Dichtern.

sellige Bildung der Alten überhaupt. Erstlich vermischt man die rohe Einfalt der ältesten, die Sittenlosigkeit der spätern Zeit, die Verderbtheit der schlechtesten Menschen, mit der schönen Bildung der bessern Menschen in der guten Zeit. Dann wirft man Griechen und Römer untereinander. Auch auf die römische Bildung in Hinsicht auf den geselligen Geist und Witz kann man anwenden, was Horaz von der römischen Dichtkunst sagt: „Es sind noch Spuren vom Landleben d. h. von der ursprünglichen Rohigkeit übrig **)." Die Römer waren ursprünglich, wie die Sabiner und andre italische Völker der alten Zeit, ein kriegerisches Land- und Bauernvolk gewesen, welches dann sehr schnell zu unermeßlicher Macht in der großen die Welt beherrschenden Stadt emporgestiegen ist. Dagegen ist die attische Geselligkeit gegen die kräftige und erhabene Art der Römer beinahe kleinstädtisch; denn der Sinn und die Art dieses Volks ging in allen Dingen auf das Große, so wie der Sinn der Griechen ausschließend auch im Leben auf das Schöne gerichtet war und in allem von dieser Idee ausging. Wenn man die Freiheit von allen beschränkten Ansichten und kleinlichen Sitten im Umgange und in der Lebensart, große Welt nennen will, so haben die Römer eine Höhe derselben erreicht, der sich kein altes und in mancher Beziehung vielleicht auch kein neues Volk nur von fern genähert hat. Drittens vergißt man das Wesentliche, und hält sich an das Willkührliche und Unbedeutende, indem jedem seine beschränkte Eigenthümlichkeit ein unbedingtes Gesetz der menschlichen Natur zu sein scheint. Die größere Keckheit der Leidenschaften und ihrer Aeußerungen in wärmern Ländern bei einem kräftigen Volk, ist zwar eben so wenig allgemeingültig wie die nordische Kälte, hat doch aber wenigstens gleiche Rechte. Die republikanische Offenheit und Entschiedenheit in den Sitten und im Umgange der Griechen und Römer hingegen könnte von einer Seite betrachtet, sogar als ein Vorzug erscheinen, indem sie die männliche Tugend beförderte, wenn auch das weibliche Zartgefühl nach unsern Begriffen dadurch verletzt ward. Vor allen Dingen aber muß, wer

**) Manent vestigia ruris.

die alte Geschichte richtig fassen, ja wer den Menschen und das menschliche Leben überhaupt bestimmt und klar erkennen will, nur auf das Wesentliche in der Tugend und in den Sitten sehen, nicht aber zufällige Gewohnheiten und die Vorurtheile seiner Zeit zum Maaßstabe nehmen. Eine chinesische Aengstlichkeit der Sitten in dem Umgange und Verhältniß mit dem weiblichen Geschlecht ist bei weitem noch keine Reinheit; und die freiere Derbheit der antiken Sitten und Denkart in diesem Punkte der sinnlichen Natur und ihrer Regungen, ist der wahren Tugend vielleicht weniger nachtheilig gewesen, als oftmahls die verstohlne Lüsternheit in den Sitten wie in der Kunst der Neuern, wo die bösen Gedanken wie ein heimliches Gift im Verborgnen nur um so weiter fortschleichen. Auf der andern Seite aber wollen wir mit dieser Bemerkung auch die Grundsätze der Cyniker keineswegs rechtfertigen, welche auch im Alterthum nur eine Ausnahme bildeten, und deren Schamlosigkeit oft ins Unglaubliche stieg, wie beim Krates; nach dem falschen Grundsatze daß nichts, was die Natur gebeut, schändlich sei. Dieses ist aber so wenig in der Wahrheit gegründet, daß selbst manche der edleren Thiere in dem Geschäfte der Fortpflanzung das Verborgne suchen, und nur die Hunde, von welchen die Secte den Nahmen trug, dem Krates in seiner öffentlichen Unverschämtheit zum Beispiele dienen konnten [61]), in welcher die verirrte und überweise oder aberwitzig gewordne Vernunft wieder auf den Punkt zurückführte, auf welchem wir die roheste Natur, als eine selbst unter Wilden seltne Ausnahme, bei einigen Bewohnern der Südsee-Inseln wie in Otaheiti finden. Es ist belehrend, solche Verirrungen zu bemerken, um den schneidenden Gegensatz der überhaupt im Alterthum herrschenden sittlichen Grundbegriffe desto strenger zu fassen. Die bessere Denkart des edleren Alterthums aber war etwa folgende. Das Gesetz soll die Natur im Menschen nicht zerstören aber ordnen; und so soll auch die Schamhaftigkeit nicht vertilgt werden, aber den Gesetzen des Verstandes und der Sitten untergeordnet sein; so war es die

61). Diog. Laërt. lib. VI. cap. 7. Κυνογαμία

Meinung des Plato, und ein ſolcher Gedanke lag auch den doriſchen Sitten zum Grunde, auf welche wir hier überall als auf die edelſte Entfaltung der Menſchennatur im Alterthum, in dieſer Unterſuchung der Sittengeſchichte zurückgeführt werden *).

Hatte nun die Unterdrückung der übrigen griechiſchen Frauen etwa ihren Grund in alten Stammesgebräuchen, wie bei einigen nicht unedeln Völkern des Orients? Es iſt wahr, daß ſolche Urgebräuche oft zur andern Natur werden, daß ſie auch gegen die höchſte Bildung der edelſten Völker die Unſitte und das Unrecht ſchützen, und die ſchönſten Blüthen der Menſchheit zerknicken können. Wer aber mit der älteſten Geſchichte der Griechen bekannt iſt, weiß es, wie begünſtigt ſie überhaupt in dieſem Stücke von der Natur und dem Schickſale waren. Ihr unſcheinbarer Urſprung, der ſich vom gewöhnlichen nur durch wenige zarte, groben Augen ganz unſichtbare, Merkmahle unterſcheidet, enthält doch ſchon den vollſtändigen Keim ihrer allbewunderten höchſten Blüthe; und in den Gedichten Homers findet ſich noch keine Spur von dieſer Unterdrückung, die alſo ſehr neu ſein mußte. Die Frauen nahmen Theil an den Geſellſchaften der Männer, und wurden mit Achtung behandelt in jenem heroiſchen Zeitalter; ganz das Gegentheil von der morgenländiſchen Einſperrung und deren Folgen. Ja ſie nehmen Theil an der heroiſchen Bildung dieſes Zeitalters der Helden und Sänger, wenn gleich die Bildung der Männer vom Zeitalter mehr begünſtigt ward, als die der Frauen. **).

*) Wenigſtens eine Sittenlehre, welche nur von dem Standpunkte der Vernunft ausgeht, wird ihre Forderungen in dem Adel der doriſchen Sitten mehrentheils befriedigt finden, da die Alten einmahl auch die Scham nur für ein Gefühl der Natur hielten, welches der Vernunft unterzuordnen ſei. Der eigentliche Begriff der Unſchuld und innern Reinheit iſt ihnen auch in der höhern Philoſophie fremd geblieben, da er auf dem Geheimniß der Seele und ihrer göttlichen Beſtimmung beruht. Darin beſteht die weſentliche Verſchiedenheit der antiken Denkart von der unſrigen; die Offenheit der Sitten aber ſoll man ihnen nicht ſo ſehr zum Tadel anrechnen, da ſie nur das Zufällige betrifft.

**) Man ſehe darüber: Lenz, Geſchichte der Weiber im heroi-

Die scheinbarste Erklärung wäre es, den Mangel von dem Ueberfluße, den Fehler von der sittlichen Kraft und eigenthümlichen Bildung der Griechen selbst herzuleiten, etwas auf ihren Republikanismus, daß meiste aber auf ihre Gymnastik und Musik zu schieben. Denn diese drei waren gleichsam die Blätter die sich aus der zarten Knospe der griechischen Bildung, wie wir sie im Homer finden, entwickelten, sobald diese sich zur vollendeten Blume der geistigen und sittlichen Freiheit entfaltete. Was der höchste Ruhm und der höchste Genuß der griechischen Männer war, daran hatten die Frauen keinen Theil. Diese Erklärung enthält sehr viel Wahres, befriedigt indeß nicht über alles, da sogar viele griechische Frauen an der Gymnastik und Musik Theil nahmen; am wenigsten aber giebt sie Aufschluß über die Abweichungen der attischen Sitten. Ohne Zweifel war in allen alten Republiken der gesellige Umgang mit den Weibern sehr verschieden von dem in alten und neuen Monarchien, und dadurch war es auch wenigstens die Außenseite, gleichsam die äußern Zuthaten in dem Verhältniß der Liebe und der Ehe. Allerdings würde es einer Frau, gewohnt an asiatische Sitten und Huldigungen, und nun plötzlich unter alte Republikaner von Sparta versetzt, anfangs etwas herbe dünken; wäre sie aber edler Natur, so würde sie bald einsehen, daß sie eigentlich dort entweiht und verachtet ward, wo man sie zwar vergöttert, aber ohne sie um ihrer selbst willen zu achten, als ein bloßes Werkzeug schlaffer Wollust. Die Gymnastik vollends, die Frauen mochten nun Theil daran nehmen, wie bei den dorischen Völkern, oder nicht, mußte eine wesentliche Veränderung und völlige Umwälzung in der Lage und in den Sitten des weiblichen Geschlechts verursachen. Im letztern Falle, dem der meisten griechischen Staaten, wo nicht aller außer Sparta, gewiß aber aller jonischen, entfernte sie die Frauen von

---

schen Zeitalter; eine kritische unter manchen unkritischen Arbeiten über die Geschichte des weiblichen Geschlechts bei den Alten. Barthelemy ist darüber etwas kürzer als man wünschen möchte; und Pauw ist fast in keinem Abschnitte seines übereilten Werks so unendlich reich an Fehlern als in diesem.

dem Umgange und der Gesellschaft der Männer, welche nun ihren eigentlichen Sitz in den Gymnasien nahm. Sie schwächte auch allmählich die Achtung derselben, und dadurch selbst ihren Werth, indem sie das weibliche Geschlecht von demjenigen ausschloß, was die höchste Blüthe des männlichen Lebens und die erste Liebe des Jünglings war; schöne Spiele nähmlich und freie Thaten in männlicher Freundschaft.

Die Rechtfertigungen oder Erklärungen der griechischen Sitten, welche ich bis jetzt anführte, setzen unbestimmte oder unrichtige Begriffe von dem voraus, was erklärt werden soll. Ich werde mich weiterhin in diesen Berichtigungen nur noch auf Athen beschränken, einen ganz allgemeinen aber doch bestimmteren Umriß der Thatsache entwerfen, und die Gründe derselben entwickeln. Haben wir nur erst hier, wo die Nachrichten doch am vollständigsten sind, Grund und Boden gewonnen; so kann bei der Untersuchung, in wie fern die Lage und die Sitten des weiblichen Geschlechts in den andern griechischen Staaten denen zu Athen und Sparta ähnlich waren, die Voraussetzung, daß die jonischen sich dem ersten, die dorischen dem letzten näherten, vielleicht zum Leitfaden dienen, die kleinen noch vorhandnen Bruchstücke zu einem Gemählde zu ordnen, dem es an einer schönen Einheit nicht fehlen würde. Die abweichendsten Eigenthümlichkeiten in der Lage und den Sitten der attischen Frauen, sind diese. Ihre Erziehung wurde erstens, außer so viel Orchestik und Musik als etwa zu öffentlichen Festen unentbehrlich war, auf weibliche Handarbeiten eingeschränkt, worin ihr Fleiß und ihre Kunst gleich sehr bekannt sind. Jedoch waren sie auch Zuschauerinnen im Theater [*], we-

[*] Die Gründe für die entgegengesetzte Meinung S. in Teutsch. Merk. 1796. 1tes St. III. Waren die Frauen in Athen Zuschauerinnen bei den dramatischen Vorstellungen? Weil aber die positiven Gründe aus der historischen Wahrscheinlichkeit nicht unwiderleglich sind, die Stelle aus Alexis nicht entkräftet, und auf die wichtige Stelle bei Plato de legg. libr. II. p. 69. 70. ed. Bip. gar keine Rücksicht genommen worden ist; so habe ich den Text unverändert gelassen.

nigſtens bei den tragiſchen Schauſpielen, dieſer hohen Schule der atheniſchen Bildung. Ferner waren ſie von dem öffentlichen Leben, von den Geſellſchaften, ja vom Umgange der Männer, bis auf wenige Ausnahmen, ausgeſchloſſen. Außerdem ſind auch die Urtheile der attiſchen Schriftſteller über das andre Geſchlecht ungewöhnlich hart, und die Uebereinſtimmung ihrer Aeußerungen verräth, daß dieß ein öffentliches Urtheil und die Stimme des Volks war.

Die Geſetze ſelbſt, die Geſetze des freien Athen, des gerechten Solon, beförderten die Einſchränkung der Frauen. Schon Solon beſchränkte die öffentliche Erſcheinung derſelben durch ein Geſetz, deſſen Buchſtabe ſeltſam klingt, aber das ächte Gepräge des Alterthums hat. Es beſtimmt die Zahl der Kleidungsſtücke, das Maaß der Geräthſchaften, und den Werth der Eß- und Trinkwaaren, welche eine Frau, wenn ſie bei Tage ausging, mit ſich führen und an ſich tragen ſollte, bei Nacht dürfte ſie nur zu Wagen und mit einer Fackel öffentlich erſcheinen **). Ein Geſetz des Philippides belegte Weiber, welche auf den Straßen Unordnung erregten, mit einer Geldbuße von tauſend Drachmen. Es gab eigne Obrigkeiten, die eben darüber ſo wie auch über andre Gegenſtände der weiblichen Sitten die Aufſicht hatten und den Nahmen eines Γυναικοκοσμος und Γυναικονομος führten. Die atheniſchen Geſetze im Allgemeinen ſind nicht etwa willkührliche Einfälle, welche einem Volke gegen ſein Bedürfniß aufgezwungen wurden. Sie ſind beſonders die Geſetze Solons, aus der innerſten Natur

**) Plut. in Solon. p. 359, edit. Reisk. — Plutarch iſt ſelten zuverläſſig, oft nachläſſig, und erinnert uns zuweilen an die etwas unhöflichen Bemerkungen der Alten über den Einfluß der böotiſchen Luft auf menſchliche Geiſtesgaben. Aber die Quellen, aus denen er die Geſetze des Solon ſchöpfen konnte, waren die beſten, und dieſe tragen außerdem daß höchſte Gepräge der Aechtheit. Solons Geſetze wurden gleich geſchrieben; die attiſchen Redner führten ſie häufig ganz an, und dieſe letztern waren damahls noch in Aller Händen; gründliche und genaue Schriftſteller, wie Ariſtoteles commentirten ſie frühzeitig. Es fiel alſo beinahe die Möglichkeit einer Verfälſchung weg, zu welcher es auch *keine* eigentliche Veranlaſſung, wie etwa beim Likurgus, gab.

der Sitten und der Lage geſchöpft, und es iſt daher ein belehrendes Vergnügen, ihren oft verſteckten Sinn zu erforſchen. Die Erklärung dieſer Geſetze über die Weiber haben wir daher auch in der Geſchichte aufzuſuchen.

Beim erſten Blick ſcheint der einzige Zweck des Soloniſchen Geſetzes nur der zu ſein, die guten Sitten zu befördern und unnützen Aufwand zu beſchränken. Zwei Thatſachen beim Herodot aber haben mich auf die Vermuthung gebracht, daß ſein Nebenzweck und der Hauptzweck des ſpätern Geſetzes, die Erhaltung der öffentlichen Ruhe war; denn dieſer konnte der ungeſtüme Freiheitsſinn, welcher auch die attiſchen Weiber beſeelte, bei ihrer Leidenſchaftlichkeit leicht gefährlich werden. Schon in ſehr alten Zeiten rotteten ſich die attiſchen Frauen zuſammen, und brachten einen Unglücklichen um, der ſchuldig ſchien, weil er allein und als der einzige Gerettete von einer fehlgeſchlagenen Unternehmung gegen Aegina zurückkehrte, indem eine jede ihn fragte, während ſie ihn mißhandelten und tödteten, wo ihr Mann ſei [*]). Als Lycidas im perſiſchen Kriege die Athener verführen wollte, Vorſchlägen Gehör zu geben, welche auf den Verluſt ihrer Freiheiten abzweckten, ſo tödteten ſie den Verräther. Als die attiſchen Frauen zu Salamis Nachricht davon erhielten, brachen ſie in ſein Haus, und brachten ſein Weib und ſeine Kinder um [**]). Da die Volksherrſchaft der Alten ohne ſtrenge ſittliche Erziehung, ſogleich in Anarchie und leidenſchaftliche Wuth entartete, und da die Frauen an dieſer Erziehung, außer dem Drama, keinen Antheil hatten; ſo darf uns dieſe ochlokratiſche Weibergerechtigkeit nicht ſehr befremden. Schon die Gewohnheit zahlreicher und unruhiger Verſammlungen bei öffentlichen Frauenfeſten konnte ſehr leicht weiter um ſich greifen und äußerſt gefährlich werden. Man denke nur an die Bacchantinnen, an die geheiligten Ausſchweifungen bei Ceresfeſten, am Adonisfeſte und andern. Dazu kam noch die attiſche Heftigkeit! Man kann ſich den Ungeſtüm der alten Athener in der früheren herben Vorzeit nicht brennend und hart genug vorſtellen. Der erhabne Aeſchylus giebt uns davon ein treues Bild,

[*]) *Herodot. Terpsich.* cap. 87. [**]) Herodot. Callio. cap. 4. 5.

welches durch einzelne Züge im Herodot und Thukydides noch vollständiger wird. Die alte pelasgische Tiefe und ernste Traurigkeit traf hier zusammen mit der jonischen Beweglichkeit, um eine ganz eigenthümliche Erscheinung von gränzenloser Heftigkeit und leidenschaftlichem Ungestüm hervorzubringen, welche das eigenthümliche Wesen des atheniſchen Volkscharakters bildet. Man erinnre ſich nur an die weibliche Heftigkeit in den Danaiden, den Choëphoren, den Sieben Helden des Tragikers. Schon Solon mußte ein Geſetz geben, daß der Schmerz der Frauen bei dem Leichenzuge geliebter Todten nicht in ſelbſtzerfleiſchende Wuth ausarten möchte **).

Eine neue Beſtätigung dieſer Meinung gewährt uns Ariſtophanes. Den Inhalt zwei noch vorhandener Komödien bildet ein Weiberauflauf, der eben ſo toll als lächerlich iſt; der Inhalt einer dritten iſt ein öffentliches Weiberfeſt, wo es auch ziemlich lebendig zugeht. Die Nahmen einiger verlornen Komödien dieſes und anderer Dichter laſſen ähnlichen Inhalt vermuthen. Wer glauben wollte, Weiberverhandlungen, wie die in der Lyſiſtrata, oder ein Weiberſtaat wie der in den Ekkleſiazuſen, ſeien ein buchſtäblich treues Gemählde wirklicher Begebenheiten, deſſen Urtheilskraft ſtände zu bezweifeln; aber ohne alle Veranlaſſung in der Wirklichkeit, waren doch gewiß dieſe Darſtellungen der Komödie nicht, welche ihren Stoff vom öffentlichen Leben entlehnte, und nur nach den Bedürfniſſen des komiſchen Ideals weiter ausbildete. Es iſt nicht immer leicht, dieſe reichhaltigſte Quelle der attiſchen Sittengeſchichte zu gebrauchen, und die ſehr in einander laufende Gränze des Wirklichen und des Erdichteten im Ariſtophanes mit Beſtimmtheit und Sicherheit unterſcheiden zu können.

Jene Geſetze waren freilich nichts anders als Linderungsmittel, wie ſchon ihre Wiederhohlung beweiſ't, konnten nichts anders ſein, da eine Verbeſſerung und Abhülfe in den einmahl herrſchenden Sitten und Grundeinrichtungen des Lebens ganz unmöglich war. Indeß finden wir doch in ſpätern Zeiten keine ſolche

**) Jenes Geſetz der zwölf Tafeln: Mulieres genas ne radunto, neve lessum funeris ergo habento; iſt nach dem Zeugniſſe des Cicero, Soloniſch.

Thatsache mehr angeführt, wie die obige beim Herodot. Die erwähnte Obrigkeit nähmlich, „die weibliche Censur, ist wie Aristoteles sagt, nur in Aristokratien, in Demokratien aber so wenig wie in Oligarchien anwendbar. Denn wie wollte in Demokratien der Censor die Weiber zwingen, nicht öffentlich zu erscheinen **)?" Ich verstehe dieses nicht vom Ausgehen einzelner Weiber zu häuslichen Geschäften, denn es wäre ungereimt, dieses zu verbiethen, und ohnehin verrichteten es meistentheils männliche Sclaven, sondern von einem öffentlichen Erscheinen, welches entweder den guten Sitten oder der öffentlichen Ruhe gefährlich war **). Wie konnte der Censor die arme Menge mit Geld strafen? Daher denn auch das Gesetz des Philippides in vielen Fällen unanwendbar sein mochte. Mit Leibesstrafe aber konnte er Freie nur wegen Verbrechen belegen, und Schande hatte er nicht zu vertheilen; denn in einer Demokratie bestimmt die öffentliche Meinung, und nicht der Gesetzgeber, was Ehre und Schande bringen soll.

Durch die Entfernung der Frauen vom öffentlichen Leben, womit auch die Entfremdung von der Gesellschaft der Männer unvermeidlich verknüpft war, wurde zwar die Ruhe des Ganzen gesichert, aber die Trennung in der Erziehung und in den Sitten der beiden Geschlechter noch mehr befestigt und bestätigt. Das einzige Mittel, das Uebel von Grund aus zu heben, wäre gewesen, die Frauen, wie zu Sparta, an der öffentlichen Erziehung Theil nehmen zu lassen, und dennoch die entgegengesetzten Fehler zu vermeiden. Dieses Mittel zu gebrauchen, stand aber nicht in der Macht des Solon, weil es den atheniſchen Begriffen widersprach. Er verzweifelte schon so gänzlich an den Sitten der Bürgerinnen, daß er es für nothwendig hielt, die strengen Gesetze des Drako gegen den Ehebruch, Verführung und Verkupplung zu bestätigen. Man darf überhaupt nicht vergessen, daß es nicht die Aufgabe Solons war, willkührlich Gesetze zu erdenken, sondern

**) Aristot. Polit. lib. IV. cap. 15. **) Barthelemy tom. II. p. 99. hat also die Stelle des Aristoteles, wie das Gesetz des Solon, *wohl mißverstanden.*

nur die öffentliche Meinung zu ordnen und ihren besten Ausdruck zu finden, wenn man die Solonische Gesetzgebung, als das höchste Kunstwerk der Gerechtigkeit, Weisheit und Schonung, was der griechische Geist in den damahligen Sitten und Begriffen hervorzubringen im Stande war, nicht verkennen will. Und wenn es sich finden sollte, daß seine Gesetze, wo es nur möglich war, der strengen Gerechtigkeit gemäß waren, daß er, wo dieß nicht in seiner Macht stand, durch recht sinnreiche Züge der schlauften Benutzung und der feinsten Schonung wenigstens das beste Gleichgewicht zwischen den Gesetzen der Nothdurft und den Forderungen der sittlichen Vernunft zu erreichen wußte, so scheint dieses vielleicht Einigen wenig gesagt, es dürfte aber mehr sein, als sich von vielen andern Gesetzgebungen rühmen läßt. Scheinen jene Einrichtungen hart, so sorgte hingegen der attische Staat dafür, daß die jungen Bürgerinnen in weiblichen Arbeiten unterrichtet würden, er beförderte die Ehen. Die Töchter derer, welche sich ums Vaterland verdient gemacht hatten, wurden auf öffentliche Kosten erzogen oder ausgestattet. Wer eine Frau beleidigte, den durfte jedermann verklagen; selbst jene ausgestoßenen Hetären, denen die Rechte der Bürgerinnen versagt waren, fanden wenigstens Duldung. Alles ganz im Geiste des gerechten und guten Athen, wo die Gesetzesgleichheit einheimisch war, wo auch der Fremde gegen die sonstige Sitte des Alterthums, und selbst der Unfreie seine eigenthümlichen Rechte hatte, wo er, wie Demosthenes sagt, sogar freier reden durfte, als in andern Staaten der Bürger, wo auch er sich freuen durfte [70]).

Welches die gesetzlichen Ursachen der Ehescheidung zu Athen gewesen, ob der beiderseitige oder gar einseitige Wille hinreichte, darüber wage ich nicht zu entscheiden. Höchst wahrscheinlich ist es aber, daß die attischen Gesetze auch in diesem Stücke ihrem eignen Geiste treu und gerechter als andre, und daß die Rechte des

---

[70]) Atque id ne vos miremini, homines servulos
Potare, amare, atque ad coenam condicere.
Licet hoc Athenis, —
Plautus in Stich. act. III. scen. 1.

Mannes und der Frau gleich waren. Der Umstand, daß die Obrigkeit, durch die Vermittlung eines Vergleichs in Güte, und die persönliche Erscheinung der Frau vor Gericht, den Leichtsinn zu hemmen suchte; die Nahmen der Scheidung selbst [11]), lassen etwas sehr Willkührliches vermuthen. Die sonderbaren Vorrechte jeder Familienerbin (επικληρος) hatten einen politischen Grund, und können zum Beispiel dienen, wie viel tiefer Sinn auch in den seltsam scheinenden Solonischen Gesetzen liegt. Epikleros hieß nähmlich diejenige Bürgerin, welche in Ermanglung von Söhnen, das Vermögen ihres Vaters erbte. Die Obrigkeit verfügte über ihre Verheirathung, und sprach sie dem nächsten Verwandten zu, der jedoch in jeder Rücksicht zur Ehe fähig sein mußte, sonst dem nächsten nach diesem [12]); ja, war sie zu der Zeit, da sie erbte, schon verheirathet, so wurde die erste Ehe wieder getrennt. Eine solche Erbin genoß nun eine Menge Vorrechte, von denen die meisten die Absicht hatten, ihr auf jede Weise Nachkommenschaft zu verschaffen; einige derselben waren aber von der Art, daß sie bald veralteten, und lächerlich wurden. Solon suchte nicht nur überhaupt die äußerst wichtige Einheit der kleineren Glieder und Stammvereine, aus welchen das Ganze des Staats zusammengesetzt war, durch Ehen in sich zu befestigen, welche sonst leicht der Kitt der Partheien werden konnten; sondern er hatte auch bei jenen sonderbaren Verfügungen einen Zweck, der mit dem großen Ziel seiner ganzen Gesetzgebung in der genauesten Beziehung stand. Dieses Ziel war, die überhaupt, wo sie einmahl eingerissen ist, besonders aber in Griechenland, schnell wachsende Ungleichheit des Vermögens wenigstens in so weit zu hemmen, daß die Erschütterungen, welche sie in Freistaaten nach sich ziehen mußte, vermieden würden. Er suchte durch jene Gesetze die Vereinigung zweier Erbtheile zu verhindern, und wie die Einzelnen so auch die Familien und Stämme an Vermögen gleich zu erhalten. Die Vertheilung der Abgaben zu Athen war mit solcher Gerechtigkeit und Weisheit abgewogen;

[11]) Αποπομπη, von Seiten des Mannes; απολειψις, von Seiten der Frau. [12]) Der, welchem sie zugesprochen ward, hieß επιδικαζομενος.

die Sorge des Staats für diejenigen, welche sich um das Vaterland verdient gemacht hatten, oder doch ohne ihre Schuld seiner Hülfe bedurften, war so großmüthig; die Gesetze waren so vortrefflich, daß es zu Athen keinen Bettler gab [13]), unmäßiger Reichthum aber nur selten sein, und schwerlich lange dauern konnte. Die Ungleichheit des Vermögens war, wie sie mehrentheils überhaupt die Veranlassung der demokratischen Staatseinrichtungen in Griechenland gewesen, so auch die erste geschichtliche Ursache der Solonischen Gesetzgebung, durch welche die höchste Aufgabe jedes griechischen Freistaates so zweckmäßig, und wenn man sich erinnert, daß Athen eine demokratische Handelsstadt war, kann man wohl sagen, so glücklich aufgelöset worden ist.

Bei der bisher entwickelten Sittengeschichte und Verfassung Athens, darf es uns also nicht befremden, in den attischen Schriftstellern Aeußerungen über das weibliche Geschlecht zu finden, welche sie zwar mit Unrecht zu allgemein ausdehnen, die aber in dieser Stadt nicht ganz ohne Grund waren. Und doch redet nicht sowohl Geringschätzung als Mißtrauen, nicht Leidenschaft, sondern gegründete Lebenserfahrung aus ihnen; selbst der alberne, lächerliche Weiberhaß des Euripides verräth mehr die Erbitterung des beleidigten Theils, als den Uebermuth eines ungerechten Unterdrückers. Erklärbar ist also auch in dieser Hinsicht der Vorzug, welchen die Griechen der geistigen Männerfreundschaft vor der weiblichen Leidenschaft gaben, und die Meinung, daß die edlere oder himmlische Liebe nur zwischen Männern Statt finde [14]). Solon selbst hatte den Lauf der Begebenheiten genutzt und den ruhmwürdigen Versuch gewagt, jonische Ausschweifung, die er nicht mehr ganz vertilgen konnte, zu dorischer Liebe zu adeln. Er untersagte die edle Männerfreundschaft, als ein Vorrecht der Freien, den Sclaven, suchte aber dagegen durch strenge Strafgesetze jede unnatürliche Ausschweifung zu hemmen. Wenigstens erreichte er so viel, daß man noch zu Plato's Zeit sagen

---

[13]) *Isocr. Areopag.* p. 263. [14]) Plat. Sympos. p. 184.

konnte: nur zu Athen und Sparta wisse man den himmlischen Amor von der gemeinen sinnlichen Liebe zu unterscheiden [75]).

Plato lebte in dem Zeitalter, wo attische Sittenlosigkeit und Gesetzlosigkeit, in noch ungeschwächter Kraft, und ungehemmter Freiheit, nur desto üppiger ausschweifte; und er war noch nahe genug an der Zeit, wo die dorische Tugend ihre höchste Blüthe erreichte. Daher seine Vorliebe für die dorischen Sitten, auch in Rücksicht der Frauen. Er hat mit wenigen Meisterzügen eine Frau verewigt, welche dieser Vorliebe entsprach, die sein tiefes Gefühl und die hohen Ideen seiner Vernunft gleich sehr befriedigte; die Diotima, in welcher sich die Anmuth einer Aspasia, die Seele einer Sappho, mit hoher Selbstständigkeit vermählt, deren edel begeistertes Gemüth uns ein Bild der vollendeten Menschheit darstellt.

---

[75]) Plat. Sympos. p. 186.

VI.

Ueber die Gränzen des Schönen. 1794 *).

Der Verſtand verknüpft das Einzelne und trennt das Ganze nicht willkührlich. Die Gränzen aller Vorſtellungen und Beſtre-

*) Dieſe kleine Abhandlung bemüht ſich, die Idee des Schönen in ihrem Zwieſpalt mit dem Weſen der Kunſt zu betrachten; indem nähmlich zuerſt Klage darüber geführt wird, wie das Schöne in der Kunſt immer nur unvollſtändig, einſeitig, getrennt und in ſeine Elemente zerſpalten, zur Erſcheinung und zur Wirklichkeit gelangt; dann aber auch nachgewieſen und angedeutet wird, wie das Schöne und ſeine Beſtandtheile nicht bloß in der Kunſt, ſondern urſprünglich auch in der Natur und in der Liebe gefunden werden, und wie erſt im vollendeten Einklang dieſer drei Elemente das vollſtändige, wahre und höchſte Schöne hervorgeht, wo die Fülle der Natur und die Einheit der Liebe zum Ebenmaaß der Kunſt zuſammenſtimmen. So genommen, iſt die Idee des Schönen nicht mehr getrennt von der des Wahren, als der Fülle alles lebendig Wirklichen, noch auch von der Idee des Guten, als der geordneten Liebe; und darauf eben iſt dieſer Verſuch gerichtet, jene griechiſche Idee des Schönen in ihrer ganzen Vollſtändigkeit und höchſten Vollkommenheit zu ergreifen. Die Fülle aber und die Einheit ſind hier in einem viel höhern Sinne zu nehmen, als wie es damahls in unſerer Deutſchen Philoſophie üblich war, wo ſie bloß als Elemente des Denkens, des Begriffs, oder des beſchränkten Daſeins betrachtet werden. Unter der Fülle wird hier verſtanden, die unendliche Fülle des Lebens der ſchöpferiſchen Natur, in der anwachſenden Schöne ihrer unermeßlich herrlichen Entfaltung; unter der Einheit aber iſt nicht irgend eine äußre Einheit gemeint, ſondern die innere, ewige Einheit der Seele, oder der Liebe; und ſo iſt auch die Ordnung und das Ebenmaaß in dieſem Sinne nicht bloß auf die Kunſt beſchränkt, ſondern es iſt der ordnende Geiſt, der alle Bildung, bewußt oder unbewußt, leitet und beſtimmt, und ſelbſt ihr Weſen iſt.

bungen ſind durch zwei entgegenſtehende Geſetzgebungen unabänderlich beſtimmt. Von Innen die ewigen Richtungen des ſtrebenden Gemüths; von außen die unwandelbaren Geſetze der Natur. Unſicher ſchwankt die Neigung zwiſchen der Stimme der Freiheit und dem Gebothe des Schickſals; mühſam bildet der Verſtand am Einzelnen, und verliert ſich vom Ganzen endlich ſo weit, daß es ſcheinen könnte, als ſei dem Menſchen Maaßſtab und Wagſchale ſeines Lebens entriſſen. Jene zwiefachen zarten Gränzen richtig zu treffen und treu zu bewahren, den Kampf des Schickſals und der Freiheit in volle Eintracht aufzulöſen, iſt der verſchlungenſte Knoten des menſchlichen Lebens. Iſt das Ungefähr weiſer als die Kunſt? Kann die ſchwerſte Aufgabe nur von ſelbſt erfüllt werden?

Wenn nicht abſichtliche Kunſt, ſondern der Naturtrieb die Bildung lenket, ſo entwickelt ſich gleichmäßig der ganze Menſch. Vollſtändigkeit und Beſtimmtheit ſind die unterſcheidenden Merkmahle des Alterthums, und ſeiner organiſchen Entwicklung. Alles Einzelne iſt hier in durchgängiger Wechſelwirkung; offen und deutlich liegen in der antiken Geſchichte die großen Umriſſe der Freiheit und des Schickſals vor uns; auf den verſchiedenen Stufen der alten Bildung ſind die reinen urſprünglichen Arten aller weſentlichen Verhältniſſe zwiſchen dem Menſchen und der Natur erſchöpft, auf der höchſten Stufe iſt mehr oder weniger die harmoniſche Eintracht, und eine natürliche Vollendung und höchſte Blüthe erreicht. Dieſer Zuſammenhang gegen unſere Zerſtückelung, dieſe reinen Maſſen gegen unſere unendlichen Miſchungen, dieſe einfache Beſtimmtheit gegen unſere kleinliche Verworrenheit gehalten, ſind Urſache, daß uns die Alten, Menſchen im höhern Styl zu ſein ſcheinen. Doch dürfen wir ſie nicht als Günſtlinge eines willkührlichen Glücks beneiden. Unſere Mängel ſelbſt bewähren und ſichern unſere Hoffnung; denn ſie entſpringen eben aus der Oberherrſchaft des geiſtigen Vermögens und des freien Verſtandes, deſſen obwohl langſame Vervollkommnung dagegen auch gar keine Schranken kennt. Und wenn er das Geſchäft, dem Menſchen eine beharrliche Grundlage zu ſichern, und eine unwandelbare Richtung *zu beſtimmen*, beendigt hat, ſo wird es nicht mehr

zweifelhaft sein, ob die Geschichte des Menschen gleich einem Kreise ewig nur in sich selbst zurückkehre, oder ins Unendliche zum Bessern fortschreite. Eben so ist die Herrlichkeit der Alten von ihrem tiefen Falle unzertrennlich; beide entspringen aus der Herrschaft des Triebes und einer sich aus sich selbst frei entwickelnden Natur. Der Verstand, wo er den Gang der menschlichen Bildung leitet, bleibt allerdings oft hinter der Natur zurück, und verkennt die Mittel, oder verwechselt Mittel und Zweck. Der Trieb dagegen fängt an mit der Natur und endigt auch wieder in der Natur; nur in der Mitte vereinigt er die Natur und den Menschen. Selbst die griechische Kunst, welche die Vollkommenheit erreichte, endigte in sich selbst, und beweiset die Hinfälligkeit der alten Größe. Und eben in der Kunst ist auch unsere Verworrenheit und Zerstückelung am offenbarsten. Eine Kunst schweift in das Gebieth der andern, und eine Gattung in das Gebieth der andern hinüber. Darstellung und Erkenntniß, Einbildungskraft und Anschauung, Zeichen und Wirklichkeit, Zeit und Raum verwechseln ihre Bestimmung. Der Künstler strebt auf Kosten der Einheit nur nach Natürlichkeit; der Kenner schätzt in der Natur nur das Künstliche; der Schwärmer nur nach dem Wiederschein seiner eignen Träume verlangend, sucht die Liebe in der Natur; der lieblose Schwelger erfrecht sich den freien Menschen, wie äußere Natur zu genießen. Dieser lebt nur für das Schöne allein, unbekümmert um das Gute und Wahre, jener weiß das Schöne nur zum Nutzen zu brauchen. Nicht genug, daß der Frevel alle Theile der Menschheit verwirrt; er muß sie auch noch vereinzeln und verstümmeln. Wer in Musik allein schwelgt, verschwebt in Unbestimmtheit; wer nur den Marmor liebt, wird endlich selbst zu Stein; wer in der Poesie allein lebt, verliert beides, Kraft und Bestimmtheit, wird endlich zu einem Traume. Selbst Poesie und Wirklichkeit vereinigt, lassen eine große Lücke, welche nur durch die sinnlichen Künste ausgefüllt werden kann, in welchen die Gesetzmäßigkeit bestimmter und lebendiger als in der Dichtkunst, die Wirklichkeit gesetzmäßiger als in der Natur ist. Durch die Kunst allein wird der Mensch zu einer leeren Form; durch die Natur allein wird er wild und lieblos. Es ist ein beweinenswerther Anblick, einen

Schatz der trefflichſten und ſeltenſten Kunſtwerke wie eine gemeine Sammlung von Koſtbarkeiten zuſammen aufgehäuft zu ſehen. Troſtlos und ungeheuer ſteht die Lücke vor uns; der Menſch iſt zerriſſen, die Kunſt und das Leben ſind getrennt. Und dieß Gerippe war einſt Leben! Es gab eine Zeit, es gab ein Volk, wo das himmliſche Feuer der Kunſt, wie die ſanfte Gluth des Lebens beſeelte Leiber durchdringt, das All der regen Menſchheit durchſtrömte!

Nicht weniger unnatürlich, wie jene verkünſtelten Schwelger der Einbildungskraft und eines ganz einſeitigen Kunſtſinnes, ſind die Schlachtopfer der Anſtrengung, die Sclaven des Nutzens, in denen ſteter Zwang zuletzt alle Schnellkraft des Triebes vernichtet. Im Denken und Handeln bewegt ſich der Mechanismus einer ſolchen Sinnesart und eines ſolchen Lebens noch leidentlich wie ein Menſch; im Genuſſe zeigt ſich unverhohlen das reine Thier. Dieſe verwahrloſten Naturen erröthen endlich bei dem Nahmen der Schönheit. Die leiſeſte Erinnerung an Kunſt, Natur, Liebe erregt ihnen eine ſichtbare Scheu und innre Verlegenheit, wie die ernſthafte Erwähnung eines Geſpenſtes.

Auch der geiſtige Genuß iſt der Seele nothwendig, er erfriſcht und belebt die Kraft zu neuem Kampfe; ſtete Anſtrengung zerrüttet und zerſtört unvermeidlich, wie ſteter Genuß erſchlafft und auflöſt. Es iſt widerſprechend, den Genuß zum Zweck des Lebens zu machen; denn der Menſch gelangt nur in der Natur zum Daſein, deren Geſetze mit den ſeinigen faſt überall in Widerſpruch ſtehen. Das Leben iſt ein ernſter Kampf; die kleinſte Unmäſſigkeit im Genuſſe beſtraft ſich ſelbſt. Nach dieſem Geſetz der Natur müſſen Menſchen, die ſich zum Seelengenuß der Liebe verbinden, wo dieſer Genuß keinen tiefern Grund und keine höhere Weihe hat, ihren kurzen Rauſch ſo hart beſtrafen. Andre, die ſich zu ernſter That verknüpfen, und im Genuß nur ausruhen, werden durch die Reinheit und Beſtändigkeit ihres Genuſſes belohnt. Der Genuß hat um ſo mehr Werth, je ſelbſtthätiger er iſt, je mehr er ſich dem Schönen nähert, in welchem ſich das Gute mit dem Angenehmen vermählt. Er muß frei, darf nicht Mittel zu einem Zwecke ſein; abſichtlicher Genuß wäre Geſchäft und nicht Genuß. Das

Heilige brauchen, heißt es entweihen; das Schöne aber ist heilig. Man kann durch Darstellungen den Verstand, durch das Schöne die Sitten bilden, die Kunst kann Stoff für den Denker werden; aber der Sinn gewinnt wenig oder nichts dabei. Wie jede Kraft sich nur im freien Spiele entwickelt, so bildet sich auch das liebende Gefühl und der innre Sinn der Seele oder das Vermögen des Schönen, nur im freien Genusse des Schönen. Dieser innre Sinn der Seele für das Schöne, ist noch verschieden von dem bloßen Kunstsinn, welcher dem erzeugenden und hervorbringenden Kunstvermögen, als die Empfänglichkeit, Darstellung und Erscheinung zu fassen, gegenübersteht; denn das Schöne waltet nicht bloß in dem Scheine oder in der Darstellung und Kunst, sondern auch in der Natur und im Menschen, oder in der Liebe. Die Gränze des geistigen Genusses der Seele, wo er anfangen darf, und wo er aufhören muß, ist leicht zu bestimmen, aber äußerst zart zu treffen. Eben das gilt auch von den Gränzen der einzelnen Arten des Schönen. Deren giebt es drei, wie drei ursprüngliche Gegenstände des geistigen Genusses; die Natur, der Mensch, und die Kunst, in deren Darstellungen alles vereint wird.

Das Vorrecht der Natur ist die Fülle und das unendliche Leben; das Vorrecht der Kunst ist die geistige Einheit und das harmonische Ebenmaaß. Wer das letzte läugnet, wer die Kunst nur für Erinnerung an die schönste Natur hält, der spricht ihr alles selbstständige Dasein ab. Hätte sie nicht ihr eigenes Gesetz, wäre sie nichts als Natur, so wäre sie nicht viel mehr als ein dürftiger Behelf des Alters, um die erlöschende Kraft des eignen Lebens im matten Wiederhall noch zu verlängern oder zu ersetzen. Wem Jugend und Kraft noch nicht ganz versagte, der würde zur Wahrheit eilen, und würde es den Greisen überlassen, sich an der Mumie des Lebens zu erquicken, und den Schwachen, in wesenlosen Schatten zu schwelgen. Andre Irrende läugnen die Natur, indem sie sie eine Künstlerin nennen, als wenn nicht alle Kunst beschränkt, die Natur aber überall unendlich wäre! Nicht nur das Ganze breitet sich nach allen Seiten gränzenlos aus; das kleinste Einzelne in ihr ist zwiefach unerschöpflich. Es ist die durchgängige Bestimmtheit des Gestalteten, wie die allbewegliche

Regſamkeit des Lebendigen unendlich; denn jeder Punkt des Raumes, jeder Moment der Zeit, deren unendlich viele ſind, iſt erfüllt. Nicht genug, daß die Kunſt alle Mannichfaltigkeit nur von der Natur entlehnt; ſie zerſchneidet auch Geſtalt und Leben, ſie zerreißt die Natur. Die einzige Schauſpielkunſt vereinigt ſie zwar, aber auch ſie reißt doch nur gewaltthätig ein beſtimmtes Einzelnes aus der unendlichen Fülle. Nothdürftig giebt ſie uns zwei Seiten der Natur zugleich und vereint, welche in den andern Künſten getrennt bleiben, das bewegliche Leben und die feſte Geſtaltung. Aber die Vereinigung iſt mangelhaft und es bleibt ein Gefühl von der Unvollkommenheit der Elemente, die nicht zuſammengehen; vorzüglich iſt der plaſtiſche Theil dieſer plaſtiſchen Muſik ſehr unvollkommen. Die Alten opferten durch ihre idealiſchen Masken der Schönheit und Wahrheit Leben und Täuſchung auf; die Neuern opfern umgekehrt die Schönheit und Wahrheit dem Leben und der Täuſchung auf. Man vergleiche damit einen Blick an den freundlichen Himmelsbogen, der das Unendliche gleichſam ergreift; einen Augenblick des Frühlings, wo das verſchiedenſte Leben durch alle Sinnen in unſer Innerſtes bringt; den Anblick eines furchtbar-ſchönen Kampfes, wo die Fülle der gedrängten Kraft in Zerſtörung überſchäumt. In dieſer Anſchauung ſcheint der Menſch die ganze Fülle des Daſeins und die endloſe Zeit ſelbſt zu faſſen, die verſchwiſtert mit der Mannichfaltigkeit des Raumes, aus dem reichen Füllhorn der ewigen Natur hervorſtrömt. „Das Ganze bleibt immer jung, ſingt der Dichter der Natur; nur die Vergänglichen wechſeln flüchtig. Völker kommen, Völker gehen; eilig wie im Wettlauf reichen ſie die Fackel des Lebens weiter *).“ — Entfliehe, ſcheint ſie dem Menſchen verführeriſch zuzurufen, entfliehe deiner kleinlichen Ordnung, deiner armſeligen Kunſt; huldige der ehrwürdigen Einfalt, der heiligen Begeiſterung deiner reichen Mutter, aus deren vollen Brüſten alles echte Leben quillet! Das furchtbare und doch fruchtloſe Verlangen, ſich ins Unendliche zu verbreiten; der heiße Durſt das Einzelne zu durchdringen, überwältigen den Menſchen ſo gewaltſam, daß die Macht der Natur ihm oft alle Freiheit entreißt.

*) Lucret. II. 75.

Wild verachtet er alles Geſetz; lieblos entweiht er die Würde ſeiner Natur. Kein Volk war größer im lebendigen Genuſſe der Natur und in der Ausſchweifung in dieſer ſinnlich und geiſtig ſchwelgenden Lebensweiſe, kein Volk war kraftvoller und unmäßiger, geſetzloſer, grauſamer als die Römer, von der Zeit, da ein Brutus durch die erſten Fechterſpiele ſeinen Nahmen befleckte, bis zum Nero. Kraft und Mittel zum Genuſſe waren hier ſo groß, daß die Fülle eines römiſchen Lebens die Gränzen unſerer Einbildungskraft überſteigt. Die Selbſtſtändigkeit, der große Styl ihrer Laſter miſcht ſelbſt in unſern gerechten Unwillen über ihre nahmenloſen Frevel noch ein Gefühl von Bewunderung ſolcher allumfaſſenden und durch nichts zu erſchütternden Willenskraft. Aber mit flammender Schrift iſt in ihre Jahrbücher die Geſchichte der ſittlichen Ausſchweifung im Großen für alle Zeiten eingegraben. Alles, was die Erde gewähren mag, vermochte nicht die an ſich unerſättlichen Begierden zu befriedigen; auch römiſche Kraft konnte der Schwelgerei, welche ſelbſt die ſtärkſte Kraft am Ende unausbleiblich zerſtört, nicht widerſtehen, und endigte mit völliger Erſchlaffung und Auflöſung.

Die Liebe iſt der Seelengenuß des freien Geiſtes, und der Menſch iſt zunächſt ihr Gegenſtand. Denn wie in Einem allein keine Wechſelwirkung ſein kann, ſo giebt es keine Liebe ohne Gegenliebe. Zwar iſt es kein Wahn, alles mit Liebe zu umfaſſen, und Eins mit der Natur zu ſein. Der menſchliche Trieb ahnet einen Ueberfluß von Güte, Geiſt und Fülle; der menſchliche Verſtand fühlt eine Lücke jenſeits der Gränzen des Wiſſens. Jener Ueberfluß erfüllt dieſe Lücke, und erzeugt die Vorſtellungen von höhern Weſen, und die Neigung zu Gott, als dem höchſten Urbilde des unvergänglichen Schönen *). Aber auch in der geiſtigſten

*) Nur als ſolches, als höchſtes Urbild des ewigen Schönen, kann und mag der begeiſterte Gedanke das Weſen der Gottheit erfaſſen, auf dieſem hier vorwaltenden Standpunkte des Alterthums, nach ſeiner Idee des höchſten Schönen, welche den Geiſt desſelben bildet. Und hier zeigt ſich klar der große Unterſchied zwiſchen der idealen Begeiſterung, oder der nur aus ſich ſelbſt denkenden Vernunft, und einer höher erleuchteten

Liebe iſt die Schwelgerei der Seele ſchädlich. Erkenntniß iſt Anſtrengung des Geiſtes; Glauben iſt Genuß der Seele. Die Früchte des Glaubens ſeien der Lohn für die Anſtrengung des Denkers! Unverdient genoſſen, werden ſie ſonſt wie jede Unmäßigkeit, ſich ſelbſt beſtrafen. Die kleinliche Verirrung, in allem nur ſich und ſeinen Wiederſchein und die Gebilde der eignen, eitlen Vernunft zu ſuchen, findet nur in den gemeinen Gemüthern Statt, die wohl eine rege Empfänglichkeit im Denken, Bilden und Dichten, aber wenig Reizbarkeit und ſchöpferiſche Tiefe der Seele haben. Solche Naturen werden auch in anderm, menſchlichen Verhältniß, die Kunſt mit der Liebe verwechſeln, da doch jede Abſicht das freie Seelengefühl entweiht, welches ſich nicht erkünſteln läßt, da keine abſichtliche Kunſt den Nahmen der Liebe verdienen kann. In irrer Hoffnung eines größern Gewinnes vernichtet ein anderer geiſtig Liebender ſein Selbſt in unbedingter Hingebung. Der Arme! Mit der Selbſtſtändigkeit riß er die Wurzel der Liebe aus ſeiner Bruſt. Denn die Liebe iſt der Wechſelgenuß freier Naturen, und eben darum iſt ſie allein voll und ganz, und hat ihren unvergänglichen Quell in ſich ſelbſt. Aller Genuß der Natur iſt halb und unbefriedigend. Wie ſchnell flieht das Schönſte und drückt den Stachel der Sehnſucht nur tiefer in die Bruſt! Und nach einer kurzen Täuſchung

---

Offenbarung, in der Erkenntniß des göttlichen Weſens und ſeines Verhältniſſes zu uns. Die Liebe, welche aus der Begeiſterung des höchſten Schönen hervorgeht, iſt mehr eine künſtleriſche Bewunderung, als eigentliche Liebe zu nennen; wo das vollkommenſte Weſen, als das ewige Urbild des höchſten Schönen, zwar wohl als Maaßſtab der Würdigung für jede andre Liebe gelten mag, ohne jedoch uns ſelbſt auch wiederum mit der Hoffnung und Verſicherung der gegenſeitigen göttlichen Liebe erfüllen zu können; welche Gegenliebe Gottes gegen den Menſchen vielmehr auf dieſen Standpunkt, nur als eine Täuſchung der Einbildungskraft erſcheinen muß. Die Vernunft aber, indem ſie den leeren Raum des eitlen Denkens mit dem Wiederſchein der eignen Ichheit im erkünſtelten Glauben ausfüllt; gelangt nicht zum lebendigen Gefühl der ewigen Liebe, geſchweige den zur Hoffnung der göttlichen Gegenliebe; welche Idee des unverſieglichen Lebens wir nur im Lichte der Offenbarung finden konnten, und zu erkennen im Stande ſind.

von Leben erſtarrt das zurück bleibende uns in den Armen zum Gerippe. Vergebens breiten wir die ſehnſuchtsvollen Arme hinaus in die weite Natur; ihre ermüdende Unermeßlichkeit bleibt immer ſtumm, uns unbegreiflich und ewig fremd. Der höchſte Seelengenuß iſt die Liebe, und die höchſte menſchliche Liebe iſt die Vaterlandsliebe. Ich rede nicht von dem ſtarken Triebe, der die Heldenbruſt des Römers beſeelte. Regulus, welcher den Blick niederwirft, ſich den Seinen entreißt, ſich von Rom wendet, und auf herrlicher Flucht zu den Feinden eilt; Decius, welcher ſein Haupt verwünſcht, ſich den unterirdiſchen Gottheiten weiht und in die offenen Arme des Todes ſtürzt, ſcheinen uns Halbgötter. Man vergleiche ſie mit der himmliſch freudigen Einfalt des Bulis und Sperthias *); man vergleiche ſie mit der heitern Fröhlichkeit des Leonidas. Sie ſind Barbaren, ſie erfüllten das Geſetz, aber ohne Liebe. Die Vaterlandsliebe war nicht die Triebfeder derer, die bei Thermopylae ſtarben, denn ſie ſtarben für das Geſetz, ſondern ihre Belohnung. Ihr heiliger Tod war der Gipfel aller Freude. Im ächten Staate, deſſen Zweck Vollſtändigkeit in der Gemeinſchaft mehrerer freier Weſen iſt, giebt es eine öffentliche Liebe, einen unendlichen Wechſelgenuß Aller in allen. Das war es, deſſen Verluſt der unglückliche Lacedämonier, welchen das Geſetz mit Schande belegte, nicht überleben konnte; das unterſchied die Dorier durch milde Großheit von den Römern; dieß verbreitet über das Leben eines Braſidas den Glanz ſelbſt genugſamer Freudigkeit. Die Römer nähern ſich hingegen an hoher Selbſtſtändigkeit dem attiſchen Styl, und ſie übertreffen die Dorier und Athener an Kraft nach Außen ſehr weit. Der heftigſte Kampf riß gewaltſam ihr Inneres bis zum Schwulſt heraus; ſie ſind die Athleten der Tugend. In Kreta und zu Thebae ſchwelgte man in den Gefühlen der begeiſterten Vaterlandsliebe und männlichen Freundſchaft; und der Genuß und das Gefühl dieſer ſchwelgenden Begeiſterung wurde recht eigentlich der Zweck des Staates. Dieſe Völker ſanken endlich ſo tief, daß ſie dem Reize, der nur Hülle des Schönen ſein ſollte, huldigten, und ſich an der Natur vergingen. Ueberhaupt iſt die Reizbarkeit der Seele das gefährlichſte;

*) *Herodot.* Erat. cap. 132 — 137.

wie das schönste Geschenk der Götter. Man setze in einem Gemüth die Empfänglichkeit des Sinnes sehr gering, die Reizbarkeit der Seele aber so gränzenlos, daß die leiseste Berührung ihre ganze Schnellkraft anregt; die Selbstständigkeit des Willens aber sei so stark, daß sie die Leitung des Lebens mit der Reizbarkeit theile. Das Dasein einer solchen Natur würde ein stetes Schwanken sein, wie die stürmische Woge; eben schien sie noch die ewigen Sterne zu berühren, und schon stürzt sie in den furchtbaren Abgrund des Meeres. Diesem Gemüthe fiel aus der Urne des Lebens das höchste und das tiefste Loos der Menschheit; innigst vereinigt ist es dennoch ganz getrennt, und im Ueberfluß von Harmonie unendlich zerrissen. So denke man sich die Sappho, und alle Widersprüche in den Nachrichten über diese größte aller griechischen Frauen sind erklärt. Auch wir können sagen: „Noch lebt die Gluth der aeolischen Frau; noch athmet die Liebe, die sie den Saiten vertraute." Einige ihrer Gesänge und mehrere Bruchstücke gehören unter die köstlichsten Perlen, die der Strom der Zeit vom Schiffbruch der Vorwelt an das öde Ufer auswarf. Ihre hohe Zärtlichkeit ist von Schwermuth wie umflossen. Zahllose Lieder ähnlicher Art, die bewundert, aber gemein und matt sind, erscheinen gegen diese, wie trübes irdisches Feuer gegen den reinen Strahl der unsterblichen Sonne.

Die Liebe ist an sich arm und bedürftig; alle ihre Fülle ist eine Gabe der Natur. Die Natur dagegen, für sich genommen, ist nichts als Fülle und Leben; alle Harmonie in ihr und an ihr so wie die innere Einheit, ist ein Geschenk der Liebe. In der Kunst vermählen sich Fülle und Harmonie. Freundlich begegnen sich in ihr beide Unendlichkeiten, und bilden ein neues Ganzes, welches als die Krone des Lebens Freiheit und Schicksal vereinigt; welches nicht zerrüttend in das innre Mark der Seele bringt, sondern wohlthätig allen Streit löset. Die Natur giebt dem geistigen Sinne die Fülle und den Umfang, und die lebendige Kraft; die Liebe giebt ihm die innere Tiefe und Einheit, als die Seele jenes reichen Lebens, die Kunst aber die harmonische Ordnung und das Gesetz des Schönen. Nur vereinigt vollenden diese drei die Bildung des geistigen Sinnes und des innern Lebens; einzeln erhöhen sie nur die Em-

pfänglichkeit, die Reizbarkeit, oder die Urtheilskraft. Im Sophokles vereinigt ſich die Tiefe und Beſeelung der Liebe und die Fülle der Natur, und ordnen ſich beide unter das Geſetz der Kunſt. Hier vollendet der Menſch ſein Daſein, und ruhet in befriedigter Eintracht.

Alſo die zarteſten Gränzen, das feinſte Gleichgewicht nach dem Sinne jenes bedeutenden Götterſpruches *), Maaß iſt der Gipfel der Lebenskunſt. Nur durch Vollſtändigkeit kann er erreicht werden; und dieſe kann man wie alles Göttliche nicht geradezu erfaſſen. Zwar pflegt der Menſch nur gleich nach der Palme zu greifen; aber wir ſehen auch, daß dann der ernſteſte Wille, die ſtärkſte Kraft, die ſcharfſinnigſte Kunſt nur die krampfhafteſten Verzerrungen hervorbringen. Wie könnte auch aus lauter Einzelnheiten das vollendete Ganze hervorgehen? Der Menſch, der nach dem Göttlichen ſtrebt, vermag nichts als unverrückt gegen alle Hinderniſſe zu kämpfen. Eben darum iſt die Rückkehr auch nie unmöglich, wenn gleich die Eintracht in einer Bruſt noch ſo zerrüttet iſt; wenn auch ein verfinſtertes Volk ſchon lange Jahrhunderte elend und verworren durch das Leben taumelte. Tritt dann Vollſtändigkeit plötzlich und unbegreiflich wie ein Fund ins Daſein, ſo ſchwankt der Menſch nach dem erſten Schrecken der Freude, gegen wen er ſich ſeines Dankes entladen ſoll. Er darf nicht ſich zueignen, was ſeine eifrigſten Beſtrebungen nicht wirkten, deſſen äußere Veranlaſſung vielleicht ſo deutlich ſcheint; er kann einem fremden Weſen nicht das zueignen, deſſen er ſich als ſeines innigſten Eigenthums bewußt iſt. Er hat ein neues Stück ſeines unbekannten Selbſt gewonnen. Er danke dem unbekannten Gotte! Die gefundne Eintracht iſt nicht ſein Verdienſt, aber ſeine That.

*) Die delphiſche Sinnſchrift: Μηδεν αγαν.

VII.

Die epitaphiſche Rede des Lyſias. 1796.

Einleitung.

Es war ein alter Glaube der Hellenen, daß der unglückliche Schatten eines unbeſtatteten Todten wie ohne Heimath umherirre, und aus der Oberwelt verbannt ſei, ohne noch ein rechtmäßiger Bürger der Unterwelt werden zu können. Daher wagen die homeriſchen Helden alles, um eine geehrte Leiche aus Feindeshand zu retten; geliebte Verſtorbene zu beweinen, und heiligen Gebräuchen gemäß zu beſtatten, iſt ihnen die theuerſte Pflicht. Sie kennen keinen ſchrecklichern Fluch, als wenn den Vögeln und den Hunden die Leiche zur Speiſe und zum Spott Preis gegeben wird; die feſtliche Ehre des Begräbniſſes ſcheint ihnen für den Todten ſelbſt ein Troſt und einiger Erſatz für das entrißne ſüße Leben. Der ungebildete Sohn der Natur kann ſich ein Daſein ohne thieriſches Leben eben ſo wenig vorſtellen, als eine gänzliche Trennung der beſeelenden Kraft und des beſeelten Stoffes, welche ihm immer als ein untheilbares Ganzes erſchienen waren; und dennoch veranlaßt, lockt und nöthigt den Menſchen der gebrechliche Theil ſeines Weſens eben ſo ſehr, als der Gott in ihm, an eine Fortdauer ſeines Selbſt zu glauben. In der Urgeſchichte der Menſchheit ſind manche eigenthümliche und zum Theil ſonderbare Todes- und Grabes-Gebräuche, welche dem Vernünftler ohne Zweck und Bedeutung ſcheinen, die erſten Zeichen einer höhern Beſtimmung; und der Wilde, welcher die Leichen ehrt, ſteht ſchon um viele Stufen über der Thierheit. Von der Meinung, daß die Beſtattung und die Art derſelben für den Todten ſelbſt ſehr

wichtig ſei, waren auch die tieferen Denker der Hellenen noch ſehr eingenommen. Zwar lächelte und ſcherzte der ſterbende Sokrates darüber, indem er nur auf den göttlichen Theil ſeines Weſens bedacht war, wohl wiſſend, daß das innere Selbſt nichts gemein habe mit dem äußern Körper, und der rauhe Diogenes befahl, ſeinen Leichnam unbeerdigt hinzuwerfen [1]). Ariſtoteles aber zweifelt, ob es nicht für die Todten in der Sinnenwelt noch Güter und Uebel gebe, und iſt der Meinung, daß das Schickſal der Nachkommen, Ehre und Schande, alſo auch ein ehrenvolles Begräbniß, oder Beſchimpfung der Leiche, auf ihr Glück noch einigen, wenn gleich nur geringen Einfluß haben könne [2]); und Cicero [3]) hält das Vorurtheil für wichtig genug, um es ſehr ernſtlich zu widerlegen.

Die Hellenen waren von Natur ein ſpielendes Volk, und ſchon die homeriſchen Helden ehren den Patroklos durch Wettkämpfe bei ſeiner prächtigen Beſtattung. Feſtliche Freude ſchien ihnen das ächteſte Band der Gemeinſchaft zwiſchen Göttern und Menſchen, und ſchöne Spiele die heiligſte Gabe und die reinſte Verehrung. Durch gymnaſtiſche Spiele und muſikaliſche Feſte an ihrem Grabe ehrten ſie vergötterte Helden, und ſelbſt in der Blüthezeit der helleniſchen Freiſtaaten wußten ſie für die gottähnlichen Tugenden der größten Bürger, eines Braſidas und eines Timoleon, keinen ſchönern Lohn als dieſe Ehre eines heroiſchen Denkmahls.

Die Athener insbeſondere ſtrebten nach Ruhm und Lob nicht mit Leidenſchaft, ſondern mit Raſerei; in abergläubiſchen Gebräuchen ängſtlich gewiſſenhaft, waren ſie zur Schwärmerei geneigt; und die äußerſte Reizbarkeit zum innigſten Mitleid an fremden Leiden, wie zum tiefſten Schmerz über eigne, iſt eine ihrer eigenthümlichſten Eigenheiten. Daher war, nach dem Zeugniſſe des Demetrios Phalereus [4]), ſchon vor Solon die Pracht der Athener bei Beſtattungen ſo hoch geſtiegen, die Klagen ſo ſehr in ſelbſtzerfleiſchende Wuth ausgeartet, daß er auch hierin die

---

[1]) Cic. Tusc. I. 43. [2]) Nicom. I., 11. [3]) Cic. Tusc. I. 43. 44.
[4]) Ap. Cic. de legg. II. 25.

attiſche Heftigkeit durch Geſetze nicht zu vertilgen, aber bis zu einer ſchönen Empfindlichkeit zu mildern ſuchte; denn dieſer liebenswürdige und menſchliche Weiſe, der noch als Greis fröhlich zu ſcherzen wußte, geſtand ja ſelbſt den rührenden Wunſch [3]) nicht unbeweint zu ſterben, und ſeinen Freunden Schmerz zu hinterlaſſen, damit ſie ſein Begräbniß mit Wehklagen und Seufzen feiern möchten. Auch war es eine geheiligte Sitte, bei den Leichenmahlen, wo die Eltern bekränzt erſcheinen mußten, den Verſtorbenen, ſo weit es die Wahrheit erlaubte, zu loben. Einige Zeit nachher, ſagt Cicero [4]), ward wegen der Pracht jener großen Grabmähler, welche wir noch im Kerameikos ſehen, ein Geſetz gegeben, daß niemand ein Denkmahl ſetzen ſolle, welches mehr als dreitägige Arbeit von zehn Menſchen erfordere; und außer andern Einſchränkungen ward auch verboten, zum Lobe des Verſtorbenen eine Rede zu halten, außer bei den öffentlichen Begräbniſſen durch den vom Staat beſtellten Redner. Dennoch nahm die Pracht bei Beſtattungen und an Gräbern wieder ſo ſehr überhand, daß Demetrios Phalareus ſie durch neue Geſetze einſchränken mußte. Selbſt Plato beſtimmt für eine anſtändige Ausſtattung dreißig Minen, zum Bau eines Grabes für ſeine Mutter aber zehn Minen [5]). Es iſt allgemein bekannt, welchen Mißbrauch ehrgeizige Demagogen von der abergläubiſchen Heftigkeit der attiſchen Menge im peloponneſiſchen Kriege machten; und wie Feldherren, welche zur See geſiegt, aber durch einen Sturm verhindert, die Leichen ihrer Todten nicht aus dem Meer gerettet hatten, zum Tode verdammt wurden [6]).

Was war natürlicher bei dieſer Art zu empfinden und zu denken, als daß der Tod fürs Vaterland zu Athen durch eine öffentliche Beſtattung belohnt wurde? Ueberdem war die Gleichheit zu Athen nicht allein die Grundlage der geſetzlichen Verfaſſung, ſondern auch allgemeiner Geiſt des Volks. Nach dem Geſetze der Gleichheit aber ſchien der Staat denjenigen Mitbürgern, welche, bei gleicher Verpflichtung Aller, ihr Leben allein zum Vortheil

[3]) Cic. Tusc. I. 49. [4]) De legg. II. 26. [5]) Ep. XIII. p. 174. tom. XI. ed. Bip. [6]) Xenoph. Hellen. I. 7.

der Uebriggebliebenen verloren hatten, einen Ersatz schuldig zu sein. Was konnten die Lebenden thun, um sich dieser Schuld zu entledigen, als die Verstorbenen ehren, und ihre Wittwen und Eltern schützen und pflegen, ihre Kinder aber auf öffentliche Kosten erziehen?

Die Athener thaten das erste und auch das letzte [9]), nach einer väterlichen Sitte für die im Kriege Umgekommenen. „Die Gebeine der Verstorbenen," sagt Thukydides, „werden drei Tage zuvor auf einem bedeckten Gerüst zur Schau ausgestellt; jeder bringt dem Seinigen, was er etwa noch zu bringen hat. Am Tage der Bestattung werden Gefäße von Cypressenholz auf Wagen gefahren, für jeden Stamm Eines. Darin sind die Gebeine des Stammes, von dem jeder war. Jeder Bürger und Fremde, welcher will, begleitet den Zug. Auch die verwandten Frauen sind bei dem Begräbnisse zugegen, wehklagend. Dann werden die Gefäße in das öffentliche Denkmahl gesetzt, welches in der schönsten Vorstadt im äußern Kerameikos, am Wege nach der Akademia gelegen ist. Sie begraben die im Kriege Umgekommenen immer an demselben Ort, außer die zu Marathon; denn weil sie ihre Tapferkeit für einzig hielten, so errichteten sie auch ihnen allein dort auf dem Platz ihr Grabmahl. Sind sie mit Erde bedeckt, so tritt ein vom Staat gewählter Mann, welcher an Einsicht nicht ungeschickt zu sein scheint, und an Würde hervorragt, von dem Grabmahl auf eine hohe Stufe, damit er so weit als möglich von der Versammlung gehört werden kann, und hält über sie eine zweckmäßige Lobrede." Diese epitaphische Rede, denn so nannten die Hellenen jene festliche Lob- und Trauerrede auf die für den Staat im Kriege Umgekommenen, wurde jährlich wiederholt. Nie versäumte der Staat, das Sühnopfer, welches die Hellenen jährlich am Grabe ihrer Todten zu bringen pflegten, für die öffentlich Begrabenen öffentlich zu verrichten [10]), und stiftete außerdem gymnastische und musikalische Kampfspiele ihnen zu Ehren. Leichensteine verkündigten durch Inschriften den Ort, wo die Heldenschaaren ge-

[9]) Lys. Epit. p. 127. Reisk. Thuc. II. 46. Plat. Menex. p. 303—305. ed. Bip. [10]) Plat. Menex. p. 305.

fallen waren, den Namen und die Herkunft einzelner berühmter Bürger; und Pausanias [11]) fand hier noch die Denkmahle der größten Athener, welche für Vaterland und Freiheit gestorben waren, den Staat gerettet, die Verfassung verbessert, oder Tyrannen besiegt hatten.

Hier sagt Pausanias [12]), waren zuerst diejenigen begraben, welche einst in Thrake von den Edonern überrascht und getödtet wurden. Hier war das Grabmahl der Athener, welche noch vor dem Zuge des Meders, gegen die Aegineten kriegten. Aber erst später fügten die Athener die epitaphische Lobrede zu diesem Gebrauch. Mögen sie nun, wie Dionysios in Zweifel stellt [13]), von denen, welche zu Artemisium, bei Salamis und in Platäa für das Vaterland starben, den Anfang gemacht haben, oder von den marathonischen Thaten; oder mag Solon der Stifter auch dieser Einrichtung, und der Urheber der hellenischen Epitaphien sein, wie Anaximenes der Rhetor behauptet [14]); gewiß ist es, daß diese Sitte, welche also mit dem Ursprunge der attischen Größe ungefähr gleichzeitig ist, unter die eigensten Eigenthümlichkeiten des attischen Volks gehört.

* * *

Lysias, der Sohn des Kephalos, stammte von Syrakusischen Aeltern, wurde aber zu Athen, wo sein Vater sich niedergelassen hatte, zur Zeit, da die attische Größe ihren höchsten Gipfel erreicht hatte, geboren (Ol. LXXX. 2); und ward mit den vornehmsten atheniſchen Jünglingen erzogen. Nach Plato's Darstellung war sein Vater ein wohlhabender und sehr gebildeter Mann voll ächter Lebensweisheit, ein warmer Freund der Dichter, der selbst im hohen Alter wissenschaftliche Gespräche und Forschungen liebte. Dieser Kephalos nähmlich ist eben jener heitere Greis, mit dessen schönem Bilde Plato seine unsterbliche Republik so einladend eröffnet. Als Lysias fünfzehn Jahr alt war, wanderte er mit seinen Brüdern nach Thurium, und nahm an der Kolonie, welche die

[11]) Paus. I. 29. [12]) ibid. [13]) Archaeolog. II. p. 291. ed. Sylb. [14]) Plut. Poplic. p. 102. A.

Athener dahin sandten, Antheil. Daselbst hörte er den Tisias, welcher zuerst über die Grundsätze der Redekunst schrieb, und den Nikias aus Syrakus, wo die gerichtliche Beredsamkeit zuerst ausgebildet und verfeinert wurde. Nachdem er sich ein Haus gebaut und ein bürgerliches Eigenthum erlangt hatte, trieb er öffentliche Geschäfte in großer Wohlhabenheit, bis zu der bekannten Niederlage der Athener in Sikelia. In den bürgerlichen Unruhen, welche dieses Unglück nach sich zog, ward er mit dreihundert andern, des Atticismus oder der Theilnahme an der atheniſchen Parthei Beschuldigten, verbannt, und kehrte (Olymp. XCII, 1) im sieben und vierzigsten Jahre seines Alters nach Athen zurück. Während der Herrschaft der dreißig Tyrannen ward sein Haus geplündert, sein Bruder Polemarchos ermordet, und er selbst mußte sich flüchten. Er bewies sich nachgehends für die Wiederherstellung der attischen Freiheit sehr thätig. Er selbst gab zweitausend Drachmen und zweihundert Schilde her. Er miethete dreihundert, oder nach dem Justinus [15]) fünfhundert Gehülfen, und bewog den Thrasydaios von Elis, seinen Gastfreund, ihm zwei Talente zu diesem Zwecke zu geben. Dafür machte Thrasybulos nach der Rückkehr den Antrag, ihm das Bürgerrecht zu schenken; welchen Antrag das Volk auch bestätigte. Weil aber dieser Volksbeschluß gegen die gesetzliche Form, ohne vorläufige Berathschlagung des Senats zum Vortrag gebracht worden war, so ward er auf Antrag des Archinos für nichtig erklärt, und Lysias blieb des Bürgerrechts verlustig. Er starb in hohem Alter (Ol. C.) kurz vor der Geburt des Demosthenes.

Anfangs gab Lysias Unterricht in den Grundsätzen der Redekunst [16]); weil aber Theodoros in der Wissenschaft scharfsinniger, in den Reden selbst aber dürftiger war, als er, so ließ Lysias die Wissenschaft liegen, und fing an Reden zu schreiben. Dieser Zug ist nicht unbedeutend. Bei den Neuern würde Lysias sich wahrscheinlich dem wissenschaftlichen Unterricht, Isokrates hingegen den öffentlichen Vorträgen gewidmet haben. Wunderbar im Gegentheil sind die Beispiele, wie einheimisch unter den Alten, auch bei gewöhn-

[15]) *Just.* V. 9. [16]) Cic. Brut. 12.

lichen Köpfen, das richtige Gefühl ihrer Bestimmung und vorzüglichsten Geschicklichkeit war. Die Alten wußten, was sie wollten, und fühlten bestimmt, was sie konnten. Lysias schrieb sehr viele, größtentheils gerichtliche Reden für Einzelne; unter vierhundert und fünf und zwanzig angeblich von ihm herrührenden, hielten die Kritiker zweihundert drei und dreißig für ächt. Er war nach Cicero zwar selbst in Rechtshändeln nicht bewandert [17]), aber ein äußerst scharfsinniger und ausgearbeiteter Schriftsteller, welchen man beinahe schon einen vollkommnen Redner nennen dürfe. Er verdunkelte alle zu seiner Zeit blühenden Redner, erwarb sich in allen Arten der Beredsamkeit Ruhm und konnte nur von wenigen seiner Nachfolger übertroffen werden. Seine scheinbare Leichtigkeit ist der Gipfel der Kunst, und fast unnachahmlich.

Dionysios rühmt die Reinheit, Richtigkeit, Klarheit, Gedrängtheit und Angemessenheit seines Ausdrucks; seine durch die höchste Kunst natürlich und kunstlos scheinende Wortstellung; seine Kenntniß und lebendige Darstellung der Menschen in ihren natürlichen Eigenheiten; vor allem aber eine gewisse eben so unbeschreibliche als unnachahmliche Anmuth, die eigenthümlichste seiner Eigenschaften.

In den gerichtlichen Reden war er nach dem Urtheil des Dionysios am glücklichsten, und auch in diesen ist er geschickter, das Geringe, Seltsame und Dürftige zierlich, als das Erhabne, Große und Reiche kräftig auszudrücken. Die Magerkeit seines scharfen, gewählten, lieblichen und kurzen Ausdrucks wird von den alten Kritikern, denen er für ein vollendetes Urbild des nüchternen attischen Styls der Beredsamkeit galt, oft erwähnt und bis zur ungerechten Einseitigkeit hoch gepriesen. Jene attische Nüchternheit hatte nähmlich viele blinde Anbeter, welche die Dürftigkeit selbst, wenn sie nur gesund war, liebten. Sie glaubten, wer hart und trocken rede, wenn er es nur gefeilt und durchgearbeitet thue, der allein rede Attisch. Mit Recht erinnert dagegen Cicero, der Ursache hatte, die Forderung strenger Nüchternheit des Ausdrucks

[17]) Cic. Brut. 9. Die Kenntniß des bürgerlichen Rechts war bei den Hellenen so wenig geschätzt, daß die sogenannten Pragmatiker, welche dem vornehmen Redner um geringen Lohn vor Gericht darin zur Hand gingen, durchaus verachtet waren. cfr. Cic. de Orat. I. 45

nicht übertreiben zu laſſen, ja auch wohl den Schwulſt ſelbſt verſteckter Weiſe in Schutz zu nehmen: nicht das ſei Attiſch im Lyſias, daß er mager und arm ſei, ſondern daß ſich nichts Abweichendes und Ungeſchicktes in ihm finde. Es war nichts Unbedeutendes und nichts Geſuchtes in ihm; man konnte kein Wort aus ſeiner Rede nehmen, ohne den Sinn zu ändern. Wer mit Salz und Nüchternheit rede, der rede ächt Attiſch. Die Geringfügigkeit der Gegenſtände, welche Lyſias, der mitunter ſo kraftvoll ſein könne, wie nur irgend jemand, meiſtentheils behandle, ſei der Grund, warum er ſich ſelbſt herabgeſtimmt habe.

Ein Schriftſteller unſres Zeitalters würde ſich nicht ſehr geſchmeichelt finden, wenn man von ihm ſagte, er ſei das Urbild der magern Schreibart. Indeſſen iſt es doch einleuchtend, daß nichts Ungeſchicktes ſchön ſein kann. Der reine und geſunde Kunſtſinn der Athener verbannte daher mit Recht alle unnütze Pracht, und allen unzweckmäßigen Schwulſt, und verlangte vor allem, daß der Redner ſich ſeinem Gegenſtande gemäß ausdrücke. Auch der dürftigſte Stoff giebt dem Redner Gelegenheit genug, die größte Kunſt durch eben jene ſcheinbar kunſtloſen Vorzüge, wegen welcher Lyſias mit Recht bewundert wird, zu beweiſen. Dieſe ſind gewiß ſein Verdienſt, und beweiſen, daß er ein Künſtler ſei; und bei einem Volke, wo ſie mehr oder weniger allgemein und natürlich ſind, da iſt die Redekunſt einheimiſch. Wenn der Gegenſtand ſelbſt ſchon groß und erhaben iſt, ſo iſt es keine Kunſt, hinreißend zu reden; die Beredſamkeit der Leidenſchaft und der Begeiſterung iſt ein unwillkührliches Erzeugniß der Natur, kein abſichtliches Werk der Kunſt. Ueberdem darf der Redner ſich ſeinen Stoff nicht wie der freie Dichter, ſelbſt erfinden, oder auch nur wählen; er muß nehmen, was ihm gegeben wird, und eigentlich alles zu behandeln wiſſen. Und wenn er auch dem magerſten und trockenſten Stoff nichts abzugewinnen, wenn er ſich auch in dem Vortrag der alltäglichſten und geringfügigſten Dinge nicht durch ein gewiſſes Etwas von dem Unberedten zu unterſcheiden weiß, ſo hat er keine Anſprüche auf den Nahmen eines Redekünſtlers.

Uebrigens ſcheint es für die Bildung eines Volks nicht *wenig zu beweiſen*, wenn ſeine gewöhnlichen gerichtlichen Reden

über gemeine Rechtshändel, auch nachdem das Menschengeschlecht um einige Jahrtausende älter geworden ist, noch immer an Zweckmäßigkeit und Reinheit, an sorgfältig durchgearbeiteter Ausbildung, Bestimmtheit, Klarheit und Kürze des Ausdrucks kaum ihres Gleichen finden. Man denke nur an die Kunstsprache unsrer Rechtsgelehrten, an unsre Regensburger, oder wie Klopstock sie nennt, Heiligerömischerreichsdeutschernationsperioden.

Ungleich schwächer ist Lysias nach dem Urtheil des Dionysios in den panegyrischen Reden, in welchen er erhabner und prächtiger sein will. Ihr Charakter ist von dem der gerichtlichen Reden völlig verschieden. Wenn Theophrastos den Vorwurf der Ueberladenheit und der Spielerei, welchen er dem Lysias machte, nicht bloß auf eine unechte Rede, die er als Beispiel angeführt hat, sondern auch auf die panegyrischen Reden des Lysias gründete; so hatte er wohl nicht Unrecht, wenn wir anders wagen dürfen, nach so unvollständigen Akten ein Urtheil zu fällen. Denn es ist nichts mehr von den panegyrischen Reden des Lysias vorhanden, als ein nicht ganz unverdächtiges und von manchen bezweifeltes Werk, der gegenwärtige Epitaphios; dann ein Bruchstück, welches wir als einen Beitrag zur Charakteristik seines panegyrischen Styls, als einen neuen Beweis seines patriotischen Eifers und als eine merkwürdige Urkunde zur Geschichte der allgemeinen Sitte [18]) der Sophisten jener Zeit, die Hellenen zum allgemeinen Frieden und zum gemeinschaftlichen Krieg wider alle Tyrannen und Barbaren zu ermahnen, der Uebersetzung des Epitaphios als eine Beilage angefügt haben; und eine von einem Gegner vielleicht nicht wörtlich angeführte Spielerei, die erotische Rede des Lysias im Platonischen Phaidros. Denn erotische Reden gehören gleichfalls zur epideiktischen, oder panegyrischen Gattung, deren Zweck es ist, die Geschicklichkeit des Redekünstlers von einer Panegyris oder gemischten allgemeinen Versammlung von Zuhörern oder von Lesern glänzen zu lassen.

[18]) Plut. Timol. p. 254. init.

Ueberſetzung

der epitaphiſchen Rede des Lyſias.

Wenn ich glaubte, meine Zuhörer, es ſei möglich, an dieſem Grabe, die Verdienſte der hier ruhenden Männer durch Worte auszudrücken; ſo würde ich denen Vorwürfe machen, welche mir nur wenige Tage zuvor den Auftrag gaben, über ſie zu reden. Weil aber die ewige Zeit dem ganzen Menſchengeſchlecht nicht hinreichend ſein würde, eine Rede, welche den Thaten dieſer Helden gleich wäre, hervorzubringen; ſo ſcheint mir deswegen der Staat aus Vorſorge für diejenigen, welche hier reden, den Auftrag nur kurz zuvor zu ertheilen, in der Meinung, daß ſie ſo wohl noch am erſten Nachſicht bei den Zuhörern finden würden. Ueberdem gilt meine Rede zwar ihnen, aber es ſind nicht ihre Thaten, welche ich übertreffen ſoll, ſondern die Redner, welche vor mir über ſie geſprochen haben. Denn die Tapferkeit dieſer Helden gewährte denen, die dichten können, und denen, die reden wollen, einen ſo unerſchöpflichen Ueberfluß an Stoff, daß man ſchon ehedem viel Schönes über ſie geſagt, und doch vieles übergangen hat, und daß dennoch auch für die Zukunft genug zu reden übrig bleiben wird. Kein Land und kein Meer iſt von ihrem Ruhm unerreicht geblieben. Allenthalben und bei allen Menſchen giebt es Leute, welche ihre Großthaten beſingen, indem ſie ihr eignes Unglück bejammern.

Zuerſt werde ich alſo die alten Abentheuer unſrer Vorfahren durchgehen, deren Kunde uns die Sage überlieferte. Denn auch ſie ſind würdig, daß alle Menſchen ſie preiſen, in Liedern beſin-

gen, durch die Reden der Verständigen loben, bei solchen Gelegenheiten, wie die gegenwärtige, ehren, und die Lebenden nach den Thaten dieser Verstorbenen bilden.

Die Amazonen nähmlich, ursprünglich Töchter des Ares, welche am Fluße Thermodon wohnten, allein unter ihren Nachbaren mit Eisen bewaffnet waren, und die ersten von Allen Rosse bestiegen, auf welchen sie unerwartet, wegen der Unkenntniß ihrer Gegner, die Fliehenden tödteten, den Verfolgenden aber entflohen, wurden vielmehr wegen ihres Muths für Männer, als wegen ihrer Natur für Weiber geachtet; denn sie schienen die Männer an Muth weiter zu übertreffen, als sie ihnen an Bildung des Leibes nachstanden. Sie beherrschten schon viele Völker und hatten alles um sich her unterjocht, als sie durch das Gerücht den großen Ruf von diesem Lande vernahmen und durch den herrlichen Ruhm und die große Hoffnung gereizt, mit den streitbarsten Völkern gegen diese Stadt auszogen. Da sie aber auf wackre Männer trafen, so entsprach ihr Muth ihrem Geschlecht. Sie machten, daß man ein dem vorigen entgegengesetztes Urtheil über sie fällte, und bewiesen ihr Geschlecht noch mehr durch ihre Niederlage, als durch ihre Gestalt. Nur ihnen allein war es versagt, durch ihre Fehler belehrt, künftig weiser zu handeln; in ihre Heimath zurückzukehren, und ihr eignes Unglück und unsrer Väter Tapferkeit zu verkündigen. Denn hier starben sie, und bezahlten die Strafe ihrer Thorheit, indem sie den Ruhm der Tapferkeit dieser Stadt verewigten, und den Nahmen ihres Vaterlandes durch ihre hiesige Niederlage vertilgten. So verloren die Amazonen also mit Recht ihr eignes Land, weil sie fremdes unrechtmäßig begehrten.

Als ferner Adrastos und Polyneikes gegen Thebae kriegten und in der Schlacht unterlagen, die Kadmeier aber die feindlichen Todten nicht begraben lassen wollten; da glaubten die Athener, wenn jene irgend eine Ungerechtigkeit begangen hätten, so hätten sie durch den Tod die größte aller Strafen erlitten; die Götter der Oberwelt und der Unterwelt würden aber durch dieß Betragen beleidigt; diese durch Vernachlässigung des Ihrigen, jene durch Befleckung der Heiligthümer. Sie sandten daher

zuerst Herolde zu den Kadmeiern, und verlangten, man solle ihnen die Wegführung der Leichen verstatten. Nach ihrem Gefühl zieme es wackern Männern, ihre Feinde lebend zu strafen, aber nur denen, die sich selbst nicht trauten, sei es möglich, mit ihrem Muth gegen die Leiber der Todten zu prahlen. Da sie dieß nicht erlangen konnten, zogen sie wider die Kadmeier zu Felde, mit denen sie zuvor keinen Zwist gehabt hatten; nicht aus Vorliebe für die lebenden Argeier, sondern um die durch Gewohnheit geheiligten Rechte der im Kriege getödteten zu behaupten. Sie kämpften wider die einen für beide; für die einen, damit sie nicht ferner ungerecht gegen die Todten handeln, und noch mehr wider die Götter freveln möchten; für die andern aber, damit sie nicht unverrichteter Sache, der väterlichen Ehre, der allgemeinen Hoffnung, welche ihnen das hellenische Gesetz zusicherte, verlustig und beraubt in ihre Heimath zurückkehren dürften. Mit dieser Gesinnung, und in dem Glauben, daß das Kriegsglück für alle gleich sei, siegten sie kämpfend; ihrer Feinde waren viel, aber das Recht stritt mit ihnen. Sie begehrten auch keineswegs, vom Glück aufgeblasen, eine übertriebene Strafe von den Kadmeiern, sondern sie begnügten sich, jene Verruchten durch ihre eigne Würdigkeit zu beschämen, nahmen den Siegeslohn, um den sie gekommen waren, die Todten der Argeier, und begruben sie in ihrem Gebieth, zu Eleusis. So handelten sie gegen die Umgekommenen vom Heer der Sieben wider Thebae.

In der Folge, nachdem Herakles unsichtbar geworden war, als seine Söhne vor dem Eurystheus flüchteten, und von allen Hellenen vertrieben, welche zwar unwillig über die Sache waren, aber die Macht des Eurystheus fürchteten, nach unsrer Stadt kamen, und sich Schutzflehend auf den Altar setzten; da beschloßen die Athener, sie dem Eurystheus, welcher sie herausforderte, nicht auszuliefern, und wollten lieber die Tugend des Herakles ehren, als ihre eigne Gefahr fürchten, und für die Schwächeren mit dem Recht kämpfen, als den Mächtigern nachgeben, und die, welchen von ihnen Unrecht geschehen war, ausliefern. Als nun Eurystheus mit denen, welche in der damahligen Zeit den Peloponnesos bewohnten, gegen sie zu Felde zog, so ließen sie sich durch die

Nähe der drohenden Gefahr in ihrer Meinung nicht wankend machen, und beharrten bei ihrem einmahl gefaßten Entschluß; wiewohl sie für sich selbst nie eine Wohlthat von dem Vater der Herakleiden empfangen hatten, und obgleich sie gar nicht wissen konnten, wie diese handeln würden. Bloß weil sie es für gerecht hielten, übernahmen sie für dieselben eine so große Gefahr, ohnerachtet sie zuvor in keiner Feindschaft mit dem Eurystheus standen, und auch keinen andern Gewinn hoffen durften, als die öffentliche Hochachtung. Voll Theilnahme für die ungerecht Leidenden, und voll Haß wider die ungerecht Handelnden, versuchten sie, diese zu zwingen, und strebten, jene zu retten. Sie hielten dafür, das Merkmahl der Freiheit sei, nichts ohne eignen Entschluß zu thun; das der Gerechtigkeit, den ungerecht Leidenden zu helfen; und das der Tapferkeit, für beide Zwecke, wenn es sein müsse, kämpfend zu sterben. So stolz und hartnäckig waren beide Theile, daß die Gesandten des Eurystheus gar nicht einmahl versuchten, etwas von dem guten Willen der Athener zu erhalten, und daß diese es nicht gestattet haben würden, wenn auch Eurystheus selbst als ein Schutzflehender versucht hätte, ihnen die Schutzflehenden abzulocken. Sie stellten sich also mit ihrer einzelnen Macht, und besiegten allein das aus dem ganzen Peloponnesos kommende Heer. Sie setzten zuvörderst die Leiber der Söhne des Herakles in Sicherheit, um der Tugend ihres Vaters willen, befreiten dann auch ihre Gemüther dadurch, daß sie die Furcht von ihnen nahmen, und erfochten ihnen mit ihrer eignen Gefahr und Anstrengung Kränze des Ruhms. So ungleich glücklicher als der Vater waren die Söhne! Denn dieser, obgleich der Urheber vieler Wohlthaten für das ganze menschliche Geschlecht, machte sich selbst durch Streitsucht und Ruhmliebe das Leben schwer. Die andern Ungerechten strafte er, den Eurystheus aber, den er haßte, und der ihn beleidigt hatte, vermochte er nicht zu züchtigen. Seine Söhne hingegen erreichten durch diese Stadt an einem Tage die Rettung ihrer selbst, und Rache an ihren Feinden.

Daß unsre Vorfahren so einmüthig für das Recht kämpften, hatte viele Ursachen und Antriebe. Zuerst der rechtmäßige Ursprung ihrer Vereinigung! Sie bewohnten nicht etwa wie ge-

meine Völker, ein aus allen Orten zusammengeflossener Haufen, ein fremdes Land, nach Vertreibung der vorigen Besitzer; sondern sie waren ursprüngliche und einheimische Söhne ihres Landes, und bewohnten denselben Boden, welcher sie erzeugt hatte [1]). Sie waren ferner die ersten und die einzigen in der damahligen Zeit, welche ihre Herren verjagten, und eine Demokratie errichteten. Sie glaubten, die Freiheit Aller sei das festeste Band der Eintracht; sie hatten alle gleichen Antheil an der Hoffnung auf den Lohn gefahrvoller Anstrengungen. Sie wechselten Bürgerrechte mit ungeschwächtem Freiheitssinn; und sie ehrten die Guten, und straften die Bösen nach dem Gesetz. Sie glaubten, es sei die Art der Thiere, sich einander durch Gewalt zu zwingen, den Menschen hingegen zieme es, ihre gegenseitigen Rechte durch Gesetze zu bestimmen, und sich durch Vernunft leiten zu lassen; und vom Gesetz beherrscht, von der Vernunft belehrt, ihren Vorschriften gemäß zu handeln.

Durch einen Sinn, welcher ihrem schönen Ursprung ent-

---

[1]) Ueber die Sage von den Amazonen, vom Adrastos und Polyneikes, die Herakleiden, und über die Autochthonie der Athener ist vorzüglich der große Unterschied unsrer drei epitaphischen, und des panegyrischen Redners im Gebrauch dieser Sagen zu bemerken. Der Redner Lysias giebt der gläubigen Menge seiner Zuhörer, ihre eignen alten Mährchen, ganz unbefangen, als baare unbezweifelte Wahrheit zurück. Plato übergeht die mythischen Kriegsthaten, verweilt aber desto länger bei dem Mythus der Autochthonie, welcher ihm schöne Gelegenheit giebt, mit wissenschaftlichen Begriffen Sokratisch zu spielen. Isokrates, ein Zwitter von Philosoph und Sophist, will als panegyrischer Redner in seiner politischen Schrift zwar hauptsächlich vor allen glänzen, aber doch auch wohl Männer von mehr Kenntnissen und Einsicht, als unter der Atheniſchen Menge gewöhnlich waren, überzeugen oder bestechen. Er verachtet kein noch so kleines Mittel zu seinem Zweck, und pragmatisirt die geschichtlichen Mythen; eine Kunst, welche selbst die hellenischen Historiker so oft üben. Thucydides hingegen, dem es am meisten historisch Ernst war bei seiner epitaphischen Rede, dessen Werk „nicht augenblicklich glänzen, sondern ewig nützen sollte" (I. 22.) achtet die Mährchen keiner Erwähnung werth, und würdigt nur einsichtsvoll geprüfte Thatsachen.

ſprach, vollbrachten denn auch die Vorfahren der hier ruhenden Helden, viele herrliche und bewundernswürdige Thaten, welche unſterblich und erhaben ſind, und hinterließen ihren Söhnen überall Denkmahle ihrer Tapferkeit. Denn ſie allein beſtanden den gefahrvollen Kampf für die ganze Hellas gegen viele Myriaden von Barbaren. Der Kaiſer von Aſien nähmlich, nicht zufrieden mit dem, was er beſaß, ſandte in der Hoffnung, auch Europa noch zu unterjochen, ein Heer von fünfzig Myriaden. Ueberzeugt, daß ſie der übrigen Hellenen leicht Herr werden würden, wenn ſie nur dieſe Stadt freiwillig auf ihre Seite ziehen, oder mit Gewalt unterjochen könnten, landeten ſie zu Marathon. Sie glaubten, wenn ſie das Glück verſuchten, während ganz Hellas noch uneinig war, auf welche Art man ſich gegen die anrückenden Feinde vertheidigen ſolle, ſo würden ſie die Hellenen von Bundesgenoſſen am meiſten entblößt finden. Ueberdem hatten ſie aus den frühern Begebenheiten die Meinung von unſerer Stadt gefaßt, daß ſie, wenn ſie zuerſt wider eine andre Stadt zögen, mit jenen und mit den Athenern zugleich kriegen müßten; denn eifrig würden dieſe herbeieilen, um den Angegriffenen zu helfen. Wenn ſie aber zuerſt hierher kämen, ſo würde keiner der übrigen Hellenen es wagen, um andere zu retten, eine offenbare Feindſchaft wider ſie, für die Athener auf ſich zu laden. So dachten die Barbaren; unſre Vorfahren aber vernünftelten nicht über die Gefahren des Kriegs, ſondern voll von dem Gedanken, daß einem würdigen Tod ewiger Ruhm der Edeln folge, fürchteten ſie die Menge der Feinde nicht, ſondern trauten vielmehr zuverſichtlich auf ihre eigne Tapferkeit. Beſchämt, daß die Barbaren in ihrem Lande wären, warteten ſie nicht, bis die Bundesgenoſſen es erfahren, und ihnen zu Hülfe kommen konnten. Sie wollten nicht andern, ſondern die Hellenen ſollten ihnen für ihre Rettung Dank wiſſen. Von dieſem Entſchluß alle einmüthig beſeelt, rückten ſie in geringer Zahl der großen Menge entgegen. Zu ſterben, dachten ſie, ſei Aller Loos; groß zu handeln, nur weniger Auserwählten; das Leben würden ſie zwar verlieren, aber dafür Ruhm durch ihre Heldenthaten gewinnen. Wen ſie nicht allein beſiegen könnten, dachten ſie, den würden ſie auch nicht mit den Bundesgenoſſen beſiegen können; überwun-

den würden sie nur ein wenig früher als die andern fallen, siegend aber auch die andern befreien. Sie bewiesen sich als wackre Männer, schonten ihres Leibes nicht, verschwendeten ihr Leben für die Pflicht, ehrten die Gesetze ihrer Vaterstadt mehr, als sie die Gefahr von den Feinden fürchteten, und errichteten für Hellas Siegesdenkmahle über die Barbaren, welche aus Habsucht ein fremdes Gebieth überfallen hatten, an den Gränzen ihres eignen Landes. Und so schnell vollbrachten sie diese That, daß dieselben Boten den andern Hellenen die Ankunft der Barbaren hier, und den Sieg unsrer Vorfahren verkündigten. Wahrlich! keiner der andern hatte Zeit, die kommende Gefahr zu fürchten, sondern nur sie zu hören, und über seine Befreiung zu frohlocken. Es ist daher kein Wunder, wenn ihre Größe auch noch jetzt, als ob diese vor Alters geschehenen Thaten neu wären, von allen Menschen gepriesen wird.

Einige Zeit nachher kam Xerxes, Kaiser von Asien, welcher Hellas verachtete, und betrogen in seiner Hoffnung, beschimpft durch den Ausgang, und gekränkt durch den Unfall, über dessen Urheber er zürnte, weil er nie ein Unglück empfand, und nie einen edlen Mann kennen lernte, nachdem er sich zehn Jahre lang gerüstet hatte, mit zwölfhundert Schiffen an. An Fußvolk führte er eine so unendliche Menge mit sich, daß es eine beschwerliche Arbeit sein würde, auch nur die Völker, welche mit ihm zogen, herzuzählen. Der größte Beweis ihrer Menge ist folgende Thatsache: obgleich er tausend Schiffe hatte, um das Fußvolk an der schmalsten Stelle des Hellespontos aus Asien nach Europa überzusetzen, so wollte er dennoch keinen Gebrauch davon machen, weil er glaubte, daß es ihn zu lange aufhalten würde. Lieber verletzte und verachtete er die Gesetze der Natur, die Winke der Götter, und die Meinungen der Menschen, bahnte sich einen Weg durchs Meer, und erzwang sich eine Schifffahrt durchs Land, indem er den Hellespontos durch eine Brücke vereinigte, und den Athos durch einen Graben trennte. Niemand widerstand ihm; die einen unterwarfen sich gezwungen, die andern übergaben sich freiwillig. Denn einige waren unfähig, sich zu vertheidigen, andre waren bestochen; beides zugleich lockte sie, Gewinn und Furcht. Bei dieser Lage von Hellas bestiegen die Athener ihre Schiffe, und eilten

nach Artemisium; die Lakedämonier hingegen und einige unter den Bundesgenossen rückten nach Thermopylae, weil sie wegen der Engigkeit der Gegend im Stande zu sein glaubten, den Paß zu behaupten. Als nun an beiden Orten das Treffen zu gleicher Zeit vor sich ging, siegten die Athener in der Seeschlacht; die Lakedämonier hingegen wurden keineswegs aus Mangel an Tapferkeit, sondern weil sie sich in ihrer Rechnung in Rücksicht der Anzahl sowohl derer betrogen hatten, welche zu beschützen sie gekommen waren, als auch derer, wider die sie streiten mußten, zwar nicht von den Feinden besiegt, aber doch auf dem Platz, wo sie standen, kämpfend getödtet. Als sie nun auf diese Weise unglücklich gewesen waren, und die Barbaren sich des Passes bemächtigt hatten, so zogen dieselben gegen unsre Stadt. Als aber unsre Vorfahren das Unglück der Lakedämonier vernahmen, und aus den von allen Seiten auf sie eindringenden Begebenheiten keinen Ausweg zu finden wußten, verließen sie für Hellas ihre Stadt, um mit jedem der beiden Heere für sich, nicht mit beiden zugleich kämpfen zu müssen; denn sie wußten wohl, daß, wenn sie zu Lande den Barbaren entgegen rückten, diese mit tausend Schiffen herbeieilen, und die verlaßne Stadt erobern würden; und daß ihnen, wenn sie sich einschifften, von der Landmacht das ihrige weggenommen werden würde; daß sie aber beides zugleich nicht können würden, ein Heer aussenden, und hinlängliche Besatzung zurück lassen. Und da sie nur zwischen zwei Uebeln zu wählen hatten, nähmlich entweder ihr Vaterland zu verlassen, oder mit den Barbaren die Hellenen zu unterjochen, so wählten sie lieber Freiheit mit Tugend, Armuth und Verbannung, als Knechtschaft des Vaterlandes mit Reichthum und Schande. Ihre Kinder, Frauen und Mütter sandten sie nach Salamis, und versammelten die Seemacht der andern Bundesgenossen. Wenige Tage darauf kam die Landmacht und die Seemacht der Barbaren. Wer konnte sie ohne Schrecken sehen? Welchen gewaltigen und gefahrvollen Kampf bestand nicht unser Staat für die Freiheit der Hellenen? Was mußten nicht die empfinden, welche die Krieger in jenen Schiffen beobachteten, da selbst ihre eigne Rettung sehr zweifelhaft war, und die Gefahr nun immer näher heranrückte? Oder die, welche sich zum Kampf

für ihr Liebstes, für den Siegeslohn in Salamis rüsteten? Von allen Seiten umgab sie eine so große Menge von Feinden, daß es nur ihr geringstes Uebel war, ihren Tod vorher zu wissen, das peinlichste ihrer Leiden hingegen war die Furcht vor dem, was die weggesandten Lieben von den siegenden Barbaren erleiden würden. In dieser hoffnungslosen Lage umarmten sie sich gewiß oft einander, und beweinten mit Recht ihr Schicksal; denn sie kannten die geringe Zahl ihrer Schiffe, und sahen die Menge der feindlichen; sie wußten, daß die Stadt verlassen, das Land verheert und voll Barbaren sei. Bei den Flammen der heiligen Gotteshäuser, und in der Mitte aller Schreckniße hörten sie einen aus Hellenischen und Barbarischen Stimmen vermischten Schlachtgesang; die ermunternden Zurufungen nähmlich von beiden Seiten, und das Geschrei der Sterbenden. Das Meer war voll von Leichen, und zahllose Trümmer von feindlichen und befreundeten Schiffen stürzten gegen einander. Lange Zeit war das Treffen unentschieden, und bald glaubten sie überwunden zu haben, und gerettet zu sein, bald besiegt zu werden, und verloren zu sein. Vor Schrecken glaubten sie gewiß vieles zu sehen, was sie nicht sahen, und vieles zu hören, was sie nicht hörten. Was für Gebethe sandten sie nicht zu den Göttern, und was für Opfer gelobten sie nicht? Wie beweinten sie ihre Kinder, wie bejammerten sie ihre Frauen, und wie beklagten sie ihre Väter und Mütter? Welche Gedanken von kommendem Unglück im Fall des Mißlingens? Welcher Gott mußte sie nicht über die Schrecklichkeit ihrer Lage bedauern? Welcher Mensch mußte sie nicht beweinen? Wer mußte nicht ihre Kühnheit bewundern? Wahrlich, an großen Entschlüssen und an kriegerischen Thaten übertrafen sie das ganze menschliche Geschlecht sehr weit. Sie verließen ihre Stadt, bestiegen die Schiffe, und stellten ihre kleine Schaar der Menge Asiens entgegen. Durch ihren Sieg bewiesen sie allen Menschen, es sei besser, mit wenigen Männern für die Freiheit zu kämpfen, als mit vielen Fürstendienern für ihre Knechtschaft. Sie trugen das Meiste und das Wichtigste zur Befreiung der Hellenen bei; zuerst den Themistokles, zum Feldherrn, der am geschicktesten zu reden, zu denken und zu handeln wußte; dann mehr Schiffe, als alle übrigen Bundsgenossen

zusammengenommen; und endlich die erfahrensten Leute. Welche andern Hellenen hätten wohl an Geschicklichkeit, Menge und Tapferkeit mit ihnen wetteifern können? Mit Recht empfingen sie daher von Hellas den unbezweifelten Siegerlohn im Seekriege. Sie verdienten es, daß das Glück ihren Gefahren und ihren Thaten entsprach, und sie bewiesen den asiatischen Barbaren die Aechtheit und Ursprünglichkeit ihrer Tugend.

So bewährten sie sich in der Seeschlacht, und indem sie den bei weitem größten Theil der Gefahren bestanden, erkämpften sie auch für die andern Hellenen durch ihre eigne Tugend die gemeinschaftliche Freiheit. Als aber nachher die Peloponnesier den Isthmus vermauerten, mit ihrer eignen Rettung zufrieden, sich von der Gefahr zur See befreit glaubten, und die Absicht hatten, die andern Hellenen von den Barbaren unterjochen zu lassen, da wurden die Athener unwillig, und gaben ihnen den Rath: wenn das ihre Absicht wäre, so möchten sie nur um den ganzen Peloponnesos eine Mauer aufwerfen. Denn wenn sie von den Hellenen verrathen, auf Seiten der Barbaren sein würden, so würden dieselben keiner tausend Schiffe bedürfen, noch würde ihnen die Isthmische Mauer etwas helfen; die Herrschaft des Meeres würde dann dem König ohnehin von selbst zufallen. Ueberführt und überzeugt, was sie gethan, sei ungerecht, was sie beschlossen, thöricht; was die Athener hingegen sagen, sei gerecht, was sie riethen, das beste, zogen jene nach Platäa zu Hülfe. Als hier die meisten Bundsgenossen zur Nachtzeit ihren Posten verließen und davon liefen; so schlugen die Lakedämonier hingegen und die Tegeaten die Barbaren in die Flucht; die Athener aber und Platäer besiegten kämpfend alle Hellenen, welche der Freiheit entsagt, und sich der Knechtschaft unterworfen hatten. An diesem Tage krönten sie ihre vorigen Thaten durch das schönste Ende und befestigten die Freiheit Europa's. Sie hatten in allen Arten von Schlachten Beweise ihrer Tapferkeit gegeben, allein und mit andern, zu Lande und zur See, gegen Barbaren und gegen Hellenen; desfalls wurden sie auch sowohl von denen, mit welchen sie gekämpft, als auch von denen, gegen welche sie gestritten hatten, würdig geachtet, die Häupter von Hellas zu sein.

Als aber in der Folge der Neid über ihr Glück, und die Eifersucht über ihre Thaten einen hellenischen Krieg verursachte, weil alle übermüthig waren, und jeder nur geringfügiger Klaggründe bedurfte; da nahmen die Athener in der Seeschlacht wider die Aegineten und ihre Bundsgenossen siebzig ihrer dreiruderigen Schiffe gefangen [1]). Während sie zu eben der Zeit Aegyptos und

---

[1]) Thuc. I. 104. — „Inaros, der Sohn des Psammetichus, ein Lybier und König der Lybier bei Aegyptos, zog aus von der Stadt Marcia über Pharos, und machte den größten Theil Aegyptens vom König Artaxerxes abtrünnig; er warf sich selbst zum Herrn auf, und rief die Athener. Sie verließen Kypros und kamen; denn sie waren mit zweihundert Schiffen von ihren eignen und denen der Bundsgenossen gegen Kypros gesegelt. Sie schifften vom Meer in den Nilus hinauf, bemächtigten sich dieses Flusses, und zweier Theile von Memphis, und kriegten vor dem dritten, welcher Leukonteichos (weiße Mauer) genannt wird. Darin befanden sich die geflohnen Perser und Meder, und die nicht mit abgefallenen Aegyptier." — Thuc. I. 105. 106. — „Es brach ein Krieg zwischen den Aeginetern und Athenern aus; und es ward nach diesem bei Aegina eine große Seeschlacht der Athener und Aegineter geliefert; beide hatten ihre Bundsgenossen bei sich; und die Athener siegten, nahmen ihnen siebzig Schiffe gefangen, und stiegen ans Land. Sie führten die Belagerung unter der Anführung des Leokrates, des Sohns des Stroibos. Da entschloßen die Peloponnesier sich, den Aeginetern beizustehen, und sandten zuerst dreihundert schwerbewaffnete Krieger; dann fielen die Korinthier mit den Bundsgenossen in's Megarische Gebieth, indem sie glaubten, es würde den Athenern unmöglich sein, den Megarern zu Hülfe zu kommen, da in Aegina und in Aegyptos ein so großes Heer abwesend war; thäten sie es aber doch, so würden sie sie dadurch nöthigen, Aegina zu verlassen. Die Athener aber ließen das Heer bei Aegina, wo es war; von den in der Stadt zurückgebliebenen rückte ein Heer von Greisen und Jünglingen nach Megara, unter der Anführung des Myronides. Nachdem ein unentschiedenes Treffen gegen die Korinthier geliefert worden war, trennten sie sich von einander, und glaubten beide nicht besiegt zu sein. Die Athener aber, denn sie waren doch etwas im Vortheil, errichteten nach dem Rückzuge der Korinthier ein Siegszeichen. Die Korinthier konnten die Schmähungen der Greise in der Stadt nicht dulden, rüsteten sich auf's höchste zwölf Tage später, zogen hin, und errichteten auch ein Siegeszeichen, als wären sie die Sieger. Die Athener thaten einen Ausfall aus

Aegina zugleich belagerten, und ihre Mannſchaft theils auf den Schiffen, theils in dem Landheer abweſend war, glaubten die Korinthier und ihre Bundesgenoſſen, ſie würden entweder das Land wehrlos finden, oder das Heer zum Rückzug von Aegina nöthigen, rückten in Maſſe aus, und nahmen Geraneia ein. Die Athener aber konnten ſich nicht entſchließen, jemanden zu Hülfe zu rufen, wiewohl ſie Zeit dazu hatten, indem die Feinde noch entfernt, ihr Heer aber nahe war. Voll Zuverſicht auf ihren Muth, und voll Verachtung ihrer Feinde glaubten die zurückgebliebenen, wiewohl ſie theils ſchon zu alt, theils noch unter der männlichen Reife waren, dennoch die Gefahr allein beſtehen zu können. Die einen waren tapfer durch lange Uebung, die andern von Natur; jene waren ſchon oft ſelbſt wacker geweſen, dieſe ahmten jene nach; die ältern wußten zu befehlen, die jüngern vermochten das Befohlne auszuführen. Unter der Anführung des Myronides rückten ſie gegen dieſelben ins Megariſche Gebieth aus, eilten dem Heer, welches in ihr eignes Gebieth einfallen wollte, in ein fremdes Gebieth entgegen, beſiegten es in der Schlacht ganz, mit Kriegern, welche theils nicht mehr, theils noch nicht bei vollen Leibeskräften waren; und errichteten ein Siegeszeichen zum Denkmahl dieſer für ſie ſchönſten, für die Feinde aber ſchimpflichſten Begebenheit. Nachdem ſie nun beide geſiegt hatten, kehrten ſie mit dem herrlichſten Ruhm in ihre Heimath zurück, und beſchäftigten ſich wiederum theils mit ihrer eigenen Ausbildung, theils mit der Beſorgung der übrigen öffentlichen Angelegenheiten.

Ein einziger Menſch kann unmöglich die von ſo Vielen

Megara, tödteten diejenigen, welche das Siegszeichen aufrichteten, ſtürzten auf die andern, und beſiegten ſie. Jene, da ſie geſchlagen waren, zogen ſich zurück. Ein kleiner Theil von ihnen verfehlte im Gedränge den Weg und gerieth in das Land eines gewiſſen Eigenthümers, welches durch einen tiefen Graben eingeſchloſſen war und keinen Ausweg hatte; da die Athener dieß bemerkten, hielten ſie ſelbige von vorn durch die ſchwerbewaffnete Mannſchaft zurück, ſtellten das leichte Fußvolk im Kreiſe umher, und ſteinigten alle, welche hineingegangen waren. Dieß war ein großes Unglück für die Korinthier. Die Hauptmaſſe ihres Heeres aber zog ſich nach Hauſe zurück."

beſtandenen Gefahren einzeln erzählen, oder alle ſeit Anbeginn der Zeit vollbrachten Thaten in einem Tage verkündigen. Denn welche Zeit, oder welche Kunſt, oder welcher Redner wäre wohl dem Geſchäft gewachſen, die Tapferkeit der hier ruhenden Helden würdig darzuſtellen? Durch zahlloſe Anſtrengungen, die glänzendſten Kämpfe und die herrlichſten Heldenthaten machten ſie Hellas frei und ihr Vaterland zum mächtigſten Helleniſchen Staat. Siebzig Jahre beherrſchten dann die Athener das Meer, und verhüteten durch ihre weiſe Leitung unter den Bundsgenoſſen alle bürgerlichen Unruhen [a]). Sie hielten es nicht für gerecht, daß die Mehrheit Wenigen knechtiſch diene, ſondern erzwangen die rechtliche Gleichheit Aller; ſie ſchwächten keineswegs die verbündeten Staaten, ſondern machten im Gegentheil auch ſie mächtig. Die Größe ihrer eignen Macht aber legten ſie dergeſtalt an den Tag, daß der große König kein fremdes Gut mehr begehren konnte, ſondern von dem Seinigen hergeben, und ſogar für das, was man ihm ließ, beſorgt ſein mußte; und während dieſer Zeit ſegelten weder Schiffe aus Aſien her, noch erhob ſich ein Tyrann in Hellas, noch ward ein Helleniſcher Freiſtaat von den Barbaren in Knechtſchaft geſtürzt. So große Zurückhaltung und Ehrfurcht flößte die Tapferkeit dieſer Helden jedermann ein! Deswegen haben ſie auch allein gerechte Anſprüche, Vorſteher der Hellenen, und Anführer der Staaten zu ſein. Aber auch im Unglück bewährten ſie ihre Tugend. Als nähmlich durch der Feldherrn Schuld oder der Götter Willen die Schiffe im Hellespontos verloren gingen; ein Verluſt, welcher für uns, welche er traf, und auch für die andern Hellenen das größte Unglück war; zeigte ſich bald darauf, daß die Stärke dieſer Stadt

---

[a]) Siebzig Jahre ſind eine runde Zahl für den Zeitraum von der Schlacht bei Salamis bis zur Schlacht bei Aegospotamos. Was die Ruhe und Einigkeit betrifft, in welcher die Bundsgenoſſen von den gütigen Athenern erhalten wurden, ſo hat hier Lyſias beinahe noch etwas mehr als ſeine Pflicht gethan, wie jeder weiß, dem die Geſchichte bekannt iſt; nähmlich jene rhetoriſche Pflicht eines Helleniſchen Redners, das Große klein, und das Kleine groß zu machen. Wenn man jemandem Hände und Beine bindet, ſo pflegt er ruhig zu ſein.

das Heil von Hellas sei. Denn da die Hegemonie nun an andre kam, besiegten diejenigen, welche sich vorher gar nicht einmal auf's Meer wagten, die Hellenen zur See und schifften nach Europa; freie Städte der Hellenen geriethen in Knechtschaft,, und Tyrannen warfen sich auf, theils nach unserm Fall, theils nach dem Sieg der Barbaren [4]). Damahls hätte Hellas hier an diesem Grabe ihre Haare scheeren [5]), und die hier Ruhenden betrauern sollen, als würde ihre Freiheit mit diesen Tapfern zu Grabe getragen; denn die verwaiste Hellas mußte nach dem Verlust solcher Helden unglücklich sein, glücklich aber war Asiens Beherrscher, daß er es nun mit andern Hegemonen zu thun hatte. Jener drohte,

[4]) Die großen Rüstungen des Artaxerxes zur See wider die Lakedämonier bald nach dem Fall der Attischen Seemacht, der Sieg bei Knidos durch Konon, und die darauf folgende Eroberung der Hellenischen Freistaaten in Asien sind allgemein bekannt. Eben so bekannt sind die Gräuel der dreißig Tyrannen zu Athen, und wie die Lakedämonier die Oligarchie in ganz Hellas einzuführen suchten.

[5]) Aristoteles (Rhet. III. 10.) führt diesen Ausdruck unter einer Menge anderer Beispiele, die eben so treffend gewählt sind, als die Erklärung, welche sie erläutern sollen, ungenügend ist, als ein Beispiel des Urbanen an; in einer Stelle, welche für den Alterthumsforscher einen Schatz von Belehrung enthält, und noch jetzt demjenigen, welcher sich etwa an die nicht leichte Aufgabe wagen wollte, sich über die Natur des Urbanen vollständige und strenge Rechenschaft zu geben, und den Begriff desselben wissenschaftlich zu bestimmen, viel zu denken geben kann, und willkommen sein muß. Er hat ohne Zweifel Recht, wiewohl man hier ohne seine Hinweisung kaum etwas Urbanes wahrgenommen haben würde. Es ist auch gar kein Wunder, daß die zartere Bedeutung, die eigenste Eigenthümlichkeit, der ganze Umfang von Nebenbegriffen eines Worts aus der lebendigen Sprache, worauf es beim Urbanen ankömmt, in der todten Schrift meistens nur noch eben, oft aber gar nicht mehr fühlbar ist. Auch das gemeine Leben, und der Umgang haben ihre Kunstsprache; wer diese mit der gesetzlichen Freiheit, und freien Gesetzmäßigkeit der gegenseitigen Mittheilung, welche das Wesen der guten Gesellschaft, und der großen Welt ausmacht, mit der Sprache des Dichters, Denkers und Redners geschickt zu mischen weiß, der besitzt die große Kunst des urbanen Ausdrucks, über dessen Wesen und Eigenthümlichkeit sich im Cicero, der hier als Kenner und als Künstler gleich groß ist, die fruchtbarsten Winke finden.

nach diesem Verlust ihrer Führer, Knechtschaft; dieser wagte, da nun andre herrschten, dem Lieblingsentwurf seiner Vorfahren nachzueifern. Doch ich ließ mich schon zu lange zu dieser Klage über ganz Hellas fortreißen.

Jene Helden aber verdienen von jedem Einzelnen für sich, und vom Volk öffentlich gepriesen zu werden, welche vor der Knechtschaft flohen, um für das Recht zu kämpfen, welche sich für die Demokratie sogar von ihren Mitbürgern trennten, sich alle zu Feinden machten, und nicht gezwungen durch das Gesetz, sondern durch ihre Natur getrieben, in den Piräus zurückkamen; welche durch neue Großthaten der Vorväter alte Tapferkeit nachahmten, und mit ihrem eignen Gut und Blut, den Staat als ein gemeinschaftliches Gut auch für die andern wieder eroberten, und einen freien Tod einem knechtischen Leben vorzogen. Eben so beschämt über ihr Unglück, als zornig über ihre Feinde, wollten sie lieber in ihrem Lande sterben, als in einem fremden leben. Eide und Verträge waren ihre Bundsgenossen; ihre Feinde aber außer den vorigen, auch noch ihre eignen Mitbürger. Aber dennoch zitterten sie nicht vor der Menge ihrer Gegner, stürzten sich muthig in die Gefahr, und errichteten ein Siegeszeichen über ihre Feinde. Als Zeugen ihrer Tapferkeit können sie die in der Nähe dieses Denkmahls befindlichen Gräber der Lakedämonier anführen. Sie waren es, welche den geschwächten und durch innere Zwietracht zerrütteten Staat wieder stark und einig machten. Diejenigen von ihnen, welche zurückkehrten, bewiesen Gesinnungen, welche der Thaten der hier Bestatteten würdig waren; sie dachten nicht auf Rache an ihren Feinden, sondern auf Rettung des Staats. Sie konnten keine Erniedrigung dulden, aber sie verlangten auch selbst keine Vorrechte; sie theilten ihre Freiheit sogar mit den Freunden der Knechtschaft, aber die Knechtschaft derselben hatten sie nicht theilen wollen. Durch die größten und schönsten Thaten rechtfertigten sie den Staat und bewiesen, daß er zuvor nicht durch der Bürger Feigheit, noch durch der Feinde Tapferkeit gefallen war. Denn da sie es während des Bürgerkrieges, wider Willen *) und in Gegen-

*) Dieß ist auch nur rhetorisch wahr. Sparta war damahls von Partheien

wart der Peloponneſier und der andern Feinde, möglich machten, zurück zu kehren; ſo iſt wohl offenbar, daß ſie, wenn ſie einig geweſen wären, ihnen leicht die Spitze hätten bieten können. Wegen dieſer ihrer Thaten im Piräus werden ſie von allen Menſchen bewundert.

Aber auch die hier ruhenden Freundlinge verdienen gelobt zu werden, welche durch ihre Menge nützlich, für unſre Rettung kämpften, die Tugend für ihr Vaterland hielten, und ihr Leben ſo ruhmwürdig endigten; wofür der Staat ſie öffentlich betrauert und beſtattet, und ihnen für ewige Zeiten gleiche Ehre mit den Bürgern beſtimmt hat.

Die jetzt Begrabenen [1]) aber, Mitſtreiter der von alten Freunden beleidigten Korinthier, denen ſie neue Bundsgenoſſen wurden, handelten nicht wie die Lakedämonier; denn dieſe mißgönnten den Korinthiern auch das Gute, was ſie beſaßen. Sie aber erbarmten ſich der Unrechtleidenden, und dachten nicht mehr an ihre alte Feindſchaft, ſondern waren nur voll Eifers für ihre neue Freundſchaft, und legten vor allen Menſchen einen entſcheidenden Beweis ihrer Tugend ab. Denn um Hellas zu verherrlichen, hatten ſie den Muth, nicht bloß für ihre eigne Rettung zu kämpfen, ſondern ſogar für ihrer Feinde Freiheit zu ſterben. Sie kämpften nähmlich gemeinſchaftlich mit den Bundsgenoſſen der

---

zerriſſen; und Pauſanias begünſtigte gegen den Willen des Lyſander die Wiederherſtellung der Atheniſchen Unabhängigkeit. Ueberdem wirkten die auf Sparta eiferſüchtigen Thebaner, deren Häupter zu dieſem Ende von den Perſern beſtochen waren, eifrig zur Rettung Athens mit. cfr. Plut. Lys. III. 59. ed. Reisk. — Nach den Geſetzen dieſer rhetoriſchen Wahrheit iſt es freilich nicht ſchwer, jemand zu loben, und lobend zu vergöttern. Sehr treffend und ſinnreich ſagt der Platoniſche Sokrates: „Wenn die Athener vor einer Verſammlung von Peloponneſiern, oder die Peloponneſier vor einer Verſammlung von Athenern gelobt werden ſollten, dann wäre ein tüchtiger Redner nöthig, um ſeine Zuhörer zu überzeugen, und zufrieden zu ſtellen; wenn aber einer von eben denen auch beurtheilt wird, welche er lobt, da iſt es keine Kunſt, gut zu reden."

[1]) Ueber die Geſchichte des korinthiſchen Krieges. S. Gillies. IV. 26. ff.

Lakedämonier, für deren Unabhängigkeit von denſelben. Da ſie nun ſiegten, gewährten ſie ihnen gleiche Vortheile; mißlang ihre Abſicht, ſo hinterließen ſie denen im Peloponneſos gewiſſe Knechtſchaft. Jene waren in einer ſolchen Lage, daß für ſie das Leben kläglich, der Tod aber wünſchenswerth war; dieſe hingegen waren im Tode und im Leben beneidenswürdig. Erzogen in den Herrlichkeiten und Gütern, welche ihre Väter durch ihr Verdienſt erworben hatten, erhielten ſie, nachdem ſie Männer geworden waren, den Ruhm derſelben, und bewieſen ihre Tapferkeit. Sie ſind die Urheber vieler, herrlicher Wohlthaten für ihr Vaterland; ſie richteten wieder auf, was andre hatten ſinken laſſen, und entfernten den Krieg weit von ihrem Gebieth. Sie endigten ihr Leben, wie wackern Männern zu ſterben ziemt; dem Staat bezahlten ſie den Lohn ihrer Ernährung, ihren Ernährern aber hinterließen ſie Kummer.

Darum müſſen die Lebenden ihren Verluſt beklagen, ſich ſelbſt beweinen, und ihre Angehörigen wegen ihres noch übrigen Lebens bedauern. Denn welche Freude bleibt ihnen noch nach dem Begräbniſſe ſolcher Männer, welche alles geringer achteten, als ihre Pflicht, ſich ſelbſt des Lebens beraubten, und ihre Frauen zu Wittwen machten, und ihre Kinder zu Waiſen; ihre Brüder, Mütter und Väter hülflos verließen? Bei dieſem großen und mannichfaltigen Unglück beneide ich ihre Kinder, weil ſie noch zu jung ſind, um zu wiſſen, welche Väter ſie verloren haben; bedaure hingegen ihre Eltern, weil ſie zu alt ſind, um ihr Unglück zu vergeſſen. Denn was kann wohl ſchmerzlicher ſein, als Kinder, welche man erzeugt und erzogen hat, zu begraben, und nun im Alter ſchwach an Kräften, aller Hoffnungen beraubt, ohne Freund und ohne Hülfe zu ſein? Von denen bedauert zu werden, welche uns ehedem beneideten? Den Tod mehr wünſchen als das Leben? Denn je vortrefflichere Männer ſie waren, deſto tiefer iſt der Schmerz der Verlaſſenen. Wann ſollen ſie ihren Schmerz endigen? Etwa wenn der Staat unglücklich iſt? Dann iſt es ja natürlich, daß auch die andern jene Tapfern ins Leben zurückwünſchten! Oder bei öffentlichem Glück? Dann iſt es eine hinreichende Urſache zum Schmerz, daß ihre Kinder todt ſind, während die Lebenden die

Früchte ihrer Tapferkeit genießen. Oder in eignen Leiden? — Etwa wenn sie sehen, daß ihre vorigen Freunde ihre Hülflosigkeit fliehen, und ihre Feinde ihr Unglück übermüthig verhöhnen? — Die einzige Art, dünkt mich, wie wir den hier Ruhenden thätig danken können, ist, wenn wir ihre Eltern, eben so wie sie selbst es thaten, ehren, ihre Kinder so lieben, wie sie, die Väter, selbst; und ihre Frauen eben so beschützen, wie jene, da sie noch lebten. Wen könnten wir auch wohl mit mehr Recht ehren, als die hier ruhenden Helden? Für wen der Lebenden billiger eifrig sorgen, als für die Angehörigen derselben, welche die Früchte ihrer Tapferkeit nicht mehr genossen haben als jeder andre, den wahren Schmerz über ihren Tod aber eigentlich allein tragen?

Doch ich glaube, man hat überhaupt Unrecht, solche Fälle zu bejammern. Denn es ist uns ja nicht verborgen, daß wir einmahl sterblich sind *). Warum sollten wir uns also härmen,

*) Zur Vergleichung hier ein angebliches Bruchstück aus der epitaphischen Rede des Hyperides. Stob. Serm. CXXIII. — „Es ist freilich schwer, diejenigen, welche sich in solchen Leiden befinden, zu trösten; denn der Schmerz wird weder durch Vernunft noch durch Verbothe besänftigt, sondern durch das Maaß der Empfindsamkeit eines jeden, und seiner Liebe für den Verstorbenen begränzt. Dennoch muß man Muth fassen, und seinem Schmerz nach Möglichkeit zureden; und nicht blos an den Tod der Verstorbenen denken, sondern auch an das große Beispiel, welches sie uns hinterlassen haben. Was sie gelitten, ist nicht beweinenswürdig, was sie aber gethan, höchst ruhmwürdig. Eben darum weil sie das gebrechliche Alter nicht erlebt, aber dagegen unzerstörbaren Ruhm gewonnen haben, sind sie in jeder Rücksicht glückselig. Für diejenigen unter ihnen, welche kinderlos gestorben sind, werden die Lobgesänge der Hellenen unsterbliche Kinder sein; statt derer hingegen welche Kinder hinterlassen haben, wird der dankbare Staat der Vormund ihrer Kinder sein. Ueberdem, wenn der Tod dem Nichtsein ähnlich ist, so sind sie von Krankheiten, vom Schmerz und von andern Unfällen des menschlichen Lebens befreit. Wenn sich aber das Bewußtsein, und die Vorsorge des göttlichen Wesens auch noch bis in die Unterwelt erstreckt, wie wir glauben; so dürften wohl diejenigen, welche die angegriffenen Rechte der Götter schützen, die höchste Glückseligkeit von dem götlichen Wesen erhalten."

daß dieſe hier litten, was wir alle ſchon lange erwarteten? Warum können wir uns gar nicht in die Unfälle der Natur ergeben, da wir doch wiſſen, daß der Tod den Schlimmſten, wie den Beſten gemein ſei? Denn der Tod verſäumt die Böſen ſo wenig, als er die Guten ſchont; er beweiſt ſich vielmehr gegen alle gleich. Wäre es möglich, daß diejenigen, welche den Kriegsgefahren entronnen ſind, die übrige Zeit unſterblich ſein könnten; ſo hätten die Lebenden Recht, die Verſtorbenen ewig zu beklagen. Nun kann ja aber unſre Natur den Krankheiten und dem Alter nicht widerſtehen, und der Genius, dem die Beſtimmung unſres Schickſals zu Theil ward, iſt unerbittlich. Darum ſollte man diejenigen für die Seligſten achten, welche für das Größte und Herrlichſte kämpfend ihr Leben endigten; die es nicht dem Zufall überließen, über ſie zu entſcheiden, noch den natürlichen Tod erwarteten, ſondern den ſchönſten wählten. Auch iſt ja ihr Ruhm unvergänglich, und die Ehre, welche ihnen widerfährt, iſt werth von allen Menſchen beneidet zu werden. Sie werden beklagt als Sterbliche, wegen ihrer Natur; beſungen aber als Unſterbliche wegen ihrer Seelengröße. Zudem werden ſie öffentlich begraben, und zu ihrem Andenken werden Kampfſpiele der Stärke, der Kunſt und des Reichthums gefeiert, als wären die im Kriege Getödteten gleicher Ehre mit den Unſterblichen würdig. Ich preiſe ſie daher, um ihres Todes willen glücklich, beneide ſie und glaube, daß das Daſein nur für diejenigen Menſchen ein Gut ſei, welche wiewohl in vergänglichen Leibern, durch ihre Selbſtkraft einen unvergänglichen Ruhm hinterlaſſen. Jedoch iſt es Pflicht, den alten Gebräuchen gemäß zu handeln, das väterliche Geſetz zu ehren, und die Beſtatteten zu beſammern.

Beurtheilung.

Was dieser epitaphischen Rede des Lysias einen gewissen Werth, ja sogar einen historischen Vorzug giebt vor den epitaphischen Reden des Plato und Thucydides und vor der panegyrischen des Isokrates, ist, daß sie rein epitaphisch ist. Ist sie ein durchaus ächtes Werk des Lysias, wie die Alten nicht zu bezweifeln scheinen; so war sie wirklich, freilich zu einer Zeit, wo die Blüthe des Athenischen Staats schon unwiederbringlich verwelkt, die öffentlichen Sitten schon sehr tief gesunken waren, der Ausdruck jener großen Volkshandlung der Gerechtigkeit, der Dankbarkeit und der Anhänglichkeit an ruhmwürdige Vorfahren, bei deren Betrachtung der denkende Alterthumsforscher gern mit Liebe verweilt. Sie ist alsdann die schätzbare Urkunde, aus der wir den ächten und reinen Begriff jener alt Athenischen Sitte am unmittelbarsten schöpfen müssen, von der uns jede noch so geringe geschichtliche Spur werth ist. Dieß würde in gewissem Sinne selbst dann noch wahr bleiben, wenn auch die Vermuthung einiger scharfsinniger neuern Forscher *) schon völlig erwiesen wäre, daß diese Rede zum Theil oder gar ganz unächt sei. Wir dürften und müßten dann voraussetzen, der spätere Sophist habe aus ächt epitaphischen Quellen geschöpft, nach rein epitaphischen Vorbildern gearbeitet; denn

*) Wie Reiske und Wolf. Comm. ad Lept. p. 363. Die Einwürfe, welche man aus künstlerischen Gründen, oder aus der historischen Wahrscheinlichkeit gegen die Aechtheit der ganzen Rede machen könnte, sind wohl nicht unbeantwortlich. Freilich kommt es hier auf ganz andre Gründe an, welche tiefer verwunden, und dem Vordertheil der Rede leicht den Garaus machen könnten. Ein Philolysias würde es vielleicht recht gern sehen, wenn das Werk seines Redners auf diese Weise von

in der ganzen Rede ist auch keine Spur von einer historischen oder philosophischen Umbildung. Daher ist denn auch die Rede des Lysias so volksmäßig und lebendig. So scheint mir die Klage beim Schluß der epitaphischen Reden beim Lysias viel wahrer und eindringender, als beim Plato, welcher uns, ungeachtet er, um neu zu sein, die Verstorbenen redend einführt, dennoch kalt läßt. Ueberhaupt verräth diese Sokratische Tändelei des auf Dichter und Redner eifersüchtigen Plato, der hier hat zeigen wollen, er könne, wenn er es der Mühe werth achte, trotz dem besten Redekünstler, schön reden und glänzend vernünfteln, gar sehr eine durchaus nicht panegyrische noch volksmäßige Philosophie; und die politische Schrift des Isokrates, welche an geprüften Thatsachen und einsichtsvollen Urtheilen ungleich reichhaltiger ist, als die Rede des Lysias, nahm das nur gelegentlich mit, was dem Redner Hauptzweck war, und war ohnehin wohl geeigneter, von einzelnen gebildeten Müssiggängern gelesen, als einem ganzen Volk gesagt, und von einem ganzen Volke gehört zu werden. Von dem kräftigsten bürgerlichen Leben ist dagegen die epitaphische Rede des Perikles beim Thucydides voll, gedrängt voll; aber diese Rede, deren gedankenschwangrer Ausdruck von tiefer Weisheit trieft, welche auch den gespannten Denker durch die Last ihres Inhalts gleichsam niedergedrückt, übersteigt die Geistesfähigkeiten vielleicht jeder großen Volksversammlung, gewiß der Athenischen, sehr weit. Sie ist der zusammengedrängte Ertrag der reichsten und geprüftesten Erfahrung. Die Gedankenarmuth in der epitaphischen Rede des Lysias war eine unvermeidliche Folge ihrer äußern Bestimmung, und darf dem Redner nicht zugerechnet werden.

---

einigen Abgeschmacktheiten gereinigt, oder lieber gleich die ganze Rede unter das kritische Mordmesser gebracht würde. Wer sich aber für den Geist der Attischen Sitte lebhaft interessirt, ein Philepitaphios, wenn ich so sagen darf, wird sich das Ganze freilich nur sehr ungern entreißen lassen, so gering auch der Kunstwerth desselben ist, es mag nun ächt oder unächt sein; und wird wenigstens wünschen dürfen, daß die Verurtheilung, nicht ohne diejenige förmliche Untersuchung geschehen möge, welche die kritische Gerechtigkeit so wenig wie die politische vernachlässigen darf.

Auch der ſchwelgeriſche Ueberfluß ſeiner Schreibart, welcher ſich hier, wo er durch keinen beſtimmten Zweck gebunden, frei ſpielen darf, unverhohlener zeigen kann, iſt nicht des Künſtlers, ſondern des Zeitalters Schuld. Der künſtleriſche Styl des Lyſias nähmlich, den wir aus ſeinen panegyriſchen Reden am beſten kennen lernen, iſt eben der, welcher ſich auch in den Werken des Ariſtophanes, Euripides, Plato und Iſokrates findet, und bei noch ſo großer Verſchiedenheit der Kunſtart, des Charakters und Tons in allen ein und derſelbe iſt; der herrſchende Styl der dritten Periode des öffentlichen Attiſchen Kunſtſinns. Sein weſentliches Merkmahl iſt das Uebergewicht der Fülle über die Harmonie. Ich meine eine ſcheinbare Fülle, eine Fülle des Scheins, welche allein in das Gebieth der ſchönen Kunſt gehört; denn unſtreitig kann eine Rede oder ein Gedicht, an Gedanken und wirklichen Sachen ſehr leer und doch äußerſt reich in dem Ausdruck behandelt ſein und eben dadurch auch ſo erſcheinen. Man vergeſſe nicht, daß es einen dürftigen Ueberfluß giebt, daß ein Kunſtwerk arm und doch üppig ſein kann; denn der Styl wird nicht ſowohl durch das Maaß der künſtleriſchen Fülle und Harmonie, als durch ihr Verhältniß beſtimmt. Beſonders vergeße man dieß nicht beim Lyſias und Iſokrates, welche zwar noch zum dritten attiſchen Styl gehören, ſich aber doch ſchon der Gränze des vierten nähern; ſo wie das Werk des Thucydides im vollkommenen Styl der zweiten Periode des öffentlichen attiſchen Kunſtſinns gebildet iſt, aber noch an die erſte und älteſte gränzt. Es iſt nur eine leiſe Erinnerung an den Aeſchylus, was den vollkommenſten aller helleniſchen Redekünſtler vom Sophokles entfernt; denn einen durchaus vollendeten hatten die Hellenen nicht.

Weniger verzeihlich, nach unſerm Gefühl wenigſtens, dürfte es ſcheinen, daß das Lob des Lyſias ſo rhetoriſch, ja mythiſch iſt; denn wir verlangen mit Recht, daß alles Lob hiſtoriſch ſei. Er begnügt ſich nicht, den Thatſachen durch Ausſchmückung, nach dem Grundſatz der Helleniſchen Redner, das Große zu verkleinern, und das Kleine zu vergrößern, kräftig nachzuhelfen; ſondern er miſcht ihnen auch noch ſchmeichelnde Mährchen bei, um das eitle Volk vollends zu berauſchen. Er, der ſich in ſeinen gerichtlichen

Reden immer ſtreng beſtimmt und mit nüchternem Maaß und nie unangemeſſen ausdrückt, opfert hier faſt in jedem Ausdruck die goldne Schicklichkeit der ſcheinbaren Fülle auf, welche ein Redner, wenn er den Dichter machen will, durch den dürftigen Ueberfluß von Hyperbeln und Antitheſen zu erkünſteln ſucht. Mit Antitheſen beſonders und ähnlichen Zierathen, Pariſoſen, Paromoioſen u. ſ. w. iſt der Epitaphios ſo reichlich ausgeſchmückt, daß die Ueberſetzung nur einen ſehr kleinen Theil derſelben nachbilden konnte; für Deutſche Leſer werden auch dieſe wenigen mehr als zuviel ſein. Die Helleniſche Sprache iſt an mannichfachen Beſtimmungen der Worte reicher, in der Stellung der Worte aber freier, als die meiſten ihrer Schweſtern; daher es ihr auch im Spiel mit der Aehnlichkeit einander faſt in allen einzelnen Worten entſprechender Sätze, keine neuere Sprache gleich thun kann. Aber nicht bloß einzelne Ausdrücke, ſondern die ganze Rede ſelbſt iſt ſpielend. Sie täuſcht unſre Erwartung, und ſcheint der Kunſt eines ſolchen Redners, ſo wie ihrer erhabenen Veranlaſſung unwürdig. Und welch einer Veranlaſſung? Der kalte, entfernte Forſcher ſogar wird warm bei dem Gedanken an Salamis, an Thraſybulos, und alle die Helden, welche für die öffentliche Freiheit ihr Blut vergoſſen. Wie ganz anders Thucydides, der uns unterrichtend hinreißt, der uns mit inniger Wehmuth, und mit froher Begeiſterung gleich ſehr durchdringt? Die Vorbereitung, und der Schluß ſeiner epitaphiſchen Rede ſind in der That wie die Einfaſſung eines großen Trauerſpiels. Es iſt befremdend, daß bei einem Stoff, wo ſelbſt der ruhige Forſcher, welcher für die Wißbegierde erzählt, unſer Innerſtes erſchüttert; daß bei einem ſolchen Stoff der Redner, dem das große Geſchäft gegeben war, im Angeſicht eines gerührten und begeiſterten Volks für den öffentlichen Schmerz und die öffentlichen Freude Worte zu finden, nur lau über die Oberfläche unſrer Seele weggleitet.

Doch auch dieſe Vorwürfe treffen nicht den Redner, ſondern die panegyriſche Redegattung überhaupt. Es findet eigentlich gar kein Vergleich zwiſchen der epitaphiſchen Rede des Thucydides, und der des Lyſias Statt. Jene iſt das Stück eines hiſtoriſchen Werks, und keine panegyriſche Rede. Zwei durchaus verſchiedene

Kunſtarten, deren Natur der größte Künſtler der Geſchichte, wenn auch nicht nach wiſſenſchaftlicher Einſicht, doch gewiß nach richtigem Gefühl ſorgfältig unterſchied! Nahm er Rückſicht auf die vom Perikles wirklich gehaltene panegyriſche Rede, ſo wird er ſie nach ſeinem beſondern Zwecke, nach den eigenthümlichen Geſetzen und Bedingungen ſeiner Kunſt umgebildet haben. Wenigſtens liegt in ſeinem Grundſatze (I. 22.): „ſeine Helden ſo reden zu laſſen, wie ſie hätten reden ſollen, dem ganzen Sinn des wirklich Geſagten ſo treu als möglich;“ nichts, was dem widerſpräche. Vielmehr hat er die Volksmährchen von uralten Heldenthaten weggelaſſen; deren Erwähnung doch in den epitaphiſchen Reden allgemein gebräuchlich, ja Kraft verjährten Herkommens, beinahe nothwendig und pflichtmäßig geweſen zu ſein ſcheint.

Die panegyriſche Beredſamkeit nähmlich, welche durch die Sophiſten und unter dieſen vielleicht im Gorgias ihre höchſte Blüthe erreichte, iſt eine unächte und unnatürliche Zwitterart der Redekunſt und der Poeſie, oder vielmehr ein unrechtmäßiger Eingriff der Redekunſt in das Gebieth der Dichtkunſt. Die alten Rhetoriker theilen die Beredſamkeit in die gerichtliche, in die berathſchlagende, und in die panegyriſche oder epideiktiſche, welche man eine feſtliche Beredſamkeit nennen könnte. Zu einem eigentlichen Feſt gehört aber etwas mehr als eine fröhliche Geſellſchaft; es iſt wenigſtens im Helleniſchen Sinn, ein öffentliches Spiel. Ein öffentliches Spiel heißt ein ſolches, welches eine Handlung des Volks iſt. Unter einem Volk verſtehen wir aber nicht einen ungeordneten Haufen von Wilden, oder von rohen Menſchen, ſondern die gedachte Allheit der geſetzlichfrei vereinigten Menſchen, welche in jedem Freiſtaat durch die Mehrheit der Bürger erſetzt wird, und die wirkliche Maſſe derſelben ſelbſt, in ſo fern ſie jene darſtellt. Ob das Volk ſpielen ſoll? Oder mit andern Worten: ob Feſte in jedem Freiſtaate nothwendig ſind? Das iſt eine Frage tieferer Unterſuchung, deren befriedigende und bejahende Beantwortung jeder, welcher ſo etwas zu finden verſteht, im Plato finden kann. Jene Eintheilung der alten Rhetoriker iſt demnach, für die politiſche Beredſamkeit, welche ihnen die wichtigſte war, treffend und erſchöpfend; denn die Beredſamkeit eines Plato, Ari-

ſtoteles oder Thucydides läßt ſich freilich nicht in dieſe Fächer bringen. Es laſſen ſich nähmlich keine andern urſprünglich und weſentlich verſchiedene Gelegenheiten denken, wo für das Volk, und an das Volk Reden geſagt werden könnten, als dieſe drei: entweder das Volk richtet, oder es giebt Geſetze, oder es iſt zu feſtlichen Spielen vereint. Aber nur den ſchönen Künſten iſt es erlaubt, an Feſten die Empfindungen des ſpielenden Volks auszudrücken; nicht auch der Beredſamkeit. Denn Spiele müſſen durchaus frei, und durch keinen ernſthaften Zweck gebunden ſein, ſonſt ſind es keine Spiele. Nun iſt es aber der weſentliche Unterſchied der Redekunſt von der Dichtkunſt, daß irgend ein ernſtliches Geſchäft ihr Hauptzweck, Schönheit aber nur ihr Nebenzweck ſei. Die Beredſamkeit ſoll den Ernſt nur ſchmücken. Thut ſie aber einen Eingriff in das Gebieth der Dichtkunſt, und macht die Schönheit zu ihrem Hauptzweck, ſo geſchieht unvermeidlich, was durchaus nie geſchehen ſollte; die Redekunſt wird mit der Wahrheit, und mit der Gerechtigkeit ſpielen. Und noch obendrein wird ſie unbelohnt freveln, und kunſtwidrig ſpielen; denn was unſchicklich iſt, kann nie wahrhaft ſchön ſein. Die Erfahrung beſtätigt dieß zur Genüge.

Kann der epitaphiſche Redner, welchen das Volk recht eigentlich, um ſich von ihm kunſtmäßig loben zu laſſen, wählt, wohl etwas andres ſein, als ein Schmeichler? Kann ein Schmeichler etwas andres, als ſchön ſchwatzen, und glänzend vernünfteln? Kann der epitaphiſche Redner wohl einen andern Zweck haben, als den panegyriſchen, nach dem Beifall der bethörten Menge zu haſchen? Oder den epideiktiſchen mit ſeiner Geſchicklichkeit wie einer, der ſich mit ſeinen Künſten ſehen läßt, zu prahlen? Eine Ausnahme iſt es freilich, wenn, wie zur beſſern Zeit der atheniſchen Größe nicht die Geſchicklichkeit des Redekünſtlers, ſondern der Werth des Bürgers, die Wahl des epitaphiſchen Redners beſtimmt. Aber wenn dieſer einzelne Bürger nicht ſo übermächtig iſt, daß er ſich zu dem ganzen Volk nicht als ein Unterthan, ſondern wie ein Freund und weiſer Führer verhält, ſo muß er doch ein Schmeichler ſein, um ſeinen Auftrag erfüllen zu können. Gewiß hatte die wirklich gehaltene epitaphiſche Rede des Perikles einen größern Charakter, als die des Lyſias.

Dadurch läßt ſich aber dieſe durchaus verwerfliche Kunſtart der Beredſamkeit ſelbſt nicht rechtfertigen; und wir dürfen die epitaphiſchen Reden ſo wenig für eine Verbeſſerung, und einen glücklichen Zuſatz der öffentlichen Beſtattung halten, daß ſie vielmehr ſchon eine Wirkung der einbrechenden Redewuth und Eitelkeit der Athener, und eine unglückliche Neuerung, durch welche die urſprüngliche Schönheit der alten Sitte verfälſcht und entweiht ward, zu ſein ſcheint. Nur Dichtern ſollte es verſtattet geweſen ſein, bei der öffentlichen Beſtattung, und an den jährlichen Feſten für die Empfindungen des Volks einen Ausdruck zu finden, den öffentlichen Schmerz und den öffentlichen Dank auszuſprechen, und durch Trauergeſänge und Lobgeſänge auf die für den Staat geſtorbnen Helden um den Preis zu kämpfen.

So ſind überhaupt auch die erhabenſten und ſchönſten Einrichtungen des Alterthums ſchnell ausgeartet!

Von dem hohen Werth jener attiſchen Sitte wird jeder leicht ſo durchdrungen ſein, daß es unnöthig ſein dürfte, Zergliederungen darüber zu machen. Nur das müſſen wir erinnern, daß nichts unpaſſender ſein kann, als ſie mit den römiſchen Parentationen, welche bekanntlich die römiſche Geſchichte ſo ſehr verfälſcht haben, zu vergleichen. Was hat die Prahlerei einzelner adelicher und übermächtiger Geſchlechter mit jenem großen Bürgerfeſte gemein? Nie haben ſich die römiſchen Leichenreden zur Würde einer öffentlichen Handlung erhoben! Allerdings aber hatte die atheniſche Sitte eine große Aehnlichkeit mit einem andern ſehr bekannten römiſchen, ſo wie mit einem von vielen mit Recht bewunderten ſpartaniſchen Feſt. Die attiſchen Epitaphien, die römiſchen Triumphe und die ſpartaniſchen Chöre der Greiſe, Männer und Jünglinge [2]) hatten im Ganzen einen und denſelben Sinn; ein kriegeriſches Volk an ſeine eigne Tapferkeit zu erinnern, und dieſe Tugend durch die Erinnerung ſelbſt zu verdoppeln. Ein großes Triumvirat von drei Heldenvölkern des Alterthums! Es iſt lehrreich, wie

[2]) Plut. Inst. Lac. p. 423. Steph. — Die Greiſe. Wackre Männer waren wir einſt. Die Männer. Wir aber ſind's. Willſt du? Verſuch's! Die Jünglinge. Tapfrer noch werden wir ſein.

ſich in den Verſchiedenheiten dieſer ähnlichen Feſte die eigenſte Eigenthümlichkeit der drei größten Völker des Alterthums ſichtbar ſpiegelt; welche Völker immer vollendete Vorbilder in der Kunſt, für das Vaterland zu ſterben bleiben werden, und hierin von den Neuern vielleicht erreicht, aber gewiß nie übertroffen werden können. Der eigenthümliche Vorzug des ſpartaniſchen Feſtes iſt ſchöne Fröhlichkeit und brüderliche Innigkeit. Gegen die Größe der römiſchen Triumphe ſind die helleniſchen Feſte nur kleinlich. Das Charakteriſtiſche der attiſchen Epitaphien iſt, erſt die ſchwermüthige Empfindſamkeit, dann die geſchwätzige Eitelkeit, und endlich der bewunderungswürdige Geiſt der Gerechtigkeit und geſetzlichen Gleichheit. Wo es ſolche Feſte giebt, da iſt es kein Wunder, wenn ſich nicht bloß zahlloſe einzelne Helden für den Staat dem Tode weihen, ſondern wenn auch ganze Schaaren begeiſterter Bürger nicht in trunkner Wuth, ſondern in nüchterner Beſonnenheit mit fröhlicher Eile dahingehen, von wo ſie wiſſen, daß ſie nicht zurückkehren werden! Es iſt kein Wunder, daß die Athener insbeſondre für die öffentliche Freiheit ſo gut zu ſterben wußten. Denn Solon war ein kühner und ſchlauer Meiſter in der Kunſt, Neigungen, Empfindungen und Gedanken zu miſchen, und Menſchen durch den Kitt aller himmliſchen und irdiſchen Bürgerbande, von denen Plato lehrt [a]), zu einer geſetzlichfreien Maſſe zu vereinigen.

---

[a]) Plat. Polit. fin.

Beilage.

Die Olympiſche Rede des Lyſias.

„Dionyſios, der Herrſcher Sikeliens hatte zu dem olympiſchen Feſt Geſandte geſchickt, um dem Gotte das Opfer zu bringen. Die Wohnung desſelben auf dem heiligen Boden war ſehr prächtig und reich; damit der Tyrann von Hellas deſto mehr bewundert würde." Die folgende Rede des Lyſias bewirkte eine ſo große Erbitterung, daß einige ſogleich Hand ans Werk legten, und die Zelte zu plündern wagten.

* * *

„Wegen vieler andrer herrlicher Thaten, meine Zuhörer, iſt Herakles würdig, geprieſen zu werden, und auch weil er zuerſt aus Liebe zu Hellas dieſes öffentliche Kampfſpiel verſammelte. Denn in der damahligen Zeit war das Verhältniß der Staaten gegen einander feindlich. Nachdem er aber die Tyrannen vertilgt, und die Frevelnden gebändigt hatte, ſtiftete er dieſes Feſt, ein Kampfſpiel der Leiber, für den Reichthum aber ein Antrieb zur Pracht und Ruhmliebe, und ein Schauplatz für Geiſteswerke, mitten unter den ſchönſten Herrlichkeiten der ganzen Hellas; damit wir, um alles dieß, theils zu ſehen, theils zu hören, an demſelben Ort zuſammenkommen möchten. Seine Abſicht nähmlich war, daß dieſe Verſammlung hier die Grundlage gegenſeitiger Freundſchaft für alle Hellenen ſein ſolle."

Das war alſo der Sinn ſeiner Stiftung! Ich aber trete auf, nicht um Vernünfteleien zu ſchwatzen, oder um über Worte zu ſtreiten. Denn ich halte dafür, dieß ſei eine Beſchäftigung für ganz nichtsnutzige und hungerige Sophiſten; die Pflicht eines wackern Mannes, und würdigen Bürgers hingegen, über das Eine, was noth iſt, ſeinen Rath mitzutheilen. Ich rede von der ganz

unwürdigen Lage von Hellas, welche wir vor Augen ſehen; ein großer Theil derſelben iſt in der Gewalt der Barbaren, und viele freie Städte ſind von Tyrannen vertilgt. Wäre die Urſache dieſer Leiden unſre Schwäche, ſo müßten wir uns in das Schickſal ergeben; da es aber bürgerliche Uneinigkeit, und gegenſeitige Streitſucht iſt, wie ſollte es denn nicht nothwendig ſein, jene zu beſänftigen, dieſe zu bändigen? Und zu erwägen, daß Streitſucht der gewöhnliche Fehler der übermüthigen Glücklichen, Weisheit und Mäßigkeit in Entſchlüſſen aber ihre wichtigſte Pflicht iſt? Wir ſehen ja die Größe dieſer Gefahren, und wie ſie uns von allen Seiten umringen. Ihr wißt es; der iſt Herr, der auf dem Meer der Mächtigſte iſt; nun iſt aber der König der Meiſter aller Schätze; und die Leiber der Hellenen ſind ja deſſen Eigenthum, der bezahlen kann; auch beſitzt er ſelbſt viele Schiffe, und viele andre der Tyrann Sikeliens. Es iſt alſo nothwendig, den Krieg gegen einander zu endigen, und mit einmüthigem Sinn nur nach Rettung zu ſtreben; uns über das Vergangene zu ſchämen, für das Künftige aber ängſtlich zu ſorgen: und unſere Väter nachzuahmen, welche die Barbaren, die fremdes Gebieth begehrten, ihres eignen beraubten. Sie waren es, welche die Tyrannen verjagten, und dann die Freiheit allen mittheilten.

Am meiſten ſtaune ich aber über die Lakedämonier, was wohl ihre Abſicht ſein mag, daß ſie die Flammen der verheerten Hellas nicht achten; ſie, welche, und zwar mit Recht, theils wegen ihrer angebornen Tapferkeit, theils wegen ihrer Kriegskunſt, die Hegemonen der Hellenen ſind. Sie allein wohnen ſicher und doch unbefeſtigt, leben einmüthig und doch unbeſiegt, und beharren ewig in derſelben Verfaſſung. Deßwegen muß man auch hoffen, ihre Freiheit werde unvergänglich ſein, und daß ſie, die in vergangenen Gefahren Hellas Retter waren, auch die künftigen abwenden werden. Aber wahrlich der kommende Augenblick iſt nicht zweckmäßiger, als der gegenwärtige. Man muß nähmlich den Fall derer, die ſchon verloren ſind, nicht für ein fremdes, ſondern für ein eignes Unglück achten; und nicht etwa warten bis Beider *)

*) Des Perſiſchen Königs und des Sikeliſchen Herrſchers.

Mächte auch an uns ſelbſt kommen, ſondern ſo lange es noch möglich iſt, ihrem Frevel ein Ende machen. Denn wer ſieht nicht, daß ſie durch unſre gegenſeitigen Kriege mächtig geworden ſind? Dieß erregt zugleich Unwillen und Schrecken; die großen Verbrecher vollbringen ihre Unthaten ganz ungeſtraft, und die Hellenen hoffen umſonſt auf Rache."

Anmerkung.

Der erſte Grundſatz des helleniſchen Völkerrechts war, allgemeine Brüderſchaft unter allen Hellenen, und ewige Feindſchaft wider alle Tyrannen und Barbaren. In einer zur Erläuterung dieſes helleniſchen Grundſatzes äußerſt merkwürdigen Stelle (Plat. Rep. lib. V. p. 44 — 48. tom. VII. ed. Bip.) betrachtet Plato den Krieg unter Hellenen als einen unnatürlichen Zuſtand, den man als eine Krankheit anſehen, und ſo viel als möglich wie einen freundſchaftlichen Streit behandeln müſſe; den Krieg der Hellenen gegen die Barbaren dagegen findet er in der Natur gegründet, nur dieſer ſei eigentlich ein ächter Krieg. Solche Aeußerungen der alten Schriftſteller verdienen aufmerkſam beachtet zu werden, indem ſie uns über die Natur der Begebenheiten ſelbſt, ſo wie über die ganze Anſicht der Alten davon, erſt den vollen Aufſchluß geben. Unläugbar iſt es, daß mit Tyrannen und Barbaren ſich an keinen wahren Frieden denken läßt; daß ein gegenſeitiges rechtliches Verhältniß, welches allein den offenbaren und heimlichen Gewaltthätigkeiten wirklich ein Ende macht, und den Frieden verbürgt, nur unter ſittlich begründeten und ſittlich geordneten Staaten ſtatt finden könne. Unter allen ſie umgebenden Barbaren hatten aber die Hellenen allein ächte Bildung, und eine rechtliche Verfaſſung. Gegen den helleniſchen Grundſatz ſelbſt, würde ſich daher vielleicht wenig einwenden laſſen; wenn ſie nur demſelben gemäß gehandelt, und ihn nicht blos zur Hälfte, ſondern ganz in Ausübung gebracht hätten.

VIII.

Kunsturtheil des Dionysios über den Isokrates. 1796.

Einleitung.

Was zu Anfang der nachstehenden Abhandlung eines der scharfsinnigsten alten Kritiker von den Lebensumständen des Isokrates gesagt wird, ist nur eine kurze Notiz. Auch vom politischen und philosophischen Charakter und Werth der Isokratischen Schriften sagt Dionysios, der ungleich mehr Künstlersinn, als historischen Geist besaß, wie sich selbst in seiner vortrefflichen römischen Alterthumslehre offenbart, nicht sehr viel, weder an Umfang noch an Bedeutung und Gehalt.

Der Uebersetzer glaubte daher, schon durch die Ueberschrift dieses Werks, die Aufmerksamkeit des Lesers von allen Nebensachen entfernen und auf das Wesentliche hinlenken zu müssen. Dieses aber, was den größten Werth darin hat, und für viele auch wohl am meisten einiger Erklärung bedarf, ist unstreitig der künstlerische Gesichtspunkt und Geist des Ganzen. Den eigentlichen Charakter, Zweck und Gegenstand der kritischen Abhandlung des Dionysios, schien ihm aber kein andres Wort so ganz auszudrücken, als das Wort Kunsturtheil. Denn selbst die Anordnung, Eintheilung und Behandlung des Stoffs wird ja darin nicht nach wissenschaftlichen, oder wie es bei bürgerlichen Reden wohl eigentlich sein sollte, nach sittlichen und gesellschaftlichen, sondern nach künstlerischen Gesetzen gewürdigt.

Dionysios selbst bestimmt diesen Zweck in der Einleitung zur ganzen Schrift über die alten Redner und Geschichtskünstler, von der wir nur einige Abschnitte besitzen, deren einer gegenwärtiger

Aufſatz über den Iſokratiſchen Styl iſt; mag das Uebrige nun verloren gegangen, oder das Ganze nie von ihm vollendet worden ſein. Er freut ſich im Eingange, daß in ſeinem Zeitalter viele andre Kunſtarten, vorzüglich aber auch die Kunſt der bürgerlichen Reden ſo große Fortſchritte zum Beſſern gemacht habe. In dem vorigen Zeitalter ſei die alte und weiſe Beredſamkeit aufs ſchändlichſte gemißhandelt und verderbt; vom Tode Alexanders an habe ſie angefangen, allmählig zu ſinken und zu welken, und gegen das jetzige Zeitalter habe nur wenig gefehlt, daß ſie gänzlich verſchwunden wäre. Nun fährt er fort, aufs lebhafteſte wider die Redekunſt zu eifern, welche ſeit geſtern und heute aus ich weiß nicht welchen Höhlen Aſiens gekommen ſei, und die attiſche, alte und einheimiſche verdrängt habe. „Aber ſagt er, die Zeit iſt, nach dem Pindaros, nicht bloß gerechter Menſchen herrlichſter Retter, ſondern wahrlich auch der Künſte, der Bildungsarten und jeder würdigen Sache. Das bewies unſer Zeitalter, mag nun ein Gott es ſo geleitet, oder der natürliche Kreislauf die alte Ordnung der Dinge zurückgebracht haben, oder mag auch das menſchliche Begehren viele auf das Gleiche führen. Dieß geſchah dadurch, daß unſer Zeitalter der alten und züchtigen Redekunſt die gerechte Ehre, welche ſie auch vormahls beſaß, wiedergab, die neue und unvernünftige aber nicht länger den ihr nicht zuſtehenden Ruhm genießen, noch ſie in fremden Gütern ſchwelgen ließ.“ Die Umwälzung ſei ſchnell geweſen und die Verbeſſerung groß. Denn außer einigen aſiatiſchen Städten, wo man aus Unwiſſenheit das Schöne langſam begreife, habe man in allen übrigen aufgehört, die überladnen, froſtigen und geſchmackloſen Reden zu bewundern. Die Veranlaſſung und Urſache dieſer ſo großen Umwälzung ſei die alles beherrſchende Roma, welche die geſammten Staaten, ſich nach ihr zu richten, nöthige; und die Häupter derſelben, welche die öffentlichen Angelegenheiten mit ſteter Hinſicht auf Vollkommenheit und auf das Würdigſte verwalteten, und für Beurtheilung ſehr ausgebildet und von herrlicher Natur wären. Durch ihre Beförderung habe ſich der verſtändigdenkende Theil des Reichs noch vermehrt, und der unvernünftige ſei gezwungen worden, wieder vernünftig zu werden.

„Denn in der That werden von unsern Zeitgenossen viele schätzbare Geschichten geschrieben, viele gut abgefaßte bürgerliche Reden herausgegeben, und wissenschaftliche Werke, welche wahrlich nicht zu verachten sind.“ Er würde sich nicht wundern, fährt er fort, wenn die Nachahmung jener unvernünftigen Reden nicht länger als noch ein Menschenalter etwa dauern sollte. Denn was vom Ganzen aufs Kleinste zurückgebracht sei, könne leicht aus Wenigem Nichts werden. „Doch, dem die Dinge umwälzenden Zeitalter zu danken, die, welche den bessern Weg einschlugen, zu loben, und das Künftige aus dem Vergangenen zu vermuthen, und alles dem Aehnliche, was der erste beste sagen könnte, übergehe ich. Was aber der begonnenen Kunstverbesserung noch mehr Nahrung und Kraft geben dürfte, das will ich zu sagen versuchen; indem ich mir für meine Untersuchung einen allgemeinen, anziehenden und äußerst nützlichen Gegenstand wähle. Folgenden nähmlich: welches die schätzbarsten unter den ursprünglichen Rednern und Geschichtskünstlern seien, welches der Geist ihres Lebens und ihrer Beredsamkeit war, und was man von einem jeden annehmen und beibehalten solle; Kunstvorschriften ferner, welche den Schülern der bürgerlichen Redekunst zwar unentbehrlich, aber wahrlich doch weder gemein, noch von den Vorgängern abgenutzt sind. Mir wenigstens ist keine dergleichen Schrift bekannt, so sehr ich auch darnach gesucht habe. Doch versichern will ich es nicht, als wenn ich es bestimmt wüßte; denn es dürfte wohl vielleicht solche Schriften geben, die mir entgangen wären. Sich selbst zum Maaßstab der Kenntniß aller Dinge zu machen, und behaupten, etwas sei nicht, was doch sein kann; das ist sehr selbstgefällig und beinahe toll.“ Die Zahl der vortrefflichen Redner und Schriftsteller sei zu groß, als daß er über alle schreiben könne. Er wolle daher nur die wichtigsten aus ihnen auswählen, und über jeden reden; für jetzt über die Redner, mit der Zeit auch über die Geschichtskünstler. „Die anzuführenden Redner werden sein; drei von den ältern, Lysias, Isokrates, Isaeos, und drei von denen, die nach diesen blühten, Demosthenes, Hyperides, Aeschines, denn diese halte ich für die vortrefflichsten. Die Schrift soll in zwei Abschnitte eingetheilt werden, und mit dem über die ältern abgefaßten anfangen.

Schon dieſe Einleitung und noch mehr die Schrift ſelbſt lehrt, daß Dionyſios nicht alles erſchöpfen wollte, was ſich mit den Kenntniſſen ſeines Zeitalters in künſtleriſcher Rückſicht über den ganzen Iſokrates nur immer ſagen ließe. Sein Hauptzweck war, den Iſokratiſchen Styl, die Iſokratiſche Kunſtproſa, an und für ſich, nach den bewährteſten Kunſtlehren zu würdigen. Selbſt über die ausgezeichnete künſtleriſche Meiſterkraft des Iſokrates, ſo vielen vortrefflichen Naturen ſeinen Geiſt, jedem nach dem Maaß ſeiner Kräfte und nach ſeiner Eigenthümlichkeit, lebendig mitzutheilen, ohne den ſeiner Schüler zu beſchränken, eilt er mit einem Gleichniſſe hin; welches jedoch ſo treffend iſt, daß man ſieht, Dionyſios habe den Charakter und den hohen Werth dieſer großen Eigenſchaft, wodurch der Mann beinahe den Ehrennahmen eines rhetoriſchen Sokrates zu verdienen ſcheinen könnte, vollkommen begriffen.

Selbſt die Künſtlichkeit, das Fleißige der ſorgfältig ausgebildeten und vielfach durchgearbeiteten Iſokratiſchen Proſa, erhält, wenn man ſie in ihrem vollſtändigen geſchichtlichen Zuſammenhange betrachtet, eine Bedeutung, welche ſie in der Anſicht des Dionyſios nicht hat. Jene gewählte, gefeilte Ausbildung und Durchbildung der ganzen Kunſtwerke bis ins feinſte Geäder, welche durch die Strenge und durch das Maaß des Fleißes ſelbſt, Kraft erfordern und beweiſen kann; jene Correctheit (denn mit dieſem Wort, dem man nur nicht die Bedeutung einer unmöglichen Fehlerloſigkeit unterſchieben darf, kann man wohl am beſten das bezeichnen, was an einigen Werken der Römer und ſogenannten Alexandriner immer Beifall und Nachahmung verdienen wird) iſt in der Poeſie der Hellenen, wo man ſie nicht vor Menander und Philetas etwa ſuchen darf, ungleich jünger, und hat ſich in der Proſa der Hellenen und mit der Schrift zuerſt entwickelt. In dieſer Rückſicht macht die Proſa des Thucydides und Iſokrates vornähmlich eine große Epoche in der Kunſtgeſchichte.

Es wird damit gar nicht geläugnet, daß die Hellenen in derjenigen ſchönen Kunſt, welche unter allen überall am ſpäteſten aufgeblüht, am langſamſten gewachſen iſt, und nirgends gleiche Reife mit andern Künſten erreicht hat, wahrſcheinlich alſo weder

die leichteste noch die einfachste sein mag, in der Kunst der schönen Prosa nähmlich, wie in der Musik von den ersten Anfängen so kunstwörtlich und schulmäßig reden, wie von dem Höchsten. Wir wollen es niemand verargen, welcher nicht nach unbestimmten Urbildern in todten Begriffen, sondern nach lebendiger Anschauung reiferer attischer, römischer oder andrer Kunstwerke in Prosa, den gewaltigen Anlauf, welchen Isokrates im Panegyrikos zum Beispiel ninmt, nicht ohne einiges Lächeln mit dem vergleichen kann, was er denn nun wirklich geleistet hat.

Indessen wird der geschichtsforschende Kunstfreund auch noch nach einem solchen Lächeln die innigste Bewunderung für dieses wie für jedes andre Kunstwerk hegen, welches von ursprünglichem Geist beseelt, alles ist, was es in seinem Zeitalter, unter diesen Umständen, an seiner Stelle sein konnte und sollte; und nichts vermag wohl in allen Kunstarten den Sinn so sehr zu wecken und zu schärfen, als wenn man den allmähligen Fortschritten der Kunst oft mit gesammelter Betrachtung folgt, und bei jedem einzelnen dieser Fortschritte mit Achtung und Liebe verweilt. Daher wird vielleicht mancher wünschen, es wäre noch über jeden prosaischen Classiker ein so gediegenes, bewährtes, altes Kunsturtheil, wie das des Dionysios über den Isokrates, vorhanden.

Wenn Dionysios statt einiges, was den eigenthümlichen Ausdruck des beurtheilten Redners bezeichnen soll, zu wiederhohlen, und die Beispiele zu häufen, die Verschiedenheit des Isokratischen Styls in den verschiedenen Gattungen der Redekunst nicht bloß behauptet, sondern wirklich charakterisirt hätte; so würde er beinahe nichts von dem, was man von dem scharfsinnigsten hellenischen Kritiker dieses Zeitalters erwarten darf, zu wünschen übrig lassen. Aber selbst in diesen Wiederhohlungen zeigt sich die Reife, Tiefe und Eigenthümlichkeit seiner kritischen Wahrnehmungen; und die Rücksicht auf die Kunstart, und deren verschiedene Erfordernisse bezeichnet den Kenner, wie die stete Vergleichung mit dem Lysias, und die hohe Achtung, mit welcher er die Vortrefflichkeiten des Isokrates bewundert, bei der Strenge, mit welcher er seine Fehler tadelt.

Nicht als Episode, sondern zur Erläuterung eben dieses künst-

lerischen Geistes der ganzen Abhandlung ist alles bisher Gesagte angeführt. Denn derselbe dürfte doch grade in dieser Anwendung und bei diesem Stoff manchem fremd sein; weil nähmlich die Prosa, welche man im gegenwärtigen Zeitalter liest und schreibt, die bekannten Ausnahmen abgerechnet, im Ganzen genommen, durchaus Natur und keineswegs Kunst ist, noch auch als solche beurtheilt werden kann.

In den eigentlichen Gesichtspunkt des Dionysios kann man sich am besten und auf dem kürzesten Wege dadurch versetzen, daß man die bedeutende und schöne Vergleichung der Isokratischen Schreibart mit den Kunstwerken des Polykleitos und Phidias, und der Prosa des Lysias mit den Bildern des Kallimachos und Kalamis in ihrem tiefen Sinne vollständig auffaßt. Denn die Werke der bildenden Kunst betrachtet und würdigt man beinahe allgemein und wie von selbst, jeder nach dem Maaß seiner Kräfte, aus einem rein künstlerischen Standpunkte, von dem hier keine fremdartigen Zusätze die Aufmerksamkeit ablenken und zerstreuen, wie in so manchen andern, mit wissenschaftlichem Stoff, oder mit nützlichen und sittlichen Zwecken vermischten Darstellungsarten. Die sinnliche Schwere des Stoffs und der Behandlung nöthigt hier gleichsam den Meister, auf die Dauer, ja auf die Ewigkeit zu arbeiten; und die bleibenden Werke locken den Kunstliebhaber zu jener häufig wiederhohlten und ruhigen Betrachtung, wodurch der Eindruck sich erst fest bestimmen, und allmählig zum Urtheil reifen kann.

Ein andresmahl sagt Dionysios, daß die Werke des Platon und Isokrates nicht wie geschriebene wären, sondern ausgehöhlter und erhobner Bildnerarbeit glichen; wir würden sagen, sie seien wie mit Meißel und Feile hervorgetrieben und gerundet. Auch vergleicht er die ruhige Kraft des Isokrates, im Gegensatz der leidenschaftlichen Begeisterung des Demosthenes mit spondeischen Rhythmen und mit der dorischen Harmonie.

An Mannichfaltigkeit und Abwechslung setzt Dionysios den Ausdruck des Isokrates dem des Platon wie dem des Demosthenes und Herodotos nach. Den aus dem geschmückten und einfachen gemischten und zusammengesetzten Ausdruck hätte nach dem Theo-

phraſtos, Thraſymachos zuerſt gebildet und geſtiftet; fortgeſetzt, genährt, und beinah vollendet aber hätten ihn, nach dem eignen Urtheil des Dionyſios, Platon und Iſokrates. Denn es ſei, den Demoſthenes ausgenommen, unmöglich, andre Schriftſteller zu finden, welche das Nothwendige und Nützliche tüchtiger bearbeiteten, oder im Schmuck und in den künſtlichen Zuthaten mehr glänzten, wie jene beiden. Dieſen aus dem dichteriſchen und wiſſenſchaftlichen, oder bloß nützlichen, gemiſchten Ausdruck muß man aber nicht mit der aus der erhabnen und reizenden gemiſchten und mittlern, ſchönen und vollendeten Wortſtellung des Dionyſios verwechſeln. Er legt dem Iſokrates nicht die mittlere ſondern die üppige, blühende und zierliche Wortſtellung bei, in welcher er unter den Epikern den Heſiodos, unter den Melikern die Sappho, und nach dieſer den Anakreon und Simonides, unter den Tragikern, den einzigen Euripides, unter den Geſchichtskünſtlern ſtreng genommen keinen, mehr als die andern aber, den Ephoros und den Theopompos, unter den Rednern den Iſokrates, welcher unter allen Proſaikern dieſe Wortſtellung am ſtrengſten beobachte, für Urbilder erklärt, und als ſolche theils anführt, theils aus den Beiſpielen zergliedert. Dem Platon hingegen, welchen er mit Iſokrates zuſammen zu derſelben Gattung des Ausdrucks geordnet hatte, legt er eine andre Wortſtellung bei wie dem Iſokrates, nähmlich die mittlere, weil er wie Herodotos Würde und Anmuth darin vereinige.

Es liegt aber noch etwas andres in jener Vergleichung der Iſokratiſchen Proſa mit den Werken des Polykleitos und Phidias; dasſelbe was Dionyſios auf mehr als eine Weiſe zu erkennen giebt. Er hält nähmlich den Styl des Iſokrates, ungeachtet er anerkennt, daß die Pracht und der Schmuck desſelben oft unzweckmäßig, unſchicklich und dadurch der lebendigen Wirkſamkeit ſchädlich ſei, für erhaben, wie den des Thucydides, und noch mehr als den des Gorgias. Dieſen Eindruck wird die Iſokratiſche Proſa wahrſcheinlich auf Leſer des gegenwärtigen Zeitalters durchaus nicht machen; es müßte denn etwa jemand die Schriften der Alten, mit dem Gefühl und Geiſt leſen, als ob er ſelbſt ein Alter wäre. Um dieſe der Iſokratiſchen Proſa beigelegte Erhabenheit zu erklären,

und das Urtheil des Dionysios in diesem Stücke zu rechtfertigen, müßte man ganz in das Einzelne der Sprachbeschaffenheit und des Redestyls eingehen. Dazu bedürfte es nicht nur einer sehr genauen Darstellung des allgemeinen Geistes in jener Periode der attischen Künste, zu der Isokrates gehört; sondern auch einer vollständigen Theorie der Parisosen, oder der symmetrisch freien Wiederkehr gleichlautender Sylbenfälle in den sich entsprechenden Gliedern der Rede, und andrer ähnlicher Figuren, deren Mißbrauch Dionysios am Isokrates so sehr tadelt. Wie viel Betrachtungen kann es nicht allein erregen, daß die Parisosen sich zum strengen Reim etwa so verhalten, wie der prosaische Numerus zum eigentlichen poetischen Metrum; so daß man die älteste hellenische Kunstprosa mit eben so viel Recht gereimt, wie rhythmisch nennen könnte. Und das war nicht etwa bloß eine Spielerei der Sophisten, sondern Geschmack des Publikums. Man erinnert sich, wie Gorgias durch solche Mittel zu Athen wirkte. Ueber die Natur der Antithesen oder der Gegensätze in den Gedanken und Redeformen, dieser gewöhnlichsten, unentbehrlichsten, und in Rücksicht auf Ueberfluß und Mißbrauch gefährlichsten Zier der Prosa, könnte man leicht ein ganzes Buch ohne alle Isokratische Ausdehnungs- und Erweiterungsmittel schreiben. Es wird eine anatomisch genaue Kenntniß von dem Knochen- und Muskelbau des menschlichen Körpers vorausgesetzt, um zu wissen, welche Stellungen und Verhältnisse in der Sculptur richtig sind, und warum einige derselben den Eindruck des Großen machen, andre aber bloß gefällig und zierlich erscheinen. Eben so ist es auch mit der Sprache, sobald sie als Kunst betrachtet, und bis in die feinsten Bestandtheile der Rede künstlerisch behandelt wird.

Wenn man sich aber auch in die künstlerische Ansicht prosaischer Werke mit dem Dionysios durchaus nicht versetzen kann; so muß man seine Abhandlung über den Isokrates dennoch als eine sehr schätzbare Urkunde der alten Kunstgeschichte gelten lassen. Weniges ist von so großer Wichtigkeit für die Kenntniß der alten Künste jeglicher Art, als die Kenntniß der alten Kunstlehre. In der Rhetorik kennen wir diese und ihren Einfluß auf die Ausübung und Kunst selbst noch am vollständigsten; wie viel

ſich aber daraus auch für die Theorie der Hellenen von andern Künſten, und für die Verhältniſſe dieſer Theorie folgern läßt, iſt vielleicht noch nicht allgemein bekannt. Aber grade der angewandte Theil der alten Kunſtlehre, ausführliche Beurtheilungen zum Beiſpiel, iſt der belehrendſte; und unter dieſen zeichnen ſich die Schriften des Dionyſios dadurch vortheilhaft aus, daß ſie zugleich ſehr eigenthümlich und von der andern Seite ganz allgemein gültig ſind; voll urſprünglichen Geiſtes, und doch in dem Sinn, welcher im ganzen Alterthum der herrſchende iſt.

Die Alten und beſonders die Griechen zeigen ſich beſonders wieder darin als ein durchaus kunſtſinniges und künſtleriſches Volk, daß ſie auch die Sprache nicht bloß als Poeſie, ſondern ſelbſt in Proſa ganz wie ein Werk und Gebilde der Kunſt behandeln, in der lebendigen Rede, wie in der ausgearbeiteten Schrift. Dieſelbe Idee des Schönen, welche in der Kunſt und in den Sitten, in der Wiſſenſchaft wie in der Geſchichte des helleniſchen Alterthums das vorherrſchende Princip und den beſeelenden Geiſt des Ganzen bildet, ward mit der gleichen Sinnigkeit von allen, die in noch ſo verſchiedener Abſicht und in den mannichfaltigſten Arten und Formen, die Kunſt der Proſa übten, mit einem Scharfſinn und einer Zergliederung des Kunſt- und Sprachgefühls, welcher nichts klein und unbedeutend ſchien, auf die feinſten Elemente des Gedankenausdrucks angewandt. Aus dieſer künſtleriſchen Sorgſamkeit für den Ausdruck ging in der erſten Zeit und nach der urſprünglichen hohen Anlage, auch das Große des alten Redeſtyls hervor; wenn gleich ſie in der ſpätern Zeit nur in leere ſophiſtiſche Spitzfindigkeit oder Spielerei entartete. Uns iſt und bleibt dieſe Art der Rhetorik eigentlich fremd; zwar findet ſich wohl die gleiche, oder eine ganz ähnliche Abſicht und Idee von einem feſtbeſtimmten Style der Kunſt in der ausgearbeiteten Proſa bei Johannes Müller, Winkelmann, Klopſtock; es iſt aber ſichtbar dieſe Idee von Redeſtyl und Proſakunſt bei den genannten Schriftſtellern aus den Vorbildern des Alterthums geſchöpft und entnommen. Außerdem aber und im Ganzen iſt die Vortrefflichkeit der neuern Schriftſteller in Proſa mehr ein Talent

der Natur und charakteriſtiſche Eigenſchaft des hervorragenden Geiſtes, als ein feſter Styl gebildeter und erlernter Redekunſt.

Für uns war nur wichtig, dieſelbe herrſchende Idee des Schönen, und künſtleriſche Behandlung und Anſicht aller Dinge, wie in den Sitten und dem ganzen Gange der geiſtigen Entwicklung des helleniſchen Alterthums, ſo auch im Einzelnen und Kleinen in der kunſtreichen Rhetorik ihrer Proſa, an dem Beiſpiele einer Rede des Lyſias und in der nachſtehenden künſtleriſchen Beurtheilung der Iſokratiſchen Werke nachzuweiſen.

Charakteriſtik des Iſokrates.

Aus dem Griechiſchen des Dionyſios.

Iſokrates der Athener, deſſen Vater Theodoros ein wohlhabender Bürger vom Mittelſtande war, und vom Beſitz einer Flötenmanufaktur lebte, ward geboren in der ſechs und achtzigſten Olympiade, als Lyſimachos zu Athen Archon war, im fünften Jahre vor dem Anfang des peloponneſiſchen Krieges, zwei und zwanzig Jahre vor dem Lyſias. Er genoß einer ſchönen Leitung, und ward nicht ſchlechter gebildet als irgend ein Athener. Sobald er ein Mann geworden war, ergriff ihn die Liebe zur Weisheitskunſt. Er ward ein Zuhörer des Prodikos, des Gorgias und des Tiſias, welche damahls den größten Nahmen bei den Hellenen, in Rückſicht auf Weisheit hatten; wie einige erzählen auch des Redners Theramenes, [1]) welchen die dreißig Tyrannen

[1]) Die politiſche Wichtigkeit und Zweideutigkeit, der heldenmüthige Tod des Theramenes, welcher hier auch unter den Meiſtern des Iſokrates angeführt wird, iſt vielleicht manchen Leſern aus Ariſtophanes, Xenophon, Cicero und andern gegenwärtig. Auch gehört dieß nur in ſo fern hieher, als es, wenn er mit Recht auch unter die Lehrer des Iſokrates gezählt wird, bemerkt zu werden verdient, daß unter ihnen auch ein atheniſcher Staatsmann von ſolcher Bedeutung war. Sein redneriſcher Charakter wird durch eine Stelle des Cicero bezeichnet: „Die älteſten Redekünſtler, von denen nähmlich Schriften vorhanden, ſind etwa Perikles und Alcibiades und zur ſelben Zeit Thucydides. Sie ſind genau, ſcharf, kurz; an Gedanken reicher als an Worten. Auf dieſe folgten Kritias, Theramenes, Lyſias. Den Theramenes kennen wir nur aus Erzählungen. Sie alle hatten noch das Markige des Perikles, aber bei etwas üppigerm Gewebe.“

tödteten, weil er ein Volksfreund zu sein schien; und er widmete sich mit allen Kräften den bürgerlichen Geschäften und Reden. Da sich aber die Natur widersetzte, indem sie ihm die ersten und wesentlichsten Eigenschaften eines Redners, Dreistigkeit und Stärke der Stimme, ohne welche es nicht möglich war im Haufen zu sprechen, versagte; so stand er von diesem Vorsatz ab. Da er jedoch nach Ruhm strebte, und der erste unter den Hellenen in der Redekunst sein wollte, wie er selbst sagt; so ergriff er den Ausweg, was er gedacht hatte, schriftlich mitzutheilen. Er wählte sich kein kleines Ziel, weder die Vorträge des Einzelnen, noch die andern gewöhnlichen Gegenstände der damahligen Vernünftler; sondern er schrieb über die Angelegenheiten der Hellenen und der Könige dergestalt, wie er glaubte, daß es zur bürgerlichen Verbesserung der Staaten und zur sittlichen Vervollkommnung der Einzelnen dienlich sei. Denn so schreibt er von sich in der panathenaischen Rede. Vor ihm war die Kunst der Vorträge in den Vernünftlerschulen des Gorgias und Protogoras gemischt behandelt; er entfernte sich zuerst von den die Naturlehre und den Vernunftschein betreffenden, ging allein auf die bürgerlichen, und widmete sein ganzes Leben dieser Wissenschaft, welche wie er selbst sagt, das Nützliche wollen, reden und thun lehrt. Er ward der berühmteste derer, die in seinem Zeitalter blühten, und bildete die vortrefflichsten Jünglinge aus Athen und dem übrigen Hellas, deren einige in gerichtlichen Reden die vollkommensten wurden, andere sich in bürgerlichen und öffentlichen Geschäften auszeichneten, und noch andere die die gemeinsamen Begebenheiten der Hellenen und der Barbaren aufzeichneten. So machte er seine Schule in Rücksicht auf die Verpflanzung der redenden Künste zu einem Nachbilde des Staats der Athener, erwarb sich einen größeren Reichthum als irgend einer von denen, welche sich mit der Weisheitskunst Geld verdient haben, und endigte sein Leben unter dem Archon Chäronidas, wenige Tage nach der Schlacht in Chäronea, nachdem er hundert weniger zwei Jahre gelebt hatte, aus freiem Entschluß, in der Absicht, mit dem Heil des Staats auch sein Leben zugleich aufzulösen, da es noch ungewiß war, wie Philippos, nun Herr der Hellenen, sein Glück brauchen werde. Das ist in Kurzem, was von seinen Lebensumständen erzählt wird.

2. Sein Ausdruck aber hat folgende Eigenthümlichkeiten. Er ist so rein wie der des Lysias, und setzt eben so wenig ein Wort ohne Ursache; er hält sich mit vorzüglicher Genauigkeit an die allgemeine und gewöhnlichste Sprache, denn auch diese scheut die Geschmacklosigkeit veralteter und räthselhafter Wörter. In den Bildern ist er etwas verschieden von dem des Lysias, und ist gleichmäßig gemischt; das Klare aber und das Gegenwärtige hat er gleich jenem. Er ist bedeutend und anziehend. Gewunden aber und zusammengedrängt wie jener ist er nicht, noch zu gerichtlichen Kämpfen geschickt, sondern vielmehr hingeworfen und üppig fließend. Er ist ferner nicht so kurz, sondern matt und langsamer als billig; aus welchen Gründen, werde ich bald sagen. Auch die natürliche, einfache und kampfmäßige Wortstellung des Lysias zeigt er nicht, sondern vielmehr eine zu festlicher und bunter Pracht kunstmäßig gebildete, welche auf der einen Seite glänzender ist wie jene, auf der andern aber auch überkünstlicher. Denn dieser Mann strebt überall nach schönem Ausdruck, und bemüht sich mehr geschmückt als einfach zu reden. Er vermeidet das Zusammenstoßen der Selbstlauter, weil es den Zusammenhang der Schälle auflöset, und den glatten Fluß der Klänge zerstört; und er versucht die Gedanken in einem sehr rhythmischen, von dem dichterischen Maaß nicht weit entfernten, gegliederten und weiten Kreis zu umfassen. Er ist mehr zum Lesen als zum Vortrag gemacht; denn an Festen können seine Reden zwar glänzen, auch ertragen sie die Untersuchung des genauen Lesers; aber die Kämpfe in Volksversammlungen und Gerichtsplätzen können sie nicht bestehen. Der Grund ist, daß es dazu viel leidenschaftlicher Kraft bedarf; dafür ist aber eine künstlich gegliederte Wortstellung am wenigsten empfänglich. Die Aehnlichkeiten und Gleichheiten der Worte und Sylben, die Gegensätze und aller Schmuck ähnlicher Wendungen ist sehr häufig bei ihm, und schadet oft der übrigen Kunst, indem er dem Ohr widersteht.

3. Wenn es, wie Theophrastos sagt, überhaupt drei Dinge sind, aus denen das Große, das Würdige und das Reiche im Ausdruck entsteht, die Auswahl der Worte, die Zusammenfügung derselben, und die Wendungen, welche sie umfassen; so wählt Iso-

krates sehr vortrefflich und setzt die besten Worte, fügt sie aber überkünstlich an einander, den musikalischen Wohllaut abmessend; ist überladen im Gebrauch der Wendungen, und wird hier meistens frostig, entweder durch das weit Hergeholte, oder durch die Unangemessenheit der Wendungen für die Gegenstände, oder weil er nicht Maaß zu halten weiß. Diese Dinge nun machen seinen Ausdruck oft auch zu lang; ich meine, daß er alle Gedanken in einen künstlichen Gliederbau zusammenfügt, daß er diesen immer mit denselben Arten von Wendungen durchflicht, und überall nach Eurhythmie hascht. Denn nicht jeder Stoff verstattet denselben Umfang, eine ähnliche Wendung, oder den gleichen Rhythmus. Dadurch wird es nothwendig, den Vortrag mit nichts helfenden Redensarten hie und da auszufüllen, und über das Zweckmäßige auszudehnen. Ich behaupte nicht, daß er dieß überall thue; so rasend bin ich nicht; denn er fügt die Worte auch wohl einmahl kunstlos zusammen, löst die Verkettung der Redeglieder mit einer schönen Natürlichkeit, und vermeidet gekünstelte und überladene Wendungen, vorzüglich in den berathschlagenden und gerichtlichen Reden. Weil er aber meistens dem Rhythmus und dem Umfang des Perioden knechtisch dient, und die Schönheit des Vortrages in dem Reichthum setzt, so habe ich mich allgemeiner ausgedrückt. In diesen Stücken nun behaupte ich, bleibe die Sprache des Isokrates hinter der des Lysias zurück, und auch in der Lieblichkeit. Zwar blühend ist Isokrates, ja er nimmt es darin mit jedem andern auf, und zieht die Hörer an durch seinen Reiz; aber dieselbe Anmuth wie jener hat er doch nicht. In dieser Vollkommenheit bleibt er so weit hinter ihm zurück, wie eine aus fremdem Schmuck erborgte hinter der natürlichen Schönheit menschlicher Bildungen. Denn der Ausdruck des Lysias ist von Natur angenehm; der des Isokrates will es sein. In diesen Vollkommenheiten steht er also dem Lysias, meines Dafürhaltens nach; in folgenden aber übertrifft er ihn. Er hat mehr Erhabenheit in der Bezeichnung, weit mehr großartigen Glanz und Würde. Denn bewunderungswürdig und groß ist die mehr der heroischen als der menschlichen Natur angemessene Hoheit des Isokratischen Styls. Man könnte, dünkt mich, ohne das Ziel zu verfehlen, die Bered-

ſamkeit des Iſokrates mit der Bildnerkunſt des Polykleitos und des Phidias vergleichen, in Rückſicht auf das Erhabne und das Große und Würdige; die des Lyſias hingegen mit der des Kalamis und Kallimachos, der Zierlichkeit wegen und der Anmuth. Denn ſo wie die letztgenannten Bildner in den kleinern und menſchlichen Werken glücklicher, die erſtern aber in den größern und göttlicheren geſchickter ſind; ſo iſt auch der eine dieſer Redner im Kleinen verſtändiger, der andre hingegen im Großen reicher. Vielleicht weil er ſchon von Natur großartig war; wo nicht, ſo war doch ſein abſichtliches Streben ganz auf das Erhabne und Bewundrungswürdige gerichtet. So viel vom Ausdruck unſres Redners.

4. In Rückſicht auf die Kunſtvorſchriften für den Stoff und deſſen Behandlung iſt Iſokrates in einigen Stücken eben ſo gut als Lyſias, in andern beſſer. Die jedem Gegenſtande angemeßne Erfindung der redneriſchen Schlüſſe iſt reich und dicht, und ſteht jener nichts nach. So zeigt auch die Beurtheilung von einem gleich großen Verſtande. Die Anordnung aber und die Eintheilungen der Gegenſtände, und die Ausführung in Rückſicht auf den kunſtmäßigen Beweis, und das Durchflechten der Gleichartigkeit mit innern Veränderungen und äußern Zuſätzen, und die andern Vollkommenheiten, welche die Anordnung des Stoffs betreffen, ſind beim Iſokrates weit höher und herrlicher; vorzüglich aber der Zweck der Unterſuchungen, welchen er ſich widmete und die Schönheit des Stoffs, welchen er ſtets bearbeitete. Sie waren von der Art, daß dadurch die, welche ihren Geiſt darauf richteten, nicht bloß zu redneriſcher Geſchicklichkeit gebildet werden konnten, ſondern auch zu ſittlichem Werth, und zum Nutzen für ihr Haus, ihren Staat und das ganze Hellas. Ja ich behaupte, daß diejenigen, welche ſich die geſammte bürgerliche Vollkommenheit und nicht bloß einen Theil derſelben zueignen wollen, dieſen Redner ſtets in der Hand haben müſſen; und wenn jemand nach der wahren Weisheit ſtrebt, und nicht nur den lehrenden, ſondern auch den ausübenden Theil derſelben liebt, noch ſich bloß das zum Ziel ſetzt, was ihm ſelbſt ein zufriednes Leben gewähren muß, ſondern auch das, was allgemeinen Nutzen ſtiften kann, ſo dürfte ich ihn wohl auffordern, die Grundſätze dieſes Redners nachzuahmen.

5. Denn wen begeistert wohl nicht Liebe zum Staat und zum Volk; oder wer strebt wohl nicht nach dem bürgerlichen Guten und Schönen, wenn er seinen Panegyrikos lieset? in welchem er die Tugenden der Alten durchgeht und sagt: „Daß die, welche Hellas von den Barbaren befreiten, nicht allein im Kriege gewaltig waren, sondern auch edel von Sitten, und ruhmbegierig und enthaltsam; die für das Allgemeine mehr sorgten als für das Eigne, und das Fremde weniger begehrten als das Unmögliche; welche die Glückseligkeit nicht nach dem Maaß des Geldes beurtheilten, sondern nach dem der Achtung, indem sie glaubten, in der Ehre bei den Völkern ihren Kindern ein großes und tadelloses Vermögen zu hinterlassen; die einen schönen Tod für vorzüglicher hielten, als ein ruhmloses Leben. Sie sannen nicht darauf, glänzende und fein berechnete Gesetze zu haben, sondern daß die Mäßigkeit der herrschenden Sitten des alltäglichen Lebens, sich in nichts von der väterlichen Gewohnheit entferne. Ihre gegenseitigen Verhältnisse athmeten so viel Ruhmliebe und Bürgersinn, daß sie selbst bei ihren Zwistigkeiten darum stritten, nicht wer die andern vernichten, die übrigen beherrschen, sondern wer sich um den Staat die meisten Verdienste erwerben könne. Eben so waren sie auch gegen Hellas gesinnt, und fesselten die Staaten mehr durch aufmerksame Dienste und durch die Lockung der Wohlthaten an sich, als durch die Gewalt der Waffen. Worte waren bei ihnen zuverlässiger, als jetzt Eide, und sie achteten es für eben so unmöglich, Verträge zu brechen, als nothwendige Naturgesetze. Sie glaubten über Schwächere so verfügen zu müssen, wie sie in gleichem Falle von Mächtigern gefordert haben würden; sie hegten solche Gesinnungen, als seien ihre Staaten ihnen eigen, Hellas aber ihr gemeinsames Vaterland."

6. Welcher gewalthabende Mann und welches Haupt eines Reichs würde wohl nicht billigen, was er an den Philippos, den Makedonier geschrieben hat? wo er fordert: „Daß ein Feldherr und Besitzer einer solchen Gewalt die uneinigen Staaten nicht wider einander stoßen, sondern befreunden, Hellas vergrößern, und kleinlichen Ehrgeiz verachtend, solche Thaten unternehmen solle, durch die er, wenn sie gelängen, der berühmteste aller Fürsten

werden müßte; wenn sie aber mißlängen, er sich wenigstens die Liebe der Hellenen erwerben würde, die zu erlangen beneidenswerther sei als große Städte und viele Länder zu unterjochen. Ferner ermahnt er ihn, den Grundsätzen des Herakles zu folgen und der andern Heerführer, so viele mit den Hellenen wider die Barbaren zogen; und sagt, daß die, welche sich vor den übrigen auszeichneten, sich große Handlungen zum Ziel setzen, und sie mit Geisteskraft vollenden müßten, eingedenk, daß wir einen sterblichen Leib haben, durch Geisteskraft aber unsterblich werden; daß wir die Unersättlichkeit in Rücksicht auf jedes andre Gut mißbilligen, diejenigen aber bewundern, welche stets nach größerm Ruhm streben als sie schon besitzen; und daß es sich oft füge, daß alles andre, was der große Haufen für Glückseligkeit hält, Reichthum, Gewalt und Herrschaft, an die Feinde komme, daß sich die Tugend hingegen und das dadurch erworbne öffentliche Wohlwollen auf die Angehörigen eines jeden vererbe." Es ist schlechthin nothwendig, daß Fürsten, welche dieß lesen, von erhabnern Gesinnungen erfüllt werden, und eifriger nach der Tugend streben.

7. Was könnte aber wohl mehr zur Gerechtigkeit und zur Verehrung des Ehrwürdigen anfeuern, jeden für sich im Einzelnen und ganze Staaten im Allgemeinen, als die Rede vom Frieden? Denn in diesem bestrebt er sich die Athener zu überreden: „mit dem Vorhandnen zufrieden zu sein und nichts Fremdes zu begehren; die kleinen Staaten wie Besitzthümer zu schonen; die Bundsgenossen aber, wo möglich, mehr durch Liebe und Wohlthaten an sich zu fesseln, als durch Nothwendigkeit und Gewalt; und unter den Vorfahren nicht denjenigen zu folgen, welche vor dem dekelischen Kriege den Staat beinahe vernichteten, sondern denen, welche vor dem persischen Kriege alles Große und Gute standhaft übten. Er beweist, daß nicht die Menge dreirudriger Schiffe, noch mit Gewalt beherrschte Hellenen den Staat groß machen, sondern gerechte Grundsätze, und der Unterdrückten Beschützung. Er ruft sie auf, das Wohlwollen der Hellenen, welches er zur Glückseligkeit für höchst wichtig hält, dem Staat zu erwerben; kriegerisch sollten sie sein in Rücksicht auf die Zurüstung und Uebung, friedlich aber dadurch, daß sie niemanden

das geringste Unrecht zufügten. Er zeigt, daß nichts zum Reichthum, zum Ruhm und zur Glückseligkeit überhaupt so mächtig helfe, als die Tugend und deren Bestandtheile; und er tadelt diejenigen, welche dieß nicht glauben, sondern die Ungerechtigkeit für vortheilhaft und zum alltäglichen Leben für nützlich halten, die Gerechtigkeit aber für unvortheilhaft, und mehr andern als denen, die sie üben, heilsam achten." Ich zweifle, ob jemand entweder sittlichere oder richtigere, oder der Weisheitslehre angemeßnere Vorträge halten könnte.

8. Wer kann wohl die areopagitische Rede lesen, ohne dem Gesetz geneigter und treuer zu werden? Oder wer muß nicht das Unternehmen des Redners bewundern, der es wagte, zu den Athenern über ihre Staatsverfassung, worüber keiner der Demagogen zu reden versuchte, zu reden und zu fordern: „Sie sollten die damahls bestehende Demokratie abschaffen, weil sie dem Staat viel schade; indem er in Erwägung zieht, wie sie in solche Unordnung gerathen sei, daß nicht einmahl die Gewalthaber die Einzelnen mehr im Zaum halten könnten, sondern daß jeder thue und sage was ihm beliebe, und daß die unzeitige Redefreiheit allgemein für die eigentliche Volksherrschaft gehalten werde; und sie möchten die vom Solon und Kleisthenes errichtete Verfassung wieder herstellen." Indem er die Grundsätze derselben und die öffentlichen Sitten, auf denen sie beruhte, durchgeht, sagt er: „Die damahligen Menschen hätten es für entsetzlicher gehalten, Aelteren zu widersprechen, als die Schlachtordnung zu zerstören; nicht die Ausschweifung habe ihnen für Volksherrschaft gegolten, sondern strenge Zucht; die Freiheit hätten sie nicht in der Geringschätzung der Oberen, sondern in der Verrichtung des Befohlnen gesetzt. Sie hätten keinem Sittenlosen Macht anvertraut, sondern den Vortrefflichsten die Gewalten und Ehren verliehen, des Glaubens, daß auch die übrigen so sein würden, wie die Verwalter des Staats; anstatt dem eignen Vermögen aus dem öffentlichen wieder aufzuhelfen, hätten sie die eignen Reichthümer zum allgemeinen Besten verwendet. Außerdem hielten die Väter strengere Aufsicht über ihre Söhne, wenn sie Männer geworden, als da sie noch Knaben waren; ein-

gedenk, daß das öffentliche Beste mehr durch diese Zucht als durch jene Erziehung befördert werde. Sie hätten gute Sitten für wichtiger gehalten als eine künstliche Gesetzgebung; denn ihr Zweck sei nicht gewesen, die Fehlenden durch Strafen zurückzuhalten, sondern daß niemand etwas Strafwürdiges übe; das Vaterland, hätten sie geglaubt, müsse mächtig und frei sein, den Einzelnen aber dürfe nichts zu thun erlaubt sein, was die Gesetze verbieten; mit den Gefahren müsse man muthig kämpfen, und vor keinem Unfall erschrecken."

9. Und wer könnte wohl einen Staat und Männer kräftiger überreden als unser Redner, bei vielen andern Gelegenheiten, und auch in dem an die Lakedämonier gerichteten Vortrage, welcher „Archidamos" überschrieben ist, des Inhalts, daß man Messene den Böotern nicht überlassen solle, noch die Befehle der Feinde erfüllen! Denn damahls war die Schlacht bei Leuktra für die Lakedämonier unglücklich ausgefallen, und viele andre nach jener; und die Macht der Thebaner blühte, und war hoch gestiegen zu großer Herrschaft; die von Sparta hingegen war gesunken, und des alten Vorranges und Einflußes unwürdig geworden. Zuletzt also berathschlagte der Staat, ob man, um nur Frieden zu erhalten, Messenia fahren lassen solle, indem die Böoter diese harte Bedingung auferlegten. Da Isokrates nun sah, daß Sparta der Ahnen unwürdig handeln wollte, so verfaßte er diese Rede für den Archidamos, der zwar ein Jüngling war und die königliche Würde noch nicht bekleidete, aber große Hoffnungen hatte, zu dieser Ehre zu gelangen. Er geht in demselben zuerst durch: „wie rechtmäßig die Lakedämonier Messene erwarben, indem die Söhne des Kresphontes dasselbe übergaben, da sie der Herrschaft beraubt worden waren, auch die Gottheit befohlen hatte, sie aufzunehmen und die Beeinträchtigten zu rächen; und da überdem der Krieg den Besitz bestätigte, und die Zeit ihn fest und sicher machte. Er beweiset, daß man nicht den Messeniern, die nicht mehr vorhanden wären, sondern Knechten und Heloten die Stadt zum Freihafen und Zufluchtsort geben werde. Er geht die gefahrvollen Kämpfe durch, welche die Vorfahren der Herrschaft wegen muthig bestanden; er erinnert sie an ihren unter den Helle-

nen beſtehenden Ruhm; er ermahnt ſie, nicht mit dem Glück zu ſinken, noch an einer Aenderung zu verzweifeln. Sie möchten erwägen, daß ſchon viele, die eine größere Macht beſaßen als die Thebaner, von Schwächeren beſiegt worden ſeien; daß viele ſchon durch Belagerung eingeſchloßne, nachdem es ihnen ſchlimmer gegangen als den Lakedämoniern, die angreifenden Feinde dennoch vernichtet hätten. Er ſtellt ihnen den Staat der Athener zum Vorbilde auf, der nach einem ſehr blühenden Zuſtande ſeinen Sitz habe verlaſſen müſſen, und die äußerſten Gefahren auf ſich genommen habe, um nur nicht den Befehlen der Barbaren gehorchen zu müſſen. Er ruft ſie auf, über dem Gegenwärtigen nur nicht den Muth zu verlieren, und für das Künftige zu hoffen; da ſie ja wüßten, daß die Staaten durch eine gute Verfaſſung und durch Kriegserfahrung, worin Sparta andere Staaten übertreffe, ſich von ſolchen Unfällen zu erhohlen pflegten. Er glaubt, ſie müßten jetzt, da es ihnen unglücklich ginge, den Frieden gerade nicht begehren; weil ſie nach dem gewöhnlichen Wechſel der menſchlichen Dinge auf eine vortheilhafte Veränderung hoffen dürften; ſondern vielmehr die glücklichen Feinde, denn die Behauptung erlangter Vortheile ſei gefährlich. Außerdem geht er noch vieles andre durch, alle glänzende Thaten, die von ihren berühmteſten Mitbürgern in den Kriegen gemeinſchaftlich und einzeln ausgeführt worden; zeigt, wie viel Schande das verdiene, was ſie thun wollten, und wie übel man von ihnen bei den Hellenen reden werde, und daß ſie, wenn ſie den Kampf nur begönnen, von allen Seiten her Beiſtand erhalten würden, von den Göttern, von den Bundsgenoſſen und von allen Menſchen, deren Neid die vergrößerte Macht der Thebaner erregt habe. Er zeigt, welche Unordnung und Erſchütterung in den Städten geherrſcht habe, während die Böoter die Oberaufſicht über Hellas führten; und endigt damit, daß er, falls von allen dieſem nichts geſchehen und kein andrer Ausweg der Rettung übrig bleiben ſollte, ihnen befiehlt, die Stadt zu verlaſſen; indem er ihnen angiebt, ſie ſollten die Kinder und Frauen und den übrigen unnützen Haufen nach Sikelia ſenden und nach Italia, ſelbſt aber den feſteſten und zum Kriege tauglichſten Ort beſetzen, und die Feinde zu Lande und zu Waſſer auf alle Weiſe

angreifen und beunruhigen. Denn kein Heer werde gegen Männer anrücken wollen, welche unter allen Hellenen die tapferſten und erfahrenſten Krieger, jetzt aber in Rückſicht auf das Leben verzweifelt geſinnt, und von gerechtem Zorn beſeelt wären, und eine ehrenvolle Gelegenheit, ihr Schickſal zu erfüllen, erlangt hätten." Ich möchte wohl ſagen, daß er hier nicht bloß den Lakedämoniern Rath ertheile, ſondern auch den andern Hellenen und allen Menſchen; weit beſſer als alle Weiſen, welche die Vollkommenheit und die Schönheit zum Zweck des Lebens machen.

10. Ich könnte noch viele andre an Staaten, Herrſcher und Einzelne geſchriebene Reden von ihm zergliedern, deren einige die Völker zur ſtrengen Zucht ermahnen, andre die Gewalthaber zur Mäßigkeit und zur geſetzlichen Herrſchaft anführen, andre die Lebensart der Einzelnen ſittlich zu bilden ſtreben, indem ſie jedem ſeine Pflicht zeigen. Aus Beſorgniß indeſſen, daß meine Abhandlung ſich über die Gebühr verlängern möchte, werde ich dieß übergehen. Um aber das Obige faßlicher zu machen, und weil die Verſchiedenheit, durch welche Iſokrates von Lyſias abweicht, ſo wichtig iſt, will ich ihre Vorzüge in einem Auszug zuſammenſtellen, und dann zu den Beiſpielen übergehen.

11. Die erſte Vollkommenheit ihrer Reden, ſagte ich, ſei die klare Bezeichnung, worin ich bei keinem einige Verſchiedenheit fand. Dann die genaue Beobachtung der damahls gewöhnlichen Sprache; und auch dieſe ſah ich bei beiden in gleichem Maaße. Nachher bemerkte ich, daß beide ſich der eigenthümlichen, gewöhnlichen und allgemeinen Worte bedienen; die Sprache des Iſokrates mit einem Zuſatze von bildlicher Künſtlichkeit, worin ſie ſo weit geht, daß ſie Ueberdruß erregen kann. Den Vorzug der Klarheit und der Lebendigkeit, behauptete ich, beſäßen beide in gleichem Maaß; die Gedanken kurz auszudrücken, das, glaubte ich, gelinge dem Lyſias mehr; in Rückſicht auf die Erweiterungen hingegen ſchien es mir Iſokrates beſſer zu treffen. Im Zuſammenrücken der Gedanken und im gedrängten Vortrage lobte ich den Lyſias, als geſchickt zu wahrhaften Kämpfen; in der Bezeichnung ſittlicher Eigenthümlichkeiten fand ich beide gewandt; in der Lieblichkeit aber und der Anmuth gab ich ohne Bedenken dem Lyſias den Vorzug.

Das heldenmäßige Große fand ich beim Isokrates; das Ueberzeugende und Schickliche vermißte ich bei keinem von beiden. In der Wortstellung sei Lysias, nach meinem Urtheil, einfacher, Isokrates aber gelehrter; jener mehr ein täuschender Nachbildner der Wahrheit, dieser mehr ein glänzender Wettkämpfer der Künstlichkeit.

12. Dieß sagte ich vom Ausdruck der Beiden. Als ich den Inhalt würdigte, fand ich die Erfindung bei beiden bewundrungswürdig und auch das Urtheil; in der Anordnung der Schlüsse aber, in der Eintheilung der Beweise, in der Ausarbeitung jeglicher Art derselben, und in allen andern Forderungen aus dem vom Stoff handelnden Theile der Kunstlehre, hielt ich dafür, daß Isokrates den Lysias bei weitem übertreffe. In Rücksicht auf den glänzenden Werth der Gegenstände und die Erhabenheit des weisen Zwecks, sei er ihm noch überlegner als ein Mann einem Kinde, wie Platon gesagt hat [2]); ja, um die Wahrheit zu sagen, auch allen übrigen Rednern, welche diese Lehre mit wissenschaftlichem Geist behandelt haben. Aber das Kreismäßige im Gange seiner Perioden und die jugendliche Eitelkeit in den künstlichen Wendungen seines Ausdrucks billigte ich nicht. Denn oft dient der Gedanke dem Wohllaut der Sprache, und die Richtigkeit wird über der Zierlichkeit vernachlässigt; und die beste Weise in einem bürgerlichen und streitenden Vortrage ist doch die, welche der Natur am meisten gleicht. Die Natur aber fordert, daß der Ausdruck

---

[2]) Die Stelle des Platon, worauf sich der Kunstrichter hier bezieht, steht im Phädros. Sokrates sagt: „Isokrates, o Phädros, ist noch jung. Doch will ich sagen, was ich von ihm ahne. Phaed. Was denn? Sokr. Er scheint mir, in Rücksicht auf seine Anlagen, für die Art von Reden des Lysias zu gut zu sein; und auch von edlerem Charakter. So daß ich mich nicht wundern würde, wenn er bei fortschreitender Reife in den Reden selbst, mit denen er sich jetzt beschäftigt, alle, welche sich je den Reden gewidmet haben, so weit überträfe, als ob sie Kinder wären; noch auch, wenn ihn dieß nicht befriedigte, sondern eine göttlichere Begeisterung ihn zu größeren Dingen führte. Denn von Natur, o Freund, ist eine gewisse Weisheitsliebe in der Seele dieses Mannes. Dieses nun gehe ich, auf Eingebung der benannten Götter dem Isokrates, als meinem Geliebten, zu verkündigen."

den Gedanken folge, nicht die Gedanken dem Ausdruck. Ich kann mir nicht denken, welchen Nutzen dieser jugendliche und der Bühne angemeßne Schmuck einem Rathgeber, der über Krieg und Frieden redet, oder einem Bürger, der vor seinen Richtern den Kampf über Leben und Tod besteht, gewähren könne; vielmehr weiß ich, daß dieses sogar Schaden verursachen könne. Denn jede absichtliche Verzierung ist bei ernsthaften und unglücklichen Angelegenheiten unzeitig, und nichts verhindert so sehr das Mitleiden.

13. Ich bin nicht der erste, welcher dieß behauptet; denn auch viele unter den Alten dachten eben so über ihn. Philonikos, der dialektische, lobt zwar die übrige Kunst seines Ausdrucks, tadelt aber dieses Gesuchte und Ueberladne; er gleiche einem Mahler, sagt er, welcher alle seine Gemählde mit den nähmlichen Bekleidungen und Gestalten verziere. „In der That, sagt er, fand ich, daß alle seine Schriften dieselben Wendungen des Ausdrucks gebrauchen; so daß in vielen, obgleich das Einzelne künstlich ausgearbeitet ist, das Ganze doch völlig ungeschickt erscheint, weil der Vortrag der herrschenden Stimmung des Inhalts nicht angemessen ist." Hieronymos, der Philosoph [a]) sagt: „Lesen könne man seine Reden wohl schön, mit erhobner Stimme aber und mit einer dieser Absicht angemeßnen Gebehrdung in Volksversamm-

[a]) Dieser Hieronymus, welchen Dionysios hier zur Bestätigung seines Urtheils anführt, war ein berühmter Gelehrter der peripatetischen Schule, welcher über viele Gegenstände der Kunstlehre Schriften hinterlassen hatte. Cicero im Redner, wo er davon handelt, wie sehr man in Prosa Verse vermeiden müsse, und wie schwer dieß sei, sagt: „Aus vielen Schriften des Isokrates hat Hieronymus etwa dreißig Verse ausgesucht, meistens senarische, d. h. jambische Trimeter, doch auch Anapäste. Was kann häßlicher sein, als dieß? Freilich ist er beim Auswählen boshaft verfahren. Er hat nähmlich die erste Sylbe vom ersten Worte eines Gedankens weggenommen, und wieder die erste Sylbe des folgenden an die letzte angefügt. Auf diese Weise ist der Anapäst herausgekommen, welcher der aristophanische genannt wird. Dieß kann und braucht man nicht zu vermeiden. Und doch hat dieser Verbesserer selbst gerade in der Stelle, wo er tadelt, wie ich bei genauer Untersuchung gefunden habe, sich unbedachtsamer Weise einen Senarius entwischen lassen."

lungen herſagen, keineswegs. Denn was das Wichtigſte iſt und die Menge am meiſten zu bewegen pflegt, das Leidenſchaftliche und Beſeelte nähmlich, habe er vermieden; überall diene er dem Fließenden; das Geſpannte aber und das Gelaſſene zu miſchen und abwechſeln zu laſſen, und mit Leidenſchaft erregenden Gegenſtänden zu durchflechten, das habe er vernachläſſigt. Ueberhaupt aber ziehe er ſich in den kleinen Umfang der Stimme eines vorleſenden Knaben zurück, und ſei nicht gemacht, um mit redneriſcher Stimme, mit leidenſchaftlicher Kraft und mit lebendiger Gebehrdenſprache vorgetragen zu werden." Dieß und Aehnliches haben auch viele andre geſagt, worüber ich nichts zu ſchreiben brauche. Denn aus den angeführten Beiſpielen vom Ausdruck des Iſokrates, wird der überall nach Schmuck jagende Wohlklang ſeiner gegliederten Wortſtellung offenbar werden, und das um Gegenſätze, Gleichheiten und Aehnlichkeiten ſtets bemühte Kindiſche ſeiner Wendungen. Doch tadle ich nicht die Gattung dieſer Wendungen überhaupt, ſondern nur das Uebermaaß; denn viele Geſchichtskünſtler und Redner haben ſie gebraucht, um der Sprache Blüthe zu geben.

14. Denn durch das Unzeitige und Unnatürliche, widerſtehen ſie, behaupte ich, dem Ohr. In dem Panegyrikos, der berühmten Rede, iſt er ſehr reich an dergleichen Fehlern. „Ich achte ſie der meiſten Güter ſchuldig, und der höchſten Ehren würdig." Hier iſt nicht nur das Glied dem Gliede ähnlich, ſondern auch die Wörter den Wörtern; dem „Meiſten" das „Höchſten;" dem „Güter" das „Ehren;" dem „Schuldig" das „Würdig." Und wiederum: „Sie benutzten es auch nicht wie eignes, und verwahrloſten es wie fremdes;" denn das zweite Glied endigt dem vorhergehenden ähnlich; und unter den Worten iſt dem „Benutzten" das „Verwahrloſten" entgegengeſetzt. Er fügt hinzu: „ſondern ſie verpflegten es zwar, wie ihnen Zuſtehendes; verſchonten es aber pflichtmäßig, wie ſie nichts Angehendes." Denn auch hier entſpricht dem „Verpflegten" wiederum das „Verſchonten" und dem „ihnen Zuſtehendes" das „ſie nichts Angehendes." Und ſogar dieß iſt noch nicht hinreichend; in den folgendem Perioden ſetzt er wiederum dem: „Er würde ſowohl ſelbſt am meiſten gelten;" das nachfolgende: „Als auch ſeinen Kindern großen Ruhm

hinterlaſſen;" entgegen, und dem: „Noch ahmten ſie ihre Verwegenheiten gegenſeitig nach;" das darangefügte: „Noch richteten ſie ihre Unternehmungen gegen ſich ſelbſt." Ohne auch nur einen kleinen Zwiſchenraum zu laſſen, ſetzt er nach dieſem hinzu: „Sondern ſie hielten es für ein größeres Uebel, ſchimpflich von ihren Mitbürgern getadelt zu werden, als rühmlich für das Vaterland getödtet zu werden." Auch hier entſpricht dem „Schimpflich" das „Rühmlich" und dem „Getadelt zu werden," das „Getödtet zu werden." Wenn er nun hier wenigſtens Maaß hielte, ſo wäre er noch erträglich; aber er kann nicht nachlaſſen. Demnach ſetzt er in den folgenden Perioden wieder: „Daß gute Menſchen nicht vieler Abhandlungen, ſondern nur weniger Bedingungen bedürfen um ſich über das Allgemeine und über das Beſondre zu vereinigen." Das „Abhandlungen" und „Bedingungen" endigt ähnlich; und das „Vieler" und „Weniger" und „Allgemeine" und „Beſondre" ſind ſich entgegengeſetzt. Darauf, als ob er noch nichts dergleichen geſagt hätte, will er den Hörer mit gehäuften Gleichheiten der Endigung überſchwemmen, und ſetzt gleich hinzu: „Die Angelegenheiten der übrigen Staaten verwalteten ſie ſo, daß ſie die Hellenen verpflegten und nicht verhöhnten. Sie glaubten ſie anführen, nicht ſie beherrſchen zu müſſen; ſie wollten lieber Häupter als Herren, geheißen, Erretter und nicht Verderber genannt werden, die Städte mit Wohlthaten an ſich ziehen, und nicht mit Gewalt an ſich reißen. Ihre Worte waren zuverläßiger als jetzt Eide, und Verabredungen galten ihnen für unabänderliche Fügungen." Doch wozu bedarf es einer weitläuftigen Zergliederung des Einzelnen? Denn faſt die ganze Rede iſt durch ſolche Wendungen verziert. Jedoch haben die gegen das Ende ſeines Lebens geſchriebenen Reden weniger dieſes Jugendliche, weil ſie, wie mir es ſcheint, durch die Zeit zu reifem Verſtande gelangten. Darüber iſt das bisher Geſagte hinreichend.

15. Jetzt wäre es wohl Zeit, zu den Beiſpielen überzugehen, und durch dieſelben zu zeigen, worin die eigenthümliche Stärke dieſes Redners beſteht. Alle Gattungen von Aufgaben und alle Arten von Reden in einem ſo engen Raum zu bezeichnen, iſt unmöglich. Eine angeführte Volksrede und einer von den gerichtli-

chen Vorträgen wird hinreichend ſein. Die berathſchlagende Rede iſt diejenige, in welcher er die Athener aufruft, den ſogenannten bundsgenoſſiſchen Krieg zu endigen, welchen die Chier gegen ſie führten und die Rhodier; und ihren ehrgeizigen Abſichten auf die Oberherrſchaft zu Lande und auf dem Meere zu entſagen; indem er ihnen zeigt, daß die Gerechtigkeit nicht nur ſittlicher ſei, als die Ungerechtigkeit, ſondern auch vortheilhafter. Das Hingeworfene und Nachläſſige im Gange, und die Künſtelei der Perioden findet ſich freilich auch hier; doch ſind die der Bühne angemeßnen Wendungen ſparſam gebraucht. Dieß müſſen die Leſer überſehen und nicht wichtig achten; auf das übrige aber ihre ganze Aufmerkſamkeit richten. Die Rede fängt ſo an:

16. „Alle, welche hieher treten, pflegen zu ſagen, das ſei das Größte und Wichtigſte für den Staat, worüber ſie Rath ertheilen wollen. Indeſſen wenn ſich eine ſolche Einleitung nur für irgend einen andern Gegenſtand ſchickt, ſo ſcheint es mir auch den gegenwärtigen Angelegenheiten angemeſſen, damit den Anfang zu machen. Denn wir ſind hier zuſammengekommen, um über Krieg und Frieden zu berathſchlagen, welche den größeſten Einfluß im menſchlichen Leben haben; und wer über ſie richtige Entſchlüße faßt, muß alſo nothwendig die, welche das nicht thun, an Wohlfahrt übertreffen. So groß iſt die Wichtigkeit der Gegenſtände, wegen welcher wir verſammelt ſind! Aber ich ſehe, daß ihr die Redenden nicht nach dem Geſetz der Gleichheit anhört, ſondern euren Geiſt zu dem einen wendet, den andern aber nicht einmahl euer Ohr leihen wollt. Es iſt nicht befremdlich, daß ihr ſo handelt. Denn auch zu andern Zeiten wart ihr gewohnt, alle übrigen hinweg zu ſtoßen, außer diejenigen, welche nach euren Wünſchen reden. Man könnte euch mit Recht tadeln, daß ihr, da ihr doch wißt, daß viele große Geſchlechter durch die Schmeichler zu Grunde gerichtet worden ſind, und da ihr diejenigen, welche dieſe Kunſt im häuslichen Leben üben, haßt, in Staatsgeſchäften euch nicht ſo gegen ſie verhaltet; ſondern, indem ihr diejenigen tadelt, welche ihnen Gehör und Beifall geben, dennoch ihnen ſelbſt offenbar mehr traut, als andern Mitbürgern. Denn ihr habt gemacht, daß die Redner darauf ſinnen und nachforſchen,

nicht was dem Staat nützlich sein würde, sondern Reden, wie sie euch gefallen können, zu sagen; in Erwartung welcher, auch jetzt der große Haufe unter euch zusammengeflossen ist. Denn es ist allen offenbar, daß euch die besser gefallen, welche euch zum Krieg ermuntern, als die, welche euch über den Frieden Rath ertheilen. Jene erregen nähmlich die Erwartung in euch, daß wir die Besitzthümer in den Städten bekommen, und die Macht wieder erlangen werden, welche wir ehedem besaßen; diese hingegen erwähnen nichts dergleichen, sondern daß man Ruhe halten müsse, und nicht gegen das Recht nach großen Dingen streben, sondern mit der Gleichheit zufrieden sein; welches für die meisten Menschen unter allem das schwerste ist. Denn wir hängen so an Hoffnungen, und sind so unersättlich in dem, was ein Vortheil zu sein scheint, daß nicht einmahl die, welche die größten Reichthümer besitzen, dabei stehen bleiben können, sondern immer mehr begehren, und sich der Gefahr aussetzen, auch das, was sie haben, zu verlieren. Daher darf man wohl besorgen, ob ihr nicht auch von solcher Unvernunft ergriffen werden möchtet. Denn mit Ungestüm scheinen mir einige in den Krieg zu stürzen, als ob ihnen nicht die ersten besten dazu gerathen, sondern als ob sie es von den Göttern selbst gehört hätten, daß wir überall glücklich sein, und die Feinde leicht besiegen werden. Was sie schon wissen, müssen Vernünftige nicht erst überlegen, denn das ist überflüßig; sondern handeln, wie sie beschlossen haben. Von dem, was sie noch überlegen, müssen sie aber den Ausgang nicht schon zu wissen glauben, sondern so darüber denken, als vermöchten sie nur Vermuthungen anzustellen, was, wie es der Zufall füge, geschehen werde. Keines von beiden ist euer Fall; euer Zustand ist vielmehr so widersprechend wie nur möglich. Ihr seid nähmlich zusammengekommen, als müßtet ihr das Beste aus allen Vorschlägen auswählen; und ihr wollt niemand hören, wie die, welche euern Wünschen gemäß reden, als wüßtet ihr schon ganz klar, was zu thun sei. Ihr solltet vielmehr, um das öffentliche Beste ausfindig zu machen, auf diejenigen eure Aufmerksamkeit richten, welche sich euren Meinungen widersetzen, als auf die, welche ihnen willfahren; überzeugt daß unter denen, die hier auftreten, die, welche

ſagen, was ihr verlangt, leicht täuſchen können. Denn das nach Wunſch Geſagte verfinſtert die Einſicht des Beſten. Von denen hingegen, welche nicht nach eurem Beifall ſtreben, ſondern euch Rath ertheilen wollen, dürft ihr dergleichen nicht beſorgen. Denn es iſt unmöglich, daß ſie euch von eurer Ueberzeugung abbringen könnten, ohne die Heilſamkeit ihrer Rathſchläge einleuchtend zu beweiſen. Außerdem aber, wie könnte wohl jemand entweder das Vergangne richtig beurtheilen, oder über das Zukünftige gut berathſchlagen, wenn er nicht die Gründe der Gegner mit einander vergliche, und einem ſo wie dem andern zuhörte? Ich erſtaune ſowohl über die Aelteren, daß ſie vergeſſen, als auch über die Jüngeren, daß ſie noch von niemand gehört haben, wie wir noch niemahls durch diejenigen, welche uns ermahnten, den Frieden zu ſuchen, irgend ein Uebel erlitten; daß wir hingegen durch diejenigen, welche ſo leicht für den Krieg entſcheiden, in großes Unglück gerathen ſind. Daran denken wir ganz und gar nicht, ſondern ſind bereit, ohne daß wir uns dadurch im geringſten weiter brächten, Schiffe zu bemannen, Abgaben zu bezahlen, Hülfe zu ſenden, und mit den erſten den beſten Krieg anzufangen, als wenn es nicht unſer eigner Staat wäre, den wir in Gefahr ſetzen. Daran iſt Schuld, daß ihr, da es eure Pflicht wäre, für das Allgemeine wie für das Eigne zu ſorgen, in Rückſicht auf beides nicht eines Sinnes ſeid. Wenn ihr über eigne Angelegenheiten berathſchlagt, ſo ſucht ihr die vernünftigſten Rathgeber unter euch aus; wenn ihr aber über Staatsangelegenheiten Verſammlungen haltet, ſo ſeid ihr mißtrauiſch und tadelſüchtig gegen Rathgeber ſolcher Art, und gebt euren Beifall den Nichtswürdigſten unter allen, welche die Rednerbühne beſteigen; und haltet die Trunkenen für beſſere Volksfreunde als die Nüchternen, und die, welche keine Vernunft haben, als die Verſtändigen, und die, welche die Güter des Staats vertheilen, als die, welche öffentliche Ausgaben aus eignem Vermögen für euch beſtreiten. Daher muß man ſich wundern, wenn jemand hofft, der Staat werde, wenn er ſolchen Rathgebern folgt, zu größerer Wohlfahrt anwachſen. Aber ich weiß wohl, daß es ein ſteiler Weg iſt, ſich euren Geſinnungen zu widerſetzen; und daß man,

wo das Volk herrscht, nicht frei reden darf, außer hier die, welche die tollsten sind und sich nichts um euch kümmern, und die Possenreißer auf der Bühne. Das ist das Schrecklichste unter allem, daß ihr denen, welche die Gebrechen des Staats unter die übrigen Hellenen ausbringen, mehr Dank wißt, als den Wohlthätern; diejenigen hingegen, welche euch mit Worten strafen und zur Vernunft zu bringen suchen, so sehr haßt, wie die, welche dem Staat etwas Uebles zugefügt. Obgleich sich dieß nun so verhält, so will ich doch nicht von dem Vorsatz abstehen, den ich einmahl gefaßt. Denn ich bin nicht gekommen, um euch zu schmeicheln, noch um ein Händeklatschen zu buhlen, sondern um zu offenbaren, wovon ich überzeugt bin; erstlich über die Gegenstände, welche der Prytanis aufgiebt; dann über die übrigen Angelegenheiten des Staats. Denn die Vorträge über den Frieden werden nichts fruchten, wenn wir nicht über die letztern künftig richtige Beschlüsse fassen. Ich behaupte, man müsse Frieden machen, nicht bloß mit den Chiern und Rhodiern und Byzantiern und Koern, sondern mit allen Menschen; nicht nach den Verträgen, welche jetzt einige entworfen haben, sondern nach denen, welche mit dem König der Perser und mit den Lakedämoniern geschlossen wurden: worin verordnet ist, daß die hellenischen Staaten selbstständig sein, die Besatzungen aus fremden Städten ausziehen, und alle nur die ihrige inne haben sollen. Denn gerechtere und für den Staat nützlichere, wie diese, werden wir nirgends finden."

17. Nach dieser Einleitung und angemeßnen Vorbereitung der Zuhörer für die zu haltende Rede, wo er die herrlichste Lobrede auf die Gerechtigkeit ausführt, und die gegenwärtige Verfassung tadelt, läßt er sogleich die Vergleichung der damahligen Menschen mit den Vorfahren darauf folgen: „Ich habe diese Einleitung deßwegen vorangeschickt, weil ich im folgenden ohne alle Verheimlichung und ganz unbekümmert zu euch reden werde. Denn welcher aus der Fremde Kommende, und von euch noch nicht Angesteckte, sondern plötzlich in die gegenwärtigen Begebenheiten Versetzte, würde wohl nicht denken, wir seien rasend und von Sinnen, die wir stolz sind auf die Thaten der Vorfahren, und fordern, daß man die Stadt über das damahls Verrichtete lobpreise, und doch

nichts von dem thun, was jene, sondern ganz das Entgegengesetzte? Denn jene kriegten beständig für die Hellenen mit den Barbaren; wir hingegen haben diejenigen, welche sich in Asia ihren Unterhalt erwarben, von dort entfernt, und gegen die Hellenen geführt. Jene wurden ferner der Hegemonie würdig geachtet, weil sie den hellenischen Städten Freiheit verschafften und Beistand gewährten; wir hingegen haben sie zu Knechten gemacht, und das Gegentheil gethan, was jene, und zürnen noch, wenn wir nicht dieselbe Ehre und Macht wie jene haben sollen; wir, die wir an Thaten und Gesinnungen so weit hinter den im damahligen Zeitalter Lebenden zurückbleiben, als jene für die Rettung der Hellenen" u. s. w. „So wenig bekümmern wir uns um sie; wenn ihr einen Fall anhören wollt, so könnt ihr auch die übrigen leicht entscheiden. Obgleich die Todesstrafe darauf gesetzt ist, wenn jemand der Bestechung überführt wird; so wählen wir doch die, welche dieß am offenbarsten thun, zu Feldherren, und setzen den, welcher die meisten Bürger verführen kann, über die wichtigsten Angelegenheiten. Wir achten die Verfassung nicht minder wichtig, als das Heil des ganzen Staats; wir wissen, daß die Demokratie bei Ruhe und Sicherheit zunimmt und bleibt, im Kriege hingegen schon zweimahl umgeworfen ward; und dennoch bezeigen wir uns feindlich gegen die, welche den Frieden wünschen, las seien sie oligarchisch; und halten diejenigen, welche Krieg wollen, für wohlgesinnt, als Freunde der Demokratie. Wir, in Reden und Geschäften die erfahrensten, sind so ganz ohne alle Ueberlegung, daß wir über dieselben Gegenstände desselben Tags nicht dasselbe denken, sondern das nähmliche, was wir, ehe wir in die Versammlung gingen, mißbilligten, wenn wir zusammengekommen sind, beklatschen; kurze Zeit darauf aber, wenn wir weggegangen sind, das hier Beschloßne wieder tadeln. Wir, die wir die weisesten der Hellenen sein wollen, folgen Rathgebern, die jeder verachten würde; und bestellen die nähmlichen zu Herren aller öffentlichen Angelegenheiten, denen niemand irgend eine seiner eignen würde anvertrauen wollen."

18. So ist der Mann in berathschlagenden Reden. In den gerichtlichen ist er übrigens sehr streng und natürlich; in der

Wortstellung aber hat er jenes Fließende und Glänzende; zwar weniger, wie in andern Reden, aber er hat es doch. Niemand glaube indessen, ich wisse nicht, daß Apharens, der Stiefsohn und adoptirte des Isokrates, in der Rede gegen den Megakleides über die Erstattung behauptet, sein Vater habe keine gerichtliche Schrift verfaßt; oder daß Aristoteles erzählt, es würden sehr viele Bände gerichtlicher Isokratischer Reden von den Buchhändlern umhergetragen. Ich weiß es, daß sie das sagen, ich traue aber weder dem Aristoteles, welcher dem Isokrates einen Flecken anhängen will, noch stimme ich dem Apharens bei, welcher in dieser Absicht eine glänzende Rede erdichtet. Den Athener Kephisodoros hingegen, der ein Zeitgenosse und der ächteste Schüler des Isokrates war, und die bewunderungswürdige Vertheidigung in der Gegenschrift wider den Aristoteles verfertigte, halte ich für einen gültigen Zeugen der Wahrheit, und glaube nach ihm, daß unser Redner einige gerichtliche Aufsätze geschrieben habe, aber nicht viele. Ich führe ein Beispiel derselben an, denn für mehrere ist kein Raum; nähmlich die sogenannte Wechslerrede, die er für einen gewissen Fremden, der unter seine Schüler gehörte, gegen den Wechsler Pasion schrieb. Die Rede ist folgende:

19. „Der Streit, ihr Richter, ist für mich sehr ernsthaft. Ich laufe nähmlich nicht bloß Gefahr, eine große Geldsumme zu verlieren, sondern daß man von mir glaube, ich begehre widerrechtlich fremdes Gut; eine Sache von der äußersten Wichtigkeit für mich. Vermögen würde mir doch hinlänglich übrig bleiben, wenn mir auch dieses genommen wird. Wenn man aber glaubte, ich fordere dieses Geld, ohne Ansprüche darauf zu haben; so würde ich Zeit Lebens einen üblen Ruf haben. Es ist äußerst schlimm, mit Gegnern von dieser Gattung zu thun zu haben, ihr Richter. Denn die Verträge mit den Wechslern werden ohne Zeugen geschlossen; und widerfährt einem Unrecht, so geräth man natürlich in eine sehr üble Lage, da sie so viel Freunde haben, und so viel Geld durch ihre Hände geht, und da sie durch ihr Gewerbe den Schein der Zuverlässigkeit erhalten. Dessen ungeachtet hoffe ich es allen klar beweisen zu können, daß mir dieses Geld vom Pasion geraubt worden sei. Zuerst will ich euch, was vor-

gefallen, so gut ich es vermag, erzählen. Mein Vater, ihr Richter ist ein Sinoper, der wie alle wissen, die nach dem Pontos schiffen, mit dem Satyros in einer so freundschaftlichen Verbindung steht, daß er eine große Strecke Landes unter sich hat, und die gesammte Herrschaft desselben besorgt. Der Ruf dieser Stadt und der übrigen Hellas machte mir Lust, auf Reisen zu gehen. Mein Vater befrachtete zwei Schiffe mit Korn, gab mir Geld und schickte mich weg, zum Handel, und zugleich auch damit ich die Merkwürdigkeiten sehen könnte. Pythodoros, der Sohn des Phönix, machte mich mit dem Paston bekannt, welchen ich denn auch als meinen Wechsler brauchte. Einige Zeit darauf, da man Verläumdungen an den Satyros gebracht hatte, mein Vater strebe nach der Herrschaft, und ich ginge mit den Verbannten um, ließ er meinen Vater ergreifen, und trug den aus dem Pontos hieher Reisenden auf, das Geld von mir in Empfang zu nehmen, und mir zu befehlen, daß ich heimkommen solle, und mich, falls ich das nicht thue, von euch auszufordern. Da ich mich nun in einer so äußerst üblen Lage befand, ihr Richter, so erzähle ich dem Paston mein Unglück. Denn ich war so genau mit ihm verbunden, daß ich ihn vorzüglich, nicht bloß in Geldsachen, sondern auch in andern Angelegenheiten, zum Vertrauten machte. Nun glaubte ich, wenn ich alles Geld fahren ließe, würde ich in Gefahr kommen, falls es mit meinem Vater nicht gut ginge, des hiesigen und des dortigen Vermögens beraubt, alles zu verlieren; wenn ich es hingegen auf den Befehl des Satyros nicht übergeben wollte, mit offnem Geständniß dieser Absicht, würde ich mich selbst und meinen Vater beim Satyros den größten Verläumdungen aussetzen. Nachdem wir es also überlegt hatten, schien es uns das rathsamste, dasjenige Geld, was sich nicht verbergen ließ, zu übergeben, dasjenige aber, was bei ihm in Verwahrung lag, nicht bloß abzuläugnen, sondern mich sogar selbst anzugeben, als sei ich auch andern auf Wucher schuldig, und alles zu thun, was jene am meisten überzeugen könnte, ich hätte kein Geld. Damahls nun, ihr Richter, glaubte ich, Paston rathe mir alles dieses aus Freundschaft; nachdem ich aber meinen Anschlag gegen die Geschäftsträger des Satyros ausgeführt hatte, erfuhr ich, daß er es in der bösen

Absicht gethan, mir das Meinige zu entwenden. Denn da ich mein Eigenthum zu mir nehmen, und zu Schiffe nach Byzantion reisen wollte, glaubte er, jetzt zeige sich ihm die günstigste Gelegenheit; denn die bei ihm in Verwahrung liegende Geldsumme sei ansehnlich, und einer schamlosen Handlung wohl werth; ich habe vor vielen Zeugen abgeläugnet, daß ich irgend etwas besitze, da es mir öffentlich abgefordert worden, und habe eingestanden, daß ich andern schuldig sei; und überdem, o Richter, glaubte er, wenn ich hier zu bleiben wagen wollte, würde ich vom Staat dem Satyros ausgeliefert werden; wenn ich mich anders wohin wenden wollte, würde er sich um meine Reden nicht zu kümmern brauchen; wenn ich aber nach dem Pontos heimschiffen wollte, würde ich mit meinem Vater umgebracht werden. Durch diese Gründe bewogen, faßte er den Gedanken, mir das Geld zu rauben, und gegen mich gab er vor, er habe jetzt nichts, um mich bezahlen zu können. Als ich aber, um zu wissen, was an der Sache sei, den Philomelos und den Menexenos zu ihm schickte, um ihn zu mahnen, so läugnete er gegen sie, daß er etwas von dem meinigen habe. Welchen Entschluß, glaubt ihr wohl, daß ich faßte, da so viel Unglück von allen Seiten auf mich einbrach? Ich hatte die Wahl, entweder zu schweigen, und mir von ihm das Geld rauben zu lassen, oder zu reden, und nichts mehr dadurch zu gewinnen; beim Satyros aber mich und meinen Vater in die größte Verantwortung zu bringen. Nach der Zeit aber, ihr Richter, kamen Boten zu mir, daß mein Vater losgelassen sei, und daß Satyros alles Vergangene so sehr bereue, daß er ihm die größten Beweise seines Zutrauens gegeben, seine Herrschaft noch größer als die er zuvor besaß, gemacht, und meine Schwester zur Frau für seinen Sohn gewählt habe. Als Pasion dieß erfuhr, und da er wußte, daß ich ihn nun öffentlich über das Meinige belangen würde; so schaffte er den Sclaven bei Seite, der um das Geld mitwußte. Da ich kam und ihn suchte, indem ich in ihm den klarsten Beweis meiner Anklage zu finden glaubte; so sprach er das entsetzliche Wort, ich und Menexenos, wir hätten ihn, da er bei Tisch saß, verführt, und sechs Talente Silbers von ihm genommen. Damit

aber kein Beweis noch Unterſuchung darüber Statt finden möchte, ſagte er, hätten wir den Sclaven aus dem Wege geräumt, kämen ihm nun mit einer Klage entgegen, und forderten den heraus, welchen wir ſelbſt aus dem Wege geräumt hätten. Das ſagend, zürnend, und weinend, zog er mich zum Polemarchos, forderte Bürgen, und ließ mich nicht eher los, bis ich ihm für ſechs Talente Bürgen ſtellte. Zeugen, tretet herbei."

20. Daß dieſe Rede in der Eigenthümlichkeit des Ausdrucks von den ſpielenden und berathſchlagenden der ganzen Gattung nach verſchieden ſei, wird jeder zugeben. Doch weicht ſie nicht ganz von dem Iſokratiſchen Gange ab. Sie enthält noch Spuren jener Künſtlichkeit und Prachtliebe; und die Schlüſſe ſind oft mehr dichteriſch als natürlich. Zum Beiſpiel, wenn er ſagt: „Ich glaubte, wenn ich das Geld fahren ließe, würde ich in Gefahr kommen" u. ſ. w. Denn kunſtlos und einfach wäre es ſo geweſen: „Ich glaubte, wenn ich das Geld nicht herausgäbe, würde ich in Gefahr kommen." Ferner die Stelle: „Und außerdem, ihr Richter, glaubte er, wenn ich hier zu bleiben wagen wollte, würde ich vom Staat dem Satyros ausgeliefert werden; wenn ich mich wo anders hinwenden wollte, würde er ſich um meine Reden nicht zu kümmern brauchen; wenn ich aber nach dem Pontos heimſchiffen wollte, würde ich mit meinem Vater getödtet werden." Denn der Periode iſt über die Gewohnheit des gerichtlichen Vortrags ausgedehnt, die Wortſtellung hat etwas dichteriſches, und die Geſtalt des Ausdrucks iſt aus den in Kunſtreden gebräuchlichen Gleichheiten und Aehnlichkeiten genommen. Daß das „Wagen wollte," und „Hinwenden wollte," und „Heimſchiffen wollte," an derſelben Stelle ſteht, und die gleiche Größe der drei Glieder, ſind Kennzeichen des Iſokratiſchen Styls. Ferner was kurz darauf folgt: „Daß er ihm die größten Beweiſe ſeines Zutrauens gegeben, und ſeine Herrſchaft noch größer, als die, welche er zuvor beſaß, gemacht, und meine Schweſter zur Frau für ſeinen Sohn gewählt habe." Denn hier iſt wieder das „Gegeben" und „Gemacht" und „Gewählt" ähnlich. Man könnte außer dieſem leicht noch mehres ſagen, wodurch die Eigenthümlichkeit dieſes Redners noch weiter ins Licht geſetzt werden würde. Es iſt aber wohl nothwendig, auf die Zeit Rückſicht zu nehmen.

IX.

Caesar und Alexander.

Eine welthistorische Vergleichung. 1796. *)

Als Julius Caesar in den Geschäften eines Quästor nach Gades im jenseitigen Hispanien kam, und daselbst neben dem Tempel des Herkules das Bild Alexanders des Großen erblickte, seufzte er

*) Wie die Idee des Schönen das herrschende Princip und das göttlich Positive in der Kunst und im Leben der Griechen ist, und aller hellenischen Bildung als der beseelende Mittelpunkt zum Grunde liegt; so ist es die Idee des Großen, welche in dem römischen Volkskampf so wie in der historischen Entwicklung des römischen Charakters alles bestimmt, und überall vorherrschend den Ton, obwohl in veränderter Gestalt, zu allen Zeiten angiebt. Das Große aber gehört mehr der Natur an, als der Kunst; wie denn auch leicht zu bemerken ist, daß die Römer selbst in dem Gebiethe des Kunstschönen, wo sie am glücklichsten waren, wie in der Baukunst, dieses mehr in das Naturgroße hinübergezogen haben. Die Größe des Charakters aber, wenn sie, wie bei den Römern nicht aus einer geistigen Gesinnung hervorgeht, welche nur das Göttliche sucht, sondern so wie sie mit ausdauernder Festigkeit sich in dem Kampf der rauhen Wirklichkeit bewährt und kriegerisch durcharbeitet, beruht auch mehr auf der Naturkraft, als auf dem innern Sinn und Leben eines sittlichen Gemüths. Indem nun die Römer durch die volle und freie Entwicklung solcher großen Naturkraft, so wie durch die vorherrschende Klarheit des Verstandes mit den Griechen ganz auf einer Linie stehen, gleichwohl aber auch wieder weit von ihnen abgetrennt sind, weil ihnen jene Idee des Schönen und der echte Künstlersinn eigentlich immer fremd geblieben ist; so hat es von jeher einen besondern geschichtlichen Reiz gehabt, eine Nation gegen die andre, oder verwandte Charaktere aus beiden, vergleichend zusammenzustellen. Den höchsten Gipfel solcher Parallelen aber bilden wohl die beiden großen Eroberer,

tief; es ekelte ihn gleichsam vor seiner Schläfrigkeit, in einem Alter, wo Alexander schon den Erdkreis unterjocht hatte, noch nichts Ruhmwürdiges vollbracht zu haben. Er forderte sogleich Urlaub, um in Rom die erste Gelegenheit zu größern Unternehmungen zu ergreifen. In seinen Träumen der folgenden Nacht fanden Traumdeuter Anzeichen einer künftigen Alleinherrschaft über den Erdkreis; jedes nur nicht blöde Auge konnte seine Wünsche errathen. Mit diesem Seufzer, mit dieser Rückkehr nach Rom, beginnt ein ganz neuer Abschnitt in dem Leben des Caesar, welcher sich bis zum Uebergang über den Rubiko erstreckt.

Caesar selbst hat sich also zuerst neben dem Alexander gestellt; und was war natürlicher, als daß man sie nachher sehr oft verglich? „An Erhabenheit der Entwürfe, Schnelligkeit im Siegen, und Ausdauer in Gefahren, sagt der kostbare Vellejus, (bei dem der wahre Caesar schon anfängt, sich in den Divus Julius der spätern Römer zu verlieren) war Caesar, entsprossen aus dem edelsten Geschlecht der Julier, an Schönheit, Geisteskraft und verschwenderischer Freigebigkeit der Erste seiner Mitbürger, dessen Größe die Natur und den Glauben der Menschen überstieg, jenem großen Alexander aber, wenn er nüchtern und nicht zornig war, höchst ähnlich." Auch Plutarch hat das große Paar in die Reihe seiner vergleichenden Lebensbeschreibungen aufgenommen; glücklicherweise ist uns aber für dießmahl die Vergleichung selbst geschenkt worden. Die Liebhaber können sich jedoch im Appian schadlos halten, welcher die beiden Weltüberwinder durch eine ermüdend lange Reihe ganz oberflächlicher oder zufälliger Aehnlichkeiten vergleicht,

---

deren Charakteristik dieser Aufsatz gewidmet ist; denn ihre welthistorische Einwirkung war vor allen ähnlichen die umfassendste und dauerndste in ihren Folgen bis auf die spätesten Zeiten; wie auch jeder von ihnen, Caesar wie Alexander, die entscheidende Epoche eines allgemeinen Umschwunges in Sitten, Geist und Denkart, und eines ganz veränderten Zustandes der Dinge, für beide Nationen bezeichnet. In Hinsicht auf den zum Grunde liegenden Ernst eines solchen Strebens, wird man in diesem ersten Versuche der Art, die jugendliche Schwerfälligkeit der Behandlung und des Ausdruckes mit Nachsicht aufnehmen.

die nur ein hiſtoriſcher Sophiſt ſo zierlich beſchreiben und ſo wunderbar deuten konnte. Plutarch ſelbſt würde ihn kaum übertroffen haben. Ueberhaupt könnte einem Plutarch, durch ſein Haſchen nach unbedeutenden Aehnlichkeiten oder Gegenſätzen, alle ſolche Zuſammenſtellungen ſehr verleiden. So bemerkt er einmahl nicht ohne Erſtaunen, daß die vier tapferſten und ſchlaueſten Feldherren, Philippus, Antigonus, Hannibal und Sertorius ſämmtlich einäugicht waren; und es dürfte uns kaum Wunder nehmen, wenn er auf den Gedanken gekommen wäre, uns eine vergleichende Geſchichte dieſer vier einäugichten Helden zu hinterlaſſen.

Um die vollſtändige Eigenthümlichkeit eines großen Mannes zu erforſchen, muß man ihn vielmehr für ſich allein, in ſeinem Zuſammenhange und in ſeiner Welt betrachten, und ſich vor der Hand wenigſtens alle ſtörenden Seitenblicke verſagen. Dabei kann es denn auch ſein Bewenden haben, wenn man nur im Allgemeinen bewundern will. Will man aber den Werth oder Unwerth eines Helden genau beſtimmen; ſo iſt es ſehr vortheilhaft, wenn man auch in die andre Schale der Wage ein mächtiges Gegengewicht legen kann. Nur muß man nicht Erzeugniſſe verſchiedener Welten zuſammen paaren wollen. So ſollte man nie Helden der alten und der neuen Geſchichte mit einander vergleichen, weil man doch nur Gefahr läuft, indem man nach einem leeren Schatten von Aehnlichkeit haſcht, das Weſentliche aus den Augen zu verlieren. Bei tieferem Forſchen ſtößt man gewiß auf urſprüngliche Verſchiedenheiten, welche alle Vergleichung unmöglich machen; denn die Geſetze, Gränzen und Verhältniſſe der antiken und der modernen Bildung weichen ſo weit von einander ab, daß man die alte und die neue Geſchichte, wie zwei für ſich beſtehende, wenn gleich in einander eingreifende Welten betrachten kann. Wahrer Werth iſt überall ein und eben derſelbe; aber der Maaßſtab der Würdigung für die Alten und für die Neuern iſt dennoch durchaus verſchieden. — Nicht ſo mit den Vergleichungen griechiſcher und römiſcher Männer; dieſe ſind Bürger Einer Welt, und die Vergleichung der Einzelnen ſetzt ſelbſt den allgemeinen Charakter der beiden antiken Völker, welche eine gemeinſchaftliche und ganze Bildung ſo ungleich theilten in ein helleres Licht; daher ſind auch viele Zu-

sammenstellungen des Plutarchus so glücklich, und lehrreich unterhaltend.

Caesar und Alexander, ein gewaltiges Paar; die beiden mächtigsten und auch die beiden würdigsten Weltbeherrscher des ganzen Alterthums! Beide haben so unermeßlich viel gethan, daß man Bücher über sie schreiben müßte, wenn man auch nur das Merkwürdigste ausheben wollte. Die eigentlichen Urkunden zur Geschichte des Caesar gehören schon an sich zu den gediegensten Schriften des Alterthums; hier ist lauter reines Gold, und man darf sich nicht erst durch Schlacken durcharbeiten. Die Hauptquellen zur Geschichte des Alexander hingegen strömen so trübe, die verlornen Spuren zur Seite sind so zerstreut und oft so unkenntlich, daß eben dadurch der Scharfsinn des Forschers gereizt wird. Um hier nicht das schon so oft Gesagte bloß wiederhohlen zu dürfen, muß man entweder ganz weitläuftig, oder sehr kurz sein. Ich habe die Kürze gewählt, und werde nur die bedeutendsten Züge bemerken; ich gebe nur ein Urtheil mit Beispielen, keine Geschichte.

* * *

„Caesar," sagte Cato, „sei unter allen allein mit nüchterner Besonnenheit daran gegangen, den Staat umzustürzen"; und Cato war vielleicht der einzige seiner Zeit, welcher den großen Feind mit der gleichen Nüchternheit des Urtheils durchschaute. — Schon als Jüngling hatte Caesar diesen nüchternen Blick, und ließ sich auch den glänzendsten Schein nicht blenden. Er war eben in Asien, als er den Tod des Sulla erfuhr, und kehrte in Hoffnung auf die neue durch Lepidus erregte Spaltung eilends nach Rom zurück; aber obgleich er durch große Bedingungen gelockt wurde, ließ er sich dennoch in keine Verbindung mit dem Lepidus ein, weil er theils der Geschicklichkeit desselben nicht traute, theils die Gelegenheit nicht so günstig fand, als er erwartet hatte. Während seiner männlichen Reife aber wußte er die Gelegenheit und den Augenblick so behutsam zu erwarten, dann schnell und entschlossen zu ergreifen, und auch so vollständig zu benutzen, wie

kein andrer. Er lieferte seine Schlachten nicht bloß nach dem Entwurf, sondern auch ganz unvorbereitet, so wie sich plötzlich eine günstige Gelegenheit zeigte; oft trotz Ermüdung und Ungewitter, um den Feind desto mehr zu überraschen. Es war zweifelhaft, ob er kühner oder vorsichtiger sei. Zur rechten Zeit wagte er das verwegenste, aber er verschwendete seine Tapferkeit nie. Er sparte sie auf die Fälle, wo seine Krieger einer solchen Anfeurung wirklich bedurften; und pflegte wohl die Pferde wegzuschicken, das seinige zuerst, um sich selbst die Mittel zur Flucht zu nehmen. Dann that aber auch sein durch die Seltenheit selbst wirksameres Beispiel, und besonders die Gleichheit der Gefahr, Wunder! Die schrecklichste Gefahr brachte ihn nie aus der Fassung, und ein beispielloses stetes Glück machte ihn nicht sicher und sorglos im Kriege. Im Gegentheil hat er grade da seine schönsten Siege erfochten, wo man ihn schon rettungslos verloren glaubte; und je öfter er gesiegt hatte, desto zurückhaltender ward er zum Schlagen. Kurz man wird kein Beispiel finden, daß er den Augenblick versäumt, oder nur halb benutzt hätte, oder daß der Augenblick ihn unvorbereitet und unschlüssig überrascht hätte. Dieses war ihm so natürlich, daß ihn das Gegentheil an andern gleichsam befremdete. Als er bei Dyrrhachium geschlagen und nicht verfolgt ward, sagte er: „Pompejus verstehe nicht zu siegen.“ Nie besiegte er den Feind, ohne ihn zugleich des Lagers zu berauben; nie ließ er den Erschrocknen Zeit. Es ist sehr merkwürdig, wie aufrichtig er oft die große Macht des Augenblicks anerkennt, den Eigensinn des wandelbaren Glücks bemerkt. Diese Bescheidenheit hat einen ganz eigenen Reiz in dem Munde eines Helden, der alles, was ihm durch eine gewaltige Anstrengung, oder durch irgend eine große List gelungen ist, mit so sichtbarer Freude, und mit dem Nachdruck einer fröhlichen Heiterkeit erzählt. Er hatte durch eignen Verstand und eigne Kraft so viel selbst gethan, daß er der Fortuna, welche durch ihre Gunst gegen ihn ein altes römisches Sprichwort [1]) bestätigte, ihren Antheil nicht mißgönnen durfte.

[1]) Fortes Fortuna juvat.

Bei der damahligen allgemeinen Schlemmerei der Römischen Großen, und bei Caesars sonstiger Sinnlichkeit ist es nicht unbedeutend, daß er auch im wörtlichen Sinne so nüchtern war; seine Feinde selbst konnten es nicht läugnen, daß er im Wein äußerst enthaltsam sei. Noch bedeutender aber ist es, daß er auf diese an sich nicht so seltne Enthaltsamkeit einen gewissen Werth legte, und den Cato in seiner Schrift gegen ihn, unter andern auch darüber schmähte, daß dieser sich einmal im Sokratischen Becher nach alt Catonischer Sitte [2]) einen Rausch getrunken hatte. Doch möchte ich nicht sagen, daß er, wie vielleicht Augustus, gefürchtet habe, zu offenherzig zu werden. Diese Art von Verstellung war ihm fremd; er wußte von Furcht so wenig als von Scham. Er ist in dieser Rücksicht der Einzige seiner Art; ein despotischer Eroberer, der offenherzig und ohne alle mißtrauische Angst war. Entdeckte Verschwörungen und nächtliche Zusammenkünfte verfolgte er nicht weiter, als daß er durch ein Edict zeigte, daß sie ihm bekannt wären. Er lebte so sorglos dabei fort, daß man nach seinem Tode glauben konnte, er habe aus Lebenssattigkeit die Dolche der Verschwornen absichtlich nicht vermieden; aus Furcht war er also nicht scharfsichtig. Und dennoch hörte er auch als ewiger Dictator der Römischen Republik, als vergötterter Gefährte [3]) des Gott Quirinus mitten unter seinen Triumphen nicht auf, die Menschen mit der gewohnten Nüchternheit des Urtheils zu durchschauen. „Ich sollte so thöricht sein," sagte er, „und noch daran zweifeln, wie sehr ich gehaßt werde, da Marcus Cicero so lange im Vorzimmer warten muß, bis es mir gelegen ist, ihn zu sprechen? Zwar, wenn einer wenig empfindlich ist, so ist er es; doch zweifle ich nicht, daß er mich vom Grunde seines Herzens haßt." Nachdem Brutus für den Dejotarus sehr feurig und frei geredet hatte, sagte er: „Es kommt viel darauf an, was dieser Brutus will; was er aber auch wollen wird, das wird er ent-

---

[2]) Narratur et prisci Catonis
Saepe mero caluisse virtus.

[3]) Quirini contubernalis.

ſchieden wollen. — Was von ſeiner Ahnung über die weiſſagende Hagerkeit des Caſſius erzählt wird, iſt bekannt.

Noch mehr aber beweiſt die Art ſeines Todes eine faſt beiſpielloſe Gegenwart des Geiſtes. „Das iſt Gewalt!“ rief er, als er zuerſt ergriffen ward, und: „Verruchter Caſca, was beginnſt du?“ und verwundete dann ſchnell den Caſſius. Sobald er aber die gezognen Dolche von allen Seiten auf ſich eindringen ſah, verhüllte er ſein Haupt mit der Toga, und zog zugleich mit der Linken das Gewand herab, um mit Anſtand zu ſinken. Die holde Scham einer ſterbenden Polyxena darf man wohl nicht bei dem greiſen Imperator vorausſetzen; denn nichts war entfernter von ihm, als ſolche überflüßige Empfindungen. Es war ihm zur andern Natur geworden, keinen Augenblick unthätig zu ſein; ſobald daher die Vertheidigung zwecklos war, widmete er nun die wenige noch übrige Zeit und Kraft dem äußern Anſtand, für den er ja auch im Leben eine beinahe übertriebne Sorgfalt trug; wohl nicht aus Gefallſucht oder aus eigentlicher Liebe zum Schönen, ſondern weil er in den größten wie in den kleinſten Dingen die höchſte Angemeſſenheit um ihrer ſelbſt willen liebte, und alles Ungeſchickte und Ungeſtaltete haßte. Er ſchrieb noch als Imperator eine grammatiſche Schrift, welche lange nach ſeinem Tode geprieſen und angeführt ward; denn da er viel zu ſchreiben und zu reden hatte, ſo war es ihm, wie überhaupt, ſo auch hier unmöglich, diesſeits der Vollendung ſtehen zu bleiben. Darum konnte er auch die heilloſe Zeitverwirrung nicht leiden, und berichtigte den Kalender. So war ihm ſein eigner viel verſpotteter Kahlkopf ſehr verhaßt; auch ergriff er keine Ehre begieriger, als das Vorrecht, immer einen Lorbeerkranz zu tragen.

Es war die vollkommene Harmonie ſeines großen Verſtandes, und ſeiner eben ſo großen thätigen Kraft, aus der jene hohe Nüchternheit entſprang, und welche ihm über ſeine Gegner eine ſo entſchiedene Ueberlegenheit gab. Nur der einzige Cato kam ihm darin gleich; ein Feind, der ihm nicht gewachſen war, weil er nur rechtmäſſige Mittel brauchen konnte. Dieſe Nüchternheit iſt eigentlich die charakteriſtiſche Eigenſchaft des Caeſar, und unterſcheidet ihn gar ſehr vom Alexander, welcher den Wein erſt nur als Würze fröhlicher Geſelligkeit, bald aber auch um ſeiner ſelbſt willen

ausschweifend liebte; der selten nüchtern, und auch nüchtern tollkühn und jachzornig wie ein Trunkner war. Er pflegte eigentlich alle Knoten, wie den Gordischen, zu zerhauen, nicht zu lösen; und wollte oft das Unmögliche ungestüm gegen das Glück erzwingen und ertrotzen. Es beantwortet sich daher jene Frage, welche die alten Schriftsteller mehrmahls aufgeworfen haben, eigentlich von selbst, wer von beiden Sieger gewesen sein würde, ob der nüchterne oder der trunkne Held, wenn sie mit gleichen Mitteln um die Alleinherrschaft gegen einander gekämpft hätten.

Caesar hatte allerdings Leidenschaften auch außer denen, die ihn zu seinem Ziele führten; unedle Leidenschaften, welche seinen großen einfachen Gang leicht hätten stören oder ganz verwirren können. Er wußte sie aber zu überwinden, und während seiner Reise gehorchten wirklich alle seine Kräfte schnell und unfehlbar seinem imperatorischen Verstande. — In seiner Jugend konnte er jachzornig aufbrausen. Er vertheidigte einen Clienten gegen den König Hiempsal so eifrig, daß er im Streit den Juba, des Königs Sohn, beim Bart packte, der ihm dafür im Bürgerkriege, als einer der eifrigsten und mächtigsten Pompejaner sehr viel zu schaffen machte. Ueber seine sehr starke Anlage zur Rachsucht giebt der jugendliche Zug mit den Seeräubern viel Licht. Er ward von denselben auf einer Reise nach Rhodus, wo er seine Muße dem Apollonius, dem berühmtesten Lehrer der Redekunst seiner Zeit, widmen wollte, gefangen, und mußte zu seinem großen Verdruß vierzig Tage unter ihnen bleiben, nur mit einem Arzt und zwei Kammerdienern; denn seine übrigen Begleiter und Sclaven hatte er gleich Anfangs fortgeschickt, um Geld zu seiner Auslösung herbei zu schaffen. Als darauf das Geld ausgezahlt, und er am Ufer ausgesetzt worden war, wußte er, wiewohl er damahls keine obrigkeitliche Macht und Würde hatte, noch in der folgenden Nacht eine Flotte zusammen zu bringen, segelte nach dem Ort, wo die Räuber waren, schlug einen Theil ihrer Flotte in die Flucht, nahm einige Schiffe und viele Mannschaft gefangen, und kehrte frohlockend über den nächtlichen Sieg zu den Seinigen heim. Er gab die Gefangnen sogleich in Verwahrung, und eilte nach Asien zum Proconsul Junius, um sich von diesem die Vollmacht auszu-

wirken, die Gefangnen nach Willkühr bestrafen zu dürfen. Da dieser es abschlug, und sagte, er wolle die Gefangnen verkaufen, eilte er mit unglaublicher Schnelligkeit an die Küste zurück, ehe die Briefe des Proconsuls daselbst ankommen konnten, und ließ alle, die er gefangen genommen hatte, wie er es ihnen oft im Scherz gedroht hatte, ans Kreuz schlagen. Eine wohl überlegte, kleinliche und nicht einmahl kluge Rache! Denn als er bald darauf nach Rom zurückeilen mußte, gerieth er in die größte Gefahr, weil diese Seeräuber damahls das Meer entschieden beherrschten. Man erschrickt ordentlich, wenn man liest, daß es ihm noch als eine besondre Milde angerechnet ward, daß er die Gefangnen vor der Kreuzigung umbringen ließ; denn sie kreuzigen zu lassen, hatte er einmal geschworen. Für einen jungen Römer und einen künftigen Welteroberer freilich milde genug! Allerdings aber zeigt eine solche Einfachheit in Vernichtung seiner Feinde und Befriedigung der Rachsucht von einer gewissen großen Art, durch die sich ein Caesar von dem Pöbel gemeiner Tyrannen unterscheidet, deren sinnreiche Grausamkeit eigentlich kindische Leidenschaftlichkeit und ekelhafte innere Ohnmacht verräth. Jener wird auch wohl fähig sein, wenn sein Verstand es ihm gebiethet, der Rache ganz zu entsagen, und wie der milde, versöhnliche Caesar während seiner Reise, seinen Haß bis auf die kleinste Spur zu vertilgen. Seine hoch gepriesene Milde im Bürgerkriege und während seiner Herrschaft war ein tief durchdachter Entwurf; und die Kraft, mit der er ihn durchsetzte, die Standhaftigkeit, mit der er ihm treu blieb, können in der That nicht genug bewundert werden. Nur muß man dieß seinem gütigen Herzen nicht anrechnen; und an ein Gefühl von Achtung für Pflicht und Recht ist vollends bei ihm gar nicht zu denken. Ich gestehe es, ich habe keinen rechten Glauben an die natürliche Milde eines rachsüchtigen Eroberers, von dem es so ausdrücklich gerühmt wird, daß er die berühmtesten Blutvergießer weit übertroffen habe, dem es auch nicht einmahl einen Entschluß kostete, selbst die entsetzlichste, wenn nur zweckmäßige Grausamkeit zu vollbringen. „Auf diese Art," schreibt er selbst seinen Vertrauten, „wollen wir, wo möglich versuchen, Aller Neigung zu gewinnen, und einen daurenden Sieg zu erlan-

gen; denn die andern haben durch ihre Grausamkeit dem allgemeinen Haße nicht entfliehen, noch auch den Sieg lange behaupten können, außer dem einzigen Sulla, dem ich nicht nachzuahmen denke. Dieß soll eine ganz neue Art zu siegen sein, daß wir uns mit Milde und Schonung waffnen. Wie dieß möglich sei, darüber fällt mir manches bei, und vieles kann noch ausgedacht werden." — „Nicht aus Entschluß oder aus Hang sei Caesar nicht grausam," sagte der offenherzige Curio: „sondern weil er die Milde für ein Mittel halte, das Volk zu gewinnen; hätte er die Liebe des Volks verloren, so würde er grausam sein." Caesar war wirklich sehr versöhnlich, wie er zum Beispiel den Catullus, wiewohl er selbst gestanden hatte, daß derselbe ihn durch einige noch vorhandne, sehr derbe, aber vielleicht sehr wahre, Gedichtchen auf ewig gebrandmarkt habe, sobald er ihm Genugthuung leistete, noch an demselben Tage zur Tafel zog; aber vielleicht war er nur deshalb so versöhnlich, weil er eigentlich niemanden achtete, und auch niemanden liebte. Nur denke man nicht, daß gar keine Rachlust in der Tiefe seines Herzens vorhanden war. Seine eigne Erzählung verräth, daß er sich sehr gern an den Massiliern, welche eifrig Pompejanisch waren, und ihm mit äußerster Hartnäckigkeit widerstanden hatten, gerächt hätte; und auf seinen vorzüglichen Haß gegen sie, bezieht sich Cicero, als auf etwas allgemein bekanntes. Er giebt vor, er habe die Massilier, ein sehr gebildetes und freiheitsliebendes Volk jonischer Abkunft, nur in Rücksicht auf den Ruhm und das Alterthum dieser Republik geschont; wie Alexander bei der Plünderung Thebens das Haus eines beinahe schon ein Jahrhundert verstorbenen alten Dichters heilig halten ließ. Dem Caesar ist bei jener Versicherung wohl nicht ganz zu trauen. Zwar hatte er wirklich noch jene köstliche Ehrfurcht vor dem classischen Alterthum, vor ächter Bildung in Künsten und Wissenschaften, wie viele Züge beweisen; aber er konnte auch, wenn er anders seinem großen Entwurf einer klugen Milde treu bleiben wollte, mit einer so wichtigen Stadt, die so große Vorrechte genoß, und in das Factionsspiel der Hauptstadt so tief verwickelt war, nicht so geradezu verfahren, als mit einer unbedeutenden thessalischen Stadt, die er, bloß weil sie gewählt hatte, was ihr

das Sicherſte ſchien, ohne Bedenken vernichtete. — Man wundre ſich nicht, daß ich auf ein Gefühl einen ſo hohen Werth lege, welches jetzt faſt nur zur Schminke der Faulheit mißbraucht wird, die es behaglicher findet, an den Trümmern der Vorwelt wollüſtig zu klagen, als mit angeſpannter Kraft auf dem graden Wege wacker vorwärts zu ſtreben. So wie bei den Neuern die innige Ueberzeugung von einer unverlierbaren und gränzenloſen Vervollkommungsfähigkeit des einzelnen Menſchen wie des ganzen Geſchlechts der letzte Anker der ſinkenden Tugend iſt; ſo bei den ſpätern Alten, als die Menſchheit ſchon rettungslos geſunken war, und immer tiefer ſank, die Ehrfurcht vor dem claſſiſchen Alterthum damahls die einzige Grundlage ächter Größe, wie jetzt die Ehrfurcht für Wiſſenſchaft und Aufklärung.

Zwar verachtete er in der Blüthe ſeiner Kraft ſeine Gegner, einen einzigen ausgenommen, viel zu ſehr, um ſie recht ernſtlich haſſen zu können. Die harten Reden indeſſen, mit denen er ſeine milden Thaten begleitete, hatten wohl nicht bloß die Abſicht, ein heilſames Schrecken einzuflößen, ſondern waren zugleich ein Beweis ſeiner gar nicht milden Natur. Seine eignen Darſtellungen bekräftigen das mehr als zur Genüge. Wie gehäſſig und verächtlich macht er nicht alle ſeine Feinde, nicht ohne triumphatoriſchen Muthwillen; außer den einzigen Pompejus, welchen er auffallend ſchont. Beſonders gegen den Cato wird er ſo ausgelaſſen und ſpottend, daß er die Würde der Geſchichte beinahe darüber vergißt. Ueberhaupt muß es denen, die ein Werk, in welchem Cato und die Pompejaner nicht weniger komödirt werden, als Sokrates und ſeine Schüler in den Wolken des Ariſtophanes, als ein unnachahmliches hiſtoriſches Kunſtwerk preiſen, noch nicht klar ſein, was ein hiſtoriſches Kunſtwerk iſt. Wahr iſt's, Caeſar ſchrieb ſeine Commentarien mit dem Geiſte, mit welchem er ſiegte. Ein bloßer Stoff zur Geſchichte kann nicht gediegener ſein, und in dieſer Rückſicht ſind ſie leicht einzig in ihrer Art; dieſe gediegene Kraft der lebendigſten Darſtellung in ſo gedrängter Kürze und leichter Klarheit hat einen ganz eignen Reiz. Ein ſo höchſt einfacher Styl des Ausdrucks würde, nach Cicero's treffender Bemerkung, durch den künſtlichen Schmuck eines Redners nur verfälſcht werden, und

könnte Verständige von fernerer Bearbeitung desselben Stoffs ganz abschrecken. Auf den Nahmen eines vollkommnen historischen Kunstwerks aber darf doch ein solches Partheiwerk keinen Anspruch machen; dazu gehört vor allem ein Stoff und Gegenstand, welcher einen allgemeinen Werth und einen bleibenden Gehalt hat, als ein Theil und wesentliches Stück der Menschengeschichte; so groß und würdevoll aufgefaßt, erklärt, geordnet, gewürdigt und dargestellt, wie ein Mann, von sittlich und bürgerlich gediegenem und großem Charakter, der zugleich ein tiefer historischer Denker und nicht ohne poetisches Gefühl wäre, einen solchen Stoff verarbeiten würde. Die erste Bedingung einer Geschichte des Pompejanischen Bürgerkrieges wäre wohl die gewesen, aus einem höhern sittlich geschichtlichen Standpunkte die Optimaten und Caesarianer mit jener erhabenen Gerechtigkeit eines Thucydides, welcher Athener und Spartaner gleich wahr und streng gerecht würdigt, nach dem Grundsatze der historischen Gesetzesgleichheit gegen einander zu würdigen. Caesars Commentarien hingegen sind, wie schon Asinius Pollio urtheilte, nicht einmahl durchgehends aufrichtig und mit zureichend gründlicher Prüfung abgefaßt. Die auffallende Schonung des Pompejus in denselben aber ist eigentlich sehr natürlich. Wer etwa glaubt, daß er in ihm den ehemahligen Freund und Verwandten, den verdienten Bürger oder den großen Mann ehrt, der kennt den Caesar nicht. Er schonte in ihm nur den Triumvir, wie selbst im Sulla den Dictator; darum ließ er Beider Bildnisse, welche der Pöbel niedergerissen hatte, wieder aufrichten. So wetteiferten die macedonischen Fürsten, Ptolomäus und Demetrius, ein Mann von grausamem und bösem Charakter, aber von geistiger Bildung und von dem zartesten Kunstgefühl, während Tausende der Ihrigen für ihre Ehrsucht im Kriege umkamen, in einer Großmuth, die sie nichts kostete, gegen einander! Sie waren nur Nebenbuhler; die eigentlichen Feinde Beider waren ihre zertretnen Völker.

Die Menge der Frauen, mit welchen Caesar ein Verständniß hatte, verräth eine heftige Sinnlichkeit; und gewiß war es nur sein Verstand allein, welcher seine Leidenschaften, wo dieß jemahls der Fall war, zurückhielt, und nicht etwa irgend ein sittliches Gefühl. Auch von Seiten des männlichen Umgangs brachte ihn

Nikomedes in üblen Verdacht. Sein berüchtigter Umgang mit diesem bithynischen König war Gegenstand des Spottes mancher Jambendichter, und der Gemeinplatz aller Pompejanischen Redner. Bibulus, welcher nicht vergessen konnte, daß man ihr gemeinschaftliches Consulat, nur spottweise das Consulat des Julius und des Caesar genannt hatte, hieß ihn dafür die „Bithynische Königin." „Erst habe er einen König geliebt, so wie nun das Königthum." Cicero antwortete ihm im Senat, als er die Sache der Nysa, der Tochter des Nikomedes vertheidigte, und die Wohlthaten des Königs gegen sich erwähnte: „Rede nicht davon, ich bitte dich; wir wissen nur zu gut, was er dir und was du ihm gegeben hast." Curio, der Vater, ging so weit, daß er ihm vorwarf: „Er sei der Mann aller Frauen, und die Frau aller Männer." Schon als Herr der römischen Welt, während er bei Fackeln, wo vierzig Elephanten zur Rechten und Linken die Fackelträger führten, im stolzesten Siegsgepränge das Capitol festlich bestieg, mußte er sich von seinen Commilitonen sehr nachdrücklich an jene böse Geschichte vom Nikomedes erinnern lassen. Die übermüthige Soldateske spottete auch in ihren frechen Triumphliedern über seine Verschwendung erborgter Gelder, über das schlechte Essen, welches er ihnen zu Dyrrhachium gereicht hatte; ja sogar über seinen Kahlkopf. Die merkwürdigen Bruchstücke dieser Triumph- und Spottlieder auf den Caesar beweisen zur Genüge, daß die Soldatenscherze der römischen Veteranen so scharf trafen, wie ihre Schwerter. Ueberhaupt waren eine derbe Lustigkeit und kecke Spottsucht ursprüngliche Züge und Eigenheiten des römischen Charakters; und nichts ist unrömischer als jene mürrische Steifheit, welche wir aus der späteren Zeit, wo jede freie Regung unterdrückt war, oder nach einer angenommenen Würde des Ausdrucks bei den Schriftstellern, in das Bild, welches wir uns von dem römischen Charakter entwerfen, aufzunehmen pflegen. Die unbegränzte Freiheit der Soldaten-Scherze bei Triumphen aber war eine uralte Sitte der Römer, welche Dionysius als einen Beweis für ihre griechische Abstammung anführt. Sie hat auch wirklich etwas Attisches; nur daß die festliche Freiheit zu Athen ein Recht aller freien Bürger, zu Rom nur dem Soldaten, als solchem, vergönnt war.

Es liegt in dieſer durch die Sitte geheiligten Freiheit ausgelaſſener Scherze und fröhlichen Spottes etwas ſehr Bedeutendes; und es iſt ein recht eigentlich charakteriſtiſcher Zug, welcher die freie Bildung und den claſſiſchen Sinn der alten Völker verräth und bezeichnet, wenn man anders ganze Nationen und Zeiten, wie einzelne Menſchen aus ihren Spielen oft beſſer kennen lernt, als aus ihrem Ernſt, wo ſie mit einem Anlauf und auf den Effekt handeln.

Unter den vielen römiſchen Frauen, mit welchen Caeſar in Liebes-Verbindung geſtanden, war auch eine Frau des Craſſus und eine des Pompejus. Es iſt bemerkenswerth, daß der argliſtige Mann, während er mit dem Gelde des einen, und mit der Macht und Würde des andern eigentlich allein herrſchte, auch in ihrem Hauſe und Ehebette ſtatt ihrer einzutreten gewagt. Faſt könnte man daraus vermuthen, daß er bei ſeinen Liebeshändeln ehrgeizige und politiſche Nebenabſichten hatte, wie man dieß ſpäterhin dem Auguſtus vorwarf, und daß er die Frauen nur zu gewinnen ſuchte, um die Männer deſto ſichrer zu lenken oder ihre Geheimniſſe zu erforſchen. Seine Heirathen wenigſtens hatten ſichtbar immer einen politiſchen Zweck! Wie das Eheband in den ruhigen Perioden der alten Republiken der feſteſte Kitt der geſelligen Ordnung war; ſo gingen in der Periode der bürgerlichen Kriege die Römiſchen Frauen bei der großen Leichtigkeit der Eheſcheidung, als ein wichtiges Verbindungsmittel der gegen einander ſtehenden Partheien, ſchnell aus einer Hand in die andre, und veränderten die Familie nach dem Wechſel der politiſchen Verhältniſſe und Abſichten.

Aber Caeſar hatte bei ſeinen Liebesverſtändniſſen gewiß nicht immer bloß ſolche ehrgeizige Nebenabſichten; denn er überließ ſich ihnen auch da, wo es ſeinen Hauptzweck hindern konnte. „Er hat auch Königinnen geliebt;“ ſagt Suetonius: „unter andern die afrikaniſche Eunoë, Boguds Frau, dem er unermeßliche Reichthümer ſchenkte; am meiſten aber die Kleopatra, mit der er oft die Nächte durch beim Gaſtmahle zubrachte, und die er ſogar nach Rom kommen ließ, mit Ehren und Geſchenken überhäufte, und ihr erlaubte, den Sohn, welchen ſie geboren hatte, nach ſeinem

Nahmen zu nennen." Hier hatte ihn wohl die Leidenschaft überwältigt; denn er schadet sich dadurch ungemein viel bei den stolzen Römern, die gar keinen Sinn dafür hatten, daß eine besiegte Königin des Auslandes eine andre Bestimmung haben könne, als einen Triumphzug in der Alles beherrschenden Roma, vollständiger auszuschmücken, und dann zu sterben, oder zu einem erniedrigten Leben aus Erbarmen begnadigt zu werden, wie die junge und schöne Arsinoë, der Kleopatra Schwester, mit welcher Caesar seinen Alexandrinischen Triumph zierte.

Aber wie stimmt nun die für sein Gelingen in Rom ihm so nachtheilige Liebe für die Königinnen, und besonders der verderbliche Aufenthalt bei der Kleopatra, mit der sonst ihm eignen vollkommnen Herrschaft seines Verstandes über seine Leidenschaften überein? — Nur während der Periode der höchsten Stärke seines Wesens bewährte sich die innre Uebereinstimmung aller seiner Kräfte in größter Charakter-Einheit so durchaus vollkommen. Nachher finden sich häufige Spuren von Versunkenheit, und vorher eben so häufige Spuren von Unreife, deren mehrere schon gelegentlich angeführt sind; nicht bloß in dem ersten Abschnitt seines eigentlichen Lebens, welcher mit der hartnäckigen Verweigerung, seine Frau, Cornelia, des Cinna Tochter, auf des blutdürstigen Dictators Gebot, zu verstossen, und mit Sulla's Urtheil, daß in diesem jungen Menschen mehr als ein Marius stecke, beginnt; sondern auch in dem zweiten von der Rückkehr aus Hispanien bis zum Uebergang über den Rubico. Wie alle organischen Kräfte, wenn sie nicht gehindert werden, aus ihrem Keim sich allmählig bis zur Reife entwickeln, und nach erreichtem Gipfel, sich wieder ihrer Auflösung nähern; so findet sich dieses auch im Ganzen und im Einzelnen der antiken Menschheit, indem die Bildung der Alten nur ein reines Erzeugniß der durch keine Kunst gestörten Natur war. Es befremdet uns beim ersten Blick, mit welcher Zuversicht die Alten die Perioden und besonders die höchste Blüthe eines Künstlers und Denkers, oder eines Helden angeben; da aber die bestimmteste Entschiedenheit der Bildungsstufen wie der Arten eine wesentliche Eigenschaft der freien natürlichen Entwicklung ist, so bedurfte es auch wirklich nur eines gesunden Blicks, um sie

wahrzunehmen. Wer den angebornen Sinn für das Classische durch vielfaches Forschen genährt und geschärft hat, kann leicht in diese Weise der Beurtheilung und der Lebensansicht eingehen, selbst da, wo ihn die Spuren der Alten verlassen. In Caesars Leben vollends sind die Abschnitte so hervorspringend, daß sie sich dem Auge von selbst darbieten. Wer kennt nicht sein merkwürdiges Verweilen am Rubico, und seine rasche Entscheidung? Eine große Epoche nicht bloß in seiner äußern Lage, sondern auch in seinem innern Charakter! Von diesem Uebergange über den Rubico, wo er nun endlich grade auf sein großes Ziel, durch die drohendsten Gefahren und Hindernisse aufs höchste gespannt, unverhohlen zugehen konnte, bis zur Pharsalischen Schlacht, waren alle seine Kräfte in der größten Wirksamkeit und in der vollkommensten Harmonie. Man wird während dieser Zeit auch nicht die geringste Spur von Unvorsichtigkeit oder Erschlaffung an ihm entdecken können; selbst seinem natürlichen Uebermuth wußte er Einhalt zu thun. In dieser Periode drängen sich ordentlich die Züge einer ächt Themistoklëischen Verschlagenheit, nicht wie die verunglückte Nachahmung des Themistokles beim Pompejus, der seine ungeschickte Flucht mit dem großen Beispiel jenes alten classischen Meisters *) politischer Verschlagenheit zu beschönigen suchte, während er, der doch auch nur herrschen wollte, eigentlich floh, weil er hoffte, wie Sulla zurückkehren zu können, und diese thörichte Hoffnung nicht einmahl verschweigen konnte. Ob Caesar bei Alesia mehr Kriegskunst gezeigt hat, würde schwer zu entscheiden sein; daß er sich aber bei Ilerda und Dyrrhachium noch mehr als großen Mann und Charakter überhaupt zeigte, das ist aus seiner eignen Erzählung klar. Jetzt ersann er auch seinen großen Entwurf einer durchaus

*) Die Römischen Großen der damahligen Zeit verglichen sich gern mit den classischen Staatsmännern der gebildeten politischen Vorzeit; denn als solche betrachteten sie wirklich die berühmtesten griechischen Staatsmänner und beurtheilten ihren politischen Charakter völlig nach Art der Kunstkritiker. So verglich Caesar, der so geschickt grade die Schmeicheleien zu treffen wußte, welche den Cicero am meisten gewinnen mußten, denselben in seinem Anticato mit dem Theramenes und Perikles.

milden und ſchonenden Dictatur und Militärherrſchaft ganz gegen die Natur aller, und gegen das Herkommen der römiſchen Bürgerkriege. Die glücklichſten Erfindungen haben ein ſo natürliches Anſehen, daß jeder hinterdrein denkt, ſo würde er es auch gemacht haben. Man bedenke aber nur, daß Caeſar die vorhandnen republikaniſchen Formen ohne Umſchweif über den Haufen warf; daß er auch nicht einmahl den Schein annahm, bloß als geſetzmäßiger Dictator im altrömiſchen, ſchon verloren gegangnen Sinn des Worts, neue Formen an ihre Stelle ſetzen, den Staat reinigen, von ſeinen Wunden heilen, und eine Conſtitution ſtiften zu wollen: daß er ſchlechthin ins Große rauben und plündern mußte, um die Kriegskoſten zu beſtreiten; daß er von Verbrechern und zu Grunde gerichteten Verſchwendern umgeben war, die alles zu fordern wagten, und ihn unaufhörlich zum Morden ermunterten. Er war genöthigt, die Republik und die Provinzen Männern anzuvertrauen, deren keiner, wie Cicero doch wohl etwas übertrieben ſagt, ſein väterliches Vermögen nur zwei Monathe hatte verwalten können. Dazu kommt noch, daß ein einziger raſcher Schritt unvermeidlich unzählige andre nach ſich gezogen hätte; wie denn Curio, welcher den Gang der Begebenheiten gewiß aus der Nähe beobachtet hatte, urtheilte, daß die Ermordung des hartnäckigen Metellus, zu welcher der Sieger allerdings ſehr gereizt ward, unvermeidlich ein großes Blutvergießen nach ſich gezogen haben würde. Ueberdem war der Weg ganz gebahnt, nachdem Proſcriptionen und Hinrichtungen den römiſchen Partheien in ihrem erbitterten Kampf ſo geläufig geworden waren. Pompejus ſelbſt verhehlte nicht einmahl die Abſicht, den Sieg nach Sullas Art zu gebrauchen, und auch die Optimaten erwarteten nichts andres, als was ſich von der gleichgültigen Härte eines unter Blutvergießen graugewordenen Kriegers, von einer Rotte raubgieriger Verbrecher, und von der Wuth eines Bürgerkriegs erwarten ließ: nähmlich ein allgemeines Morden und eine allgemeine Plünderung. Auch der Undank der begnadigten Pompejaner mußte Caeſars Rache und Leidenſchaften aufreizen. Wenn man alle dieſe Umſtände erwägt, ſo kann man der Kraft der Selbſtbeherrſchung, der hohen Standhaftigkeit, mit welcher Caeſar

seinen großen Entwurf ausführte, die höchste Bewunderung nicht versagen. Er gab der Welt zum ersten Mahle das beispiellose Beispiel einer den republikanischen Gegnern selbst beinahe heilsam erscheinenden Tirannei; wie denn Cicero selbst nach Caesars Tode gleichsam wider Willen gesteht, das verworfene Zeitalter hätte einen solchen Herrn kaum verweigern dürfen.

Den Augenblick, wo Caesar den höchsten Gipfel seiner Charakterstärke erreichte, und nun wieder zu sinken anfing, hat er selbst wunderbar deutlich bezeichnet. In seinen Commentarien, die sonst immer so entfernt von allen müßigen Betrachtungen, schnell und grade zum Ziele eilen, und auch das gedrängte Urtheil nur als Thatsache geben, verweilt er nur ein einzigesmahl bei jenem gewöhnlichen Volks-Aberglauben, mit welchem griechische Mythographen und Rhetoriker wie Römische Chronikenschreiber im Geiste der Priester und Augurn ihre kunstreiche historische Darstellung, so oft überfüllt haben. Er kann nicht müde werden, die Wunderzeichen des Pharsalischen Sieges zu häufen. Es ist, als wollte er sagen: es geschah ein gewaltiger Ruck durch die ganze Natur, da Caesar Herr der römischen Welt wurde. Auch ging wirklich das in ihm selbst vor, was er auf die Natur übertrug. Gleich darauf sagt er: „Caesar hatte, im Vertrauen auf den Ruhm seiner vollbrachten Thaten nicht angestanden, mit einer geringen Macht nach Alexandria zu reisen, und glaubte nun an jedem Orte sicher zu sein.“ „In Alexandria“ fährt er fort, „zwangen ihn die Etesien oder Jahreswinde zu bleiben; denn diese sind die widrigsten für die, welche von Alexandria abschiffen wollen.“ Man weiß, welchen ägyptischen Zauber diese Etesien bedeuten. Es ist auch nicht unbedeutend, daß er nun für gut fand, seine Geschichte nicht weiter selbst zu schreiben; denn Muße hatte er wohl vorher eben so wenig wie seitdem. Sein dürftiger Nachfolger in der Aufzeichnung seiner Thaten, sagt uns bald darauf: „daß die Kleopatra im Schutz des Caesar geblieben sei.“ Endlich reißt er sich von ihr los; aber seine ausschweifende Freude über die seltne Schnelligkeit [*]) eines für ihn gar nicht ausgezeichneten Sieges über den

[*]) Veni. Vidi. Vici.

Pharnakes iſt ſchon ein Beweis der rettungsloſen Verſunkenheit, welche wir hier nicht weiter zu verfolgen brauchen.

Der Charakter eines claſſiſchen Staatsmannes und antiken Helden muß nach dem beurtheilt werden, was er in der Periode ſeiner vollendeten Kraftentwicklung war. Caeſars eigenthümlichſte und unterſcheidende Eigenſchaft iſt dieſem gemäß die innre Conſequenz ſeines Weſens; die vollkommene Uebereinſtimmung nähmlich einer vollendeten imperatoriſchen Kraft, und eines vollendeten imperatoriſchen Verſtandes. Was unter der imperatoriſchen Kraft zu verſtehen ſei, bezeichnet ſchon der Römiſche Nahmen ſo glücklich, daß es kaum einer langen Erklärung bedarf; die Kraft, Menſchen nicht bloß äußerlich zu beſiegen, ſondern auch innerlich ihren Geiſt ſich zu unterwerfen und zu beherrſchen. Daß Caeſar eine empörte Legion durch ein Wort beugte; daß er einen Lucullus durch bloße Drohungen ſo zu überwältigen wußte, daß dieſer ihm zu Füſſen fiel; gehört eben ſo gut dazu, als daß er oft allein ein wankendes Heer wieder zum Stehen brachte, indem er ſich den Fliehenden entgegenwarf, ſie einzeln bei der Kehle faßte, und mit dem Angeſicht gegen den Feind kehrte, wenn auch der Schrecken ſchon ſo groß war, daß ein Adlerträger ihn zu verwunden drohte, ein andrer das Zeichen in ſeiner Hand zurückließ.

Auch Caeſars Verſtand war durchaus nur ein imperatoriſcher Verſtand, aber dieſes war er im höchſten Maaße; es war eben ein ſolcher, wie ihn ein vollkommener Held zum Handeln und zum Siegen braucht, ohne alle andre überflüſſige Zugabe. An dieſer imperatoriſchen Einſicht und Gewalt übertreffen denn auch ſeine Commentarien ſelbſt die größten hiſtoriſchen Kunſtwerke der Griechen, ſo wie durch die Römiſche Größe und durch jene den Römern eigenthümliche und in Caeſars Familie einheimiſche Urbanität und geiſtreiche Art der fröhlichen geſellſchaftlichen Stimmung, welche überall hindurchſchimmert. Eben dieſes war auch an ſeinen Reden zu bemerken, welche er mit heller Stimme und feuriger Gebehrde vortrug, an denen man vorzüglich die große Kraft, Schärfe und Raſchheit, vor allen aber eine bewundernswerthe Sorgfalt in der Sprache, eine voll-

endete Richtigkeit und Angemessenheit des Ausdrucks pries. Caesar ist zwar in allem, was noch von seinen Werken, Briefen oder Reden vorhanden ist, nie auf Kosten der Klarheit kurz im Ausdruck; doch liebte er auch hier wie überall im Leben und Handeln den kürzesten Weg, grade zum Ziele, so daß ihm auch der schnellste Tod der beste dünkte. Der ganze Charakter seiner Beredsamkeit ist ein: Bestätigung seines Strebens in allen Dingen nach dem, was auf die meisten am schnellsten wirkte. Was seinen Commentarien so großen Werth giebt, ist nicht etwa eine der Dichterkraft ähnliche Rednergabe. Es ist in ihnen auch kein Gedanke von einer schön gegliederten und kunstreich großen Anordnung des Ganzen, wie in keiner römischen Geschichte, den Sallustius ausgenommen; und in dieser Rücksicht scheinen sie selbst gegen Xenophons Anabase ungebildet und roh an Kunst.

Wohl hatte auch Caesar die Schwachheit, Gedichte zu machen; diese waren aber nicht glücklicher, als die des ernsten Brutus und des gelehrten Cicero, und beinahe schlecht zu nennen. Man kann es nicht ohne Lächeln lesen, wie sorgfältig sich Cicero bei seinem Bruder nach der vollständigern Meinung des Caesar über einen poetischen Versuch von sich erkundigt, und dann dessen vorläufiges Kunsturtheil anführt, das durch seine Bedingtheit und durch seinen geistreich abgefaßten Ausdruck selbst noch schmeichelhafter lautet, und einen komischen Anstrich von Kennerschaft hat. Ueberhaupt hatte Caesar durchaus kein eigentliches Gefühl für das wahre Schöne. Seine Liebe für die Werke der alten Mahler und Bildner, für künstliche, prächtige und kostbare Sachen aller Art, widerspricht dem nicht, und ging ganz natürlich aus vielen andern charakteristischen Eigenschaften seines Wesens hervor. Wohl hatte er eine eigne Liebe und Liebhaberei für das Vollendete jeglicher Art; dieselbe Ehrfurcht für das alte Classische, welche in jener Zeit unter den Gebildeten allgemein war. Dazu kam die römische Liebe zu gediegener Pracht; und endlich jener den großen Herrschern und Eroberern oftmahls eigne Hang zu Kostbarkeiten von blos willkührlichem Werth. So war er ein Liebhaber von großen Perlen, deren Gewicht er dann und wann vergleichend in seiner Hand prüfte.

Consequent vollendet, wie sein ganzes Wesen, waren auch die beiden wesentlichen Bestandtheile desselben, seine praktische Kraft und sein großer Verstand. Die Schnelligkeit und die intensive Stärke seiner Thätigkeit war nicht größer, als ihr unermeßlicher Umfang, ihre unerschütterliche Ausdauer. Sein Urtheil war unfehlbar sicher, sein Verstand fest, aber auch sein Gedächtniß war stark und sein Geist erfinderisch. Wegen dieser innern Consequenz und Zusammenstimmung aller seiner intellektuellen Vermögen und praktischen Eigenschaften zu dem Einen Ziele, wird man auch nicht leicht in der neuern Geschichte einen Helden auffinden, welcher darin dem Caesar gleich gestellt werden könnte; da überdem der eigenthümliche Vorzug der Neuern nicht sowohl in der außerordentlichen Größe der einzelnen geistigen und moralischen Kräfte, als in der Anlage zu einer höhern Richtung und Anwendung aller besteht. Sonst wird man hier im Einzelnen wie im Ganzen der modernen Bildung und Geschichte, sehr oft Schnelligkeit und Ausdauer im Leben und Handeln, Charakterstärke und Umfang, umfassende Größe des Geistes, so wie auch mehrentheils Gedächtniß und Erfindsamkeit, oder Geist und Einbildungskraft und Beurtheilung, nur auf gegenseitige Unkosten zu einer großen Höhe gebracht finden. Den Charakteren des Alterthums giebt dagegen eben jener Einklang aller Kräfte und des ganzen Lebens, auf einen gegebnen Mittelpunkt und auf ein, wenn gleich nicht so geistiges, bestimmtes Ziel, die antike Größe und den festen, sichern Styl im Leben, welcher ihnen den Anstrich einer höhern Vollendung, d. h. einer entschiednen und consequent vollendeten Naturkraft verleiht. Ueberdem haben solche Schwierigkeiten und ein solcher Schauplatz für politische Charakter- und Heldengröße nach dem Untergange der römischen Republik kaum jemahls wieder in der Art Statt gefunden. Die Kraft, welche dazu gehört, eine ererbte Monarchie zu erheben und zu erweitern, und die, welche erfordert wurde, eine Republik, und zwar die größte, welche je gewesen ist, durch republikanische Mittel monarchisch zu beherrschen, leiden gar keine Vergleichung. Es kann uns das nur als ein einzelner Zug von der Thätigkeit und Schnelle seines Geistes gelten, daß er zwei

Briefe im Reiten, oder auch vier, oder wenn er ganz müſſig war, ſogar ſieben zugleich dictiren konnte. Wohl aber erregt es Erſtaunen, wenn wir erwägen, daß darunter Briefe ſo großen Inhalts waren und vielleicht oft auch von ſo vollendeter Feinheit, wie ein noch vorhandner an Cicero, der ganz das Gepräge des Caeſar an ſich trägt. Er mußte überhaupt, um ſeinen Zweck zu erreichen, alle bedeutenden Männer in der ganzen ungeheuren Römerwelt, welche ihm nützlich oder ſchädlich ſein konnten, durchſchauen, bewachen und nach ſeinen Abſichten lenken; wie er aber dieſes wirklich ausgeführt hat, das kann man ſchon aus ſeinem Verhältniß zum Cicero und zum Pompejus, welches wir noch am vollſtändigſten kennen, einigermaaßen ſich denken und bewundern lernen.

An Schnelligkeit und Feuer war er dem Alexander gleich, an Ausdauer und Umfang übertraf er ihn ſehr weit; auch hatte ihm kein Philippus vorgearbeitet. Kein früherer und kein ſpäterer römiſcher Held hat ſolche Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Die ältern hatten es eben darum leichter, weil ſie, wenn auch eben ſo ehrgeizig von Geſinnung, doch der Form nach Republikaner waren, und alſo wie Caeſars Nachfolger einen ſchon gebahnten Weg betraten.

Gäbe es einen Maaßſtab von Herrſcher-Größe, ſo würde Caeſar in Hinſicht der Kraft wohl den höchſten Gipfel derſelben bezeichnen. Wollte man bloß in dieſer Rückſicht die Heldencharaktere der neueren und neueſten Zeit, welche in ähnlicher Art die gleiche Laufbahn imperatoriſcher Allgewalt haben beſchreiten wollen, gegen ihn aufſtellen und mit ihm vergleichen; ſo würde Caeſar beſonders durch die innre Conſequenz und glückliche Vollendung, und die eben daher rührende große Sicherheit des Verſtandes, den Vorzug behaupten. Wir müſſen hier die Begriffe genau auffaſſen und ſorgſam auseinander halten; denn der vollendete Charakter iſt von dem, welcher bloß außerordentlich und groß in dem Maaße ſeiner Kraft iſt, nicht bloß dem Grade ſondern ſelbſt der Art nach ganz verſchieden. Man bemerkt an mehreren großen Eroberern der modernen Zeit vom Attila an, etwas Trauriges in ihrer Stimmung, eine innre Unzufriedenheit, die

aus dem Mangel an Uebereinſtimmung hervorgeht, und einen hier und da ſogar mürriſchen Anſtrich hervorbringt. Caeſar hingegen war mit ſich zufrieden, ja von entſchieden fröhlichem Charakter, wie alle vollendeten und mit ſich ſelbſt in Harmonie ſtehenden Menſchen. Der Genuß der inneren Vollendung ſcheint wohl der höchſte, den es, ſo weit die Natur allein ſolchen gewähren kann, für den Menſchen überhaupt giebt; gegen dieſen iſt ſelbſt der in ſeiner ſeltnen Reinheit köſtliche Genuß der friſcheſten Jugendblüthe des ganzen Weſens gering. Vollendung aber, dieſe höchſte Gunſt der Natur, iſt nichts andres, als das glückliche Zuſammenwirken, die vollſtändige Vereinigung mehrerer großen Kräfte, und aus dieſer Vereinigung gehen ganz neue Eigenſchaften und Vollkommenheiten hervor, welche kein auch noch ſo großes Maaß einer einzelnen Kraft hervorbringen kann. Die wunderbare Macht, welche in der innigen und gegenſeitigen Gemeinſchaft und Harmonie aller ſittlichen und geiſtigen Kräfte liegt, geht ſchon aus der Geſchichte der alten Staaten hervor, die ganz auf dieſer Gemeinſchaft beruhten. In Rückſicht dieſer glücklichen Vollendung kann Caeſar mit dem Perikles verglichen werden, der groß als Staatsmann, Feldherr, Redner und Oberhaupt einer untergehenden Republik, gleich ihm, an der Gränzſcheide einer glorreichen alten Zeit und einer neuen Weltentwicklung für den kleineren Kreis von Athen in der Geſchichte daſteht, wie Caeſar in der umfaſſenderen Römiſchen Welt.

Die Natur hat, ſo ſcheint es, ihre Günſtlinge; doch wird das Gleichgewicht einigermaßen durch das große Geſetz wieder hergeſtellt, daß Vollendung faſt immer nur durch mannichfache Beſchränkungen erkauft wird.

So war zum Beiſpiel ein gänzlicher Mangel an dem feineren und ſittlichen Zartgefühl ein weſentlicher Zug und Beſtandtheil in Caeſars Charakter und eigenthümlicher Größe. Ein Caeſar, der dabei noch einige Regungen von Edelmuth oder von Gewiſſenhaftigkeit, kurz ſo eine gewöhnliche halbe Tugend gehabt hätte, würde nicht nur ein höchſt unvollkommnes, ſondern vielleicht ſogar, trotz der Größe einzelner aber übel zuſammenhängender Kräfte, ein ſehr ſchwaches Weſen geweſen ſein; denn Schwä-

che iſt oft nicht urſprünglicher Mangel, ſondern Folge eines unglücklichen Verhältniſſes großer Kräfte, die ſich gegenſeitig hemmen und aufheben.

Für einen vollkommnen Weltüberwinder war Alexander bei aller Leidenſchaftlichkeit, welche bei ſo gränzenloſer Macht freilich mehrentheils ſchlimmere Folgen haben kann und wirklich hat, als die nüchterne Bösartigkeit eines vollendet klugen Verſtandes, ein viel zu guter und menſchlicher Held. Die leichte Entzündbarkeit ſeines Herzens und ſeiner Leidenſchaften ſelbſt, war von ſehr edler Art, wie die des Homeriſchen Achilles. Sie verräth eine ſo tiefe Fühlbarkeit, ſo regen Sinn und lebendige Schnellkraft ſtarker und edler Neigungen, daß Caeſar dagegen als eine rohe Römiſche Natur ganz hart und rauh erſcheint. Nur muß man dem Alexander verzeihen, daß er Gefühle, die einen tiefen Quell ächter Sittlichkeit in ſeinem Innern verrathen mit gewohnter deſpotiſcher Gewaltſamkeit äußerte; und dem Caeſar in ſeiner mehrentheils noch republikaniſchen Welt, die mehr bürgerlichen Formen nicht zum Verdienſt anrechnen; da er von Charakter und nach ſeinen Abſichten und Geſinnungen mehr Tyrann war als jener. Das, was Alexander gegen ſchuldige oder angeklagte Macedonier that, muß man wenigſtens nach den Grundſätzen des ſtrengen Kriegsrechts beurtheilen, welches immer auch bei den billigſten Völkern raſcher zu Werke geht, als die bürgerliche Rechtsſtrafe. Alexanders ſcheinbare Tollkühnheit übrigens war mehrentheils dem Zweck gemäß und im Ganzen auf richtige Einſicht gegründet, eine Folge und eine Pflicht ſeiner Lage. Es galt hier nicht, einen verſtändigen Feind durch größern Verſtand kunſtmäßig zu beſiegen, ſondern eine überlegne aber blinde Macht über den Haufen zu werfen, wobei der Ruf ſeiner unglaublichen Thaten faſt mehr that, als dieſe ſelbſt. In dem Charakter keines Eroberers wird man ſo viele tugendhafte Elemente und ſchöne Züge finden. Die unvermeidliche Zerſtörung Thebens koſtete ihm einen ſchweren innern Kampf. Mit Zuverſicht gab er ſein Leben in die Hand des Philippus, eines eifrig ergebnen und erprüften, aber ſchwer verläumdeten Dieners. Er glaubte an Treue und iſt der höchſten, innigſten Freundſchaft fähig geweſen. Er liebte den Hephäſtion ſo,

daß er in der Blüthe seiner Kraft, und im Ueberfluß von Macht und vergötternden Ruhm, kurz von allen Gütern, die das Glück geben und nehmen kann, über seinen Verlust untröstlich blieb.

Man könnte vielleicht nach gewöhnlichen Vorurtheilen sagen, an die Tugend zu glauben, sei Thorheit an einem Eroberer, und die wahre Freundschaft eine unnütze Episode in seinem Leben. Aber darin zeigt es sich eben, daß Alexander mehr war, als die gewöhnlichen Eroberer; der nüchterne Caesar dagegen war von solchen ruhmwürdigen Schwachheiten allerdings ganz frei. Doch diesen Mangel an edlen und sittlichen Gefühlen hat Caesar wohl mit vielen andern großen Eroberern und Weltbeherrschern gemein. Eine ganz andre Beschränktheit, die seines politischen Geistes, der Bildung, die er selbst hatte, und die er der zerrißnen Welt zum Ersatz hätte geben können, so wie in der Art und den Mitteln, wie und durch welche er diese Bildung zu befördern und auszubreiten vermochte, ist ihm mehr ausschließend eigen.

Nach dem pharsalischen Siege glaubte er, es sei nun alles geschehen; und da begann doch eigentlich erst der schwerste Theil einer Aufgabe. Denn die Macht der Pompejaner, oder vielmehr die alten republikanischen Formen hatten in der ganzen römischen Welt unglaublich tief Wurzel gefaßt, und waren nach allen erlittenen Erschütterungen noch sehr fest und stark. Man kann leicht denken, daß die Verfassung der Römer, die bis auf ihre Landstraßen und Wasserleitungen wie für die Ewigkeit bauten, nicht sogar lose begründet, noch so leicht umzuwerfen gewesen. Was war natürlicher, als daß das ungeheure morsche Gebäude über dem Haupte des sorglosen Siegers zusammenstürzte, der ihm den letzten Stoß gegeben hatte. War sein Fall nothwendig, mußte sein Entwurf scheitern; so lag die Schuld also an einem innern Widerspruch desselben, der bei seiner Vollendung wohl nur aus einem ursprünglichen Mangel seines Genius entspringen konnte.

Caesar hat während der kurzen Zeit seiner ungestörten Alleinherrschaft viel Großes angefangen, vieles Größere gewollt; nur das einzige nicht, was Rom vor allem Noth war, und was allein ihm selbst Sicherheit geben konnte: eine wenn gleich im innern Wesen mehr monarchische, doch aber zwischen den alten Formen

der Republik, und der neuen Zeit und Epoche dieser zur Weltherrschaft angewachsenen einzelnen Stadt, schonend und weise vermittelnde, aber fest begründete Verfassung und organische Staatsgestaltung. Sehr nachdrücklich erinnert ihn Cicero in der schönen Rede für den Marcellus an diese Pflicht, mit einer Würde und Freimüthigkeit, welche man hoch ehren müßte, wenn der Redner sie nicht durch falsche Betheurungen von Wünschen für Caesars Sicherheit entweiht hätte, während er nach dem Tode des Siegers lechzte, vielleicht gar um die keimende Verschwörung wußte; denn daß er die heilsame Wahrheit an die angenehme mit Feinheit anschließt, daß er den Caesar so glänzend aber doch mit Wahrheit lobt, darf wohl nicht getadelt werden.

Hätte Caesar gekonnt, was Cicero, Rom und die Menschheit laut und schweigend von ihm forderten, so würde er es sicher auch gewollt haben. Aber er hatte überhaupt nur diejenige politische Kraft und Geschicklichkeit und einen solchen Verstand, welcher dazu gehört, um das Haupt einer Parthei zu sein; aber durchaus gar kein gesetzgebendes, oder organisch einrichtendes Staatsgenie, wie etwa ein Solon oder andre große Staatenbegründer und Erneuerer. Ein überraschender Mangel zeigt sich beim Caesar, sobald es über die Gränzen jenes Partheikampfs hinaus geht. Selbst da er auf der größten Höhe seiner Macht stand, und noch neu zuerst als Sieger nach Rom kam, machte er sich in sechs, sieben Tagen jener Menge selbst, deren Sache er zu führen vorgab, so verhaßt, daß Cicero daraus große Hoffnungen schöpfte. Er fand den hartnäckigsten Widerstand, und gesteht selbst, daß er ohne seinen Zweck erreicht zu haben, die Stadt hatte verlassen müssen. Und was durften sich nicht die Republikaner, selbst nach ganz beendigtem Kriege, eben um seines Uebermuthes willen gegen ihn erlauben? Es ist daher nicht für zufällig zu halten, wenn alles Politische in seinen beinahe nur militärischen Geschichtsbüchern immer nur so beiläufig berührt, und ganz oberflächlich behandelt wird. An der Spitze seines Heeres oder als Haupt einer Parthei im politischen Kampf und Bürgerkrieg hatte er eine unüberwindliche Gewalt und war einzig groß; nicht so aber als oberster Lenker eines großen Staats

in ruhiger Friedenszeit, um auf die Dauer mit Ordnung zu herrschen.

Wenn ein Mann das Ziel aller seiner Wünsche und den höchsten Gipfel des Glücks bis zur Sättigung erreicht hat; so kann man aus diesem Ziele selbst die eigentlichen Gegenstände und den Umfang seiner Neigungen am besten vollständig kennen lernen. Da geschieht es denn oft, daß, wer nur von göttlich hohen Bestrebungen träumte, oder laut prahlte, plötzlich still wird, und nun keine Wünsche mehr hat, weil seine nächsten Begierden befriedigt sind. Die Gränzen der Neigung sind ein sicherer Maaßstab der Kraft; denn, was der Mensch recht vollständig kann, das will und wünscht er auch dauernd. Caesar hat das äußerste Ziel seiner Wünsche erreicht, und war vor Zufriedenheit ordentlich lebenssatt, jedoch ohne alle Spur jener Schwermuth, welche ein unbefriedigtes und hoffnungsloses höheres Streben andeuten könnte. Es war auch nicht Ueberdruß und Unmuth aus heimlicher Verzagtheit oder aus Mißtrauen in die bestehende Fortdauer seines Glücks; eine reine Lebenssattigkeit war es, ohne Wunsch und Furcht, bei der er immer heiter, ja sogar ausgelassen fröhlich blieb; das bloße Gefühl, daß er am Ziel sei. „Ungern, sagt Cicero, „habe ich dein höchst erhabenes und höchst weises Urtheil gehört: „„Du hättest zur Befriedigung der Natur, und auch für den Ruhm genug gelebt."" Genug, wenn du willst, vielleicht für die Natur; ich will auch, wenn du meinst, hinzusetzen, für den Ruhm; aber, was das wichtigste ist, für das Vaterland, gewiß noch viel zu wenig. Daher laß, ich bitte dich, diese Einsicht denkender Männer in Verachtung des Todes; wolle nicht auf unsre Unkosten ein Weiser sein. Denn ich muß es oft hören, daß du dasselbe immer wiederholst: „„Du bedürfest des Lebens nicht weiter."" Ich würde es zugeben, wenn du nur für dich lebtest, oder nur für dich geboren wärest. Jetzt aber, da deine Thaten das Heil aller Bürger, und den ganzen Staat umfaßt haben, bist du so weit von der Vollendung der größesten Werke entfernt, daß du noch nicht einmahl mit der Grundlage deiner Entwürfe fertig bist." So redeten die großen Römer jener Zeit einer zu dem andern!

Da Caesar nichts mehr wünschte, hatte er gewiß alles ge-

than, was er vermochte, und wozu er die Kraft und die Anlagen, so wie das Streben des Geistes besaß. Oder war es etwa kein lockendes Ziel einer hohen Ruhmbegierde, die sinkende Größe des römischen Volks zu retten? — Selbst die leichteste Auflösung der schweren Aufgabe jenes für eine neue, monarchische Staatsgestaltung reifen Zeitalters; den alten bürgerlichen Formen leise einen andern, der jetzigen Beherrschung angemeßnern Sinn unterzuschieben, das ganze Morsche aus dem frühern Leben in der Stille bei Seite zu schaffen, das bloß Schadhafte zu bessern, zu stützen und neu zu übertünchen, schien ja ein so verdienstvolles Werk, daß der versteckte und verstellte Charakter, der das Glück und den Verstand hatte, es zu vollenden, beinahe von der Geschichte selbst unter die Götter versetzt worden ist. Der neue Stifter des größesten Staats, der neue Bildner des erhabensten Volks zu sein, dazu fehlte dem Caesar die innre Kraft und Anlage. Siegen im weitesten Sinne des Worts, das konnte er; nicht bloß mit dem Schwert, sondern auch durch die Gewalt der Rede und den Einfluß der gesellschaftlichen Verbindung, durch überlegne Kraft und Verschlagenheit die Menschen einzeln und in der ganzen Masse unter sich beugen, an sich reißen und fesseln, und nach seinen Absichten lenken; und das war sein eigenthümliches Talent, worin Caesar vielleicht von keinem andern Staatsmann oder Helden übertroffen worden ist.

Moderne Sophisten irren sehr, wenn sie dem Caesar ihren Lieblingsirrthum leihen, und durch sein Beispiel vielleicht bestätigen wollen: als sei die Alleinherrschaft ihm nur Mittel gewesen, um seiner unbegränzten Menschenliebe Genüge zu leisten, und die allgemeine Glückseligkeit nach dem ganzen Maße seiner unermeßlichen Kräfte befördern zu können. Nein, das Siegen selbst, in jenem weitern und auch im gewöhnlichen Sinn, war sein letzter Zweck. Es war einer seiner Lieblingsentwürfe, einen Tempel des Mars zu bauen, so groß als er noch nirgends vorhanden wäre; ein Zug, der bedeutend ist für diese Seite seines Charakters. Das Triumphiren war es, was er eigentlich wollte und liebte. Auch konnte er es sich nicht versagen, gegen alle politische Klugheit, selbst über römische Bürger auf eine Weise zu triumphiren, welche alle, die noch römisch dachten, empören mußte.

Seine Bildung beschränkte sich darauf, daß er Vollendung jeder Art, in den größten, wie in den kleinsten Dingen um ihrer selbst willen liebte, alles Ungeschickte haßte und das Classische, nicht weil es wahr, gut, schön und gerecht, sondern weil es in seiner Art vollendet war, ehrte. Denn für ächte sittliche Güte, künstlerische Schönheit, oder die innere göttliche Wahrheit und Gerechtigkeit hatte er so wenig Anlage, Sinn und Vermögen, als zum Dichten. Seine Welt und sein Gegenstand war das Angenehme und das Nützliche. Aber freilich betrieb er das Nützliche ins unermeßlich Große; daher denn auch viele seiner Entwürfe durch die Weise und die Kraft erhaben scheinen, wiewohl ihr letzter Zweck von der Art ist, daß er streng genommen, nie erhaben genannt werden darf.

Das Höchste, was er zur Beförderung und Verbreitung dieser materiellen Bildung zu thun vermochte, war: Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, vor denen jeder andre erschrocken wäre, und unermeßlichen Stoff zur Stelle zu schaffen. Er hat nicht vermocht, auch nur auf einen seiner Anhänger einen geringen Theil seines großen Geistes fortzupflanzen, wie Alexander eine ganze Pflanzschule von Helden, Feldherrn und großen Herrschern hinterließ, noch wie ein Solon oder Themistokles politische Einrichtungen zu stiften, oder neu zu beleben, und ihnen seinen Gedanken einzuhauchen. Er ist zur größern Hälfte ein Barbar; denn sein Genius war kinderlos.

Ein rohes, oder mißgebildetes Volk zu einer ächt menschlichen Bildung zu erheben, das lag ganz außer seinem Gebieth. Aber ein kriegerisches und freiheitsliebendes Volk mit dem Schwert in der Hand dergestalt zum Frieden zu richten, (was die Römer mit einem eigenen Ausdrucke pacare nennen,) daß es wie zerschmettert war, und sich fortan geduldig unter das Joch der eisernen Weltherrschaft von Rom beugte, das verstand er wie kein andrer. Nach solchem Zwecke und in diesem Geiste handelte er denn auch in Gallien so, daß einige im Senat den Vorschlag machten, ihn den Feinden auszuliefern. Gallien war für ihn freilich nur ein Mittel und Vorbereitung zu andern höhern Zwecken; eine reiche Goldgrube, und eine Kriegsschule für seine Legionen.

Alexander hingegen, immer das Entgegengesetzte zusammenfassend, schützte seine neuen Unterthanen eben so sehr gegen den Uebermuth seiner Krieger, als gegen die Grausamkeit und Habsucht der eigenen Satrapen. Noch in den späteren orientalischen Sagen wird seine Menschlichkeit hoch gepriesen. Heißt er auch einigen der „Räubergott"; welcher Eroberer hat jemals der leidenden Menge nicht so geheißen? Und weiß denn diese auch die unvermeidlichen Uebel, welche selbst den gerechtesten Krieg besonders im Alterthum begleiten mußten, von den überflüßigen und zwecklosen Verheerungen zu unterscheiden? Alexanders Krieg gegen die Perser aber war so gerecht, als nur je einer ist geführt worden. Freilich wuchs und vermehrte sich seine Lust am Erobern mit den Fortschritten selbst; er nahm dann auf seinem Wege mit, was ihm zur Hand lag, sonst wäre er nicht Alexander gewesen. Die griechische Freiheit schonte er so sehr, daß er sogar einige, die sich zu Tyrannen aufgeworfen hatten, ihren Mitbürgern auslieferte.

Es genügte ihm nicht, Völker zu überwinden; das höchste Ziel seines Ehrgeizes war, der Stifter eines allgemeinen Staats, der Bildner aller Völker zu sein, und das ganze menschliche Geschlecht mit dem hellenischen Geist zu erfüllen. Ueberhaupt war der Charakter des griechischen Eroberungstriebes, der sich schon geraume Zeit vor Alexander, ja selbst vor den Entwürfen des Philippus, Jason und Agesilaus, und vor dem Rückzuge der Zehntausend mit Xenophon mächtig zu regen anfing, ungleich edler als der Römische. Die Triebfeder der Asiatischen Erobrer war Ruhmsucht und Liebe zum Glanz; die Seele der Karthagischen Eroberungen war Habsucht und Geld, oder Handelsvortheile; von den Scythen endlich, d. h. von allen, welche nomadisch lebten und dachten, könnte man sagen, daß sie nur aus Noth und Mangel an Lebensunterhalt oder an hinreichender Beschäftigung auf Eroberungen ausgingen. Die Römer strebten nach unbegränzter Macht und Ehre und Herrschaft; daher die Größe des Römischen Weltstaates; denn jedes über die sinnliche Gegenwart hinaus gehende Streben nach einer Idee von dauerndem Nachruhm und Ehre des Vaterlandes, ist schon im Einzelnen erhaben, ge-

ſchweige denn die öffentliche Begeiſterung eines ganzen Volks. So wie jede organiſche Kraft, wenn ihre innre Entwicklung vollendet iſt, und der Stoff des Lebens ſich nun vollkommen geſtaltet hat, ſich fortzupflanzen und ein Gleichartiges aus ſich heraus zu bilden ſtrebt; ſo äußert ſich bei den Griechen von dem Augenblick an, da ihre geſammte Bildung, deren allgemeine Gültigkeit und hohe Bedeutung ſie ſelbſt nicht wiſſenſchaftlich wußten und erkannten, aber ſehr beſtimmt ahneten, den höchſten Gipfel erreicht hatte, den Trieb, dieſen Geiſt allgemein zu verbreiten, und alle Völker helleniſch zu bilden. Von dieſem Augenblick an war allgemeiner Frieden und Brüderſchaft unter allen Griechen, und ewiger Krieg gegen alle angränzenden Barbaren und Tyrannen der öffentliche Lieblingswunſch, und der Gemeinplatz aller Sophiſten und politiſchen Redner, weil es die herrſchende Denkart jener Zeit und des ganzen helleniſchen Volks war.

Alexander hat wohl den Anfang gemacht oder wenigſtens die große Abſicht gehabt, die mißgebildeten Aſiaten zu einer ächt menſchlichen Bildung zu erheben. Konnte nun gleich der helleniſche Geiſt in Aſien nie völlig durchdringen, welches ihn auch, als ein von Urſprung aus frembartiges Element, in einer ſpäten Zeit, obwohl ſehr verfälſcht, ganz wieder von ſich geworfen hat; ſo iſt doch die allgemeinere Verbreitung ächter Bildung, zu der Alexander ſo jung und ſo ſchnell, einen ſo dauerhaften Grund zu legen wußte, für die Entwicklung der Menſchheit nicht verloren geweſen, und ſie beweiſ't in ihrem Gründer einen Umfang und eine Mittheilungskraft ächter Bildung, gegen welche das Wirken des Römiſchen Weltbeherrſchers nur roh und ungebildet erſcheint. Man findet dieſe ächte Bildung, ſo wie den Geiſt und Sinn dafür, überhaupt wohl nur bei Griechiſchen Herrſchern und Eroberern, deren erſter und würdigſter Alexander war und geblieben iſt.

Er wußte den königlichen Feldherrn der Macedonier, das freie Oberhaupt des Syſtems der Griechiſchen Freiſtaaten, und den Aſiatiſchen Beherrſcher des großen Perſiſchen Reichs auf das vollkommenſte in ſich zu vereinigen. Während er in der Kriegskunſt Epoche machte, dem Handel eine ganz neue Richtung gab, Aſien mit griechiſchen Pflanzſtädten überſäete, Entdeckungsreiſen veran-

staltete, durch welche die Gränzen der Erdkunde und Naturgeschichte unermeßlich erweitert wurden; untersuchte er, ein würdiger Schüler des Aristoteles, mit Philosophen, die Natur ächter Bildung, den Charakter der fremden Asiatischen Völker und ihre zweckmässigste Behandlung. In der Anmuth des Betragens und des Geistes ein zweiter Alcibiades, schmückte er den Gang seiner Eroberungen selbst dergestalt mit ächt Griechischer Schönheit der Kunst und des Lebens, mit gymnastischen Spielen und musikalischen Festen, daß er einem fröhlichen Zuge des Bacchus ähnlicher sah, als einem verheerenden Kriege. Ganz eigen war ihm besonders, was man das Vermögen politischer Belebung und organischer Schöpfung nennen könnte; die Kraft und die Kunst, Menschen nicht bloß an sich zu binden, sondern auch unter sich in einer neuen politischen Schöpfung zu vereinigen; dem so vereinigten und neu gestifteten Wesen aber ein von seinem Stifter unabhängiges eignes Leben mitzutheilen, und überhaupt den eignen Schöpfergeist auf seine Anhänger fortzupflanzen. Es ist bekannt, wie geschickt er die Sitten der Asiaten und der Griechen umzubilden, zu mischen und zu vereinigen verstand. Seine Neigung, Städte zu stiften, ging beinahe in das Uebertriebne, und war nicht ohne hellenische Eitelkeit: denn nach dem Sinne der Griechen, war es noch schöner und heiliger, Urheber eines politischen Wesens, Bildner eines Volks (κτίστης) als Sieger in öffentlichen Spielen zu sein. Wie aus der Schule des Sokrates und Isokrates durch ihre bildende Meisterkraft eine Schaar von Philosophen und Rednern hervorging; so war das Lager des Alexander eine Pflanzschule von Königen. Seine Nachfolger und Schüler waren an Kraft und Geist, an Kühnheit und Verschlagenheit, an Schönheit und Würde der Gestalt, königliche Menschen; sie schienen, sagt ein Alter, nicht aus einem einzigen Volke, sondern aus dem ganzen menschlichen Geschlecht auserlesen zu sein. Der geringste von ihnen wäre noch würdig gewesen, mit dem Caesar um den Preis des Sieges als Feldherr zu kämpfen.

Von Alexanders höherm sittlichen Charakter wollen wir nur noch zwei Züge anführen. Er ist wohl der einzige bekannte Welteroberer, von dem uns berichtet wird, wie er seine im Zorn be-

gangenen Fehler so aufrichtig bereuen konnte. Seine heiße Reue über die Ermordung des Klitus kann an den Schmerz erinnern, durch welchen Timoleon seine große Handlung nicht wie ein griechischer Sophist wähnt, entweihte, sondern vielmehr die heilige Reinheit seiner Triebfeder bestätigte. Die rettungslose Schwermuth, in welche Alexander gegen das Ende seines Lebens versank, die er so vielfach und so heftig äußerte, ist in dieser Hinsicht sehr bemerkenswerth und giebt den tiefsten Aufschluß über das innerste Wesen seines sittlichen Vermögens und Strebens. Es liegt in dieser erhabnen Unzufriedenheit, welche der Tod des geliebten Freundes beim Alexander nur veranlaßte, etwas wunderbar Rührendes und wiederum auch etwas ergreifend Großes. Ein lebendiger Beweis gleichsam, daß der Mensch nur die Wahl hat, zwischen zufriedner Beschränktheit und rastloser Hoheit. Was ist größer, als im üppigsten Ueberfluß von allem, was man nur begehren kann, unbefriedigt nach dem unerreichbaren Höhern und Göttlichen zu schmachten? Das ist mehr als Ilerda und Dyrrhachium! — Wohl war auch über das Leben und ganze Wesen des Brutus, wie uns von den alten Geschichtschreibern bemerkt wird, eine Schwermuth von ähnlicher Art verbreitet, durch welche die Strenge seiner Tugend für unser Auge zur sittlichen Schönheit gemildert wird. Dem Caesar aber war ein solches Gefühl ganz fremd. Sein materieller Lebensüberdruß war eine bloße Sattigkeit im Uebermaaß aller irdischen Güter; und gerade an diesem Endpunkte seiner Lebensbahn wird es am auffallendsten sichtbar und deutlich, wie es überhaupt in allen seinem großen Thun und Wirken an dem Streben nach dem unsichtbaren Höheren und an einer göttlichen Idee gefehlt hat. Wer wollte nun nicht lieber der unbefriedigte, unvollendet gebliebene Alexander sein, als der glückliche Caesar, welcher das volle Ziel seines Strebens erreicht hat; der aber dabei dem Catilina ähnlich war, und den Cato hassen mußte?

Seine Aehnlichkeit mit dem Catilina bekannte Caesar selbst öffentlich, als man ihm Vorwürfe machte, daß er einige Menschen von der niedrigsten Herkunft zu den höchsten Ehrenstellen befördert hatte, indem er darauf erwiederte: „Wenn ihm Meuchelmörder und Räuber in Behauptung seiner Macht und Würde nützlich

gewesen wären, so würde er auch diese eben so belohnen." Es ward allgemein geglaubt, er hätte bei einer gewissen Gelegenheit einen gemietheten Angeber, weil der Entwurf mißlang, durch Gift bei Seite geschafft. In seinem ersten Consulat stahl er dreitausend Pfund Gold aus dem Capitol, und legte eben so viel vergoldetes Erz an dessen Stelle, verkaufte Bündnisse und Reiche. Sehr oft plünderte er Tempel und geheiligte Stätten und zerstörte unschuldige Städte der Beute wegen. Die Kosten des bürgerlichen Krieges und den Aufwand seiner Triumphe und öffentlichen Schauspiele und Werke bestritt er nur durch solche und ähnliche Räubereien.

Cato, der lieber gut sein als scheinen wollte, und in allem sittlich streng nach altrömischer Tugend handelte, weil er nach seinem Charakter nicht anders konnte, war dem Caesar an Seelengröße in einer entgegengesetzten Art völlig gleich und gewachsen; welcher ihn eben darum herzlich haßte, weil er ihn nicht verachten konnte. Der Anfang ihrer offnen Fehde war jener große Tag, wo die Donner der Catonischen Beredsamkeit den schon siegreichen, verrätherischen Rath des verschlagnen Caesar über die Catilinarischen Verschwornen zerschmetterten, und den sinkenden Senat mit altrömischer Begeisterung erfüllten. Wie klein war es, daß der Sieger das Bildniß dieses Mannes im Triumphe aufführte, welcher durch seinen freien Tod eigentlich in höherm Sinne über ihn triumphirt hatte; denn allerdings glaublich ist die Nachricht eines sonst nicht sehr glaubwürdigen Zeugen, daß der Tod des Cato den Caesar wirklich schmerzte, weil er ihn um den gehofften Triumph brachte, wiewohl er sich nicht darüber äußerte, bis er endlich in die wohlfeile Betheurung der milden Absichten ausbrach, die er gegen ihn gehabt zu haben versicherte. Kleinlicher noch ist, daß er selbst als Dictator, einem müssigen und zänkischen Redner gleich, Schmähungen gegen ihn schrieb, welche so armselig waren, daß die Republikaner selbst sie zu verbreiten wünschten, um Cato's Ruhm dadurch desto mehr zu verherrlichen, und Caesars Absicht, den Cato zu tadeln, lächerlich zu machen.

Alexander gab seinem Zeitalter eine ganz angemeßne, ja die möglichst beste Richtung auch für die griechische Geistescultur und deren Verbreitung in Asien. An den Gräueln der nachfolgenden

Despoten hatte er keinen Theil und keine Schuld; sie waren seiner großen Natur ganz entgegen. Caesar hat den Sturz des alten freien Rom nichts zum Bessern angewandt oder umgestaltet, sondern nur auf das Schlimmere und Schlimmste beschleunigt und vorgearbeitet, und andre unwürdigere Welttyrannen haben, ihm nachfolgend, die Früchte seiner Thaten genossen. Der ganze Ertrag seiner herkulischen Arbeiten war am Ende doch nur ein Beitrag mehr zum Glück des Augustus. Caesar würde Legionen von Menschen, wie Sulla und Augustus waren, in jenem weitern Sinne des Worts besiegt haben; aber in der feinern Herrscherkunst war er nur ein Anfänger gegen den Augustus, der so meisterhaft der verborgne Monarch einer scheinbaren Republik zu sein wußte; und an organischem Gesetzgebergenie übertraf ihn selbst Sulla, der zwar ein unumschränkter Dictator, aber doch noch in einem ganz republikanischen Geiste und Sinne Dictator war, sehr weit. Für einen republikanischen Imperator war Caesar zu tyrannisch, für einen unumschränkten Monarchen zu republikanisch, zu frei und sorglos in seinen eignen Sitten und Leben.

Und dieses war nicht etwa Folge eines zufälligen Fehlschrittes, welcher die andern unvermeidlich nach sich gezogen hätte. Es war nicht, daß er gleich im Anfange seines öffentlichen Lebens über den Rubiko gegangen war; es war vielmehr eine ursprüngliche Unzulänglichkeit seines Wesens, um der großen Aufgabe der damahligen Weltepoche völlig Genüge leisten zu können. Er war schon von Natur tyrannisch gesinnt und voll von monarchischem Stolz, aber ohne die solcher Form angemeßne innre Würde und sittliche Haltung und Strenge gegen sich selbst. Schon sehr frühe rühmte er sich in der Leichenrede auf seines Vaters Schwester Julia, seines vermeinten königlichen Geschlechts, und pries die Erhabenheit einer solchen Abkunft. Solche Aeußerungen waren sehr unweise und unpassend für den Bürger eines Freistaats, für ein Partheihaupt in der damahligen Römerwelt, und konnten nicht anders als zu einer solchen Katastrophe führen. Aber leicht wird diese vergessen, so lange der Gott des Tages noch auf dem Gipfel des Glücks steht; und unaufhaltsam schnell und leicht ist r Uebergang von einem demagogischen Sieger zu einem tyranni-

schen Alleinherrscher. Caesar hatte seine herrschsüchtigen Gesinnungen auch gar nicht hell, und führte immer den Spruch des Eteokles beim Euripides im Munde: „Um der Herrschaft willen könne man schon ungerecht handeln, im übrigen gerecht.“ Als Sieger scheute er den Nahmen eines unumschränkten Herrschers und Tyrannen so wenig, daß er ihn vielmehr zu fordern schien. „Sulla, sagte er, „habe nicht die Anfangsgründe der Herrscherkunst verstanden, daß er die Dictatur niedergelegt habe. Die Republik sei nichts, als ein wesenloser Nahme; die Menschen möchten immer schon vorsichtiger mit ihm reden, und seine Worte als Gesetze ehren.“ Gegen das Ende seines Lebens pflegte er oft im Schlaf zu erschrecken. Er mußte wohl fallen, so groß er auch war; und hat dieß im voraus gefühlt. Und groß war er auch, wie er fiel; da er am Brutus einen seiner würdigen Gegner und Rächer fand.

Caesar bahnte weit schlechtern Tyrannen als er selbst war, einem Tiberius, dem Caligula und Nero den Weg, und war ihnen auch in seinem Sturz ein obwohl vergeblich lehrendes und warnendes Beispiel und Vorbild. Konnte die Republik damahls auch nicht länger bestehen, so hätte doch die neue monarchische Verfassung durchaus fester, sittlicher und rechtlicher begründet werden müssen. Es giebt Zeiten, welche einer zwiefachen Richtung gleich fähig sind, wo das Schicksal der Menschheit gleichsam an einem Haare hängt. Wenn nun das Zeitalter des Caesar und Augustus ein solches gewesen wäre? Wenn es sich wahrscheinlich machen ließe, daß die Geschichte der Menschheit jetzt von einigen greuelvollen Jahrhunderten rein sein würde, wenn Caesar entweder nicht gesiegt, oder diesen Sieg weiser und größer benutzt hätte? Davon werden zwar die historischen Sophisten, welche so genau zu wissen wähnen, warum alles Schlechte, was je geschah, nothwendig war und durchaus geschehen mußte, nichts hören wollen. Und doch sind dieses nützliche und lehrreiche Fragen und Probleme einer höhern welthistorischen Sittlichkeit und Beurtheilung.

Auf dieser Wagschale verglichen, neigt sich das Uebergewicht auf die Seite des jugendlich begeisterten Alexander, dessen welthistorische Wirkung mehr befruchtend für die Zukunft, als zerstö-

rend in der Gegenwart war. Und auch Nation gegen Nation gehalten, bietet die Auflöſung der helleniſchen Freiheit und Bildung ein weniger herbes und freudenloſes Schauſpiel dar, als der ſittliche Zuſammenſturz der alten ſtrengen Römerwelt; indem wir dort noch durch einen letzten herrlichen Aufflug ſchöner helleniſcher Begeiſterung im Alexander im Gemüthe erhoben werden; während hier in dem Römiſchen Abendlande alles in einförmiger Erſchlaffung darnieder ſinkt, bis die neue Sonne eines höheren göttlichen Glaubens, über den alten Schutt des untergegangenen Heidenthums emporſteigt.

Inhalt.

Seite

Vorrede. . . . . III.

I.

Von den Schulen der griechiſchen Poeſie. 1794. . . . 7

II.

Vom künſtleriſchen Werthe der alten griechiſchen Komödie. 1794. 22

III.

Ueber die alte Elegie, und einige erotiſche Bruchſtücke derſelben; und über das bukoliſche Idyll. 1798. 38

Ueber das Idyll, und die bukoliſchen Dichter der Alten. . 48

IV.

Ueber die Darſtellung der weiblichen Charaktere in den griechiſchen Dichtern. 1794. 53

V.

Ueber die Diotima. 1795. 71

VI.

Ueber die Gränzen des Schönen. 1794. 118

VII.

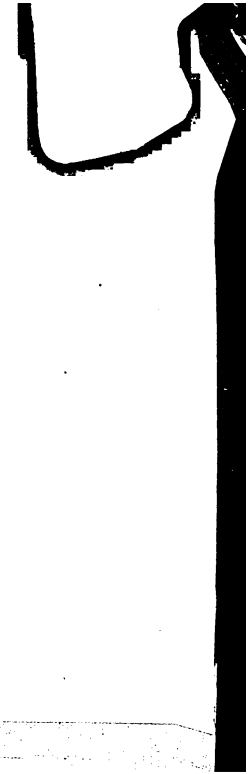
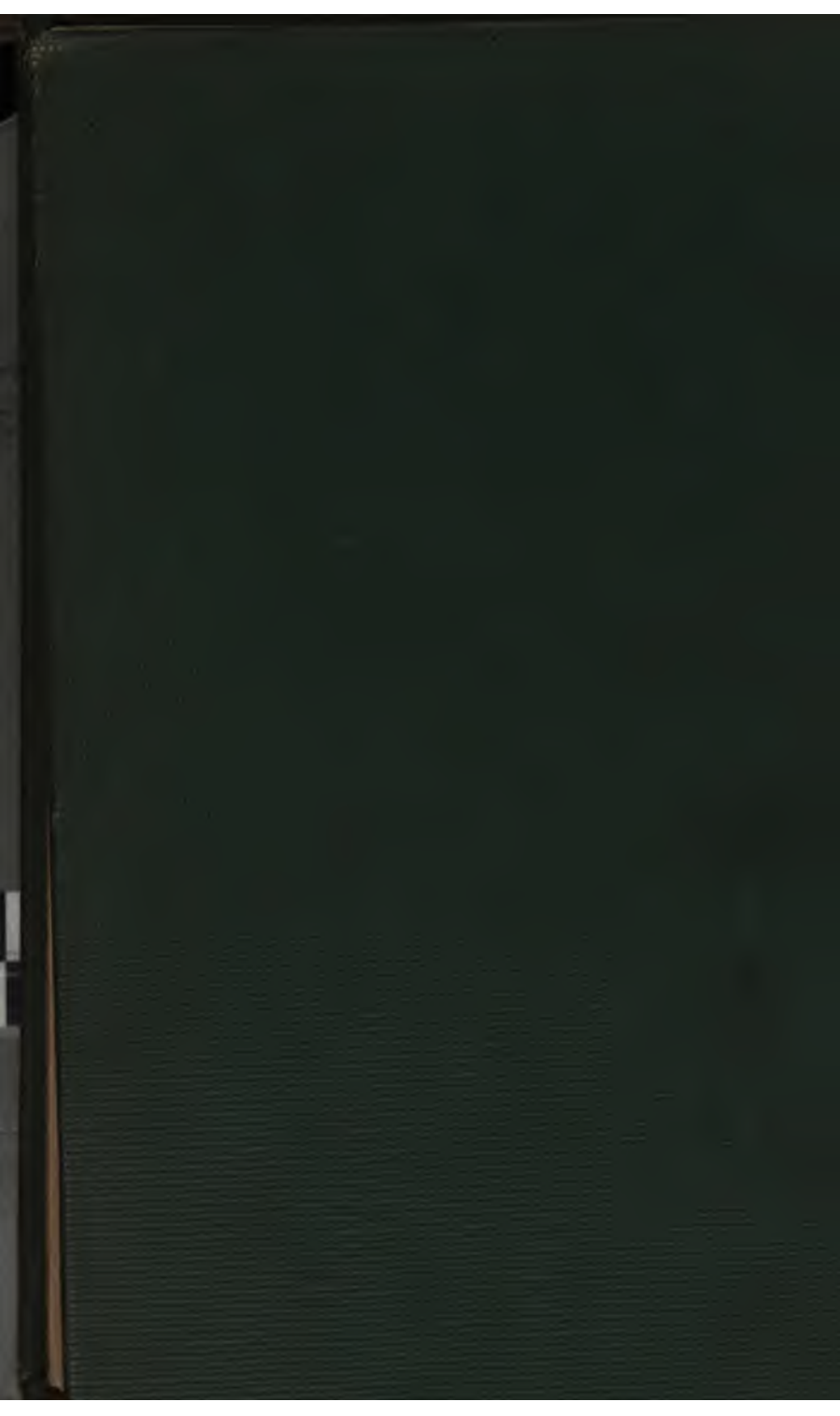
Die epitaphische Rede des Lysias. 1796. Einleitung. 127
Uebersetzung der epitaphischen Rede des Lysias. 136
Beurtheilung. 155
Beilage. Die Olympische Rede des Lysias. 163
Anmerkung. 165

VIII.

Kunsturtheil des Dionysios über den Isokrates. 1796.
Einleitung. 166
Charakteristik des Isokrates. Aus dem Griechischen des Dionysios 176

Alle diese voranstehenden Aufsätze haben zuerst in verschiedenen Zeitschriften in den Jahren 1794—1796 und 1798 eingerückt gestanden. Zwei derselben, Nr. IV. und V. waren auch in dem Ersten Theil der Griechen und Römer 1797 aufgenommen. Der nachfolgende Aufsatz ist noch nie gedruckt gewesen.

IX.

Caesar und Alexander. Eine welthistorische Vergleichung. 1796 200

Gedruckt bei J. St. v. Hirschfeld.